

Goethe.

Aus dem Gemälde Tischbeins Goethe in der Campagna.

Goethe

Von

Karl Heinemann

Fünfte, verbesserte Auflage

Erster Band

Mit 91 Abbildungen



Alfred Kröner Verlag in Stuttgart
1922

Inhalt.

I. Der junge Goethe.

	Band	Seite
Die Kindheit	I	1
Vaterhaus und Vaterstadt I, 1 — Unterricht und erste Dichtung I, 23		
Die Lehrjahre	. . I	42
Leipzig und seine Bewohner I, 42 — Die Bedeutung des Leipziger Auf- enthalts I, 57 — Der franke Student I, 69 — Straßburg und seine Be- wohner I, 76 — Herder I, 82 — Friederike Brion I, 100		
Advokat und Dichter	I.	111
Frankfurt und Darmstadt I, 111 — Weßlar und Lotte Buff I, 118. — Die Familien La Roche und Jacobi I, 126 — Goh von Berlichingen I, 139 — Werthers Leiden I, 151 — Stürmer und Dranger und ihre Gegner I, 162 — Das letzte Jahr im Vaterhause Der Brautigam Goethe I, 179.		

II. Auf der Höhe.

Erster Teil: 1775—1788.

Im Staatsdienste I.	203
Der Weimariſche Hof I, 203 — Der Staatsmann I, 216		
Frau von Stein. I	225
Im Gartenhauſe Das Noviziat I, 225 — Am Frauenplan I, 254 — In Italien. Der Bruch der Freundschaft I, 264		

Zweiter Teil: 1789—1805.

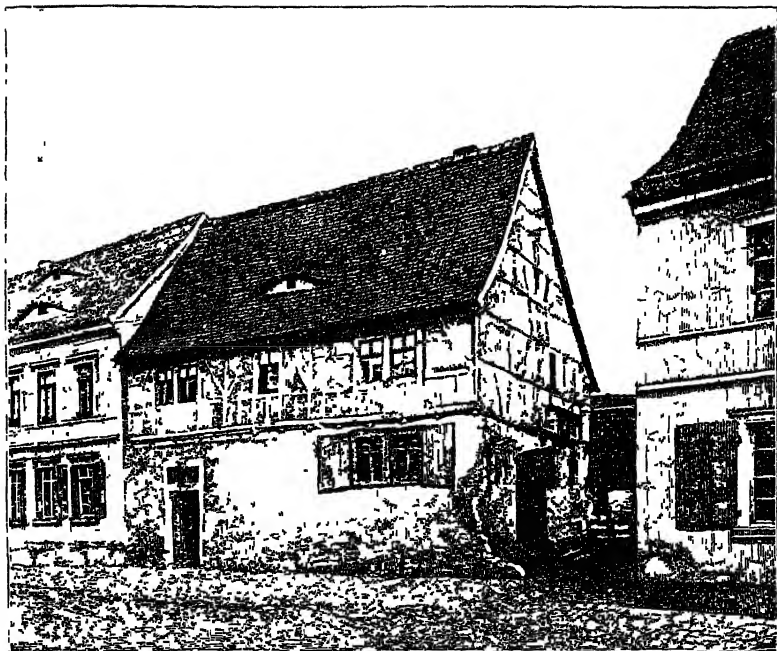
Goethes Schriften Erste Gesamtausgabe 1787 bis 1790 II.	1
Iphigenie und Nauſiffaa II, 1. — Egmont II, 11. — Taffo II, 19.		
Haus und Herd II.	32
Chriſtiane II, 32. — Die franzöſiſche Revolution II, 49.		

	Band	Seite
Schiller	II.	64
Der Naturforscher und der Philosoph II, 64. — Der Aufbau einer gemeinsamen Ästhetik II, 80 — Epische Dichtungen. Die Balladen II, 99 — Deutschlands Musterbühne II, 134 — Die Weimarer Kunstfreunde II, 153 — Äußere Erlebnisse. Schillers Tod II, 165		
Saust	II.	180

III. Die Vollendung.

Deutschlands Notjahre	II.	207
Der Mensch Goethe II, 207 — Der Dichter II, 234 — Epimenides und Pandora II, 234 — Die Wahlverwandtschaften II, 241 — Dichtung und Wahrheit II, 246.		
Neues Leben, neue Dichtung	II.	253
Die Verjüngung Der Divan II, 253 — Häusliches Leben II, 267.		
Der Weise von Weimar	II.	279
Kunsttheorie Weltliteratur II, 279 — Philosophische und religiöse Anschauungen II, 298 — Der Naturforscher II, 305		
Sonnenuntergang	II.	316
Das Haus am Frauenplan und seine Gäste II, 316. — Wilhelm Meisters Wanderjahre II, 337 — Das Ende II, 346		
Anmerkungen	II.	350
Verzeichnis der Abbildungen	II.	354
Register	II.	359

Der junge Goethe.



Stammhaus der Familie Goethe in Artern a. d. Unstrut.
Nach einer alten Photographie im Frankfurter Goethemuseum

Die Kindheit.

Vaterhaus und Vaterstadt.

Getauft in Frankfurt Freytags d. 29ten August 1749 S t h r Joh Caspar Göthe Ihro Röm Kayserlich. Majestät würdlicher Rath, einen Sohn, Joh. Wolfgang. So stand in den „Ordentlichen wochentlichen Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten“ vom 2. September 1749 zu lesen.

Über unseres größten Dichters Abstammung hat ein günstiger Stern gewaltet. Nord und Sud haben sich vereinigt, um Deutschlands größten Genius hervorzubringen. Das Geschlecht der Mutter stammt aus Württemberg, nicht allzu weit von Schillers Heimatstadt, das Geschlecht der G o e t h e dagegen ist norddeutsch, und B e r k a bei Sondershausen ist der Ort, wo der Urgroßvater des Dichters, Hans Göthe, als Vorsteher, das heißt als Führer der Gemeinderechnungen bis 1657 gelebt hat. In diesem Jahre zog er nach Sangerhausen, sein Sohn, der Hufschmied Hans Christian Göthe, nach Artern an der Unstrut. Dorthin folgte ihm der Vater und starb dort bald darauf (1686) Der

Hufschmied Hans Christian, der sich zweimal verheiratet hat, starb in Artern 1694 Sein ältester Sohn aus erster Ehe, der am 7. September 1657 in Artern geborene Friedrich Georg Göthe, wählte sich einen ruhigeren und müheloseren Beruf; er wurde Schneider

Goethe hat von diesem tüchtigen Manne, dessen Grab in Frankfurt er oft besucht haben will, und überhaupt von den Verwandten des Vaters auffallend wenig berichtet; nicht etwa, weil es ihm unbequem war, neben der vornehmen mütterlichen Abstammung von der Handwerkerfamilie Goethe ausführlich zu sprechen, sondern weil die Verwandten von dieser Seite meist schon tot waren oder mit Goethes Eltern nicht verkehrten, so daß die Erinnerung an sie bei dem greisen Goethe fast ganz erloschen war. Erzählt er doch sogar etwas Unrichtiges von seinem Großvater Friedrich Georg, indem er das Verdienst, das Vermögen in die Familie gebracht zu haben, nur seiner Gattin zuschreibt.

Um so mehr haben wir Grund, uns mit diesem Großvater unseres Dichters zu beschäftigen, der nicht bloß durch rastlose Arbeit den Grund zu dem Vermögen der Familie gelegt, sondern auch Tatkraft, Fleiß und das Streben nach Besitz und Rang auf seine Nachkommen vererbt hat Nach langen Wanderungen durch Deutschland und nach mehrjährigem Aufenthalt in Frankreich lenkte Friedrich Georg Goethe oder Göthe, wie er sich selber schreibt, seine Schritte im Jahre 1686 nach Frankfurt am Main: ein denkwürdiger Augenblick, ihm sollte die stolze Reichsstadt ihren schönsten Ruhmestitel verdanken!

Zuerst mußte sich der Fremdling kümmerlich durchs Leben helfen. Wenn er auch schon 1687 durch Verheiratung mit der Tochter des Schneidermeisters Sebastian Lutz, Anna Elisabeth, Frankfurter Bürger wurde, hob sich doch seine Einschäßsumme bis zum Jahre 1691 nicht über 300 Gulden. Von dieser Zeit an ging es rüstig vorwärts. Im Jahre 1704 hatte der güldene Boden des Handwerks den fleißigen und tüchtigen Mann in die Reihe der Höchstbesteuerten, deren Einschäßsumme mindestens 15 000 Gulden betrug, gehoben. Mehrere Jahre vorher (1700) war seine Gattin Anna Elisabeth mit Hinterlassung von vier Söhnen, darunter der spätere Zinngießer und Ratsherr Hermann Jakob Goethe, gestorben. Nach fünfjährigem Witwerstande ging der fast Fünfzigjährige eine neue Ehe ein; es ist wohl begreiflich, daß der wohlhabende Mann sich diesmal eine mehr begüterte Lebensgefährtin aussuchte. Die Auserlesene war die damals sechsunddreißigjährige Witwe Cornelia Schelhorn, Tochter des Schneidermeisters Georg Walter, die seit 1688 mit dem Witwer Johannes Schelhorn verheiratet gewesen war. Ursprünglich Stallknecht, dann Gasthofsbesitzer, hatte Joh. Schelhorn seiner Gattin den Besitz des Weidenhofes (jetzt Zeil 68 und 70) hinterlassen, wozu noch die väterliche Erbschaft kam; so konnte denn Cornelia Schelhorn ihrem Gatten Sr. Georg Goethe ein Vermögen als

Mitgift einbringen, das etwa der Hälfte des seinigen gleichkam. Der Greis Goethe hatte noch eine lebendige Erinnerung an sie aus seiner frühesten Kindheit. Er nennt sie eine „schöne, hagere, immer weiß und reinlich gekleidete, sanfte, freundliche, wohlwollende Frau“. Nach der Geburt zweier Kinder, die aber noch vor ihrem Vater starben, wurde dem Ehepaar Goethe ein Sohn geboren, der in der Taufe am 31. Juli 1710 den Namen *J o h a n n K a s p a r* erhielt; er sollte der Vater unseres großen Dichters werden. Gleich mit seiner Verheiratung hatte Friedrich Georg Goethe sein Handwerk aufgegeben, um sich ganz der Gastwirtschaft zu widmen. Es gelang ihm, den Weidenhof zu einem der ersten Hotels in Frankfurt zu erheben und sich selbst durch seine Tatkraft und Intelligenz eine angesehene Stellung zu erwerben. Bei seinem Tode (10. Februar 1730) hinterließ er den Seinigen ein Vermögen von fast 100 000 Gulden. Sein noch erhaltenes Testament, das ganz in dem Tone eines fürsorglichen Biedermanns geschrieben ist, wirft ein eigentümliches Schlaglicht auf Goethes Stiefsohn und besonders dessen Gattin, und erklärt uns, weshalb Goethes Eltern mit diesen auch sonst als roh und zankstüchtig verschrienen Verwandten fast gar nicht verkehrten.

Die Mutter gab ein Jahr nach dem Tode des Mannes die Gastwirtschaft auf und kaufte im Jahre 1733 für sich und den Sohn jenes Haus auf dem Hirschgraben, das jetzt die Frankfurter als ihren größten Stolz mit dem Namen Goethehaus bezeichnen.

Friedrich Georg Goethe hatte die Grundlage für das Ansehen seiner Familie durch die Erwerbung eines bedeutenden Vermögens gelegt. Was aber der ungebildete Handwerker nicht hatte erreichen können, sollte der Sohn für die Familie tun. Nur durch die Macht, die das Wissen gibt, konnte man bei der strengen Geschlossenheit der Stände in Frankfurt in die höhere Gesellschaftsklasse gelangen. Darum sollte Joh. Kaspar ein Gelehrter und zwar ein Jurist werden. Er wurde 1725 auf das Koburger Gymnasium, eins der besten und berühmtesten, gesandt. Nach Vollendung seiner Studien in Gießen (1730 bis 1731) und Leipzig (1731—1735) ging er an das Reichs-Kammergericht nach Wehlar und promovierte 1738 in Gießen. Große Reisen in Italien, Frankreich und Holland und Studien an der Universität in Straßburg (1741) sollten die äußere und innere Bildung vollenden. Es wäre für ihn, als er nach Frankfurt zurückgekehrt war, das Natürliche gewesen, sich um ein Staatsamt zu bemühen. Aber die Sorge, daß man ihn, den Schneidersohn, bei der Wahl ablehnen würde, hielt ihn davon zurück. Er beschritt einen andern Weg zur Erreichung seines Ziels. Er verschaffte sich vom Kaiser Karl VII. im Mai 1742 den Titel eines kaiserlichen Rats. Jetzt konnte er den entscheidenden Schritt tun: durch die Verbindung mit einer hochangesehenen, der Beamtenaristo-

fratie angehörenden Familie der späteren Generation eine vornehme Abstammung mütterlicherseits zu sichern. Das war der eigentliche Grund, weshalb Joh. Kaspar Goethe sich um die Tochter des Stadtschultheißen J o h a n n W o l f g a n g T e x t o r bemühte. Bei seiner Wohlhabenheit und seinem Titel konnte er bei dem nicht mit Glücksgütern, aber mit vier Töchtern gesegneten Stadtschultheißen auf gute Aufnahme hoffen. Am 28. Juli 1748 wurden der kaiserliche Rat Joh. Kaspar Goethe und Jungfrau Katharine Elisabeth Textor aufgeboten, am 20. August fand die Trauung statt. Ein Jahr später, am 28. August 1749, wurde J o h a n n W o l f g a n g G o e t h e geboren.

Wie der Norden und Süden sich glücklich in den Vorfahren Goethes vereinigen, so finden wir auch Abkömmlinge zweier streng geschiedener Stände, die aber zusammen den Kern des deutschen Volkes bilden, in Goethes Eltern verbunden. Es sind dies der Handwerker- und der Gelehrtenstand. Denn die Textors waren, soweit sie nachweisbar sind, Gelehrte. Als Urahn ist nachweisbar im 16. Jahrhundert Jörg Weber in Weikersheim an der Tauber. Sein Sohn Wolfgang (geb. 1588), Kanzleidirektor in Neuenstein, gab seinem Namen das lateinische Gewand und nannte sich Textor; sein Enkel Johann Wolfgang (geb. 1637), Dizehofrichter in Heidelberg, verpflanzte das Geschlecht nach Frankfurt am Main, wohin er als Syndikus im Jahre 1690 berufen worden war.

Hier die Familie sesshaft zu machen, war die erste und die Haupt Sorge J o h a n n W o l f g a n g s. Er selbst, obgleich funfundfünfzig Jahre alt, Witwer und Vater von vier erwachsenen Kindern, verheiratete sich nochmals, und zwar mit einer jungen Frankfurterin. Doch wurde die Ehe schon nach zwei Jahren gelöst. Von dieser Scheidung melden die Akten des Frankfurter Archivs und dabei zugleich von der ersten Berührung der beiden Familien Textor und Goethe, einer Beziehung, die freilich eines komischen Anstriches nicht entbehrt. Im Jahre 1695 verklagte der Schneider Friedrich Georg Goethe den Syndikus primarius Professor Dr. jur. Johann Wolfgang Textor, dessen Gattin mit Hinterlassung von etwa 2000 Gulden nach Mainz entwichen war, wegen einer Forderung von 87 Gulden für Arbeiten „vor Ihro Excellenz Herrn Doctor Textor seiner Frau Liebste und die Jungfern“. Der Ehemann weigerte sich, wie es scheint, mit Glück, für die Schulden der „uxor desertrix“ aufzukommen. Unterdes hatte sein achtundzwanzigjähriger Sohn, der spätere Frankfurter Advokat Christoph Heinrich, die Tochter des Frankfurter Handelsmannes Johann Nikolaus Appel, Maria Katharina, geheiratet, und noch in demselben Jahre, am 12. Dezember 1693, wurde der erste echte Frankfurter der Familie Textor geboren, dem es zugleich bestimmt war, die höchste Würde der Freien Reichsstadt zu erreichen; es war der aus Goethes liebevoller Schilderung genugsam bekannte Johann Wolfgang Textor, der spätere Stadtschultheiß, Vater der

Mutter des Dichters. Es war selbstverständlich, daß Johann Wolfgang die juristische Karriere ergriff. Im Jahre 1712 ging er nach Altorf, wo er 1717 promovierte; alsdann begab er sich an das Reichs-Kammergericht nach Wehlar, wo er als Kameraladvokat auftrat und nebenbei Vorlesungen über Kameral-



Johann Wolfgang Textor, Goethes Ururgroßvater
Nach einer Lithographie

prozeß hielt. In Wehlar trat er bald in nähere Beziehungen zu dem ebenfalls aus Frankfurt stammenden Kammergerichtsprofurator Cornelius Lindheimer, dessen dritte, damals siebzehnjährige Tochter Anna Margareta er im Jahre 1727 heiratete. Noch im Dezember desselben Jahres wählte ihn der Rat der Stadt Frankfurt zu seinem Mitgliede; diesem sehr ehrenvollen Ruf folgte er

sofort. Er führte seine junge Frau in das elterliche Haus auf der Friedberger Gasse

Zwei in den nächsten beiden Jahren geborene Knaben starben bald nach der Geburt; um so größer war daher die Freude, als am 19. Februar 1731 ein gesundes, kräftiges Mädchen sich einstellte, das die Namen *K a t h a r i n a E l i s a b e t h* erhielt

Noch in demselben Jahre wurde Textor zum Schöffen, bald darauf zum älteren Bürgermeister, endlich am 10. August 1747 zum Stadtschultheißen auf Lebenszeit gewählt. Als solcher war er der Präsident des höchsten Gerichtshofes, von dem man nur noch an das Reichskammergericht appellieren konnte, und zugleich das Haupt der ersten Ratsbank, der sogenannten Schöffen; daher hatte er eine sehr angesehene Stellung und großen Einfluß, er wurde überall zuerst gefragt, obwohl er als Stadtschultheiß eigentlich der Verwaltung ganz fern stand. Dazu kam, daß er durch seine Persönlichkeit und seine Tüchtigkeit als Jurist im Rat bald allmächtig wurde. Von diesem Glanz fiel auch etwas auf die Familie Goethe und auf den jungen Wolfgang, der bei den großen öffentlichen Ehrenbezeugungen sich nicht wenig als Enkel eines solchen Mannes fühlte. Kein Wunder, daß er ihm eine liebevollere Schilderung zuteil werden ließ, als dem Großvater Schneider

Als eine ehrfurchtgebietende Gestalt erschien er dem Dichter in der späteren Erinnerung. Stets gleichmäßige Ruhe, Wortfargheit, Neigung zu einem in gleichem Geleise sich abspielenden Leben, peinliche Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit waren seine Haupteigenschaften, die recht wohl zu der Würde seiner Erscheinung paßten. Was ihm an freier Zeit übrig blieb, widmete er seinen zärtlich geliebten Kindern und seiner Lieblingsbeschäftigung, der Pflege der feineren Obstsorten und der Blumenzucht in seinem großen Garten. Wir erinnern uns der Schilderung seines Enkels: „Er trug einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupte eine faltige seidene Mütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alfinous und Laertes hätte vorstellen können.“ Zu diesem Wesen stimmte sehr wohl die Einfachheit des Hauses und die einfache Erziehung der Kinder; er war kein Patrizier, verkehrte auch nicht mit den ihrer Herkunft oder ihres Reichthums wegen angesehensten Kreisen der Stadt. Feststehend auf dem Errungenen, verschmähte er es, mehr scheinen zu wollen, als er war. So ist es glaubhaft, was uns berichtet wird, daß er die ihm von Karl VII. wegen seiner Verdienste angebotene Erhebung in den Adelstand ausgeschlagen habe. Adel ohne Reichthum schien dem klugen Mann eine drückende Last. Seine vier Töchter, so soll er dem Kaiser geantwortet haben, sollten lieber bürgerlich bleiben, denn als arme Adelige würden sie keinen Bürgerlichen und auch keinen Edelmann bekommen. Dagegen nahm er die Ernennung zum kaiserlichen Rat



Johann Wolfgang Textor, Goethes Großvater.

Nach einem Gemälde von A. Schöppem 1763
Original im Besitz der Familie Textor.



Anna Margarete Textor, Goethes Großmutter

Nach einem Gemälde von unbekannter Hand
Original im Besitz der Familie Textor

mit dem Titel Ezzellenz, die der Kaiser ihm am 8. August 1743 zuteil werden ließ, dankbar und freudig an. Gar manche der trefflichen Eigenschaften dieses tüchtigen Mannes finden wir in seinem großen Enkel wieder, insbesondere aber eine Eigenschaft, die bei dem praktischen Verstandesmenschen, dem großen Juristen Textor, verwunderlich erscheint, es ist ein Zug ins Mystische, die Gabe der Traumdeutung und Weissagung, die dem Stadtschultheiß nach mehreren wunderbaren Proben, z. B. der Vorausagung seiner Wahl zum Schöffen und Schultheiß und mancher wichtigen politischen Ereignisse, von Verwandten und Bekannten zugesprochen wurde. Das nüchterne, prosaische Goethische Geschlecht kannte solche Anwendungen nicht; aber die mütterliche Verwandtschaft Goethes zeigt derartige geistige Richtungen, die sich mit dem Überirdischen beschäftigen und die Geheimnisse der Zukunft zu enträtseln suchen, in mehreren Gliedern. Textors Ahnungsvermögen hatte sich auf die eine Tochter vererbt; sie fand nach dem Tode des Vaters durch einen Traum sein Testament; auch Frau Rat hielt viel auf Orakel und Weissagungen. Hier ist die Erklärung dafür zu suchen, daß Frau Ajas großer Sohn so oft in seinen Werken bei Ahnungen und Vorbedeutungen verweilt und seine größte Dichtung auf die Geisterwelt aufgebaut hat. Im letzten Grunde ist es die tiefere oder auch poetische Anlage bei den Mitgliefern der Familie Textor, die sie dazu trieb, sich mit den ewigen Rätseln und dem Überirdischen zu beschäftigen.

Die Gattin des Stadtschultheißen, Anna Margarete, geb. Lindheimer, hat in ihrer äußeren Erscheinung, besonders den Augen und der hohen, mächtigen Stirn, unverkennbare Ähnlichkeit mit ihrem Enkel. Ob Geist und Gemüt sich glichen, läßt sich bei den geringen Nachrichten nicht erweisen. Der Dichter hat sie, die doch erst im Jahre 1783 starb und noch die Glanzzeit des Enkels erlebt hat, in Dichtung und Wahrheit sehr vernachlässigt. Nur einige hübsche Züge werden uns von ihr berichtet, so ihre Bescheidenheit und ihr leutseliger Verkehr mit geringeren Menschen.

Das waren die beiden Geschlechter, denen Deutschland seinen großen Dichter verdankt. Eigenart und Charakter der beiden Familien treten wunderbar klar in den *Eltern* Goethes hervor. Kaum möchte man einen besseren Vertreter des norddeutschen Wesens als den kaiserlichen Rat Joh. Kaspar Goethe auffinden, und mit Stolz kann Süddeutschland Goethes Mutter als eine seiner besten Töchter bezeichnen.

Ernste Beharrlichkeit und Gediegenheit, ein überaus starkes Pflichtgefühl, das sich besonders in der Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst äußerte, Bedürfnislosigkeit, strenge Auffassung des Lebens, unerbittliche Konsequenz, das waren Tugenden Joh. Kaspar Goethes, die der jungen Frau einen musterhaften Ehemann, den heranwachsenden Kindern einen trefflichen Erzieher zu verbürgen

schiene. Und doch rührte das Glück des Hauses am Hirschgraben allein von Frau Aja her, nicht von dem so opferfreudigen, selbstlosen Vater. Das Charakterbild Johann Kaspar Goethes gründete sich bisher, wohl zu seinen Ungunsten, auf die Nachrichten, die wir aus seinem höheren Alter erhalten haben. Die Veröffentlichung eines Teiles seiner italienischen Reisebeschreibung und seines Haushaltsbuches haben diesem Bilde einige freundlichere Züge beigefügt. In dem „Aufenthalt in Venedig“ — vom 14. Februar bis 2. März 1740 — weiß der wohl unterrichtete, meist moralisierende Reisende Land und Leute nicht ohne Humor zu schildern und zeigt sich dem Genuß der Freuden des Lebens nicht völlig abgeneigt, und in seinem meist lateinisch geschriebenen Haushaltsbuch — vom 1. Januar 1753 bis 10. September 1779 — tritt uns ein treu sorgender und sparsamer Familienvater entgegen, der sich aber den berechtigten Bedürfnissen der Seinigen und den Anforderungen seines Standes nicht verschließt. Die Ausgaben für den Haushalt betrugen nach den Aufzeichnungen des Herrn Rat durchschnittlich 2570 Gulden im Jahr, darunter große Summen für Gemälde, Kupferstiche und Bücher, ansehnliche Posten für die Garderobe der Frau Rat und Cornelia, nicht minder für Almosen und Unterstützungen. Die nicht selten notierten Geschenke für die Gattin versteigen sich sogar bis zu einer Höhe von 80 Gulden. Wolfgangs Wechsel in der Studienzeit wird überreichlich — mit 100 Gulden monatlich — bemessen, vielleicht weil der Herr Rat wünschte, daß sein Sohn in der Fremde standesgemäß auftrat. Denn in schroffem Gegensatz dazu steht das sehr geringe monatliche Taschengeld — sechs Gulden —, das der Haussohn in Frankfurt auch nach der Rückkehr aus Straßburg erhielt und die Weigerung des Vaters, Wolfgang, während er als Gast in Weimar war, zu unterstützen. Daß er sich das Geld für das Papier zum Götz borgen mußte, hat Goethe selbst berichtet.

Außere und innere Gründe ließen in der Brust des Vaters das wahre Glück und die Zufriedenheit, jenen Sonnenschein für die Familie, nicht aufkommen. Seine Herkunft und Abstammung waren der wunde Punkt seines Lebens. Darum führte er ein zurückgezogenes, fast einsames Leben und blieb Privatmann; darum lagen treffliche Kenntnisse, eine mit Mühe erworbene große Gelehrsamkeit brach. Etwas von dem Worte Iphigeniens: „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod“ klang in dies verfehlte Dasein eines von Natur rastlos tätigen Mannes hinein, der glücklich war, sich ein paar Jahre durch die Erziehung der Kinder oder später durch Arbeiten für den Sohn nützlich machen zu können, und sonst seine Zeit im Anlegen von Sammlungen, in Seidenraupenzucht und anderen Liebhabereien verzettelte.

Diese Mißstimmung war in seinem Charakter begründet. Er war eine unfrohe Natur, der schon die Heiterkeit, das unschuldige Vergnügen ein Unrecht

zu sein schien. Dazu fehlte es ihm, wie der Sohn bezeugt, an Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes. Und aus dieser Einseitigkeit, einem übertriebenen Vorherrschen des Verstandes, entstand das Unglück des Mannes. Er war beharrlich und unerschütterlich konsequent, aber nicht um irgendein größeres Ziel zu erreichen, sondern weil es Pflicht des Mannes ist, das Begonnene zu vollenden. Die höhere Weisheit, die im richtigen Augenblick das Verfehlte erkennt und es aufgibt, die zu unterscheiden weiß zwischen Beharrlichkeit und Trotz, fehlte ihm. Nicht um eine größere Aufgabe zu lösen, war er von früh bis abends fleißig, sondern allein, um fleißig zu sein. Nicht um mit seinem Gutes zu stiften, war er sparsam, ja oft geizig, sondern weil er jede unnötige Ausgabe für Verschwendung hielt. Gegen sich selbst rücksichtslos, war er es auch gegen andere. So wurde er ein allzu strenger Erzieher seiner Kinder, da er die Individualität nicht gelten lassen wollte; so wurde ein liebevoller Vater der Gegenstand der Furcht für eine von ihm innigst geliebte Tochter; auch Wolfgang mußte mit seiner Liebe zur Mutter flüchten. Er hat später für die Härte des Vaters eine schöne und würdige Erklärung gefunden. „Von Natur tief fühlend und liebevoll, hielt er jede Äußerung eines solchen Gefühls für Schwäche und verbarg sie hinter erkünstelter Strenge“, und Zelter gegenüber hat er die Hälfte der Schuld dieses Mißverhältnisses auf sich genommen. „Wäre sowohl von der Seite des Vaters, als von der Seite des Sohnes ein Gran des Bewußtseins in dies schätzbare Familienverhältnis getreten, so wäre beiden vieles erspart worden. Das sollte nun aber nicht sein und scheint überhaupt nicht für diese Welt zu gehören.“

Dies ist etwa das Bild, das Goethe selbst von seinem Vater entwirft. Wenn auch einiges, was er zur Begründung seines Urteils herbeibringt, als unwahrscheinlich oder unrichtig erwiesen worden ist, so darf man doch an dieser Charakteristik nicht rütteln. Wer möchte wohl im Ernst an eine Parteilichkeit Goethes seinem Vater gegenüber glauben?

Die Tugenden des Vaters wurden zu Fehlern und Schwächen, aber der Sohn, den ein glücklicheres Naturell vor diesem Geschick bewahrte, hat manche dieser Tugenden als schönes Erbteil bewahrt, wie die Beharrlichkeit und die Würde, die sich in dem strengen Fleiß, der musterhaften Ordnung auch im kleinen zeigte, das Selbstgefühl, das sich schon in der „Statur“ und der äußeren Haltung verriet, vor allem „des Lebens ernstes Führen“ oder, wie er es an anderer Stelle nennt, „schwerer Dienste tägliche Bewahrung“. Lehrhafte Redseligkeit bezeichnet der Dichter einmal selbst als das Erbstück des Vaters; er hätte auch der Neigung zur Naturwissenschaft und zur Kunst gedenken können und der Vorliebe, Sammlungen anzulegen und sie sorgfältig zu ordnen und zu pflegen. Es ist merkwürdig, wie im höheren Alter Goethes die weniger guten Eigenschaften des Vaters hervorzutreten beginnen; so die Förmlichkeit

und umständliche Genauigkeit in unwesentlichen Dingen, die Steifheit im Umgang, hin und wieder Eigensinn und ein allzu geflüstertes Hervorheben der Würde und der äußeren Form.

Auffallenderweise ist in Dichtung und Wahrheit von Goethes Mutter viel weniger die Rede als vom Vater. Die Absicht, eine besondere Lobpreisung, eine Arieia der Mutter, zu schreiben, hat der dankbare Sohn gehabt, aber es ist bei Bruchstücken geblieben, einmal, weil er zu zartfühlend war, um das heiligste und innerlichste Gefühl, die Liebe zur Mutter, aller Welt preiszugeben, und ferner, weil der Plan der Selbstbiographie die Schilderung der Erziehung und geistigen Ausbildung des Knaben und Jünglings in den Vordergrund stellte, da tritt wie natürlich der Einfluß der Mutter gegen den des Vaters zurück. Ersterer ist nicht greifbar und nicht darstellbar, aber darum nicht weniger vorhanden, nur daß er mehr angeboren erscheint. Und nun vollends bei unserem Dichter! Es heißt nur das hundertmal Gesagte wiederholen, wenn wir auch hier feststellen, daß alles, was uns Goethe hat groß erscheinen und teuer werden lassen, ein Erbteil seiner herrlichen Mutter ist. Darum ist auch Frau Rat von Bettinens poesiereicher Schilderung an eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes gewesen und ist es bis auf den heutigen Tag. Was soll man mehr preisen, das ewig sonnige Gemüt, die harmlose, alles beglückende Heiterkeit oder ihre rührende Frömmigkeit und den unzerstörbaren Glauben an Gottes weise Führung, die kostbare Natürlichkeit und die bis zum Tode bewahrte jugendliche Frische oder die nimmer müde Sorgfalt für den Sohn und das völlige Aufgehen in seiner Größe und Herrlichkeit? Er, der die Mutter am besten kannte, hat für sie das Wort „Stohnatur“ erfunden, und den Grundzug ihres Charakters, der alle die anderen Züge und Eigenschaften von sich ausstrahlt oder beeinflusst, könnte man nicht besser bezeichnen. Sie hat in ihrer Ehe unter dem strengen Regiment eines um zwanzig Jahre älteren, oft halsstarrigen und rücksichtslosen Gatten schwere Tage genug gesehen und viele Jahre im besten Lebensalter als Pflegerin eines geistig zerrütteten und körperlich langsam dem Ende zugehenden Mannes unter den trübseligsten Verhältnissen zugebracht. Und doch hat sie ihren köstlichen Humor nicht eingebüßt, denn dieser Humor der Frau Rat war gar nicht von äußeren Verhältnissen abhängig; er war, was ja auch ihr Sohn mit dem Worte Stohnatur sagen will, in ihrem Charakter begründet. Sie besaß die beneidenswerte Kunst, an allen Dingen die gute Seite herauszufinden. „Es gibt doch viel Freuden,“ schreibt sie einmal an den Sohn, „in unseres lieben Herrgotts seiner Welt! Nur muß man sich aufs Suchen verstehen, sie finden sich gewiß. Ein fröhlich Herz ist ein stetes Wohlleben, sagen die heiligen Schriftsteller —, und „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden“, steht im Götz von Berlichingen.“



Goethes Mutter
Relief von J. P. Melchior Original nicht erhalten,
Abguß im Goethe-Nationalmuseum in Weimar



Goethes Vater.
Relief von J. P. Melchior Original nicht erhalten,
Abguß im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Es war die Philosophie des heiteren Lebens, die sich zu dem Bekenntnis der Minna von Barnhelm hielt: „Was kann der Schöpfer lieber sehen als ein frohliches Geschöpf?“ Ewiger Frühling und heller Sonnenschein war um sie verbreitet. Bei der Belagerung von Frankfurt verzagte manch tapferes Gemut, und viele verließen Haus und Hof. Aber Frau Rat blieb, bis sie die Kugeln auf kurze Zeit vertrieben, und bewahrte sich ihre Laune bei allen Drangsalen durch den Trost, daß es nicht schlimmer geworden sei. „Mir geht's,“ so lesen wir in einem Briefe von ihr, „wie dem Hund in der Sabel — abwehren kann ich's nicht — zerzausen mag ich mich nicht lassen — gerade wie der Hund, ich — — esse mit. Das ist verdolmetst — Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — hasse die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bucke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich's — ist er schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas — das mich freut — und der Schlußstein — der Glaube an Gott! Der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich — ich weiß, daß es mir mit den Meinen gut geht — und daß die Blätter nicht einmal verwelken, geschweige der Stamm.“

Aus diesem heiteren, harmonisch ausgeglichenen Wesen erklärt sich die Zuneigung und Liebe aller der Menschen, mit denen sie in Berührung kam. Der Musiker Kranz, der mit Wieland nach Weimar gereist war, weiß nicht Worte genug zu finden, um sie zu preisen. Wieland nennt sie die Königin aller Weiber, die Krone ihres Geschlechts. Prinz Georg von Mecklenburg, die Königin Luise von Preußen, die Herzogin Anna Amalie schließen innige Freundschaft mit ihr und bewahren sie ihr bis zum Tode. Wenn alle diese hohen und niederen Verehrer sich des beglückenden Umgangs mit Frau Rat laut rühmen, ihr eigentlicher Wirkungskreis, ihr Haus und ihre Familie, wußte noch beredter davon zu erzählen.

Sie war der gute Engel des Hauses, der die tiefe Kluft, die Vater und Sohn trennte, immer wieder zu überbrücken wußte, und Flug und Weisheit durch Ausgleich, manchmal auch durch Vertuschen dem Unglück vorzubeugen verstand. Dankbar hat der Sohn diese Seite ihres Wesens in Hermann und Dorothea verherrlicht.

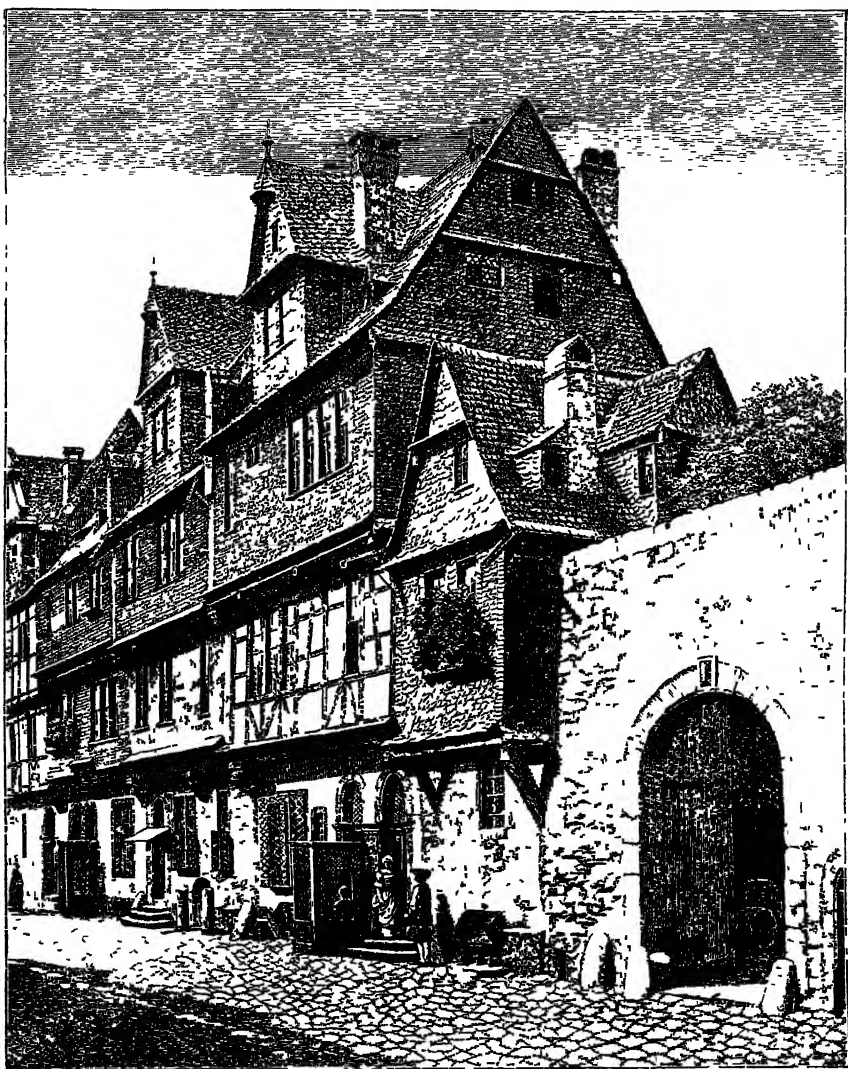
Diesen Charakterzug, „die Frohnatur“, hat Goethe selbst als sein eigenstes Erbteil von der Mutter bezeichnet. Er tritt, wie natürlich, bei einem Manne, der mit des Lebens wichtigsten Fragen und tiefsten Rätseln sich beschäftigte, dem das Wohl und Wehe von Tausenden unterstellt war, anders auf als bei Frau Rat; aber im Grunde ist er derselbe. Es ist der Humor im tieferen Sinne, jene ruhige, über den Dingen stehende objektive Betrachtung, jener gesunde Optimismus, der die Welt für die bestmögliche hält, der an den Fortschritt

der Menschheit glaubt; es ist jene Gute und Milde, die ihn einst an Frau von Stein schreiben ließ, man dürfe keinen Menschen verurteilen, ehe man nicht an seiner Stelle gestanden habe, jene liebevolle, so oft betätigte Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit, der, wie sein Freund Merck sagte, niemand widerstehen konnte. „Es ist nun einmal“, sagt die beglückte Mutter, „das glückliche Los von Doktor Wolf, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt.“

Die sonnige Heiterkeit der Frau Rat scheint jedoch auch eine Kehrseite gehabt zu haben. Nicht nur, daß das Gehenlassen, wie es Gott gefällt, doch auch seine bösen Folgen haben konnte; eine kleine Schwäche läßt sich nur aus diesem Charakterzug erklären. Ihre Abneigung gegen das, was ihre Heiterkeit stören konnte, war so groß, daß sie, wenn möglich, nichts Unangenehmes erfahren wollte. Ihren Dienstboten war verboten, derartiges zu melden. Selbst von der Krankheit des Sohnes wird ihr immer erst nach überstandener Gefahr Mittheilung gemacht.

Es ist bekannt, daß der große Sohn auch diesen Charakterzug von seiner Mutter geerbt hat. Er wandte sich, wie Bettina sagt, von dem Taurigen ab, das nicht mehr zu ändern war. Man durfte von lieben Toten noch lange Zeit nach ihrem Tode nicht sprechen Gerade Ereignisse, die ihn sehr tief und schmerzhaft berührten, wie der Tod der Mutter, werden im Tagebuch nicht erwähnt. Es entspringt dieser Zug einer übergroßen Zartheit des Gefühls, dem gewaltsamen Unterdrücken der Gefühlsäußerung, der Abneigung gegen allzu starke Eindrücke, die viele Menschen, und zwar je tiefer sie geistig stehen, um so mehr aufsuchen. Die Heiterkeit und Harmonie der Seele hat zur Voraussetzung eine sichere Lebensanschauung, eine feste Überzeugung und geklärte Ansichten in allen den Fragen, die tiefer angelegte Gemüther beschäftigen. Bei Frau Rat war dieser feste Anker für Geist und Seele das unerschütterliche Gottvertrauen und die felsenfeste Überzeugung, daß alles, was geschieht, zum Besten der Menschen geschehe. Das war die Quelle ihres Glücks und ihrer Zufriedenheit. Sie war eine tief und religiös angelegte Natur; aber bei ihr setzte sich alles ins Thätige, Praktische um, ihr Glaube wurde zur That; die werththätige Liebe war ihr eigentliches Christenthum. Nur in früher Jugend hatte fremder Einfluß, der ihrer mystisch angelegten Freundin von Klettenberg, ihre religiöse Anschauung etwas getrübt, so daß sie sich der frömmelnd-schwärmerischen Richtung der Herrnhuter in Frankfurt anschloß; aber die herrliche Entwicklung des Sohnes gab dann auch ihr einen höheren, weiteren Gesichtskreis. Sie ließ das Ungesunde jener Richtung hinter sich und behielt allein den seligmachenden kindlichen Glauben. Gegensätze und Widersprüche im Leben waren für diese glückliche Natur nicht vorhanden. Der Wille Gottes gab ihr stets die Lösung. Es hat etwas Rührendes und Beneidenswertes, zu sehen, wie diese Frau in

größter Gefahr und Sorge ruhig und heiter zu Gott wie zu ihrem Vater auf-
schaut, der ja nur das Beste für sein Kind wollen kann.



Das Goethehaus in Frankfurt am Main vor dem Umbau.

Aus Reiffenstein Bilder zu Goethes Dichtung und Wahrheit.

Diesen schönen Glauben hat sie nicht auf den Sohn übertragen können; aber,
was sich davon vererben läßt, den metaphysischen Zug, eine tiefe religiöse Auf-

fassung, die Vorliebe für religiös-philosophische Fragen, das hat der große Sohn von seiner Mutter; und seine reiche Kenntnis der Bibel, aus der er, wie die Mutter, besonders gern zitiert, ist ihm von der Mutter aneignet worden.

Neben dem lieben Gott war ihr niemand wichtiger, niemand lieber als der Sohn Wolfgang. Daß der Herzog von Mecklenburg und die Fürstin von Dessau erklären, es sei gar nicht zu verkennen, daß Goethe ihr Sohn ware, freut sie am meisten von allen schmeichelhaften Urteilen. „Dornehmlich sang sie gern,“ so erzählt die Schauspielerin Eumide, „das Lied aus dem Faust: Es war einmal ein König“, indem sie am Schlusse jeder Strophe die Zuhörer aufforderte, mitzufingen und am Ende gewöhnlich, die rechte Hand auf die Brust legend, sagte: den habe ich geboren.“

Selbstverständlich ist ihr Wolfgang der erste Dichter und der erste Mann seiner Zeit. Wir werden es der mütterlichen Liebe verzeihen, daß ihr alles, was der Sohn schrieb, gleich groß und herrlich erscheint. Darum schickt auch der Sohn ihr zuerst seine neuesten Werke, oft schon im Manuscript. Besonders jubelt sie über Hermann und Dorothea als „das Werk, worinnen eine Frau Aja vorkommen soll“, über die ersten Bücher von Wilhelm Meister, die ihr die schönen Jahre der Kindheit Wolfgangs wieder vor Augen zaubern, und über den Götz von Berlichingen, bei dessen Aufführung in Frankfurt sie mit Stolz ihr Ebenbild auf der Bühne sah. Schon aus ihren vielen Zitaten aus Faust, Götz und Werthers Leiden u. a. ergibt sich, wie vertraut Frau Rat mit den Werken ihres Sohnes war. Denn nicht bloß Begeisterung brachte sie den Werken des Sohnes entgegen, sondern auch liebevolles Verständnis. Er hielt viel auf das Urteil der Mutter, er weihte sie ein in seinen Götz, in die Sehnsucht mit Wieland, in die Ziele des Sturmes und Dranges und schickte ihr allein die später verloren gegangene Antwort auf Friedrichs des Großen Schrift „De la littérature allemande“. Ein Mann wie Wieland übersandte ihr seine Dichtungen, bevor sie gedruckt wurden, mit der Bitte um ein Urteil „in Frau Ajas Manier“. Sie war zwar keine gelehrte, aber eine kluge Frau und mit hellem Verstande begabt. Was an ihrer Ausbildung versäumt war, ersetzte sie durch eifrige Lektüre. Sie bildete sich an den Werken des Sohnes und machte seine Entwicklung mit durch. So kommt es, daß der Mangel an Schulbildung bei dieser glücklichen Frau zu großem Vorteil und zur Tugend wird. Sie hat sich eine beneidenswerte Natürlichkeit, eine naive Frische bis ins höchste Alter bewahrt, weiß auch nichts von der unheilvollen Scheidung der Sprache in eine Sprech- und Schreibsprache. Sie schreibt die Laute, wie sie sie hört, und geht mitten in der Erzählung in die direkte Rede über.

Und eben dieses unerbildete Gefühl, dazu die Gegenständlichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, die schöne Gabe, durch treffende Gleichnisse an-

schaulicher zu werden, der uner schöpfliche Schatz an Humor und guter Laune geben ihren Briefen jenen Zauber, dem sich niemand entziehen kann. „Meine Gabe,“ schreibt sie einmal, „die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen usw., sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle.“ — „Bücher schreiben? nein, das kann ich nicht, aber was andere geschrieben, zu erzählen — da suche ich meinen Meister!!!“

Wer denkt da nicht an Frau Rat, die Märchenerzählerin, der nicht nur Wolfgang und Cornelia mit Entzücken lauschten, die auch Erwachsene, wie Klinger, Unzelmann und Bettina begeistert gepriesen haben?

Sie war und blieb immer ein Kind und lebte am liebsten mit der Jugend. Die „Samstagmädels“ und Bettina wissen davon zu erzählen. Die berühmte Schauspielerin Cuniée und Bethmann haben ihre große schauspielerische Begabung anerkannt. Die erstere nannte sich mit Stolz eine Schülerin der Frau Rat. Auf's engste mit ihrem Wesen hängt ihre Vorliebe für das Theater zusammen. Mit dem zehnten Lebensjahre begann diese Leidenschaft. Das Stück, das sie damals gesehen — es war der Hermann von Elias Schlegel —, hatte solchen Eindruck gemacht, daß sie den Anfang noch nach fast vierzig Jahren auswendig wußte. Ihr ganzes Leben lang mit dem Theater und großen Schauspielern nah verbunden, galt sie als tüchtige Kennerin, von der der Leiter des Weimarer Theaters gar manchen Rat und manche Auskunft holte.

Suchen wir nach einer gemeinsamen Quelle der zuletzt geschilderten Charakterzüge, so wird uns auch hier der Sohn am besten leiten. „Die Lust zu fabulieren“ erklärte er für die zweite Erbschaft von seiner Mutter. Die Kraft der Phantasie, um es mit einem Worte zu sagen, hat der Dichter von der Mutter geerbt. Wenn der Schwung der Phantasie, die Kunst des Idealisierens, die Kunst, in dem Alltäglichen, Kleinen, Unbedeutenden das Große und Bedeutende zu erkennen, wenn die originelle Art der Auffassung, die Empfänglichkeit für alles Große und Edle und eine bilderreiche, kraftvolle Sprache, wenn ein von der Empfindung volles Herz den Dichter macht, dann war Frau Rat eine Dichterin und auch im geistigen Sinne die Mutter Goethes.

Wie Wohnort und Vaterland den Charakter ganzer Völkerschaften bestimmen, so kann auch der einzelne sich der Einwirkung der Stätte seiner Geburt nicht entziehen. Und hier tritt zu der Vererbung von den Eltern oder früheren Vorfahren der still und fast unmerklich wirkende Einfluß in jenen Jahren, da die Eigenschaften, die uns nicht angeboren sind, sondern anerzogen werden, sich entwickeln und ausbilden. Denken wir uns Goethe nicht in Frankfurt geboren und erzogen; er wäre vielleicht ein ebenso großer Dichter geworden, aber ein ganz anderer. Wo war in Deutschland eine Stadt ruhmreicher oder

ehrwürdiger an Vergangenheit, blühender in der Gegenwart, gesegneter durch Klima und Natur, als die alte, hochberühmte und stolze Krönungsstadt der Kaiser, die freie Reichsstadt *Frankfurt am Main*?

Frankfurt ist, obgleich so nah an Mitteldeutschland, eine durch und durch süddeutsche Stadt. In einer prächtigen, fruchtbaren Ebene gelegen, wird sie durch den Taunus mit dem Feldberg, dem Altkönig, Rossert und Stauffen vor dem Nordwind und durch die hinter Sachsenhausen gelegenen Höhen vor den oft stürmischen Südwinden geschützt. Nur im Frühjahr meldet sich öfters der rauhe Nordost, der reinigend durch die Straßen fegt. Obgleich nur um einen Grad südlicher als Weimar gelegen, hat die Stadt ein ganz anderes Klima. Der blaue Himmel und die milde Luft zeitigen Früchte, die sonst nur der Süden hervorbringt. So versteht man die Sehnsucht des Dichters aus dem ewig bleiern, „kimmerischen“ Himmel Thüringens und „der Niedertracht nordischer Umgebung“ nach den lieblich-heiteren Stätten seiner Jugend und das Seufzen seiner Mutter über das „infame Klima“ Weimars. Einmal schreibt er an Herder: „Das Wetter ist immer sehr betrübt und ertötet meinen Geist, wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben?“ „Die Witterung macht mich ganz unglücklich, der trübe Himmel verschlingt alle Farbe“, und in Italien jubelt er auf: „Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzudehnen. Dem Landesbewohner wollt ich alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Klima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen; es ist denn doch ein ander Sein.“ Solche Äußerungen beweisen mehr als theoretische Auseinandersetzungen, was die Lage seines Geburtsortes für seine Dichtung bedeutet hat. Das innigere, vertrautere Leben mit der Natur, das ihm Frankfurt bot, war nicht bloß für Goethe den Naturforscher wichtig; ihm entsproß eine der schönsten und herrlichsten Eigenschaften seiner Dichtung, die Natürlichkeit und Einfachheit und der feste Standpunkt auf der wohlgegründeten Erde, die vielbewunderte Gegenständlichkeit seiner Darstellung, die große Kunst, zu sehen, wo andere nur Worte hörten, zu malen, wo andere nur dichteten. Über die mehrfach wiederholte Klage Goethes, daß in Thüringen nicht einmal die Rebe gedeihe, mag man lächeln; aber seit der ältesten Zeit sind Wein und Poesie innig verbunden. Man denke an Hermann und Dorothea und das Rochusfest in Bingen, um zu fühlen, welchen Eindruck das in der Jugend so oft gefeierte Fest der Weinlese bei dem Dichter hinterlassen hat. An solche Tage mag er bei den obigen Worten sehnsuchtsvoll gedacht haben. Und noch ein anderes vermißte er in der zweiten Heimat: die Nähe eines großen Flusses. Um die Bedeutung des Mains für Frankfurt klar zu erkennen, muß man es sich ohne den Fluß denken; es sinkt mit seiner Um-

gebung zu einer reizlosen, unbedeutenden Landschaft herab. Was Frankfurt an Naturschönheit aufweist, hat es nur dem Main zu verdanken. Die alte Mainbrücke ist das erste aus der Vaterstadt, wovon Goethe in Dichtung und Wahrheit berichtet. Die große Reihe altehrwürdiger und moderner Bauten, die vielen Kirchen und Türme auf dem rechten Ufer, die lieblichen, mehr ländlichen Anlagen auf dem linken Ufer geben dem mächtig dahinrollenden Strom eine prächtige Einrahmung. Weithin schweift der Blick nach beiden Seiten zu den in der Ferne aufsteigenden Bergen oder folgt dem majestätischen Laufe des Flusses, der „die Flederhäuser trägt auf seinen Riesenschultern; tausend wehen über seinem Haupte tausend Flaggen, Zeugen seiner Herrlichkeit“.

Der stete Anblick eines großen Stromes bleibt nicht ohne Einwirkung auf die Anwohner. Das Lebendige, Leichte, Flüssige in ihrem Charakter verdanken die Frankfurter nicht zum geringsten Teile ihrem herrlichen Main; ja, Goethe selbst will die Gewohnheit des Frankfurters, sich allegorisch auszudrücken, in Gleichnissen und Bildern zu sprechen, auf die belebende Nähe des Mains zurückführen. Er selbst konnte bekanntlich kaum etwas sagen, „ohne bei einem Tropus ertappt zu werden“.

Eine besondere Bedeutung hat der Main für Frankfurt als die natürliche Verbindung zwischen dem mittleren Rhein und der mittleren Elbe, den beiden großen Wasserwegen Deutschlands, und Frankfurt war von alters her der Knotenpunkt dreier natürlicher Straßen. So wurde der Main die Ursache der frühen Gründung und der Quell des Wohlstandes, zu dem trotz politischen Mißgeschicks, trotz Plünderung und unerschwinglicher Kriegssteuern die Stadt sich immer wieder erhob. Bereits im ersten christlichen Jahrhundert finden wir auf einer durch den Mainarm gebildeten Insel an der Stelle des jetzigen Domplatzes ein Kastell mit einer Niederlassung. Im 8. Jahrhundert erscheint zuerst der Name Frankonofurt für eine neue Ansiedlung an derselben Stelle. Im Jahre 793 verbrachte Karl der Große den Winter in Frankfurt, sieben Jahre später wird es ein *locus celebris* genannt. Welch eine Vergangenheit! Was konnten die alten Burgen, Mauern, Kirchen und Türme dem aufhorchenden Knaben alles erzählen! Nichts Geringeres als die Geschichte des deutschen Volkes! Fast jedes Haus hatte geschichtliche Bedeutung. Das prächtigste Denkmal war die steinerne Mainbrücke, 1222 zuerst genannt, mit dem Denkmal Karls des Großen, des Gründers der Stadt, und dem berühmten Brückenkreuz und dem goldenen Hahn, an den sich geheimnisvolle Sagen knüpften.

Kehrte der Knabe von seinem Lieblingspaziergange über die Brücke nach Hause zurück, so fesselte seinen Blick der altehrwürdige Saalhof. Hier sprach die kleine Kapelle eindringlich von längst verschwundener Pracht, als letztes Ueberbleibsel der Sala (aula regia), die, von Ludwig dem Frommen als kaiserlicher

Palast aufgebaut, den Kaisern bis zu den Hohenstaufen zur Residenz diente. Hier war am 13. Juni 823 Karl der Kahle geboren worden; hier söhnte sich Lothar mit seinem Vater wieder aus; hier starb Ludwig der Deutsche, dem Frankfurt eine Lieblingsstadt geworden war. Und unmittelbar an dieses altehrwürdige, auf ein Jahrtausend zurückblickende Gebäude stößt das Leben und Treiben der Gegenwart. Hier war das Gewühl der Gewerksstadt, von hier an zogen sich der Jahrmarkt und die Messen bis zu ihrem Mittelpunkt, dem Dom oder der Bartholomäuskirche. Von all den Herrlichkeiten, die hier für die Kinderherzen ausgebreitet waren, zog den Knaben, sobald er etwas größer geworden, nichts so sehr an, wie die Buchläden am sogenannten Pfarreisen, wo er in der Jägerschen Buchhandlung sich Bilderbogen, mit goldenen Tieren bedruckt, und später Märchen, Sagen und Volksbücher kaufte.

Aus diesem Getümmel führten ihn wenige Schritte nach dem Dom, in dem das durch kunstreich gemalte Fenster sich brechende Licht einen ahnungsvollen Dämmerchein verbreitet. Nicht bloß Werke der Kunst weist der mit vielen herrlichen Altären geschmückte Dom auf, auch von Frankfurts glänzender Vergangenheit zeugt er selbst und sein Inneres. Die Wandmalereien sprechen von der Glanzzeit der freien Stadt, und gleich neben dem Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Größe, König Günthers Grab, befindet sich die Kapelle, in der die deutschen Kaiser gewählt wurden.

Nach der Krönung zogen die Kaiser mit dem Gefolge nach dem durch Geschichte und Erinnerung geweihten Römer, wo das Festmahl stattfand. Der Weg dahin war freilich nichts weniger als schön und auch dem kleinen Wolfgang wegen seiner Enge und der häßlichen Gleisbänke (der Schirn) verhaßt, aber der Römerberg und der gegenüberliegende Samstagsberg war ihm ein Lieblingsaufenthalt.

Auch hier flossen Vergangenheit und Gegenwart wunderbar ineinander. Hier war der Hauptplatz der Frankfurter Messen, die, wie Goethe sagt, eine unglaubliche Gärung in sämtlichen Kinderköpfen hervorbrachten, und in diesen Wirrwarr schaute das altehrwürdige Rathhaus, der Römer genannt, herein. Er war noch viel mehr als der Dom eine verkörperte Geschichte Deutschlands. Auf seinem Altan zeigten sich die eben gekrönten Kaiser im vollen Ornat und mit der Krone dem zu vielen Tausenden versammelten Volke, hier huldigten die Bürger dem Kaiser, hier in dem großen Kaiser-saal speisten nach der Krönung Kaiser und Kurfürsten, bedient von Grafen und Adligen. Von den Wänden des Saales blickten die Brustbilder der deutschen Kaiser von Konrad I. an herab. Welch ein Stück Weltgeschichte in Bildern! Wie lauschte der Knabe, wenn der Vater die Geschichte und die Taten der Kaiser erzählte; besonders von Rudolf von Habsburg und Karl IV., dessen goldene Bulle für die Frankfurter die größte

Anziehungskraft hatte, konnte er nicht genug erzählen hören. Nicht weniger lenkte die nächste Umgebung des Römerberges seinen Sinn in die Vergangenheit. Die Pforten und Türme, die die Grenzen der alten Stadt bezeichneten, die Stadtmauer, die Wälle und Gräben, die auf die Zeit des Schmalkaldischen und des furchtbaren Dreißigjährigen Krieges hinwiesen, die alte Bauart der Häuser in den winkligen Straßen des Gängeviertels, wo nach uralter Sitte die enge Straße zur Verbindung der gegenüberliegenden Häuser überbrückt war, die abgeschlossene Welt der Judengasse, alles das wies auch den Stumpfsinnigen auf die Vergangenheit, um wie viel mehr den früh aufgeweckten Knaben, den diese Wunderdinge zu tausend Fragen drängten und dem sie jenen Sinn für das Alterthümliche und die Erforschung der Vergangenheit weckten, der ihm sein Leben lang geblieben ist. Groß und mit Aufwand gebaut waren die Häuser, die die Geistlichen, und die Burgen, die die altadeligen Geschlechter errichtet hatten; die Bürger wohnten kümmerlicher, ringsherum um die großen Bauten, in krummen und winkligen Gassen eng beieinander, ein Gegensatz, der den Beobachter nicht weniger auf die Entwicklung und die Geschichte der Stadt hinwies.

Und derselbe Römer, der dem Knaben die Vergangenheit erschloß, gab ihm auch einen Einblick in die Bedeutung des damaligen Frankfurt, das 3000 Häuser und etwa 33 000 Einwohner zählte. Hier tagte der Rat und Senat; in dem Sitzungszimmer sah er in den drei Bänken die Rangordnung des Senats. Nur einer, der Vornehmste, Goethes Großvater, der Stadtschultheiß Tector, saß auf einem Platze für sich. Wie stolz war Wolfgang, wenn der Großvater das öffentliche Gericht abhielt, oder wenn die Abgesandten der Nachbarstädte ihm am Tage vor Mariä Geburt, bei dem sogenannten Pfeifergericht, in feierlicher Audienz ihre symbolischen Gaben überreichten und um Vergünstigung in den Zöllen baten. Da fühlte auch der Knabe etwas von dem Selbstgefühl des freien Bürgers der mit Geringschätzung auf die unfreien, weltlichen oder geistlichen Fürsten unterworfenen Nachbarn blickte. Daß bei der Kaiserkrönung Frankfurt als souverän und als den Fürsten gleichberechtigt behandelt wurde, hob das Bewußtsein jedes Frankfurters. Noch im Jahre 1826 pries sich Goethe glücklich, einer Stadt anzugehören, die sich ihre Freiheit aus den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart erhalten habe.

Die Einwirkungen, die die Geburtsstadt auf den Knaben Goethe ausgeübt hat, haben alle dieselbe Richtung: die Stärkung und Kräftigung der Seele der Dichtkunst, der Phantasie; und in derselben Weise wurde er durch das Geburtshaus beeinflusst. Schon der Name der Straße, der so gar nicht zu der Straße selbst zu passen schien, reizte die Wißbegier des Knaben. Um die innere Stadt zog sich eine ringförmige Mauer mit Türmen und Toren. Zu diesem Ringe

gehörten der Wallgraben, Zimmergraben und andere. An der Stelle, wo Goethes Geburtshaus steht, war auch ursprünglich ein Graben gewesen, der Hirschgraben genannt, weil in ihm Hirsche für das jährliche Festessen des Senats gehegt und gepflegt wurden. Die äußere Stadt war ebenfalls von einer betürmten Mauer und einem Graben umgeben. Dieser Stadtteil war im Gegensatz zu den engen Gassen der Altstadt breit, hatte lustige Straßen, große Plätze, niedrige Häuser mit schönen Gärten. In diese Herrlichkeiten konnte der Knabe aus dem zweiten Stock des Hauses bequem blicken. — Das war die Aussicht, nach der er so oft von dem einsamen Zimmer aus sehnsuchtsvoll blickte, und an der er sich besonders bei Sonnenuntergang nicht satt sehen konnte. Sie zog den Sinn von dem Alltäglichen zu einem schönen und erhebenden Anblick; sie weckte Empfindungen, die sonst dem Knabenalter fremd zu sein pflegen, die aber um so eher hervortraten, als „Ernstes und Ahnungsvolles von Natur in ihn gelegt war“; der einsame Aufenthalt in dem vor dem Umbau düsteren Hause führten den Blick schon frühe in das Innere, zu einer objektiven Betrachtung des eigenen Selbst, die uns gleich in den allerersten Briefen Goethes entgegentritt.

Sofort nach dem Tode seiner Mutter nahm der Vater den längst geplanten Umbau des Hauses vor. Das Nebenhaus, das damals vermietet war, sollte mit dem Hauptgebäude zu einem großen Hause vereinigt werden. Das Heiligtum des Hauses ist das Giebelzimmer des dritten Stockes. Es war das Zimmer des Knaben und Jünglings. Der Siegeslauf, in dem der Götz Deutschland, der Werther und Faust ganz Europa eroberten, nahm von hier aus seinen Anfang.

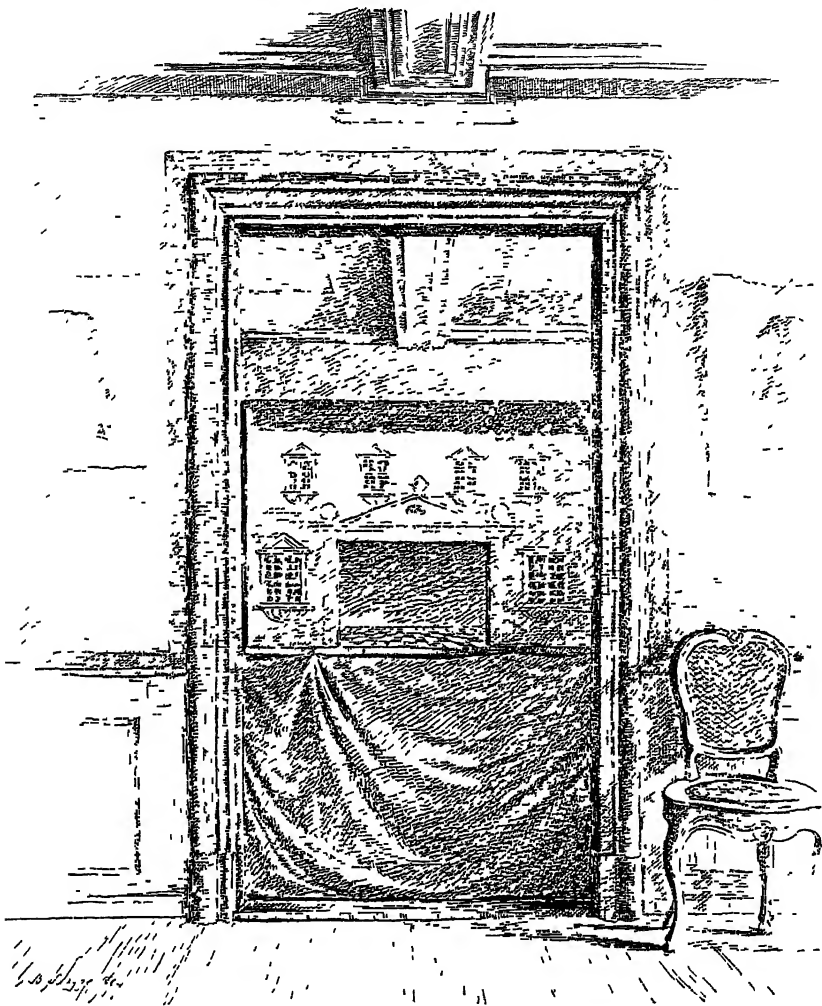
Aus Goethes ersten Lebensjahren sind uns einige Geschichten durch die liebevolle Treue Bettinens aufbewahrt worden:

„Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: ‚Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden‘; er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit. Damals war er drei Jahre alt. Dagegen liebte er seine Schwester Cornelia schon zärtlich, als sie noch in der Wiege lag, pflegte heimlich Brot in der Tasche zu tragen, das er dem Kinde in den Mund stopfte, wenn es schrie; wollte man es nehmen, so ward er zornig, wie er überhaupt mehr zum Zürnen als zum Weinen zu bringen war.“

Frau Aja kannte nur ein Gesetz der Erziehung, daselbe, das der Klosterbruder im Nathan als das höchste und beste hinstellt: Kinder brauchen Liebe. Der harten Strenge des Vaters gegenüber fanden die Kinder bei ihr Milde und Nachsicht.

„Ich konnte nicht müde werden,“ so berichtet Frau Rat ihrer jungen Freundin, „zu erzählen, so wie er nicht ermüdete, zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser

und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und alles, was in der Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte als mein Zuhörer; und daß wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten,



Das Goethische Puppentheater.
Original im Frankfurter Goethemuseum

und daß wir einst Sterne bewohnen, und welchen großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern, wie ich; ja, ich war im höchsten Grade begierig, unsere kleinen eingeübten Erzählungen weiterzuführen, und eine Einladung, die mich um

einen solchen Abend brachte, machte mich verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen, schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgendeines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll, und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh' ich meine Wendung genommen hatte. „Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschißt?“ Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiterlenkte und sagte: „Du hast's geraten! so ist's gekommen!“ da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen hören.“

Diese Geschichte ist ein schöner Beleg für die treffliche pädagogische Gabe der Mutter, die Einbildungskraft des Knaben durch Selbständigkeit zu schärfen. Es ist der erste Keim zu der späteren Eigenheit des Dichters, das ihm Angelernte abzulehnen, nur das sich zu dauerndem Eigentum zu machen, was er selber gefunden oder praktisch betätigt hatte.

Neben der Mutter war die wichtigste Person in den ersten Kinderjahren die Mutter des Vaters, Cornelia Goethe. „Sanft, freundlich und wohlwollend“, so erzählt Goethe, „ist sie mir im Gedächtnis geblieben; sie lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja, wenn sie krank war, bis an ihr Bett auszudehnen.“ Sie sollte sich durch ein prächtiges Geschenk ewige, dankbare Erinnerung bei ihrem Enkel und großes Verdienst um die geistige Entwicklung des Knaben erwerben; es war das vielgerühmte Puppentheater, das heute noch im Goethehause in Frankfurt aufbewahrt wird. Nicht nur, daß durch dieses Geschenk die Bestimmung Wolfgangs so früh auf das deutlichste sich verriet; es gab auch seiner Phantasie einen Schwung, der ihn über alle gleichalterigen Kinder emporhob. Am 30. Juni 1754 wurde es bei Gelegenheit einer der regelmäßigen Knabengesellschaftens Wolfgangs zum erstenmal vorgeführt. In Wilhelm Meisters Lehrjahren hat Goethe diese erste Aufführung und den gewaltigen Eindruck, den das Spiel auf ihn ausübte, in prächtigen und anmutigen Farben geschildert. Daß wir hier eine Schilderung aus der Wirklichkeit vor uns haben, ein lebenstreues Bild aus der Kindheit, bezeugen die Dankesworte der Frau Rat an ihren Sohn für die Übersendung des Wilhelm Meister im Januar 1795: „Das war wieder einmal vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich 30 Jahre jünger — sahe dich und die anderen Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sahe, wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten

Moors kriegte und dergleichen mehr." Während die treffliche Großmutter Goethes schon zu einer Zeit starb, als der Knabe erst zu denken anfang, waren die Großeltern mütterlicherseits in um so längerer und engerer Verbindung mit Wolfgang. Der Stadtschultheiß, der bis zum Jahre 1771 lebte, hat dem Goethischen Geschlecht nicht bloß Ansehen und Würde verschafft und dem Enkel insbesondere eine gute Karriere in Aussicht gestellt, er war Wolfgang auch ein liebevoller und gütiger Großvater, bei dem er Zuflucht fand vor „didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen". Mindestens jeden Sonntag war Wolfgang als ältester Enkel bei ihm zu Tische.

Die guten Beziehungen der Goethischen und Textorschen Verwandten zu einander wurden auf unerwartete Weise gestört. Der Einfall Friedrichs des Großen in Sachsen im Jahre 1756 spaltete, wie ganz Deutschland, so auch die Frankfurter, die sich sonst nur um ihr „Vaterland" kümmerten, in zwei Parteien. Der Stadtschultheiß, seine beiden Schwiegersöhne, der Pastor Stard und der Kaufmann Melber und die noch unverheiratete Tochter Anna Christine standen auf Österreichs Seite. Goethes Vater und sein Bruder, sowie Frau Melber waren „frißisch" gesinnt. Der Vater suchte seine Begeisterung auch auf Wolfgang zu übertragen, und unter den wenigen erhaltenen lateinischen Exercitien, die er dem Sohne diktiert hat, finden wir zwei, die sich mit Friedrichs Größe beschäftigen. So kam der kleine Wolfgang zwischen zwei Feuer. Was man hier pries, wurde dort verächtlich behandelt; was man hier einen Heldenkampf nannte, hieß dort eine schändliche Empörung. Kinder sind gewohnt, was sie fühlen, auszusprechen. Hier aber mußte Wolfgang lernen, wenn auch nicht sich zu verstellen, so doch seine Gefühle zu verbergen. Die ungerechte Beurteilung der großen Taten Friedrichs erschütterte in ihm das Vertrauen zu den Urteilen anderer. Er selbst schreibt davon den Keim her zu der Nichtachtung des Publikums, von der sein Leben Beweise genug gibt.

Unterricht und erste Dichtung.

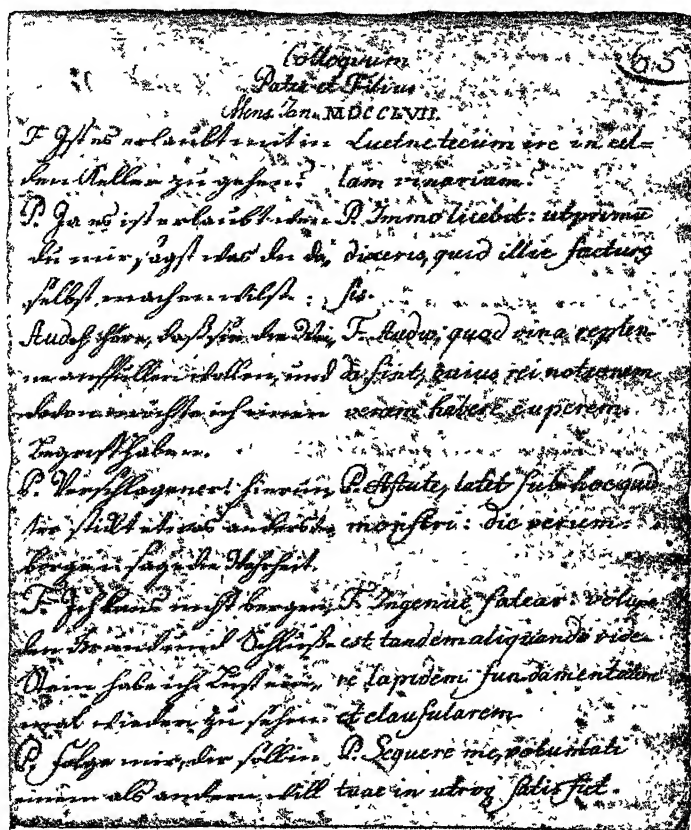
Was wir bisher von Einflüssen und Einwirkungen auf den Geist des Kindes wahrgenommen haben, war mehr angefliegen als beabsichtigt. Wenden wir uns jetzt zu dem systematischen Unterricht, den Wolfgang in frühester Jugend genossen hat. Der Vater, wie wir wissen, ein sehr fleißiger und tätiger Mann und doch an keine Berufstätigkeit gebunden, ergriff die Gelegenheit, durch die Erziehung der Kinder seinem Drange nach Tätigkeit zu genügen. Er hat zwar nicht den gesamten Unterricht gegeben, aber doch den Unterrichtsplan entworfen und seine Durchführung überwacht. Den Sohn öffentlichen Schulen zu übergeben, davon hielt ihn, wie Goethe selber angibt, ihre schlechte Be-

schaffenheit ab, sicherlich auch der Wunsch, den begabten Knaben schneller vorwärts zu bringen. Das eigentliche Ziel der höheren Schule jener Zeit war die Kenntnis der lateinischen Sprache. Gerade über diesen Unterricht, wie ihn Wolfgang in den ersten Jahren genossen hat, sind wir durch eine Anzahl erhaltenen Hausarbeiten und durch des Herrn Rats Haushaltungsbuch unterrichtet. Gelehrte Kenner des Unterrichtsbetriebes jener Zeit haben uns im einzelnen darüber aufgeklärt.

Schon im Herbst 1752 wurde Wolfgang in eine Spielschule geschickt. Nachdem er in einer öffentlichen Schule Lesen und Schreiben gelernt und bei einem Privatlehrer Unterricht im Schönschreiben erhalten hatte, begann, als er etwas über sieben Jahre alt war, der lateinische Unterricht und zwar bei dem Lehrer am Frankfurter Gymnasium Joh. Jakob Scherbius. Die erhaltenen datierten Hausarbeiten geben einen genaueren Einblick in diesen Unterricht. Die *exercitia privata* sind geschrieben nach einem Unterricht von zweieinhalb Monaten, die *colloquia* etwa im Februar 1757; achteinhalb Jahre war Wolfgang alt, als er die lateinischen Hausarbeiten machte, die mit folgendem Titel erhalten sind: Etliche Übungen, so ehemals der Herr Conrector Reinhard zur Nachahmung des Justin denen Primanern *privatim* teutsch in die Feder gegeben usw. Aus dem August 1758 stammen die lateinischen für den Vater bestimmten Morgenbegrüßungen und neuneinhalb Jahre war Wolfgang alt, als er die erhaltenen griechischen, lateinischen und deutschen Übersetzungen verfaßte. Dabei ist das Latein (wenn auch nicht das Griechisch) meist fehlerlos. Daraus scheint zu folgen: Er war, wie es bei einem Goethe nicht anders zu erwarten ist, ein Wunderkind. Aber das muß bedeutend eingeschränkt werden. Die Arbeiten sind meist sogenannte *Emendationen*, Reinschriften, die vorher von dem Lehrer korrigiert worden waren. Daß der achteinhalbjährige Knabe *Exercitien*, die für Primaner bestimmt waren, gemacht hat, klingt wohl erstaunlich; aber die *Prima* eines Gymnasiums erreichten die Schüler damals mit dreizehn Jahren und blieben in ihr 4—6 Jahre. Der Lehrplan stimmt ziemlich genau mit einer aus dem Jahre 1734 stammenden Anweisung, wie man den Privatunterricht eines begabten Kindes zu gestalten habe, die der halle'sche Professor Joachim Lange in der Vorrede zu seinem *Hodegus Latinitatis* gegeben hatte. Wahrscheinlich hat der Vater nach dieser Anweisung den Lehrplan gestaltet und die Ausführung überwacht. Vielleicht ist er es auch gewesen, der die hübschen, in kindlichem Ton gehaltenen *Colloquia pater et filius* und Wolfgang et Maximilian erdacht, lateinisch entworfen und von Wolfgang ins Deutsche hat übersetzen lassen.

Vom Februar 1757 an bis September 1762, allerdings mit großen Unterbrechungen, genossen Wolfgang und Cornelia französischen Unterricht bei Ma-

demoiselle Gachet. Mit September 1758 beginnt ein regelmäßiger Zeichenunterricht, den der Kupferstecher Eben bis zum Oktober 1761 erteilte. Klavierunterricht gab seit 1763 der Kantor Bismann, von dessen List, Schüler zu gewinnen, Goethe eine ergötzliche Schilderung gegeben hat. Englischen Unterricht erteilte vom Juni 1762 an, wenn auch nur kurze Zeit, der Kandidat der Theo=



Eine Seite der Labores juveniles Goethes
Original im Frankfurter Goethemuseum.

logie namens Schade; endlich erscheinen noch im Jahre 1765 während sechs Monaten, bevor Wolfgang auf die Universität ging, ein „magister equarius“ (Stallmeister) Rundel und ein „magister armorum“ (Sechtmeister) Junder.

Abgesehen von diesen Privatstunden war der Unterricht in der Hand des Vaters. Er war ein strenger und harter Lehrer und verlangte um so mehr, je leichter der Knabe den Lehrstoff faßte. Er gehörte zu jenen Pädagogen, die

da glauben, schon durch den Schein von Milde sich etwas zu vergeben. Noch in hohem Alter gedachte Goethe mit Unmut der Überbürdung, unter der er und noch viel mehr Cornelia zu leiden gehabt hatten. Dagegen war die Methode des Vaters ganz vortrefflich. Er ging von dem Grundsatz aus, daß der Lehrer mehr durch Tat und Beispiel, als durch Ermahnungen und Worte wirken müsse, worin ja eigentlich das Geheimnis des pädagogischen Erfolges ruht. Er trieb seinen Grundsatz so weit, daß er alles, was die Kinder lernten, ebenfalls lernte; sogar beim Tanzunterricht macht der steife, nicht mehr jugendliche Herr keine Ausnahme.

Was für den künftigen Juristen von Bedeutung war, führte er mit Eifer und der ihm angeborenen Konsequenz durch; in den übrigen Dingen ließ er dem Knaben größere Freiheit. Das Hauptfach war, wie schon berichtet, das Lateinische, daneben wurde etwas Griechisch und Französisch getrieben. Die Grammatik wollte den Knaben nicht besonders anmuten. Die gereimten Regeln im „angehenden Lateiner“ blieben im Gedächtnis und halfen ihm wohl über die Hauptschwierigkeiten hinweg, aber eines korrekten Lateins hat er sich nie beflissen; Geist und Sinn der Sprache faßte er dagegen durch Lesen, Auswendiglernen und Rezitieren so leicht, daß er sich bald mündlich und schriftlich ihrer bedienen konnte. Sein großes Sprachtalent zeigte sich auch darin, daß er Italienisch nur nebenbei als stummer Zuhörer des Unterrichts der Schwester mitlernte. Mit dem Unterricht in den anderen Sächern war es nicht weit her: Was er in der Geometrie lernte, verwandte er gleich praktisch bei Papparbeiten, wie Kinder sie lieben. Von Algebra hat er erst als reifer Mann etwas Genaueres erfahren. Die kümmerlichen Kenntnisse, die das geographische Lehrbuch bot, ergänzte er durch die Lektüre von Reiseschriften, bei der Robinson Crusoe und die Insel Felsenburg nicht fehlten. Geschichte lernte er weniger durch Unterricht als durch Anschauung und Lektüre. Zu beiden verhalf ihm der *Orbis pictus* von Comenius und das berühmte Geschichtswerk: Gottfrieds historische Chronik. Durch Ovids Metamorphosen und eine lateinische Chrestomathie wurde er mit der antiken Mythologie vertraut. Ob er Vergil und Terenz, deren genaue Kenntnis er sehr früh gewann, im Original gelesen hat, ist nicht bekannt; Homer las er bestimmt zuerst in prosaischer Übersetzung. Auch die Bibliothek des Vaters, bei deren Ordnung im neuen Hause er hatte helfen dürfen, durchstöberte er nach Kräften. Die besten deutschen Dichter der älteren Geschmacksrichtung, wie Canitz, Creuz, Drollinger, Gellert, Hagedorn, Haller, ferner Fénelons Telemach, übersetzt von Neukirch, Tassos Befreites Jerusalem, übersetzt von Kopp, und andere Übersetzungen, standen hier in schönen Einbänden und wurden von ihm so eifrig gelesen, daß er bald große Stellen aus ihnen zum Erstaunen der Freunde des Hauses rezitieren konnte. Aber die

liebste Lektüre waren ihm doch die deutschen Volksbücher: Eulenspiegel und die vier Haimonskinder, denen der Name für Goethes Mutter, Frau Aja, entstammt, die schöne Melusine, Kaiser Octavianus, die schöne Magelone, der ewige Jude, Sausst, die er für wenige Kreuzer auf dem Pfarreisen oder am Römer erhielt. Wie sie wegen ihres unvergänglichen poetischen Wertes viele Jahrhunderte hindurch die Hauptlektüre des Volkes geblieben waren, so verdankt auch unser Dichter ihnen den Sausst und den ewigen Juden.

Auch Interesse für die bildende Kunst und das Land der Kunst suchte der Vater schon sehr früh dem Sohne einzuflößen. Das erste, was Wolfgang von Bildern sah, waren die römischen Prospekte vom Kolosseum, dem Petersplatz, der Peterskirche, der Piazza del Popolo und andere, mit denen der VorSaal ausgeschmückt war. Der sonst so wortfarge Vater wurde redselig, wenn er dem Knaben diese Bilder erklärte oder eine Marmor- und eine Naturaliensammlung, die er aus Italien mitgebracht hatte, zeigte. Auch arbeitete er an einer ausführlichen italienischen Beschreibung seiner Reise in Italien, bei deren Abfassung ihn der Italiener Giovinnazzi unterstützte, und lehrte Mutter und Tochter Italienisch, „die Erinnerung an Neapel und Venedig war unauslöschlich, man konnte von ihm sagen,“ erzählt der Sohn später, „daß er nie ganz unglücklich sein konnte, weil er sich immer nach Neapel dachte“. Diese Begeisterung des sonst so pedantischen Vaters erweckte in dem Sohne jene Sehnsucht, der wir Goethes für unsere Literatur bedeutungsvoll gewordene Reise nach Italien verdanken. Und die Liebe des Vaters für die Kunst war nicht bloß passiv und äußerlich, er beschäftigte vielmehr eine Anzahl Frankfurter Künstler, die uns der Sohn eingehend charakterisiert hat. Das Haushaltsbuch berichtet allein aus der Zeit von 1753—1779 von dem Ankauf von über 40 Bildern Frankfurter Meister. So kam Wolfgang in früher Zeit mit den Künstlern Frankfurts zusammen; es war der Anfang eines Interesses, das Goethe sein ganzes Leben begleitete und eine Zeitlang sogar das dichterische zurückdrängte.

Der Beginn des siebenjährigen Krieges war nicht bloß weltgeschichtlich ein bedeutendes Ereignis, er wurde auch durch seine Folgen und durch die Persönlichkeit Friedrichs des Großen für den einzelnen so wichtig, daß in Deutschland, ja fast in ganz Europa kaum jemand dem Kampfe teilnahmslos gegenüberstand. Eine Beteiligung am Kriege wünschten freilich auch die „frißig“ Gesinnten nicht. Die freien Reichsbürger wollten weder für Preußen, noch für Österreich ihr Blut vergießen. Aber hier wurde recht bald die ganze Jammerlichkeit der sogenannten Freiheit offenbar, auf die die Frankfurter so stolz waren. Ein leerer Schall war diese Souveränität, ein Wort ohne Inhalt.

Frankfurt hatte den Franzosen, als den Verbündeten des Kaisers, den Durchmarsch eines Bataillons gestattet. Darauf bauten die Franzosen den Plan

einer Überrumpelung ohne viel Blutvergießen. Auf ihre Anzeige, daß sie durch die Stadt zu ziehen beabsichtigten, begab sich der Oberst von Pappenheim mit dem Plazmajor Joh Nikolaus Textor am 2 Januar 1759 früh mit geringer Begleitung nach Sachsenhausen. Textor stellte sich an die Spitze der einziehenden Truppen und führte sie über die Brücke. Als er schon in der Sährgasse war, bemerkte der am Affentor zurückgebliebene Kommandant, daß dem ersten Bataillon sich ein anderes anschließe. Er gab der Torwache sofort den Befehl, den Schlagbaum und das Gatter zu schließen. Aber die Wache wurde bald übermannt, Pappenheim umzingelt und gehindert, in die Stadt zu reiten. Der tapfere Mann schlug sich durch und fuhr in einem Nachen in die Stadt. Unter dessen wurde Textor am Bornheimer Turm gefangen genommen und entwaffnet. Es gelang ihm wohl, zu entfliehen und die Hauptwache zu alarmieren; aber Oberstleutnant von Klettenberg, der bald die Nutzlosigkeit des Widerstandes einsah, übergab die Hauptwache den Franzosen. So wurden denn siebentaufend Mann Fußsoldaten und Reiter einquartiert, und es begann eine schwere, mehrjährige Bedrückung der freien Reichsstadt. Der französische Kommandant war der Prinz von Soubise, später der Herzog von Broglie. Der in Goethes Vaterhaus einquartierte, von Goethe liebevoll geschilderte „Königsleutnant“ François de Thoranc hatte den Rang eines Infanteriehauptmannes und die Stellung eines Polizeimeisters und Richters in den Streitigkeiten zwischen Soldaten und Burgern. „Von Grasse in der Provence, unweit Antibes, gebürtig, eine lange, hagere, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen feurigen Augen und von einem würdigen, zusammengenommenen Betragen,“ so schildert Goethe den „Grafen Thorane“, wie er ihn ungenau nennt. Nach seiner eigenen Darstellung hatte Thoranc an der Überrumpelung Straßfurts bedeutenden Anteil. Er hatte vorher die Wälle, Tore, Arsenale, Posten besichtigt, war an der Spitze des ersten Bataillons einmarschiert und hatte die Straßfurter entwaffnet. Wie uns Goethes Schilderung den damals vierzigjährigen Mann darstellt, als vornehm und edel, gerecht, nur manchmal aufbrausend und launenhaft, höflich und gütig, geistreich und witzig, für Kunst und Literatur lebhaft interessiert, so tritt er uns auch aus anderen Berichten und aus seinen Briefen entgegen.

Mit einer solchen Einquartierung hätten Goethes Eltern immerhin zufrieden sein können. Aber die Höflichkeit des Gastes und seine offenbare Absicht, die Störungen der Einquartierung und das Peinliche der Verhältnisse durch Lebenswürdigkeit, strenge Ordnung und Rücksicht abzuschwächen, fand bei Goethes Vater wenig Gegenliebe. Empört über das Eindringen der Feinde des großen Friedrich, die ihm den ganzen ersten Stoß seines Hauses wegnahmen, in seinen Gewohnheiten gestört durch die den ganzen Tag währende Unruhe, vergrößerte

er durch seinen Trotz die Unannehmlichkeiten, die nun einmal hingenommen werden mußten. Wo er es konnte, machte er seinem Herzen Luft gegen die Franzosen oder zog sich grollend vor jeder Berührung mit ihnen zurück. Sichtbar tritt uns der berechtigte Unmut des Vaters im Haushaltungsbuch entgegen, wo eine „Generale Specification der durch die Cinquartierung verursachten Bau- und Reparationskosten“ mit 129 fl. 46 fr. und dazu noch die Notiz „Damnum in horto a Gallis factum“ (Schaden, den die Franzosen im Garten angerichtet haben) mit 1 fl. 16 fr. erscheint. Nur der Vermittlung Frau Ajas gelang es, einen erträglichen Zustand zu schaffen. Ihre Lebenswürdigkeit und ihr Bestreben, das Benehmen des Vaters wieder gut zu machen, veranlaßte sie sogar, französische Phrasen zu lernen, um sich mit dem Grafen verständigen zu können. Unterstützt in ihren Bemühungen wurde sie von dem Dolmetscher Diene, einem „schönen, wohlbeleibten, heiteren Mann“, der in Frankfurt als Lohndiener lebte und durch seine geschickte Art, den Grafen zu behandeln, dem Goethischen Hause große Dienste leistete.

Nicht einmal das gemeinsame Interesse für die Kunst erwarb dem Grafen bei dem Hausherrn etwas Sympathie; um so eifriger hielt sich Wolfgang an den Gast und die Künstler, die in dessen Auftrage längere Zeit im Hause tätig waren. Gleich bei seiner Ankunft ließ sich der Kunstliebende Königsleutnant, sobald er von einem Gemäldezimmer hörte, trotz der Dunkelheit die Bilder bei Kerzenlicht zeigen. Bald wurden die in Frankfurt lebenden Meister herbeigeholt. Erfreut, so viele treffliche Künstler hier zu finden, beschloß er, für das Schloß seines Bruders in Grassé eine Anzahl Ölbilder malen zu lassen, die in die Wände eingelassen werden sollten.

Es waren die Maler Friedrich Wilhelm Hirt aus Frankfurt, „der Eichen- und Buchenwälder malte und andere sogenannte ländliche Gegenden sehr wohl mit Vieh zu staffieren wußte“, Johann Georg Trautmann aus Zwei-



François de Théas Comte de Thoranc.
Original im Besitze des Grafen Sartour in Moulans

brücken, von dem bekannt sind Feuersbrünste in van Heils Manier, Bauerngesellschaften nach Ostade, Teniers, Brouwer, Porträts nach Rembrandt, Justus Junfer aus Mainz, „der Blumen und Fruchtstüde, Stilleben und ruhig beschäftigte Personen nach dem Vorgange der Niederländer sehr reinlich ausführte“, Christian Georg Schütz aus Flörsheim, wohlbekannt durch seine vorzüglichen Rhein- und Mainbilder zur Zeit des Sonnenaufgangs oder untergangs, Benjamin Nothnagel, „ein geschickter Künstler, der eine große Wachs-
tuchfabrik errichtet hatte“, Johann Christian Siedler, Hofmaler in Darmstadt, von dem wahrscheinlich das in Schubarts Biographie des Königsleutnants zuerst veröffentlichte Porträt des Grafen stammt, und endlich der bedeutendste, Johann Konrad Seefah, Hofmaler in Darmstadt. Wolfgang war mit allen diesen Malern und mit ihren Bildern seit mehreren Jahren bekannt und oft in ihrer Werkstatt. Hierdurch, ferner durch seine Anwesenheit bei Bilderauktionen und durch die Belehrung des Vaters hatte der zehnjährige Knabe so viel gelernt, daß er jedes historische Bild erklären und auch die allegorischen enträtseln konnte. Ja, die Künstler hörten auf seine Meinung, und für die Darstellung der Geschichte Josephs mußte er für sie einen umständlichen Aufsatz schreiben, in dem zwölf Bilder beschrieben waren; „einige davon“, so berichtet er, „wurden ausgeführt“. Welch ein Genuß für ihn, nun der Anfertigung der Gemälde selbst, die zum Teil in seinem Giebelzimmer geschah, beizohnen zu dürfen. Über hundert Bilder der Frankfurter Maler hat M. Schubart in Grasse und Mouans vorgefunden; durch spätere Nachforschungen hat sich die Zahl der aufgefundenen Bilder auf 233 erhöht, sie befinden sich jetzt zum großen Teil in dem Frankfurter Goethemuseum. Besonders hervorzuheben sind die zwölf Monatsbilder von Seefah, in dem Kinder dargestellt werden, die sich an den Freuden eines jeden Monats ergötzen, ferner zwei große Landschaften von Schütz, das brennende Troja von Trautmann, endlich fünf Josephsbilder. Zu dem Knaben Joseph auf dem Bilde: Der Verkauf Josephs an die Midianiter soll Wolfgang nach Thorancscher Tradition Modell gestanden haben; auch wird vermutet, daß in der Kindergruppe des Monats April Wolfgang und Cornelia dargestellt sind.

Besondere Freundschaft fesselte den Knaben an Seefah. Zwischen dem Künstler, der damals vierzig Jahre alt und seit sechs Jahren Hofmaler in Darmstadt war, und der Goethischen Familie hatte sich ein vertrautes Verhältnis gebildet. Die Gastfreundschaft, die der Vater „Künstlern und Virtuosen“ zuteil werden ließ, kam dem Maler bei seinem wiederholten und längeren Aufenthalt in der freien Reichsstadt besonders zustatten; Gewatter Seefah war stets Gast des Goethischen Hauses. Nicht wenig zur Vorliebe des Vaters für den Künstler trug auch dessen offen verkündete große Meinung von dem Zeichen- und Mal-



Johann Konrad Seeßatz

Nach dem Selbstbildnis des Künstlers in der Darmstädter Galerie



Das Goethische Familienbild von J. K. Seeßag v. J. 1762.
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

talent des Sohnes bei. Die hier von einem Meister in seinem Fache geäußerte Hoffnung hat der Vater Goethes wohl nie, der Sohn erst in Italien aufgegeben. Selbstverständlich wurde der in der Kunst schon bewanderte Knabe des Malers verzogener Liebling, der sich höchst ergötzliche Nedereien dem gutmütigen Gaste gegenüber erlauben durfte, ohne nachhaltige Verstimmung befürchten zu müssen. Von den Bildern, die Seeßatz für Goethes Vater gemalt hat, haben sich mehrere erhalten, unter anderen das im Jahre 1762 entstandene Familienbild, das zuerst in „Goethes Mutter“ von uns veröffentlicht worden ist.

Wie es sich für einen so vielseitig gebildeten Franzosen, wie Thoranc war, von selbst verstand, war er nicht nur ein Verehrer der bildenden Künste, sondern auch ein Theaterenthusiast. Er und mit ihm viele Offiziere waren nicht gewillt, in Frankfurt auf das französische Theater zu verzichten. Obgleich der Rat das private Gesuch des Prinzen de Rohan ablehnend beantwortet hatte, mußte er wohl oder übel der im Auftrage des Herzogs Broglie von Thoranc vorgetragenen Bitte willfahren. Sofort wurde aus Metz eine Truppe herbeigeholt, deren Beschützer Thoranc blieb, und der Konzertsaal im Jungshof zum Theater eingerichtet.

Hier saß nun der Knabe Abend für Abend mit gespannter Aufmerksamkeit. Das Billett des Großvaters, das zu benutzen ihm der Vater nach vielen Bitten der Mutter erlaubt hatte, verschaffte ihm den Genuß, nach dem er seit dem Geschenk der Großmutter sehnsuchtsvoll verlangt hatte. Noch im Alter von sechzig Jahren wußte der Dichter ziemlich genau, welche Stude er gesehen hatte.

Die Belebung der Phantasie, die Ausbildung des ästhetischen Gefühls, die Einführung in eine neue Welt und eine neue Kunst, die Erweiterung des Gesichtskreises war nicht der einzige Vorteil, den das französische Theater dem Knaben gewährte, es kam noch eine große Förderung hinzu, um deren willen allein der Vater den Besuch des Theaters erlaubt hatte: er gewann auf spielende und wunderbar leichte Weise eine gute Kenntnis der französischen Sprache und eine bessere Anleitung zu dem vornehmen Ausdruck und Akzent, als ihn der Unterricht hatte geben können.

Kaum hatte er die französische Sprache in der Gewalt, kaum verstand er den Inhalt der Dramen, so zeigte sich auch schon der Trieb der dichterischen Nachahmung, der ihm angeboren war. Es war Sitte, besonders bedeutende Vorstellungen durch allegorisch-mystische Vorspiele einzuleiten oder zu beschließen. So schrieb er denn selbst ein kleines Theaterstück mit ländlichen Szenen, Königstöchter, Prinzen und Göttern, ähnlichen Gestalten, wie sie sein Knabenmärchen „Der neue Paris“ enthält. Der „allerliebste kleine Aufschneider“, der Sohn der Schauspielerin De Rosne, von Goethe Derones genannt, hatte ihm Hoffnung gemacht, daß er die Aufführung des Stückes, wenn Wolfgang anonym

bliebe, durchsetzen würde, und so genoß er zum erstenmal die Seligkeit der Hoffnung, ein eigenes Werk aufgeführt zu sehen. Eine merkwürdige Tatsache, daß das erste dramatische Gedicht unseres größten Dichters in französischer Sprache und in französischem Geist und Geschmack geschrieben war! Freilich sollte er daran keine große Freude haben. Der kleine Freund verdaß ihm alles durch seine vermeintlichen Verbesserungen, die sich Goethe gefallen ließ, weil er sich auf die französischen Gesetze von den drei Einheiten berief. Hinter dieses Geheimnis suchte nun der enttäuschte Knabe durch das Studium von Corneilles Abhandlung über die drei Einheiten und von Racines Vorreden zu mehreren seiner Dramen zu kommen; aber er wurde immer mehr verwirrt und fand keinen Ausweg in diesen Fragen. So blieb er denn, ohne eine Erklärung für die Berechtigung jener Gesetze zu finden, dem französischen Typus bis Straßburg treu; viele untergegangene Stücke, sagte er später, könnten davon zeugen, nicht weniger seine erhaltenen. Dazu stimmt auch, daß er Racines, Molières und zum Theil Corneilles Dramen sich ganz zu eigen machte. Willkommen war ihm daher die Aufforderung des Schöpfen von Olenßlager, französische und auch deutsche Trauerspiele mit Cornelia, dem jungen Olenßlager und anderen Freunden im Winter 1762 auf 1763 in seinem Hause aufzuführen. Im Britannicus gab er den Nero, Cornelia die Agrippina; im Kanut von Schlegel übernahm er die Rolle des Königs, Cornelia die Estrithens, Ulfos Gemahlin. Merkwürdigerweise berichtet Goethe nichts von seinem Besuch des deutschen Theaters, obgleich die vortreffliche Adersmannsche Truppe im Jahre 1757 und 1762 längere Zeit in Frankfurt sich aufhielt. Doch ist wohl anzunehmen, daß er schon hier die Bekanntschaft von Dramen, wie: Lessings Miß Sara Sampson, Wielands Johanna Gray, Tronegts Codrus, Weißes Die Poeten nach der Mode und anderer mehr gemacht hat. Daß er die Marionettenspiele, die gerade in den Jahren seiner Kindheit bis 1762 das Hauptvergnügen der Frankfurter waren, mit Begeisterung gesehen, wissen wir aus der lebendigen Schilderung in Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Die große Unruhe, die die Franzosen in das Haus brachten, hatte für die Kinder die erfreuliche Folge, daß der in seiner Tätigkeit gestörte, sich grollend zurückziehende Vater sie mehr sich selbst überließ. Es war eine lustige Zeit. Im Hause gab es immer etwas zu sehen; von Morgen bis Abend wurde es nicht leer von Offizieren und Soldaten, von Bittstellern oder Anklägern. Truppeneindürchmärsche wechselten mit Paraden, große Festlichkeiten mit Maskeraden zu Ehren hoher Gäste.

Nur einmal wurde das fröhliche Leben unterbrochen durch das Herannahen der Preußen, das freilich von vielen Frankfurtern herbeigesehnt wurde. In Bergen kam es am Karfreitag dem 13. April 1759 zur Schlacht zwischen den

Truppen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und denen des Herzogs von Broglie. Der Marktflecken Bergen ist etwa zwei Stunden östlich von Frankfurt auf einem Berge, weithin sichtbar, gelegen. Der Vater, von Hoffnung befeelt, eilte freudig in seinen vor dem Friedberger Tor gelegenen Garten und dann auf die Bornheimer Heide, um den siegreichen Preußen entgegenzugehen; er sollte arg in seiner Hoffnung getäuscht werden. Der Schein des Feuers, die ihm begegnenden Wagen mit Verwundeten und eine größere Anzahl Gefangener überzeugten ihn bald von der Niederlage der Preußen. Erbittert und leidenschaftlich erregt, vergaß er sich so weit, den heimkehrenden Sieger zu beleidigen, was beinahe seine Verhaftung zur Folge gehabt hätte. Nun zog er



Silhouette Goethes, etwa 1765.
Original im Privatbesitz in Wien.

sich ganz zurück und mied jeden Verkehr mit den verhassten Franzosen. Der Königsleutnant blieb bis zum Sommer 1761 in Goethes Hause; in Frankfurt, dessen Senat aus Dankbarkeit beim Kaiser seine Erhebung in den Grafenstand betrieb, bis 1763, in welchem Jahre er als Brigadier nach Domingo ging.

Einen fortlaufenden Unterricht der Kinder nahm der Vater erst wieder auf, nachdem der Königsleutnant das Haus verlassen hatte. Neben Wolffgangs Studien des Lateinischen, Italienischen, Französischen und Englischen wurde auch dem Griechischen durch Übersetzungen aus dem Neuen Testament ein bescheidener Anteil gegönnt. Dem Verlangen des Vaters, in allen diesen

Sprachen Übungen aus Beispielsammlungen vorzunehmen, suchte er durch einen interessanteren Ersatz zu entgehen. „Ich kam“, erzählt er selber, „auf den Gedanken, alles mit einmal abzutun, und erfand einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die voneinander entfernt und in der Welt zerstreut sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mitteilen.“ Der eine Bruder, ein Theologe, sollte lateinisch mit griechischen Postskripten schreiben, zwei jüngere als Kaufleute französisch und englisch. Zum Inhalt der Briefe wählte Wolfgang sich meist Schilderungen der Gegenden, die er zu diesem Zweck eifrig studierte, und erfommene Lebensschicksale oder Charaktere, wie sich das für einen künftigen „Verkündiger des menschlichen Herzens“ ziemt. Das Interesse, das er seit frühester Zeit an der geheimnisvollen Juden-

gasse und ihren Bewohnern nahm, brachte ihn auf den Gedanken, einen der korrespondierenden Brüder im Judenteutsch schreiben zu lassen und sich dazu mit der Art, wie die Juden in ihren Briefen das Deutsch zu schreiben pflegten, bekannt zu machen. Nach dem Haushaltungsbuch fand dieser Unterricht im Jahre 1761 statt. Die im Judenteutsch geschriebene „Judenpredigt“, von der sich eine Abschrift im Nachlaß von Friederike Oeser gefunden hat, fällt jedenfalls in die Frankfurter Zeit.

Diese etwas verlorenen Studien führten ihn zu dem Wunsche, das Hebräische kennen zu lernen, der auch in seiner großen Vorliebe für das Alte Testament eifrige Nahrung erhielt. So begab er sich denn im Sommer des Jahres 1764 allabendlich 6 Uhr in die düsteren Räume des Barfüßer-Klosters, um dort von dem Rektor des Frankfurter Gymnasiums, Albrecht, in die Geheimnisse des Hebräischen eingeweiht zu werden. Die Schilderung dieses originellen Unterrichts „des Alops mit Chorrod und Perüde“ gehört zu den gelungensten und auch bekanntesten Stellen aus Dichtung und Wahrheit. Das Haushaltungsbuch bestätigt Goethes Bericht mit der Buchung des Honorariums von 30 fl 40 fr für den „Dominus Rector“ am 7. September 1764. Der Unterricht war viel gründlicher, als man nach der Schilderung Goethes annehmen sollte. Er befähigte Goethe zu der herrlichen, wenn auch nicht ganz selbständigen Übertragung des Hohenliedes, die im Jahre 1775 entstand.

Wenn auch dem Scharfsinn des Knaben die Widersprüche der Heiligen Schrift nicht verborgen blieben, so fand er doch gerade in der Bibel Ersatz für den öden und geistlosen Konfirmandenunterricht, den er von dem fast siebenjährigen Pfarrer Georg Schmidt etwa ein Jahr lang gleich nach der Vollendung des zwölften Lebensjahres erhielt. Die Oberflächlichkeit des nur auf das Äußere gerichteten Unterrichts, die Gewißheit, daß der „geistliche Großvater“ sein Examen nach einer allen wohlbekannten Formel einrichtete, raubte ihm jede Freude am Unterricht; selbst die Einsegnung, die im Jahre 1763 stattfand, ging durch die Schuld des Geistlichen ohne die weihenolle Wirkung vorüber, wie sie sich Wolfgangs frommes Gemüt ausgemalt hatte.

Wie aber alle Dinge zu dem einen großen Ziele mitwirkten, das die Natur dem Knaben vorgeschrieben hatte, so belebte auch die eifrige und fleißige Lektüre der Bibel seine Einbildungskraft. Die Begebnisse, die Lehre, die Gegenden, die Symbole, alles drückte sich ihm tief und unvergeßlich ein, und so war es denn ganz natürlich, daß seine dichterische Begabung zuerst in dem biblischen Inhalt ihren Stoff suchte und fand. Insbesondere ließ ihn die Geschichte Josephs, die er schon vorher für die Maler in zwölf Bildern dargestellt hatte, nicht wieder los. Ein großes episches Gedicht in Prosa sollte nun über dieses Thema geschaffen werden. Anregung dazu gab Klopstocks Messias, aber das Vorbild

war das prosaische Epos Daniel in der Löwengrube des hessischen Staatsmannes Karl von Moser. Der Dreizehnjährige diktirte, was er sein Leben gern getan hat, täglich daran; das Gedicht wurde immer umfangreicher, und des Dichters „Empfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens“. Mutter und fromme Verwandte ermunterten den Knaben, in dieser biblischen Dichtung fortzufahren. Eine ganze Reihe geistlicher Oden entstand und wurde, um den Vater zu erfreuen, mit dem „Joseph“ zu einem „artigen Quartband“ vereinigt. Im Jahre 1920 glaubte man die erste große Jugenddichtung Goethes den „Joseph“ wieder aufgefunden zu haben. Die Hoffnung hat sich aber als irrig erwiesen. Eine von den Oden, 1765 auf Gräulein von Klettenbergs Wunsch gedichtet, hat sich erhalten; ihr Titel ist: Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi. Dieses erste gedruckte Goethische Gedicht erschien 1766 in der Zeitschrift „Die Sichtbaren“ mit J. W. G. unterzeichnet, nicht zur Freude Goethes, der sich von Leipzig aus in einem Briefe an die Schwester sehr unwillig darüber äußert.

Seitdem die erste Fassung des Wilhelm Meister: „die theatralesche Sendung“ wieder aufgefunden worden, ist unsere Kenntnis der ersten Dichtung bereichert worden. Wilhelm — Wolfgang äußert sich hier zu seinem Schwager über diese ersten Versuche: „Wo ich ging und stund, machte ich Plane, und wo ich mich beiseite stellen konnte, schrieb ich Verse. Ganz geendigt findest du nicht über drei oder vier Stücke. — Ist das genug? Mehrere aber zum größten Teil und, wie ich dir schon gesagt habe, angefangen eine ganze Schaar.“ Wir erfahren zugleich, mit welcher Liebe und Sorgfalt sich Cornelia dieser Dichtungen angenommen hat. Sie war von ihnen entzückt und begeistert, schrieb sie nicht nur ab, sondern verteidigte sie warm gegen die kritischen Bedenken des jugendlichen Autors. Nachahmungen des Plautus, den Wolfgang „bei dem Magister“ gelesen hatte, machten den Anfang. Es folgten heroische Schäferspiele in Alexandrinern. Aus einem von diesen, „Die königliche Einsiedlerin“ genannt, wird ein Monolog rezitiert. Dagegen wird das Schäferspiel Amine, das die Freunde während Goethes Aufenthalt in Leipzig aufführten, nicht erwähnt. Wilhelm verrät alsdann, daß er auch Tragödien biblischen Inhalts, wie Jesabel und Belsazar, in Alexandrinern geschrieben habe. Von der ersteren wird der tragische Schluß, von Belsazar, dessen 5. Akt in Leipzig, und zwar in Jamben, gedichtet wurde, der Inhalt angegeben und ein Monolog aus dem 2. Akt von der Schwester rezitiert. Die Tragödien waren ganz im Stile des viel bewunderten Corneille geschrieben.

Solche dichterische Erfolge blieben natürlich nicht verborgen. Verwandte und Freunde erzählten bewundernd von dem Talente Wolfgangs. Der Freund, den Goethe in Dichtung und Wahrheit Pylades nennt, renommierte mit seinem

vornehmen und so wunderbar begabten Bekannten vor seinen Genossen, diese beschloßen, solche Begabung zur Verhöhnung anderer oder zum Gelderwerb für sich auszunutzen. In dem Gasthause zur Rose (an seiner Stelle steht jetzt das von Mummische Haus, Zeil Nr. 36) trafen sich die jungen Leute; es waren arme Gesellen von niedriger Herkunft, die ihre in der Schule gewonnenen Kenntnisse verwerteten, um sich durch Abschreiben, Unterricht in den Anfangsgründen, Botengänge bei Kaufleuten etwas zu verdienen, was sie am Abend oder am Sonntag zu ihrem Vergnügen verwenden könnten. Gewiß war der erste Anlaß, der den vierzehn- bis fünfzehnjährigen Knaben in dieser Gesellschaft festhielt, Autoreneitelkeit. Es schmeichelte ihm, wie natürlich, daß man seine Gedichte verwenden konnte und wollte. Zuerst war dieser Gebrauch auch höchst harmlos: man wollte törichte, eingebildete Menschen zum Besten haben, was auch zum Ergötzen aller glückte. Aber bald gebrauchte man die poetischen Ergüsse zu einträglicheren Diensten. Man ließ ihn Hochzeits- und Leichenkarmine schreiben, um von deren Ertrag gemeinsame Vergnügungen zu veranstalten. So war Wolfgang in eine etwas lockere Gesellschaft geraten. Die Gespräche dieser halb erwachsenen Burschen, die alle älter als Wolfgang waren, auf ihren Spaziergängen nach Niederrad machten ihn mit Dingen bekannt, die die Eltern bisher sorgsam von ihm ferngehalten hatten. Die geradezu unglaublich unsittlichen Zustände in Frankfurt, das freche und offene Hervortreten des Lasters auch bei den Vornehmen und den Regierenden boten den Hauptstoff der Unterhaltung. Daß Wolfgang aber dem prickelnden Reiz der Sünde widerstand, daß der Schmutz, mit dem er hier in Berührung kam, nicht an ihm haften blieb, dafür sorgte ein unschuldiges Mädchen, das trotz ihrer geringen Herkunft und Umgebung vornehm und edel denkend ihn vor dem Bösen behütete und in ihm die erste wahre Neigung zu einem weiblichen Wesen erweckte. Gretchen — „denn wie sollte sie wohl anders heißen?“ — war eine arme Verwandte des Wirtes zur Rose, die sich durch kleine Dienste dem Wirte und den Gästen angenehm zu machen suchte. Als es an einem Abend an Wein gebrach, rief einer nach der Magd, „allein statt derselben trat ein Mädchen herein von ungemainer, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit . . . Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit Nacken und Schultern verband.“

Eine neue Welt war dem Knaben erschlossen. Wolfgang fühlte zum erstenmal den Einfluß unschuldiger Weiblichkeit. „Nehmen die ersten Liebesneigungen,“ wie der Greis Goethe sagt, „einer unverdorbenen Jugend durchaus eine geistige Wendung,“ so weiß auch Wolfgang nichts Besseres, als die Geliebte teilnehmen zu lassen an seinem inneren Leben, sie das zu lehren, was ihn be-

wegte; „sie erblickte in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseins, und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einseitigen Wollen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankte.“ Das Sinnliche trat völlig zurück. Er verlangte nur, sie zu sehen. Ein Gruß, ein Neigen ihres Hauptes genügte ihm; und doch konnte er nicht mehr ohne sie leben. Sonntags suchte er sie in der Peterskirche auf und erwartete sie vor der Kirche. Sein Glück stieg auf den Gipfel, als ihm die Erwidernng der Neigung zur Gewißheit wurde; aber auch hier kam es nicht über das Geständnis hinaus. Sie litt keine Berührung und gab niemandem die Hand. An dem Spinnrad sitzend hörte sie dem Gespräche zu, und wenn Wolfgang erzählte über die in Aussicht stehende Kaiserwahl, die alle Frankfurter beschäftigte, „sagte sie mit beiden Händen ihre übereinander geschlagenen Arme und legte sie auf den Rand des Tisches“.

Aber während Wolfgang glücklich im Genuße der ersten reinen Neigung lebte, zog sich ein schweres Gewitter über seinem Haupte zusammen. Die unlauteren Elemente, in deren Umgebung er Gretchen kennen gelernt hatte, bereiteten der unschuldigen, mehr kindlichen Liebe ein schnelles, schmachliches Ende. Man hatte nicht umsonst so vornehmen Verkehr wie den Enkel des Stadtschultheißen; in einer Stadt, wo alles durch persönliche Beziehungen erreicht wurde, war auch schon der Enkel des Stadtschultheißen eine wichtige Persönlichkeit. So stellten denn die neuen Freunde Wolfgang auf einer Partie einen jungen Mann vor, der durch dessen Verwendung eine Anstellung im städtischen Dienst erhalten wollte. Nachdem er sie erhalten hatte, machte er sich in seiner Stellung eines Unterschleifes und anderer Vergehen schuldig. Die Sache kam heraus, ebenso Wolfgangs Beziehungen zu ihm und den anderen Gesellen. Der Vater geriet in den höchsten Zorn. Der so lange ängstlich gehütete Sohn, dessen Erziehung er niemand anders überlassen, dem er die besten Jahre seines Lebens gewidmet hatte, nun im Verkehr mit niedrigen Subjekten und Verbrechern!

Glücklicherweise stellte sich bald Wolfgangs Unschuld heraus, und auch über sein Verhältnis zu Gretchen wurden die Eltern durch deren eigene Aussage und ihr treffliches Benehmen beruhigt. Wolfgang aber ward durch das Ereignis tief erschüttert, besonders auch durch die Ungewißheit, was aus Gretchen und Pylades werden würde. Eine Krankheit folgte der seelischen Erschütterung, in der Mutter und Schwester ihn aufopfernd pflegten. Man konnte ihn nur durch die Mitteilung beschwichtigen, daß die eigentlichen Freunde wenig bei der Sache beteiligt gewesen wären, und daß Gretchen die Probe herrlich bestanden und auf eigenen Wunsch die Stadt verlassen hätte. Aber die von ihr zu den Ältern gegebene Erklärung, daß ihre Neigung nur schweesterlich gewesen,

und daß sie ihn nur als Kind betrachtet hätte, empörte ihn, wie er selbst erzählt, so sehr, daß er sich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt glaubte. Er mied darum von nun alles, was ihn an Gretchen erinnerte, er machte sogar Umwege, um nicht an der Rose vorüberzugehen; aber aus seinem Herzen konnte er die Erinnerung an das holde Bild nicht reißen. Ein unerfreuliches Nachspiel sollte die Gretchenepisode noch mit sich führen. Wolfgang bewarb sich am 23. Mai 1764 um die Aufnahme in die „Arkadische Gesellschaft zu Phyländria“, einen kindlichen oder fast kindisch zu nennenden Geheimbund, wahrscheinlich deshalb, weil der Bund sich auch mit Aufführung von den Werken junger Dichter und Komponisten befaßte. Der damalige „Argon“ (Archon) der Gesellschaft, der siebzehnjährige Ludwig Ufenburg von Buri, hintertrieb Goethes Aufnahme als „einer lafterhaften Person“. Die erhaltenen Akten des Geheimbundes, der später in das Lager der Freimaurer überging, haben zwar bewiesen, wie sehr Goethes Ruf durch den Verkehr mit Gretchens Vettern gelitten hatte, aber zugleich auch, daß er selbst sich ganz schuldlos fühlte.

Diese tragisch und doch nicht ohne Komik endende erste Liebesepisode Goethes fällt kurz vor die Tage, die jedem Frankfurter als der Gipfel des Lebens erschienen, die Tage einer Kaiserkrönung. Am 27. März 1764 wurde Joseph II zum Kaiser gewählt; am 3. April wurde er gekrönt. Der Vater ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Diarien der beiden letzten Wahlen und Krönungen nebst den Wahlkapitularen durchzugehen und alles für die feierliche Handlung Wichtige und Wesentliche zu erläutern.

Nach den geräuschvollen Tagen der Wahl und Krönung widmete sich Wolfgang wieder mehr der Familie und den Freunden in Frankfurt; besonders trat seine Schwester Cornelia, die vor Gretchen hatte zurückstehen müssen, nun zu ihrer Freude in die alten Rechte wieder ein. Zwischen beiden Geschwistern bestand schon seit frühester Zeit das zärtlichste Verhältnis, und der Anschluß war um so enger geworden, da die übrigen fünf Geschwister schon früh gestorben waren. Im Alter nur um ein Jahr verschieden, hatten beide Leid und Freud zusammen erlebt; sie wurden sich gegenseitig die natürlichen Vertrauten, und unzertrennlich, wie sie waren, wurden sie gar häufig für ein Zwillingsspaar gehalten.

Wie natürlich versammelten die beiden Geschwister als Kinder eines wohlgeachteten Hauses und einer so trefflichen und lebenswürdigen Mutter eine ganze Reihe von gleichalterigen Freunden und Freundinnen um sich. Um den jungen Mädchen den Vortritt zu lassen, sind zunächst zu nennen die drei Schwestern des am Markt wohnenden Kaufmanns Geroß, Charlotte, Antoinette und Katharine, die treu zu Cornelia bis zu ihrem Tode gehalten haben; weiter Katharina und Franziska Krespel, Töchter eines katholischen Juwelenhändlers, von denen Fränzchen wegen ihres heiteren Wesens Wolfgang besonders ge-

fiel und in Briefen und Gedichten auch der späteren Jahre häufig erwähnt wird; ferner Lisette Rundel, ein sehr schönes Mädchen, Schwester des Stadtstallmeisters, für die Goethe große Verehrung hegte, Marie Bassompierre, Tochter eines Frankfurter Reformierten; endlich Karoline und Lisette von Stodum, Leonore de Saussure und ein Fräulein Brevillier, durch die Cornelia in die jeden Dienstag sich versammelnde „Grande Compagnie“ eingeführt wurde.

Unter den Freunden ragte, wenn auch nicht durch körperliche Größe, so doch durch seinen Humor und sein gesellschaftliches Talent, J o h. A d a m H o r n, gewöhnlich Hörnchen genannt, hervor, ein Selbstverkleinerer und eine komische Figur; ferner ist zu nennen Joh. Jak. Riese, nicht weniger durch treue Freundschaft ausgezeichnet; dann die beiden Söhne des Bürgermeisters Moors, Max und Ludwig, Nikolaus Schmidt, Kehr, Krespel, der Bruder der oben genannten Mädchen, ein besonderer Freund der Frau Rat, und die Söhne von Oleneschlager und Hüsgen. Auch wissen wir aus dieser Zeit von nahen Beziehungen zu Karl Schweitzer (Alexis), Sohn des Ysenburgischen Rates G. S. Schweitzer, und von der Bekanntschaft mit Johann André in Offenbach, der später Goethes „Erwin und Elmire“ komponierte.

In diesem Kreise verbrachte Wolfgang den letzten Sommer vor der Abreise zur Universität mit heiteren Partien und geselligen Zusammenkünften, nicht ohne daß Gott Amor auch hier sein loses Spiel getrieben hätte. In den Briefen des jungen Studenten aus Leipzig tönt die Erinnerung an diese heiteren Feste nicht selten hindurch, auch schmerzliche Erinnerung taucht dabei auf neben sehnsuchtsvollen Klagen. Besonders ausgezeichnet wird in diesen Briefen C h a r i t a s M e i n e r, eine hübsche Wormserin, deren Mutter, eine geborene Moritz, mit der Goethischen Familie befreundet war. Dem „lieben Mädchen“ sendet er Grüße und Küsse und gesteht ihrem Verwandten, namens Trapp in Worms, um ihn zu eingehenden Nachrichten von ihr zu bewegen, seine große Liebe zu ihr, ja beginnt sogar nur deshalb mit ihm einen Briefwechsel.

Trotz der vielen Zerstreuungen und trotz des lebhaftesten Verkehrs war der Plan des Vaters nicht aus dem Auge gelassen worden. Er ließ dem Sohn in vielem freien Spielraum, in zwei Dingen aber zeigte er die alte Strenge und Konsequenz, in der Einführung in das juristische Studium und in den Übungen in der lateinischen Sprache. Wie der Vater schon den achttjährigen Knaben mit juristischen Büchern bekannt gemacht hatte, so mußte Wolfgang sich jetzt den Hauptinhalt der Institutionen nach dem sogenannten „kleinen Hopp“ einprägen und mit den lateinischen Autoren sich so eingehend bekannt machen, daß er ihre Sprache mit Leichtigkeit verstehen konnte. „Unruhige Wißbegierde“ führte ihn zu enzyklopädischen Studien, denen er damals oft mit großem Fleiß Tag und Nacht oblag.



Goethe 1765

Nach dem Ölgemälde eines unbekannten Künstlers im Privatbesitz in Darmstadt.

Den Gedanken, ein großer Dichter zu werden, hatte er durchaus nicht aufgegeben. Neben Hagedorn und Gellert zu glänzen, erschien ihm als das würdigste Ziel. Aber da er einen Lebensberuf und eine Lebensstellung suchen mußte, so gedachte er sich dem Altertum und der Erforschung seiner Kultur zu widmen, um später eine akademische Lehrstelle zu erhalten; in dem Stammbuchvers für Moors unterschrieb er sich als „Der schönen Wissenschaften Beflüßener“. Damals erschien ihm der Beruf eines akademischen Lehrers als das höchste aller Ziele. Schon hatte er sich als seine Lehrer die Professoren Heyne und Michaelis in Göttingen ausgesucht, aber sein Plan scheiterte an dem eisernen Willen des Vaters. Denn von dem Lebenswege, den er seit Jahren seinem Sohne vorgezeichnet hatte, ließ er sich durch nichts abbringen, und in diesem Plane stand auch, daß Wolfgang in Leipzig studieren sollte, weil er selbst dort den größten Teil seiner Studentenzeit zugebracht hatte. Und so mußte denn Göttingen fallen gelassen werden. Wolfgang befreundete sich auch bald mit dem Gedanken, Leipzig zu besuchen, zumal ihm die Aussicht, die Vaterstadt, die ihm durch mancherlei verleidet war, für einige Zeit zu verlassen, an und für sich erfreulich war. Die Gewißheit, endlich der Aufsicht des strengen Vaters entronnen, frei und unabhängig leben zu können, half ihm über die Trennung von Verwandten und Freunden hinweg.

Es beruht also wohl auf einer richtigen Erinnerung, daß er die Vaterstadt gern verlassen hätte, „als wenn er sie nie wieder betreten wollte“. Er wandte frohen Blickes seine Schritte der fernen Universitätsstadt zu, wie ja immer die Jugend das Neue und Unbekannte für das Bessere hält.



Charitas Meigner.

Aus der Sarnckeschen Sammlung.

Die Lehrjahre.

Leipzig und seine Bewohner.

So zieht denn der treuherzige, wissensdurstige Jungling, ein „kleiner eingewidelter, seltsamer Knabe“, wie er sich selbst nennt, zum erstenmal dem sorgenden Mutterauge entrißt, Anfang Oktober 1765 in die Stadt der hohen Intelligenz und des feinen Geschmacks. Zuerst und äußerlich erschien der Unterschied zwischen Frankfurt und Leipzig nicht sehr bedeutend. Die Größe war fast gleich; beide Städte zählten damals etwas über 30 000 Einwohner. Wie Frankfurt, so wurde auch Leipzig ringsum von einem Festungsgürtel, davor Gräben und Glacis, umgeben. Wie dort, so gab es auch hier enge Straßen mit hohen Häusern, Kirchen, Türmen und Toren; dazu wollte es der Zufall, daß dem Jüngling, dessen scheidender Blick auf das Gewimmel der Messe in Frankfurt gefallen war, in Leipzig daselbe Bild vor Augen trat, nur daß es hier noch belebter und malerischer war durch die seltsamen Trachten der aus dem weiten Osten herbeigereisten Polen, Russen und Griechen. Nur ein Hauptunterschied mußte ihm sofort auffallen: alles, was Frankfurt ehrwürdig machte, die Erinnerungen und Denkmäler aus der großen Vergangenheit der Stadt, das fehlte hier. Denn was sich in Leipzig Gewaltiges und Imposantes zeigte, war den letzten Jahrhunderten entstanden; der Reichtum der Bürger entsprang dem Handel und Erwerbsfleiß der letzten Generationen.

Die Stadt Leipzig sah um die Zeit, von der wir sprechen, wesentlich anders aus als heute. Der alte Kern der Stadt wird heute durch die Promenade eingeschlossen; damals ging ein im Dreißigjährigen Kriege geschaffener Festungsgürtel, der während der fünf Belagerungen in jenem Kriege wiederholt zerstört und erneuert worden war, um die eigentliche Stadt. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts hatte man vor der Stadt zwischen dem Barfüßer- und Thomaspfortchen eine Lindenallee gepflanzt, die 1748 bis zum Peterstor verlängert, aber erst nach Goethes Zeit um die ganze Stadt geführt wurde. Vier Tore, die jeden Abend geschlossen wurden und deren Namen sich noch bis heute erhalten haben, vermittelten den Verkehr mit der Umgebung. Es waren das Grimmaische, das Hallische, das Ransstädter und das 1723 neu erbaute Peterstor. Getrennt von der Stadt durch den Stadtgraben und die Wälle lagen die

Vorstadtdörfer und zahlreiche Gärten, die reiche Patrizier für sich angelegt hatten. Die Pracht und Herrlichkeit dieser Gärten konnte der junge Goethe nicht genug bewundern. Besonders erweckte der große Apelsche Garten seine Bewunderung. „Die Gärten“, schreibt er an die Schwester, „sind so prächtig, als ich in meinem Leben etwas gesehen habe. Ich schicke Dir vielleicht einmal den Prospekt von dem Entree des Apelschen, der ist königlich. Ich glaubte das erste Mal, ich käme in die Elysäischen Felder.“ Mitten durch sein ehemaliges Gebiet führt die heutige Otto-Schill-Straße. „Die vier Statuen auf dieser Straße, des Jupiter, der Juno, des Mars und der Venus, Werke des kurfürstlichen Bildhauers Balthasar Permoser, die heute so verloren und anscheinend zwecklos in der Straße hervorragen, sind die letzten Zeugen ehemaliger Herrlichkeit.“ An den Apelschen Garten stieß der große und kleine Borsiche; der erstgenannte nahm den ganzen Raum zwischen der heutigen Johannisgasse, Sternwartenstraße und Talstraße ein, er war ebenfalls kunstvoll in französischem Stil angelegt und mit Statuen geschmückt. Der kleine Borsiche Garten führte durch das Gebiet vor dem Ranstädter Tor hinter der Barfußmühle und durch die heutige Promenadenstraße. Außer diesen großen Gärten gab es noch viele kleinere, die die ganze Stadt französisch umgaben. Aber auch für die weniger begüterten Leipziger war ein Lustwald vorhanden, heute noch der Stolz Leipzigs, um Goethes Ausdruck zu gebrauchen, „das wirklich herrliche“ Rosental, das 1663 mit Leipzig vereinigt worden war. Dreizehn Alleen waren auf Veranlassung Augusts des Starken in den Jahren 1707—1708 durch den Park geschlagen worden; aber der schöne Weg durch das Rosental nach Gohlis war zu Goethes Zeiten noch nicht vorhanden, er ist erst 1777 entstanden.

Auch die weitere Umgebung bot zu angenehmen Spaziergängen und Ausflügen Gelegenheit genug. In unserer Zeit, wo infolge des Bergsports sonderbarerweise nur bergige Gegenden für schön gehalten werden, sieht man gewöhnlich auf Leipzigs Umgebung etwas verächtlich herab. Aber vor hundert Jahren dachte man anders darüber. Reisebeschreibungen und Schilderungen jener Zeit wissen nicht genug die Anmut und freundliche Lage des „angenehmen Pleißathen“ zu preisen; und die Leipziger selbst, besonders die Studenten, besuchten gern und zahlreich die nicht weit von der Stadt gelegenen Dörfer mit ihren Bierwirtschaften und Kuchengärten, von denen ein jedes seine Spezialität hatte.

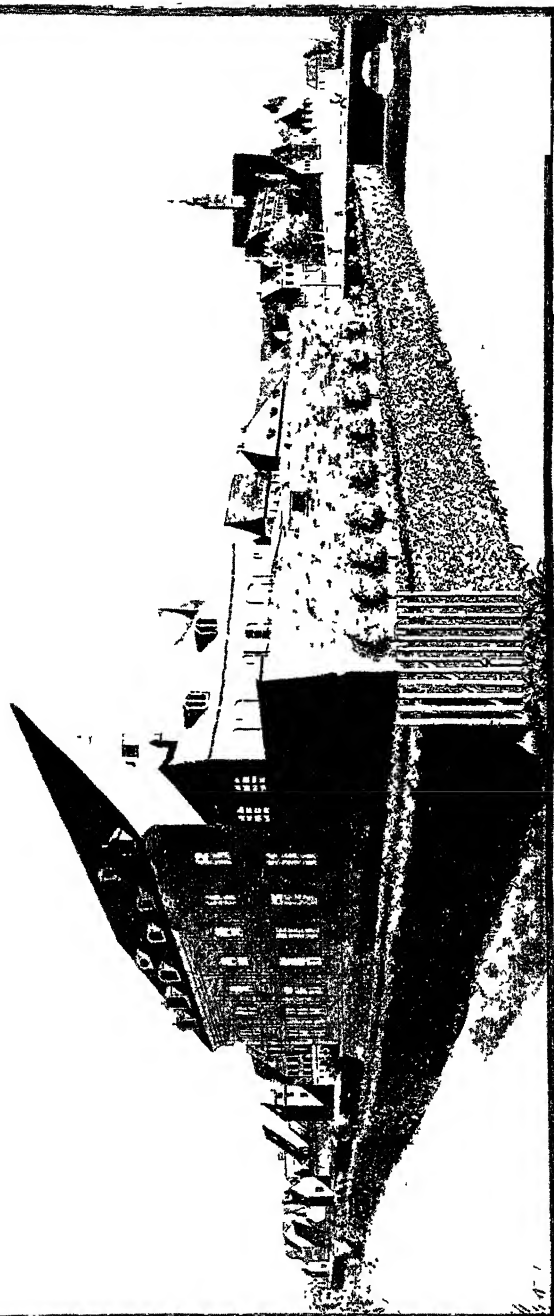
Innerhalb der alten Stadt hat sich nicht so viel verändert. Da stehen noch die „ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Seiten ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch gebauten Höfen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind“, ihnen hat das Jahrhundert nichts antun können: Apels Haus, das sogenannte Königs Haus auf der Grimmaischen

Straße, die gewaltigen Häuserkomplexe wie die Hohmannschen, die große Feuerfugel und andere Nur Auerbachs Haus und Hof, Lipsia parva genannt, mit seinen reichen Läden, damals der Sammelplatz der vornehmen Leipziger, hat in jüngster Zeit neuen Bauten weichen müssen. Der Markt mit seinem alten, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammenden Rathause, von drei Seiten mit altertümlichen hohen Gebäuden umgeben, ist noch gerade so erhalten; nur die alte Zitadelle, die so oft Leipzig vor dem Feinde geschützt hat und zuletzt als Kaserne benutzt wurde, die Pleißenburg, das Wahrzeichen Leipzigs, ist bis auf den Turm abgebrochen worden, um einem neuen Straßenkomplex Platz zu machen.

Wie Frankfurt, so war auch Leipzig vor allem Handelsplatz. Anfang des 11. Jahrhunderts zuerst erwähnt, blühte es bald auf, weil es den Verkehr zwischen Slawen und Germanen vermittelte. Freilich fehlte der große Fluß, der Frankfurts natürliche Geldquelle war; die kleinen Flüßchen und Wässer: Elster, Pleiße und Parthe konnten den Main nicht ersetzen.

War so das äußere Leipzig nicht allzusehr von dem äußeren Frankfurt verschieden, um so bedeutender mußte dem neuen Ankömmling die Verschiedenheit der Bewohner auffallen. Mit dem Charakter der Frankfurter haben wir uns schon bekannt gemacht. Herzlich und natürlich, geradezu und auch nicht selten unfein, weil sie das Äußere wenig beachteten, lustig und leichtsinnig, vergnügungslüchtig, mehr für das Materielle besorgt, als für das Geistige, dazu stolz auf die Freiheit der Stadt und auf das Teilchen Souveränität, das jedem Frankfurter zukam, und eifrig bestrebt, teilzunehmen an der Leitung des Staates: so waren Goethes Landsleute.

Ganz anders der Leipziger. Nicht ohne Grund steht das später tausendmal zitierte Wort im 'Faust': „Mein Leipzig lob' ich mir! Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“ Man kann die Eigenart Leipzigs nicht besser ausdrücken, als es dieser Vers tut. Gleichwie ihren Vorbildern, den Franzosen, kam es den Leipzigern nicht auf Wahrheit und Einfachheit und Natürlichkeit an, sondern darauf, daß alles fein und höflich, ohne Anstoß und geschmackvoll geschehe. Selbst der urwüchsigste Student, der Kaufbold von Halle und Jena mußte sich dem fügen, wollte er anders in Leipziger Familien verkehren. Das galante Leipzig und der galante Student Leipzigs waren weithin berühmt und bekannt. Noch mehr als heute galt der Sachse und speziell der Leipziger als der höflichste, wenn auch nicht als der aufrichtigste Deutsche. Unter anderem äußerte sich dies höfliche und galante Wesen in slavischer Nachahmung Frankreichs. Die vornehmen Herren und Damen gingen streng nach Pariser Mode, die Herren im Grad mit dem Degen. Die tonangebenden Geden waren in Leipzig zu finden. Man überbot sich im Dreheln von Phrasen, man unterhielt sich



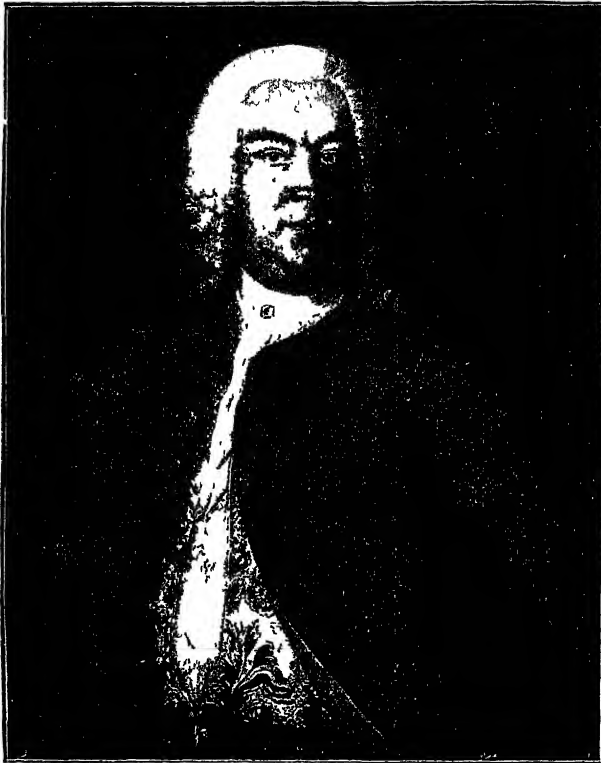
Das Komödienhaus auf der Ranstädter Bastei in Leipzig
Radierung von J S Richter Original im Stadtgeschichtlichen Museum in Leipzig.

französisch, wenn man als vornehm gelten wollte; der Verkehr mit den Damen bewegte sich nach französischer Art; auch in sittlicher Beziehung huldigte man französischen Anschauungen.

Es war ein kraftloses Geschlecht, von einer gewissenlosen und verschwenderischen Regierung ausgesogen und gedrückt; die gehorsamen Untertanen zeigten nicht einmal Verlangen nach Freiheit, sondern nahmen die Bedrückungen als Schicksalsfügung hin, hielten sich fern von jeder politischen Meinungsäußerung und waren noch froh, wenn der Staat sie nicht hinderte, durch Fleiß und Intelligenz etwas zu erwerben. Nach oben hin devot und kriechend, behandelten sie die Untergebenen, wie sie behandelt wurden.

Dem regen Geiste der Leipziger, denen die Politik ein verbotenes, die Religion, die frühere Jahrhunderte beschäftigt hatte, ein zu wenig interessantes Gebiet war, blieb, wie den Franzosen jener Zeit, die Literatur als eigentliches Feld des Nachdenkens und des Studiums übrig. Der biedere Frankfurter las, wenn überhaupt etwas, die alten Volksbücher; mit Leichtigkeit hatte Leipzig der ursprünglichen Rivalin den Buchhandel entwunden, und schon Mitte des Jahrhunderts war es literarisch tonangebend für ganz Deutschland geworden. Von hier aus diktierte G o t t s c h e d der deutschen Sprache und Literatur seine Gesetze, hier begann die Reform des deutschen Dramas und Theaters; die Schweizer und Österreicher ließen hier die Druckbogen auf gutes Schriftdeutsch prüfen. Und wiederum in Leipzig gelangten die Gegner Gottscheds zu endlichem Siege. Hier hatte Klopstock die ersten Gesänge des Messias gedichtet, hier waren die sogenannten „Bremer Beiträge“ entstanden, Gellerts Fabeln, Weißes Singspiele traten von Leipzig aus ihren Siegeszug durch ganz Deutschland an. Die Gelehrten schlossen sich nicht streng ab von den ungelehrten Bürgern; sie suchten vielmehr durch populäre Zeitschriften und Vorträge Sühnung mit ihnen zu behalten. Wer für das größere Publikum schreiben wollte, zog nach Leipzig, wo er Verleger, Drucker und bereitwillige Abnehmer fand. Und noch etwas Besonderes kommt für Leipzig hinzu. Gottscheds Bestreben, das Publikum für die Bühne und das Drama zu gewinnen, konnte in keiner Stadt auf mehr Erfolg rechnen, als in Leipzig. Hier herrschten viel intimere Beziehungen zwischen Theater und Publikum; denn schon damals war keine Stadt in Deutschland so theatereifrig wie Leipzig, war das Theater und die Künstlerschaft so sehr Gegenstand des allgemeinen Interesses wie hier. Dem Wirken zweier Leipziger Bürger, des Obersten Säsch und später des Kaufmanns Zehmisch, verdankte Leipzig den Bau seines neuen Komödienhauses, der Mitte April 1766 begann und schon im Herbst fertig war, so daß am 10. Oktober 1766 das Theater mit Schlegels Drama Hermann eröffnet werden konnte.

In allen diesen literarischen Dingen bewandert zu sein, gehörte in Leipzig nicht nur zum guten Ton, es war sogar notwendig für den Verkehr in der besseren Gesellschaft, in den vornehmen Häusern plauderte man über die neueste französische und deutsche Literatur und das Theater, auch die Damen, die es verstanden, mit Geist und Geschick das Gespräch zu führen, waren in dem Neuesten sehr belesen und bewandert. Der junge Goethe nimmt sich vor, seine



Johann Christoph Gottsched.

Nach einem Ölgemälde von Hausmann
Original in der Universitätsbibliothek in Leipzig.

Schwester nach dem Muster der Leipziger Damen zu bilden, mit der Motivierung:

„Bei Euch im Reiche residirt die Dummheit ganz feste noch.“

Literatur und Theater waren zwar der Hauptgegenstand, aber nicht der einzige des Interesses der gebildeten Leipziger. Ein halbes Jahrhundert, bevor der Süden und Norden Deutschlands überhaupt Sinn und Verstandnis für die Kunst zeigte, verwandten Leipziger Bürger ihren Reichtum, um für sich und ihre Mitbürger große Kunstsammlungen zu schaffen. Die Residenz Dresden erhielt freilich auf billige Weise

durch die Prachtliebe der Könige die herrlichste und auserlesenste Galerie von Bildwerken; Leipzigs Bürger schufen aus eigenem Vermögen und eigener Kraft Kunstsammlungen, die in ganz Deutschland, ja in der Welt berühmt wurden und einen Hauptanziehungspunkt für die Fremden bildeten. Es sind von diesen Sammlungen hauptsächlich zu nennen: die Windlersche in der Katharinenstraße (jetzt Nr. 20), die im Jahre 1786 628 Ölgemälde und 25 000 Kupfer-

stiche umfaßte und die Richtersche auf dem Thomaskirchhof, die, wenn auch an Zahl, doch nicht an Bedeutung der Bilder der ersteren nachstand.

An der Spitze aller künstlerischen Bestrebungen der Bürgerschaft stand St. Wilhelm Kreuchauf, der ursprünglich Kaufmann war, später aber nur dem Kunstinteresse lebte und sich auch als Schriftsteller betätigte; er leitete die Kunstsozietät, eine Gesellschaft von Gelehrten, Schöngelstern und Künstlern, die von Richter gegründet worden war und in Kreuchaufs Hause wöchentlich zusammenkam zum Gedankenaustausch und zu gemeinsamer Betrachtung von Kunstwerken. Auch Goethe hat dieser Sozietät nicht fern gestanden.

Das war das äußere und innere Leipzig, in das der junge Student etwa den 10. Oktober 1765 einzog. Seine Anziehungs- und Bildungsraft sollte auch bei ihm, der aus der „Frankfurter Hungersnot des guten Geschmacks“ wissensdurstig und lernbegierig herbeieilte, nicht versagen. Noch nach vielen Jahren, als Goethe Leipzig wieder besuchte, schrieb er in Erinnerung an seine Studentenzeit an Frau von Stein: „Reichtum, Wissenschaft, Talente, Besitztümer geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann.“

Seine Wohnung nahm Goethe in der Großen Feuerfugel, dem großen Gebäude, das zwischen der jetzigen Universitätsstraße und dem Neumarkt liegt; es war die Wohnung, die der Buchhändler Gleischer, in dessen Begleitung Wolfgang nach Leipzig gereist war, während der Messe inne hatte. Goethe selbst spricht von artigen Zimmern, die „in den Hof hinaus“ lagen. Es waren die Zimmer im zweiten Stock linker Hand, wenn man die Feuerfugel von der Universitätsstraße aus betritt. Die alte Wirtin, Frau Elisabeth Straube, sorgte mit großem Eifer für das Wohl Wolfgangs und seines Stubennachbars, des armen Theologen Lemprecht. Während der Messe und der Sommermonate wohnte Goethe jenseits des Walles und der Stadtmauern in einem Giebelstübchen des Hahmannschen Gasthofes, dem großen Kuchengarten in Reudnitz gegenüber; das Haus ist längst abgebrochen worden.

In der Nähe der Großen Feuerfugel wohnte die Familie Breitkopf, mit der er schon im ersten Halbjahr seines Aufenthaltes bekannt wurde. Es sind zwei ehemalige Breitkopfsche Häuser auf dem alten Neumarkt (der jetzigen Universitätsstraße) zu unterscheiden. Im goldenen Bär wohnte der Vater Bernhard Christoph Breitkopf und Gottsched. Der gerade gegenüberliegende silberne Bär (Eckhaus des Kupfergäßchens, jetzt abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt) wurde während Goethes erster Studienzeit gebaut. Wolfgang nahm teil an dem Einzug des Sohnes Johann Gottlob Immanuel Breitkopf in dieses Haus und an seiner Einrichtung, in dem nun zugleich der Arzt Reichel und der Kupferstecher Stöck (der letztere in der Mansarde) ihre Wohnung nahmen.

Von anderen wichtigen sogenannten Goethehäusern sind noch zu nennen das Schönlkopf'sche Haus, das auf dem Brühl neben dem Edhaus am Hallischen Gäßchen, dem Goldenen Apfel, lag, aber am Schluß des vorigen Jahrhunderts einem Neubau Platz gemacht hat, Auerbachs Hof, wo Wolfgang viel mit Behrißch verkehrte; ferner die Pleißenburg, in der damals die Kunstakademie war, und Oesers Sommerwohnung in Dölitz, wohin der Weg über die von Goethe besungenen herrlichen Connemitzer Fluren und Wiesen führte.

Der bisher vom Vater streng geleitete, von der Mutter liebevoll verwöhnte Jüngling war nun auf sich allein angewiesen. Um ihn nicht ganz ohne Stütze zu lassen, hatten Vater und Freunde des Hauses ihm Empfehlungsschreiben mitgegeben, so an den Leipziger Rathsherrn Lange, „einen störrigen, wunderlichen Mann, dessen Frau aber die höflichste, artigste Frau der Welt war“, und an Dr. Franke, den Professor für Moral und Politik. Am allerwichtigsten erwies sich die Empfehlung des Schöffens Olenischlager an den Professor der Geschichte und Jurisprudenz Böhme und seine Gattin; sie nahmen in der ersten Zeit hauptsächlich den jungen Studenten in ihre Obhut. Wenn er sich auch in den Briefen als Poet bezeichnet und den festen Vorsatz hatte, Literatur, besonders die antike, zu studieren, die Mahnungen Böhmes, „eines kleinen, untersehten, lebhaften Mannes“, dem sich Wolfgang offen erklärte, und noch mehr die seiner Gattin bewogen ihn, vorläufig seinen Plan aufzugeben. Böhme bestimmte für ihn die juristischen Kollegien und gab seinem Drängen nur insoweit nach, als er ihm gestattete, auch Gellerts literargeschichtliches Kolleg zu hören. Frau Hofrat Böhme, „unendlich sanft und zart, nicht mehr jung und sehr kränklich“, nahm sich seiner wie eine Mutter an und kümmerte sich sogar um seine Verpflegung. Nicht oft genug kann er von ihrer Güte und Lebenswürdigkeit nach Hause berichten. In freundlich-mütterlichem Tone suchte sie ihm die Fehler und Unarten, die ihm noch anhafteten, abzugewöhnen, während ihre Freundin von Ploto ihn mehr im Tone einer Gouvernante herrißch abfanzelte. Weshalb Wolfgang, der doch in Frankfurt so selbstbewußt und eigenmächtig aufgetreten war, sich willig den Unterweisungen der beiden Damen fügte, erhellt aus seinen Briefen an Verwandte und Freunde. Infolge der Empfehlungsschreiben, seines gefälligen Äußeren und seiner Begabung wurde er gleich von Anfang sehr viel eingeladen. Der einfache, natürliche, auch nicht selten derbe und rücksichtslose junge Mann erregte nun wohl wegen seiner Schönheit und hervorragenden Begabung Aufsehen, aber zugleich die Verwunderung der „galanten“ Leipziger, weil man an ihm vieles von dem vermiste, was man hier Lebensart nannte, und dessen Mangel in Leipzig als größtes Verbrechen galt. Viele kleinere oder größere Unarten beging der biedere Frankfurter ahnungslos; er stieß dort an, wo er zu gefallen strebte. Dazu traten



Johann Gottlob Bohme.

Nach dem Gemälde von Anton Graff
Original in der Kgl. Gemaldegalerie, Dresden

noch zwei besondere Mängel: sein Dialekt und seine altmodische Kleidung. Der gute Diener und Schneider in Frankfurt, den der sparsame Vater mit der Anfertigung der Garderobe zu beauftragen pflegte, hatte keine Ahnung davon gehabt, was die Mode in Leipzig unerlässlich forderte. Die befreundeten Damen, wie Frau Böhme, machten Wolfgang „durch leichte Neckereien und durch vernünftige Vorstellungen“ auf seine altmodische Kleidung aufmerksam. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder sich moderne Kleidung anzuschaffen oder die Gesellschaft zu meiden. Er wählte das erstere und tat es bald den elegantesten Herren gleich, so daß der biedere Frankfurter Horn, als er den so verwandelten Freund im nächsten Semester sah, über ihn an Freund Moors schrieb: „Er ist bei seinem Stolz auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem so närrischen goät, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet; er geht wie ein Rektor, gefolgt von vier Fakultäten.“

So führte denn Wolfgang im ersten Semester ein reich bewegtes Studentenleben. Nachdem er als Mitglied der bayerischen Nation am 19. Oktober unter dem Rektor Professor Ludwig immatrikuliert worden war, hatte er eine größere Zahl Kollegien belegt, die er anfänglich sehr eifrig besuchte; dazu kamen die vielen Partien und Ausflüge, die Teilnahme am studentischen Leben, abends die Gesellschaften oder der Besuch des Theaters, damals in Jotens oder Quandts Haus auf der Nikolaistraße, wo die berühmte Kochsche Truppe spielte. An Geld ließ es der Vater dem jugendlich frisch und heiter lebenden Studenten, der als der Sohn einer wohlhabenden Familie auftreten sollte, nicht fehlen. Aber das Schönste von allen den Herrlichkeiten des Studentenlebens war doch das Gefühl der ungebundenen Freiheit und das Recht der Selbstbestimmung. Im ersten Brief, den er an Freund Riese schrieb, vergleicht er sich mit einem Vogel,

der auf einem Ast
Im schönen Wald sich, Freiheit atmend, wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt.
Mit seinen Stittchen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hin zu schwingen.

Diese humoristisch-übermütige Stimmung zeigt sich auch in der Charakterisierung der Genossen seines Mittagstisches bei Professor Ludwig, sowie in der Schilderung der damals schon gefallenen Leipziger Größe, Gottscheds, der in Leipzig nicht nur verlacht, sondern sogar verachtet wurde.

Daß der flotte Studio aber nicht ganz der elterlichen Aufsicht entbehre, dafür hatte der Vater in seiner Weise gesorgt. Cornelia, die ihren Bruder schwärmerisch liebte, wollte sich die Trennung von ihm durch möglichst häufige und ausführliche Korrespondenz weniger fühlbar machen. Der „gern didaktische“ Vater hatte kaum von diesem Wunsch erfahren, als er beschloß, den Brief-

wechsel zur Übung der Tochter und zur Überwachung des Sohnes zu benutzen. Das letztere freilich glückte nicht völlig; denn Wolfgang ließ den Vater die ironische Bemerkung an seine Schwester lesen: „Ich sehe manchmal mit Lachen, wie ein gutes, einfältiges Mädchen Reflexionen macht, die niemand als ein einsehender, erfahrener Mann machen konnte.“ Aber wenigstens war doch Cornelian wieder einmal ihre Freude und ihr Glück gründlich verdorben, sie mußte deutsch, französisch und englisch schreiben, und Wolfgang sollte auch in diesen Sprachen antworten. Man merkt es den Briefen Wolfgangs wohl an, daß sie für den Vater geschrieben waren. Was er morgens gelernt hat, wird brühwarm der Schwester mitgeteilt, insbesondere Gellerts Lehren sogar bis zur Empfehlung der Lektüre; oft nimmt er die Miene des großen Gelehrten dem unwissenden Mädchen gegenüber an. Wenn er auch nicht gleich Universitätslehrer werden kann, so möchte er vorläufig Mädchenlehrer sein; „es ist für mich und dich, daß ich studiere,“ schreibt er einmal. Er will in ihr „das vernünftigste, artigste, angenehmste, liebenswürdigste Mädchen erziehen, nicht nur in Frankfurt, sondern im ganzen Reich“.

Auffallen könnte es, daß in diesen, an die Schwester gerichteten und für den Vater bestimmten Briefen der Mutter, abgesehen von Grüßen, fast gar nicht gedacht wird. Daß daran nicht etwa Mangel an Liebe und Verehrung des Sohnes für seine Mutter schuld ist, beweisen die beiden herrlichen, die Mutter feiernden dichterischen Ergüsse, von denen der eine (vom 7. Dezember 1765) mit den schönen Worten schließt:

Und ehe soll
Die Liebe nicht erkalten, eh' ich selbst
Erkalte.

Die alten Frankfurter Freunde Riese und Moors, die in der Heimat geblieben waren, und Horn, der nach Marburg übergesiedelt war, wurden in der ersten Zeit mit langen Briefen bedacht; auch für andere Mädchen, wie für Lisette Rundel, „Smitelgen und Kundelgen“, Gräulein Brevillier und die junge Tante Anna Christina Textor werden Cornelia Grüße oder Küsse aufgetragen. Aber allmählich verblässen die Erinnerungen; das liebebedürftige Herz des Jünglings wurde bald von der Anmut, dem heiteren Geiste und der Liebenswürdigkeit der Sächsinnen völlig in Beschlag genommen. Nur Charitas Meyrner bewahrt sich längeres Gedenken und macht eine Zeitlang der neu aufgehenden Leipziger Sonne den Platz streitig.

Die neue Leidenschaft ging tiefer als alle jenen kleinen Herzensneigungen und sollte für den Dichter und Menschen von Bedeutung werden. Das Mädchen, das diese Leidenschaft erweckte, war K ä t h c h e n S c h ö n f, die im August des Jahres 1746 geborene Tochter eines Leipziger Bürgers, der ursprüng-

lich Zinngießer, dann Besitzer einer Weinhandlung auf dem Brühl war. Seine Gattin stammte aus Frankfurt, daher kehrten Frankfurter, die nach Leipzig kamen, häufig bei ihm ein. So auch der mit der Goethischen Familie befreundete Advokat Georg Schlosser aus Frankfurt, der zur Zeit der Ostermesse 1766 auf der Durchreise Leipzig berührte, Goethe aufsuchte und mit ihm die bedeutendsten Gelehrten der Stadt besuchte; seine Aufnahme bei Gottsched ist durch Goethes launige Schilderung verewigt worden.

Schlosser, dessen reiche Kenntnisse in den modernen Sprachen und dessen gelesenes, ernstes Wesen auf den um zehn Jahre jüngeren Studenten einen großen Eindruck machte, nahm ihn zum Mittagstisch zu Schönkopfs mit; bald siedelte Wolfgang als ständiger Gast hierher über. Man traf sich hier auch abends bei einem guten Glase Wein. Doch wurde außer der Messe das Haus nur von wenigen auserlesenen Freunden besucht. Unter diesen ist außer dem Obereinnehmer Kriebel und dem Hofmeister des Freiherrn von Griesen, Benjamin Pfeil, und einigen Livländern besonders zu nennen Christian Gottfried Hermann, der Sohn des Oberhofpredigers in Dresden, sechs Jahre älter als Goethe, von ihm in Dichtung und Wahrheit als der Leipziger Freund bezeichnet, „zu dem sich ein immer gleiches und dauerndes Verhältniß bewährte“; Sanftmut des Charakters, stetiger Fleiß und gleichmäßiges Vorwärtsschreiten ohne Abweichung von dem gewohnten Lebenslaufe waren seine Haupttugenden, zu denen sich noch ein prächtiger Humor gesellte. Er hatte sich eigentlich der bildenden Kunst widmen wollen, war aber durch seinen Vater zur Jurisprudenz überredet worden. Außer der Musik, die er mit großem Geschick ausübte, pflegte er während der Studentenzeit eifrig das Zeichnen und regte Goethe an, „manch Weidicht an der Pleiße“ nachzubilden. Am 7. Mai 1767 promovierte er, wobei Goethe als Opponent tätig war. Noch in demselben Jahre wurde er Assessor des Oberhofgerichts und Mitglied des Rates der Stadt Leipzig.

Wenn nun auch unser Student in diesem Kreise viel Belehrung und Aufklärung erhielt und gewissermaßen Ersatz für die geringen Anregungen, die



Käthchen Schönkopf.

Original im Besitz von Frau Zuckschwerdt
in Magdeburg.

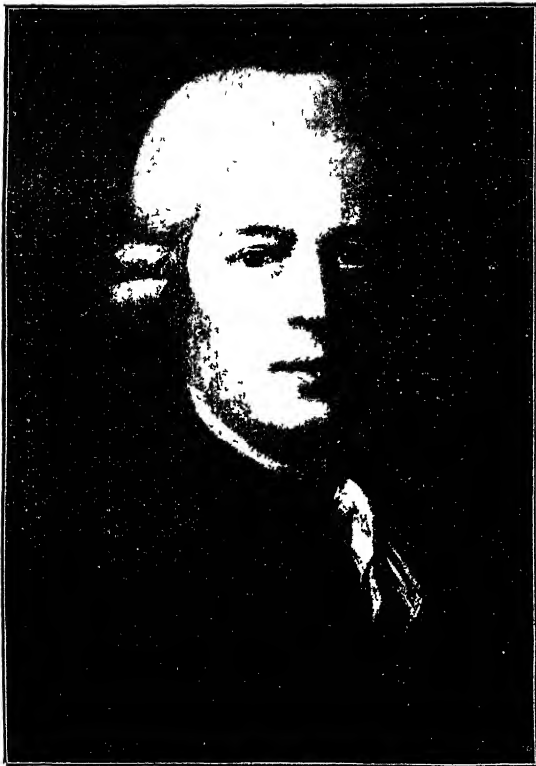
lung Käthchens ihm öfters gegründeten oder ungegründeten Argwohn gab. Käthchen hatte eine Freude daran, anderen die Köpfe zu verdrehen, „bis sie sich verliebt stellten, nachher war es aus“ Später bei ruhigen Zeiten konnte er wohl darüber schreiben: „Es muß Ihnen doch komisch vorkommen, wenn Sie an all die Liebhaber denken, die Sie mit Freundschaft eingesalzen haben, große und kleine, krumme und grade“; aber damals dachte er ernster darüber, trotz Käthchens „unter heftigen Liebesungen ausgesprochener Bitte, sie nicht mit Eifersucht zu plagen“ In Dichtung und Wahrheit hat Goethe alle Schuld auf sich genommen; aber aus den Briefen an Behrißch läßt sich erkennen, daß auch Käthchen ihn durch Launen und Eifersucht geplagt hat. Man lese solche Stellen wie die vom 20. November 1767: „Eine Eifersucht, die oft bis zur Wut geht, ein Argwohn, ein Neid, der bis dahin geht, daß sie nicht erfahren darf, daß ich eine Hand gekußt habe, macht sie und mich elend.“ Sie wird unruhig, wenn er einmal nachmittags ausbleibt. Einer anderen den Hof zu machen, darf er nicht wagen, „denn im Brühl stehen Nägel und Stricke parat, wenn man so etwas erfuhre“. Als er mit Gräulein Breitkopf und Gräulein Obermann die Minna aufführen will, bricht das Feuer der Eifersucht mit aller Heftigkeit aus.

So machten sich die Liebenden beide elend Auf die Dauer war der Zustand unerträglich. Käthchen war wohl die vernünftigere, denn im März 1768 muß er eingestehen: „Allen Verdruß, den wir zusammen haben, mache ich; sie ist ein Engel und ich bin ein Narr.“ Die Erwägung, daß bei Goethes Jugend an eine Heirat nicht zu denken war, wird bei ihr den Ausschlag gegeben haben. Man beschloß, sich seltener zu sehen; ihre Ansprüche an seine Hand und sein Vermögen erkennt er an, aber er will ihr die Freiheit lassen, mit einem anderen glücklich zu werden, und ihr bis dahin treu bleiben. Im April ist aus der Liebe Freundschaft geworden: „keine Vertraulichkeit,“ so schreibt er an Behrißch, „nicht ein Wort von Liebe mehr und so vergnügt, so glücklich, sie ist ein Engel.“

In der Zeit, da ihn „sein böses Mädchen plagte“, fand er Teilnahme, freundschaftlichen Rat und Aufheiterung bei einem anderen Leipziger jungen Mädchen. Es war *S r i e d e r i k e W e s e r*, die Tochter des Direktors der Kunstakademie, mit Goethe fast gleichalterig, die mit ihrem Vater und einer um sieben Jahre jüngeren Schwester im Sommer in Dölitz wohnte. Ihr Antlitz war in früher Jugend von Blattern entstellt worden; daher hatte sie beizzeiten begonnen, ihren Geist zu bilden, und es war ihr auch gelungen, durch gediegene Bildung, Munterkeit und Heiterkeit des Wesens die mangelnde Schönheit zu ersetzen. Sie hat Wolfgang hauptsächlich im Sinn, wenn er Vergleiche zwischen Leipziger und Frankfurter Mädchen zieht. So schreibt er an sie von Frankfurt:

Du lieber Gott! an Munterkeit ist hier,
 An Einsicht und an Wiß Dir keine einz'ge gleich,
 Und Deiner Stimme Harmonie,
 Wie käme die heraus ins Reich?

Ihr übersandte er auch eine Anzahl seiner Leipziger Lieder, die in dieser Abschrift auf uns gekommen sind, und sie fanden hier eine so strenge Kritik,



Gottlob Immanuel Breitkopf.

Original, Ölgemälde im Besitz von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

daß der Dichter verspricht, an Stelle derer, die ihr mißfallen hätten, andere zu dichten. Nach der großen Krankheit, die ihn gegen Ende seines Aufenthaltes befiel, ging er oft hinaus nach Oesers Landgut in Dölitz, um in der „seligen Wohnung“ in heiteren und geistig angeregten Gesprächen Erholung zu finden.

Ähnlich entwickelte sich der Verkehr mit der Familie Breitkopf. Der alte Herr, der Begründer der berühmten Notendruckerei, lebte damals noch; in dem Hause seines Sohnes Gottlob Immanuel, des Erfinders des Notendrucks mit beweglichen Typen, verkehrte Goethe regelmäßig Sonntag nachmittag mit den beiden da-

mals ebenfalls studierenden Söhnen Bernhard und Gottlob. Konstanze Breitkopf, die Schwester der eben genannten Freunde Goethes, wird von ihm als wohlgebildet und außerordentlich beleesen geschildert. Bei der Aufführung der Lessing'schen Minna spielte sie die Rolle der Franziska. Horns Liebe zu ihr, die vor den Eltern geheim blieb, hat Goethe in der Laune des Verliebten als eine Art Musterliebe dargestellt.

Sowohl bei Breitkopfs wie bei Schönkopfs wurde, wie es sich für Leipziger

Familien von selbst versteht, viel musiziert. Auch für diese Kunst war Goethe früh angeregt worden. Will er doch sogar in Frankfurt eine italienische Oper „La sposa rapita“ geschrieben haben. Gräulein Obermann, eine Freundin Konstanzes, die später als Konzertsängerin sich auszeichnete, und Dr. Hermann wirkten bei den Breitkopfschen Familienkonzerten mit; auch Goethe beteiligte sich durch Klavier- und Flötenspiel. Der ältere der beiden Breitkopfschen Brüder hat sich als Komponist um Goethe verdient gemacht, indem er dessen Leipziger Lieder in Musik setzte und herausgab. Von Leipzigs musikalischen Größen erwähnt Goethe Gertrud Schmehling, verheiratete Mara, und Corona Schroeter. „Beide habe ich oft“, so erzählte er später, „in Hasseschen Oratorien nebeneinander singen hören, und die Wagschalen des Beifalls standen für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der anderen das Gemüt in Betrachtung kam.“ Der Lehrer beider Sängerinnen war Johann Adam Hiller, der erste Kapellmeister des „Großen Konzertes“ (der Gewandhauskonzerte), der im Mittelpunkt des musikalischen Lebens stand und sich auch durch Komposition Weißsicher Singspiele bekannt gemacht hatte.

Auch noch in einer anderen, wenn auch nicht so vornehmen Familie wurde Wolfgang wie der Sohn des Hauses behandelt; es war das die Familie des Kupferstechers Stodt, der die Mansardenstuben im silbernen Bären bewohnte. Der Vater, bei dem Goethe Unterricht im Zeichnen nahm, wird uns als ein sehr fleißiger, mit prächtigem Humor begabter Mann geschildert. Die Frau und Töchter hingen ebenfalls an dem lustigen Studenten. Johanna Dorothea, damals etwa sieben, Anna Maria Jakobine, damals fünf Jahre alt, sind beide später als Freundinnen Schillers, die letztere als Mutter Theodor Körners bekannt geworden. Damals waren sie ja noch Kinder, aber sie erinnerten sich dennoch später lebhaft des übermütigen Studenten, der sie sogar einmal unterrichtet und ihnen eine schöne Erklärung der Bergpredigt gegeben hatte. Auch die Mutter konnte dem Frankfurter „Struwelpeter“, wie sie ihn nannte, der den Gatten oft zum Besuch der Wirtschaften verführte, nicht lange gram bleiben und ließ sich immer wieder durch seine Späße verjöhnen.

Aber alle diese freundschaftlichen Beziehungen sind doch nicht so nachhaltig und bedeutend gewesen, wie die zu Ernst Wolfgang Behrisch, dem Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, von Goethe wegen seiner Magerkeit und seines abschreckenden bissigen Wesens „der dürre Teufel“, wegen seiner nahen Beziehungen zu ihm auch „Jonathan“ genannt. Goethe hat ihn in Dichtung und Wahrheit ausführlich als einen der wunderlichsten Käuze geschildert. Er tat, ganz unbekümmert um das Urteil der Welt, gerade das Gegenteil von dem, was die meisten anderen taten, aber alles mit Anmut und Zierlichkeit. Die Scherze, die Goethe von ihm in Dichtung und Wahrheit erzählt,

liefen nicht etwa bloß auf Zeitvergeudung und Studentenwitz hinaus; Behriß mußte wohl, warum er gerade seinen jungen Freund zu größerer Langsamkeit und zu sorgfältigerer Beachtung auch des Kleinsten in der Kunst zwang; er dämpfte das Unruhige, Sährige in dem Wesen des jungen Brausekopfes und lehrte ihn, wozu der Vater ihn vergeblich geleitet hatte, zwar Weniges, aber das Wenige gründlich und auch das anscheinend Kleine mit Sorgfalt zu tun.

Behriß war der Freund, dem sich Wolfgang am offensten und ruckhaltlosesten zeigte; in dessen Wohnung, in Auerbachs Hof, war er öfter als in der seinigen. Behriß wird sein Vertrauter auch in seinen Liebesangelegenheiten; deshalb sind die Briefe an ihn das wichtigste Dokument aus Goethes Leipziger Zeit. Nach ihnen erscheint das Leben des Studenten stürmischer und flotter, als uns die Schilderung in Dichtung und Wahrheit glauben lassen möchte.

Den großen, ausgedehnten Familienverkehr, den er in den ersten Monaten gepflegt, hatte er bald gegen den Verkehr mit einzelnen älteren Studenten oder Doktoren vertauscht. Denn trotz aller Mühe, die er sich auf Anraten der Frau Böhme gegeben hatte, konnte er den Anforderungen der Leipziger Gesellschaft nicht genügen. Seine Abneigung gegen das Spiel und gegen das Tanzen machte ihn zu einem nutzlosen, seine Kenntnisse und sein Geschmaç zu einem unbequemen Gast. Dagegen unternahm er mit anderen Studenten öfters Ausflüge, wobei dem Humor und Spott über die Leipziger und besonders über die Professoren freier Spielraum gelassen wurde, abends wurde gekneipt oder man ging bei Mondschein spazieren. Doch dieses flotte Studentenleben sollte jäh unterbrochen werden. Ende Juli 1768 verfiel er in eine sehr schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe bringen und ihn anderthalb Jahre an die Krankenstube fesseln sollte. In Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe: „Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturze auf und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. . . mehrere Tage schwankte ich zwischen Leben und Tod . . .“ Nach dem Urteil erfahrener Ärzte hat es sich bei diesem Blutsturz um Lungentuberkulose gehandelt, deren Weiterentwicklung Goethe durch „seine Abhärtungsmethode, wie z. B. das Wohnen im Gartenhaus, das Arbeiten und Schlafen im Freien usw.“ verhindert und unterdrückt hat. Auch in seiner Stimmung hatte sich die Krankheit lange vorher angekündigt. „Wenn ich mich erinnere,“ schreibt er seinem früheren Nachbar Lemprecht, der ihm bei dem Blutsturze hilfreich zur Seite gestanden hatte, aus Straßburg, „was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war, nimmt's mich wunder, wie mich jemand hat ertragen können.“ Durch seine bösen Launen hatte er fast alle seine Freunde verlegt. Nun erfuhr er zu

seiner Freude, aber auch zu seiner tiefen Beschämung, von allen Liebes- und Freundschaftsdienste. Er gelobte sich, dieser Lehre immer eingedenk zu sein und sich der bösen Launen gänzlich zu entschlagen. Dr. Reichel und Goethes gute Natur beseitigten bald die Lebensgefahr, aber eine Geschwulst an der linken Seite des Halses blieb, die dem Patienten noch viel zu schaffen machen sollte.

Die Bedeutung des Leipziger Aufenthaltes.

Als kranker Mann langte er, der jugendfrisch mit stolzen Hoffnungen das Vaterhaus verlassen hatte, in Frankfurt Anfang September 1768 wieder an; als einen Schiffbrüchigen bezeichnet er sich selbst, und nicht bloß in körperlicher Beziehung. Der Vater hatte einen tatkräftigen und tatendurstigen Doktor der Jurisprudenz erwartet; er mußte mit einem kranken, mißgestimmten Studenten vorlieb nehmen, der anscheinend während der drei Jahre sich seinem eigentlichen Ziele nicht genähert hatte. Und dennoch war Goethes Aufenthalt in Leipzig für die wissenschaftliche und insbesondere für seine künstlerische und dichterische Entwicklung von größter Bedeutung.

Freilich in der Jurisprudenz war der Fortschritt am unbedeutendsten; „mein ganzer Erwerb“, meinte er selbst, „konnte nur als allgemeiner enzyklopädischer Überblick und nicht als eigentlich bestimmte Kenntniss gelten“. Anfänglich hatte er regelmäßig die ihm von Professor Böhme vorgeschlagenen Kollegien besucht und auch eifrig Lateinisch getrieben, um die Kollegien völlig zu verstehen; aber bald schwand der Eifer, einmal weil er kaum etwas hörte, was er nicht schon von seinem Vater gelernt hatte, und ferner, weil die Professoren es durchaus nicht verstanden, ihn zu fesseln. Der Hauptgrund des Mißerfolges lag in Goethe selbst. Es war ihm nicht gegeben, durch einen Vortrag, der feste Ansichten übermittelte, zu lernen. Nur das, was er selbst sich entwickelte, was er selbst fand, hatte bleibenden Wert für ihn.

Auch in der Philosophie, deren Geschichte Professor Winler vortrug, vermochte er die erhoffte Aufklärung. Über die Art, wie Logik gelehrt wurde, hat der Dichter später in seinem Faust die ganze Schale seines Spottes ausgegossen. Über das Altertum fand er in Ernestis philologischen Kollegien weniger Belehrung, als bei Professor Morus, „einem ungemein sanften und freundlichen Mann“, den er am Mittagstisch bei Professor Ludwig kennen gelernt hatte und den er öfters besuchen durfte.

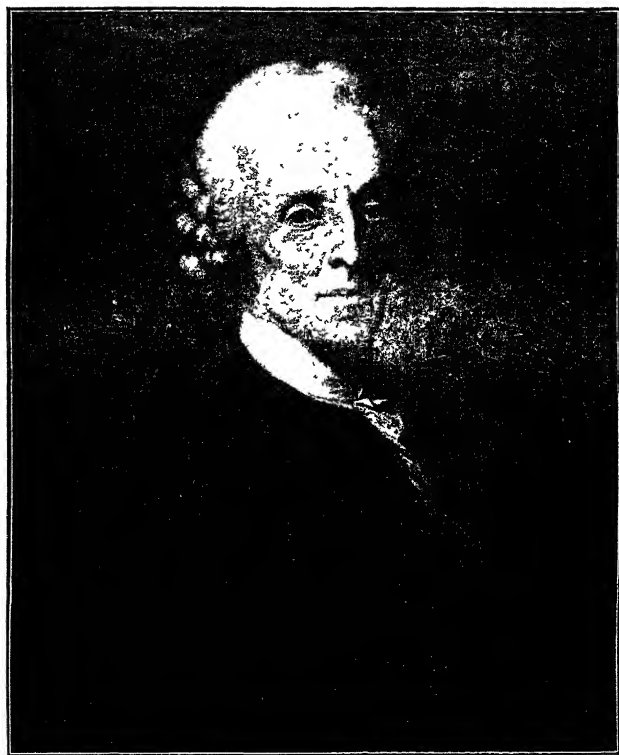
Am meisten aber regte ihn noch Gellert an; er hörte bei ihm „Literaturgeschichte mit Zugrundelegung des Kompendiums von Stodthausen“; ferner nahm er teil an dessen Praktikum, d. h. an „Übungen in deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils“. Gellert

befah schon damals die allgemeine Verehrung Deutschlands; seine Sabeln und anderen Schriften waren überall verbreitet und für viele der Grundstoß ihrer Bildung. „Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts“, so schildert Goethe sein Äußeres. Mit seiner ängstlichen, schwächlich-demütigen Natur und seiner feinen Bildung war er der Typus der Leipziger seiner Zeit. Darum war ihm auch Goethes Stil zu leidenschaftlich, wenn er etwas über die gewöhnliche Prosa hinausging, er riet von jedem höheren Schwung und von der Poesie überhaupt ab. In späterer Zeit hatte Goethe an Gellerts Unterrichts zu viele tadeln; damals folgte er ihm nicht nur blindlings; er übermittelte auch, was er bei Gellert lernte, sofort der Schwester und befehligte sich ihm zuliebe einer deutlichen Handschrift.

Wie gering auch später Goethe die Bedeutung seiner Leipziger Universitätsjahre für seine wissenschaftliche Entwicklung angeschlagen hat, „in einem mußte mich“, so sagt er selbst, „die Leipziger Zeit begründen, und zwar in dem, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden sollte“. Daß Goethe hier die bildende Kunst meint, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Den Lehren Windelmanns und Oesers von der Herrlichkeit der Antike ist er sein Leben lang treu geblieben. Sein Wunsch, in Leipzig mit den Schätzen des Altertums vertraut zu werden, ist wenigstens in diesem Sinne wahr geworden. Wir nannten schon wiederholt den Namen des Mannes, der das Evangelium des Schönen dem Jungling offenbarte

A d a m F r i e d r i c h O e s e r stammte aus Preßburg und war dort 1717 als der Sohn eines eingewanderten Berliner Riemergesellen geboren; auch seine Mutter gehörte einer aus Deutschland stammenden evangelischen Familie an. Nach seinen Lehrjahren in Preßburg und Wien zog Oeser 1739 nach Dresden, wo unter der Regierung des prachtliebenden August III. eine glänzende Epoche angebrochen war.

„Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet,“ schreibt Windelmann 1755. „Glücklich ist, wer sie findet. Diese Quellen suchen, heißt nach Athen reisen, und Dresden wird nunmehr Athen für die Künstler.“ Dresden war die tonangebende Kunststadt Deutschlands, „die Heimat des Rokoko“. Der Zwinger, diese „Schauburg“ eines pomphaften fürstlichen Privatlebens, ist das vorzüglichste Denkmal des damaligen Dresden. Das Kleinliche, Zierliche, Schnörkelhafte des Rokoko war Oeser und Windelmann in gleicher Weise verhaßt. Beiden stand als Ideal die antike Kunst vor Augen. Die in Dresden angehäuften Kunstsätze zogen Künstler und Kunstkenner und so auch Oeser und Windelmann mächtig an; aber sie beide gingen nicht dorthin, um dem in Dresden



Christian Fürchtegott Gellert.
Nach dem Gemälde von Anton Graff
Original im Besiz der Universitätsbibliothek in Leipzig



Adam Friedrich Oeser.
Nach dem Gemälde von Anton Graff
Original im Museum der bildenden Künste in Leipzig

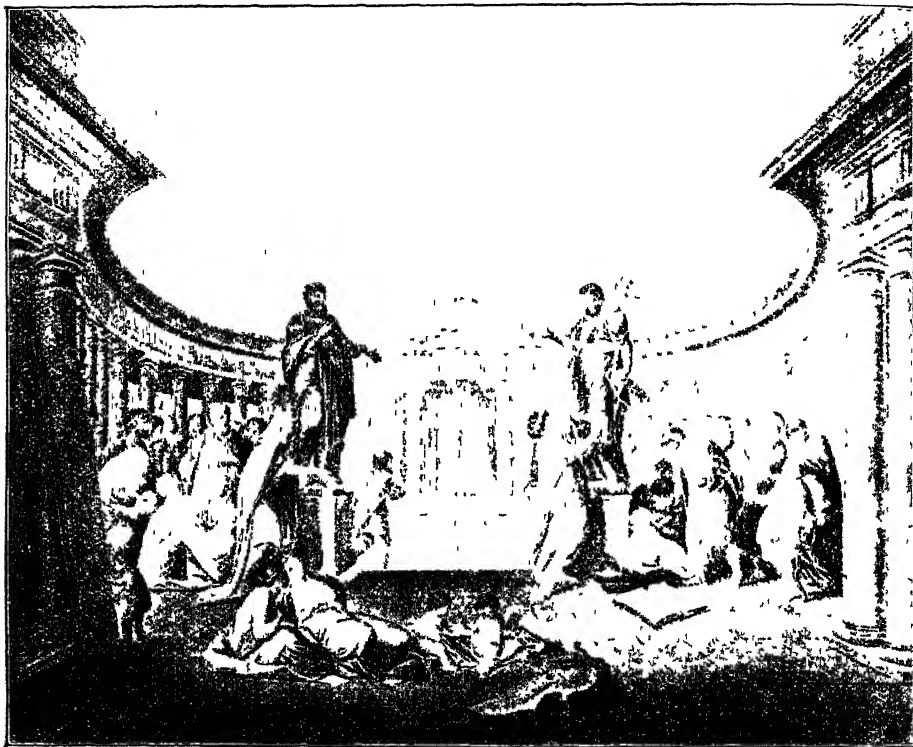
herrschenden Kunstgeschmack zu huldigen, sondern um ihm so scharf als möglich gegenüberzutreten.

In Nöthnitz bei Dresden hatte Oeser Winckelmann, der dort Bibliothekar des Grafen Büнау war, kennen gelernt. Beide gefielen einander so sehr, daß Winckelmann bei seiner Übersiedelung nach Dresden in Oesers Haus zog (1754). Hier entstand die Schrift Winckelmanns, die bahnbrechend auf ihrem Gebiete gewirkt hat: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst.“ Die Begeisterung für die griechische Kunst und die Vorliebe für die Allegorie in der Kunst sind Winckelmann und Oeser gemeinsam. Das berühmt gewordene Wort von der edlen Einfalt und stillen Größe der antiken Kunst war schon vor Winckelmann von Oeser verkündet worden.

Der Siebenjährige Krieg brachte nach märchenhafter Pracht für Dresden traurige Verödung. Oeser flüchtete auf das Schloß des Grafen Büнау in Dahlen bei Oschatz. Nach dem Kriege nahm er die Stellung des Leiters der neu geschaffenen Kunstakademie in Leipzig an. Das Leipziger Privatkunstleben, dem wir schon vorher einige Betrachtung geschenkt haben, erhielt durch die Akademie und Oesers Berufung dorthin einen neuen Aufschwung. Ein Jahr war Oeser in seiner Stellung, als der junge Goethe nach Leipzig kam. Er war kein Neuling in der Kunst. Von frühester Jugend an zum Zeichnen angehalten, vom Vater in die Herrlichkeit der großen Italiener eingeführt, traf er nun hier den Freund und Genossen Winckelmanns, dessen Namen jeder Deutsche mit Stolz nannte; er war gewissermaßen an der Quelle der neuen Kunststrichtung. Und dazu kam noch die Persönlichkeit Oesers. Auf allen Gebieten der Poesie sowohl wie der bildenden Künste bewandert, stets bereit zu behaglich geistreicher, theoretischer Erörterung, die er durch seinen prächtigen Humor zu würzen wußte, war er so recht ein Mann nach dem Herzen des jungen Frankfurters, der nicht nur einen Lehrer, sondern auch einen Freund in ihm verehren durfte. Schon im Dezember 1765 schreibt Wolfgang nach Hause: „Es ist hier eine Maler-Akademie in der Festung Pleißenburg in 3 Zimmern recht niedlich angelegt. Hr. Oeser ein geschickter Mann im Malen und Radiren hat die Aufsicht, und Hr. von Hagedorn die Oberaufsicht darüber.“ Im Herbst 1766 etwa begann der Privatunterricht Goethes, den er mit mehreren Edelleuten, unter anderen dem späteren preussischen Staatskanzler von Hardenberg, teilte.

Freilich war Oeser nicht der beste Lehrer für Anfänger. Wie er selbst seine Werke mehr einem plötzlichen Einfall, als eifriger Arbeit verdankte, so verstand er es auch nicht, zu strenger, energischer Tätigkeit anzuhalten, und wie bei seinen eigenen Werken kam es ihm auch bei denen seiner Schüler weniger

auf die Ausführung des Werkes an als auf die Gedanken, die man damit verbinden könnte oder wollte. Hübsche Beispiele für die nettsche Art seiner allegorischen Darstellungen gibt Goethe in Dichtung und Wahrheit. Darunter wird auch der hier abgebildete Vorhang des Leipziger Komödienhauses erwähnt. Der „Mann in leichter Jacke zwischen antiken und neueren Dichtern“ sollte Shakespeare bedeuten, der, „ohne sich um diese zu bekümmern, auf seine eigene



Der Vorhang des Leipziger Komödienhauses. Gemalt von Oeser.

Original im Stadtgeschichtlichen Museum in Leipzig

Hand der Unsterblichkeit entgegengehe". Kreuchauf erläutert das Bild mit folgenden Worten: „Beim Eingange des Vorhofes . . . stehen die in Bronze gegossenen Bildsäulen des Sophokles und Aristophanes. . . Melpomene weicht dem ersteren, der zur Linken steht, einen Lorbeerkranz. . . Hinter ihr steht Sophokles, von seinem Freund Euripides begleitet. . . Mitten unter den griechischen Dichtern, bei denen man den Seneca . . ., auch einige ihrer vornehmsten deutschen und französischen Nachfolger sieht, sitzt die Geschichte mit

aufgeschlagenem Buche. Aſchylos bückt ſich zu ihr nieder, zeigt ihr die Maſke und den Kothurn. . . . An der anderen Seite ſieht man, wie Thalia die Bildſäule des Ariſtophanes mit einem Blumengehänge umwindet. . . . Daneben lehnt ſich Plautus auf ſeinen Stab und blickt aufmerkſam in die umherliegenden Schriften ſeiner Vorgänger. Bei ihm ſteht der zärtliche Terenz, welcher den Amor mit ſich bringt. Vor ihnen ſißt Menander an der Bildſäule des Ariſtophanes. . . . Er ſchreibt und ein Genius ſchiebt die perſönlich charakteriſierte Maſke von dem vor ihm aufgeschlagenen Buche. . . . Im Vorhofe ſieht man den unnachahmenden Shakeſpeare, welcher die alten Originale vorbei gegangen iſt, gerade dem Tempel der Wahrheit zueilen. Auf dem Vorgrunde ſißen die Malerei und die Muſik mit ihren Genien. . . ."

Schon aus dieſer Art ſeiner Darſtellung erkennen wir die Richtigkeit des Goethiſchen Urteils, nach dem Oeſer wohl Einſicht und Geſchmack der Schüler bilden, ſie aber nicht in der kunſtleriſchen Tätigkeit weit fördern konnte. Er ſelbſt ſchreibt darüber von Frankfurt im Februar 1770 an den Buchhändler Reich in Leipzig: „Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meiſter ſeinem Schüler mitzuteilen . . . auch war unſere Hand nur ſein Nebenaugenmerk, er drang in unſere Seelen. . . . Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit ſei Einfachheit und Stille.“ „Es iſt nichts wahr, als was einfältig iſt, . . .“ ſchreibt er an Friederike Oeſer. „Dieſe Erkenntnis danke ich Ihrem lieben Vater. Er hat meine Seele zuerſt zu dieſer Form vorbereitet.“

Von Goethes Dankbarkeit zeugen die ſchönen Briefe des Schülers an ſeinen Lehrer und die ſpäteren Beziehungen beider, auch das hübsche und ſinnige Gedicht Goethes auf das Denkmal Gellerts von Oeſer, das der Leipziger Buchhändler Wendler in ſeinem Garten 1774 errichten ließ. Während viele andere Berufene und Unberufene Gellerts Tod durch „manch ſchiefes Lied“ beklagten,

Stand Oeſer ſeitwärts von den Leuten
Und küßte den Geſchiednen, ſann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verſchwundenen wert'n Mann;
Und ſammelte mit Geiſtesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Aſche des Geliebten ſammeln.

Durch Oeſer war Goethe auch zur Ausübung der Radierkunſt angeregt worden; Unterricht nahm er bei dem uns ſchon bekannten Kupferſtecher Stodt. Im April 1768 ſchickte er eine Probe ſeiner Kunſt an Behriſch: „das erſte Denkmal meines Namens und der erſte Verſuch in dieſer Kunſt“

Gerade dieſes Studium richtete den Blick nach den größeren, ja in Deutſch-

land einzig dastehenden Schätzen, die ohne große Opfer zu erreichen waren: im März 1768 reiste Wolfgang nach Dresden. Seinen Aufenthalt bei dem wunderlichen Schuster, einem Verwandten seines Stubennachbarn, hat er selbst höchst launig in Dichtung und Wahrheit geschildert. Dieser sonderbare Kauz — es war wahrscheinlich ein Schuster namens Haude, der Friedrichstraße Nr. 5 wohnte — ist auch für den Dichter nicht verloren gewesen. Im „ewigen Juden“



Gellerts Denkmal. Von Oeser.
Das Relief des Originals im Stadgeschichtlichen
Museum in Leipzig erhalten.

treffen wir ihn wieder. Die Dresdener Gemäldegalerie, die sich bis zum Jahre 1855 am Neumarkt, im heutigen Johann-neum befand, war schon damals eine der ersten Sammlungen der Welt. August III., der im Jahre 1763 gestorben war, hatte durch zahlreiche Ankäufe bedeutender Meisterwerke der Kunst, der hundert Bilder aus dem Besitz des Herzogs von Este 1745, der Sixtinischen Madonna im Jahre 1753 und vieler holländischer Kabinettstücke ihren Ruhm begründet. Ihr Bestand an Werken alter Meister, der uns mit Bewunderung erfüllt, war damals schon fast derselbe, wie in der Gegenwart.

Der Eifer und das Entzücken des jugendlichen Kunstenthusiasten, der Tag für Tag, solange es erlaubt war, sich dem Kunstgenuß hingab, erregte die Aufmerksamkeit des Galerieinspektors Riedel, der ihn mit seinem Rat und seinen Kenntnissen unterstützte, und auch des Direktors Christian Ludwig von Hage-

dorn, des Begründers der Akademien in Dresden und Leipzig, der, erfreut über diesen schönen Enthusiasmus, ihm sogar Einblick in seine eigene Sammlung gestattete. Die Niederländer, die ihm aus den Leipziger Sammlungen vertraut waren, und Landschaftsbilder, bei denen er Natur und Kunst miteinander vergleichen konnte, erregten hauptsächlich Goethes Aufmerksamkeit. Die Antiken, die zu studieren Oesers Einfluß ihn besonders hätte ermahnen müssen, waren damals, wie Windelmann sagt, wohl zu sehen, aber nicht zu betrachten. „Die besten Sachen standen in einem Schuppen, wie Häringe gepackt.“ Erst 1785 sind sie würdig aufgestellt worden.

Der bleibende Gewinn des Oeserschen Unterrichts für Goethe war der Enthusiasmus für die Antike — aber nicht etwa ein wahres Verständnis der Antike; war doch auf der Akademie nur der Abguß der Laokoongruppe vorhanden und der des Sauns mit den Krotalen, über die Oeser „rätselhaft genug“ sich äußerte. Wie weit Oeser von einer richtigen Auffassung der Antike entfernt war, beweist seine Bewunderung der Musarion Wielands, für die er damals die Dignette des Titelblattes zeichnete. Hier schien ihm die Antike wieder lebendig. Die Anmut der Darstellung war unübertrefflich; der scherzhafte, gewagte Ton, mit dem selbst Ehrwürdiges hier spöttisch behandelt wird, störte Oeser durchaus nicht, da er das Originelle liebte und der Kunst das Recht gab, bei den Gebilden der Phantasie die strenge Moral des Lebens zu vernachlässigen. Er wie sein junger Freund Goethe, der ihm einmal dankbar schreibt, „daß die Werkstatt des großen Künstlers den keimenden Dichter mehr entwickele als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers“, hielten diese franzoisierende, anmutig geistreiche Darstellung, diese unmoralische Leichtfertigkeit, diese schwächlichen, genußlüchtigen Helden für die wahre Nachahmung der Antike. Wie weit war der Verehrer Musarions noch von dem Dichter der Iphigenie entfernt und ferner, welcher Mühen, wie vieler tastender Versuche bedurfte es noch, wie viele Mißerfolge warteten noch des jungen Dichters, bis er wenigstens das fand, was wir als bleibenden Gewinn der Leipziger Zeit für seine Dichtkunst aufzufassen haben, daß Selbsterlebtes zu schildern des Dichters, vor allem des lyrischen Dichters, Hauptaufgabe ist!

Daß er erst spät zu dieser für unsere Dichtung so wertvoll gewordenen Erkenntnis kam, das lag an dem damaligen Stande der Literatur. So groß auch der Unterschied zwischen der Odendichtung der Klopstockianer und der anacreontischen Dichtung ist, in der Forderung sind sie einig, daß in der Dichtkunst eine nicht wirkliche, zum Teil schablonenhaft vorgeschriebene Welt dargestellt werden müsse. Der junge Goethe war ein Nachahmer beider; das hohle Pathos der Klopstockianer zeigen seine Oden, und seine Lieder die unwahre Schäfertändelei der Anacreontik.

Er rezitierte der verehrten Frau Professor Böhme Gedichte von seinen Lieblingen Weiße und Gellert; aber die Frau, die feines ästhetisches Gefühl hatte, deckte schonungslos das Unwahre, Schwächliche und Triviale dieser Dichtungen auf. Als er nun, schüchtern gemacht, eigene Dichtungen, ohne den Namen des Verfassers zu nennen, vortrug, wurde er mit Spott und Hohn zurückgewiesen. Professor M o r u s, der gründliche Kenner des Altertums, fügte diesem Spott noch Gründe hinzu, denen der junge Dichter sich nicht verschließen konnte. Auch Gellert riet ihm durchaus von der Poesie ab, und mit Professor C l o d i u s, der später Gellerts Praktikum übernahm, ging es ihm nicht viel besser.

Zur Hochzeit seines Oheims Textor, die im Februar 1766 stattfand, hatte er, von Hause dazu aufgefordert, ein Gedicht gesendet; er hatte nach berühmten Mustern „den ganzen Olymp versammelt, der über die Heirat eines Frankfurter Rechtsgelehrten ratschlagen sollte“. Mit Recht lachte man ihn deswegen aus und fand auch sonst viel Tadelnswertes darin. Im Mai 1767 schreibt er darüber an die Schwester: „Vor'm Jahr, als ich die scharfe Kritik von Clodius über mein Hochzeitgedicht las, entfiel mir aller Mut, und ich brauchte ein halbes Jahr Zeit, bis ich mich wieder erholen und auf Befehl meines Mädchens einige Lieder verfertigen konnte“.

Der in Frankfurt bewunderte Dichter wird sehr kleinlaut. Seine Frankfurter Erzeugnisse kommen ihm sogar verächtlich vor, und er freut sich, sie meist mitgenommen zu haben, weil sie ihn sonst prostituieren würden. Nun soll sie ein großes Autochthon vernichten.

Alle Welt tadelte seine Lieblingsdichter und seine eigenen Gedichte; aber niemand wußte ihn eines Besseren zu belehren. Darum schweigt jetzt sein dichterischer Genius fast gänzlich, nur französische und englische Gedichte sendet er nach Hause und übersetzt Corneilles „Lügner“, erst muß er Klarheit haben in dem Gewirre der Meinungen, erst muß der Theoretiker beruhigt sein, einen Maßstab haben zur Beurteilung der Werke anderer und der eigenen, ehe der Dichter unbefangen seinem Genius sich hingeben kann.

Im Sommer 1766 kommt er an dem Schönkopfschen Mittagstisch in Beziehung mit bedeutenden, einsichtsvollen Männern, die nicht der herrschenden Mode folgten, sondern selbst über die Dichtkunst nachgedacht hatten. Die Freunde Hermann, Pfeil, Zachariä, Krebel bestärkten den jungen Dichter in der Richtigkeit dessen, was er selbst schon gefunden hatte, „daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze getan werden könne“. Das zielte hauptsächlich gegen die Nachahmer Klopstocks, ihre ungeheueren Weitschweifigkeit und das hohle Pathos ihrer Dichtung. Darum tut Goethe diese Dichtungsart von sich; nur vier Oden sind in Leipzig gedichtet. Auch mit den Tragödien bleibt es bei einigen Plänen. Er kehrt nun zu der leichtesten, einfachsten, für sein Alter und seine Erfahrung passendsten Form, zu den anacreontischen Liedern, zurück. „Lieder sittlicher Sinnlichkeit“ nennt er sie selbst. Es sind freilich noch nicht Lieder, die unseres größten Dichters würdig sind, nicht schlechter, aber auch nicht viel besser als die vielen tändelnden Erzeugnisse der Anacreontik. Der Jüngling gefällt sich darin, über die Mädchen zu witzeln und sich durch lazzive und frivole Anspielungen auf das verdorbene weibliche Geschlecht als Kenner und blasierten Lebemann aufzuspielen.

Dieses inhaltslose Gerede, dieses kokette Prahlern mit einer Erfahrung, die

man nicht besaß, mit einer Lebensart, die man wenig kannte, war auch Unnatur; aber es war immer ein großer Fortschritt gegen die Klopstockianer. Denn die Schäferpoesie und die Idylle wollten wenigstens die Natur darstellen; nur wurde bei diesen gezierten Menschen auch die Idylle und die Naturpoesie affektiert

Weder in der Form, noch im Inhalt erheben sich über diese Lieder die im Nachlasse des Gräuleins von Göchhausen wieder aufgefundenen, vom November 1766 bis Oktober 1767 für Käthchen verfaßten Gedichte des Liederbuches Annette, das Behrißch mit vieler Kunst abgeschrieben und hergestellt hatte. Gerade Behrißch sorgte dafür, daß Goethe nicht ganz unterging in dem anacreontischen Getändel. Er war viel zu sehr ästhetisch gebildet, um nicht die große dichterische Begabung seines jugendlichen Freundes zu erkennen, viel zu verständig, um die Gefahr zu verkennen, die in der Leichtigkeit lag, mit der Wolfgang die anacreontischen Kleinigkeiten dichtete, und in seiner Urteilslosigkeit über das Bedeutende und das Unbedeutende. Es waren possenhafte Mittel, die Behrißch anwandte, aber er erreichte es doch, daß der junge Dichter mehr Fleiß und Sorgfalt auf seine Gedichte verwendete.

So predigte denn alles Einfachheit, Wahrheit, Rückkehr zur Natur, Oester nicht weniger eindringlich als die Tischfreunde und Behrißch; aber vielleicht am eindringlichsten der große Beifall, den die Grenadierlieder Gleims, die epische und dramatische Dichtung des Siebenjährigen Krieges, vor allem Minna von Barnhelm gefunden; mit einem Wort der große Aufschwung, den die deutsche Poesie durch die Taten Friedrichs genommen hatte. Man brauchte nicht mehr die Helden in biblischer oder germanischer Urzeit zu suchen, Friedrich war der Held Ramlers und Kleists, und Gleims Lieder wiesen deutlich darauf hin, daß der „temporäre Gehalt“ der Dichtung das Passende und Ergreifende gibt, daß der Dichter durch Darstellung des Selbsterlebten und Selbstgefühlten die größte Wirkung erzielt.

Freilich, der lyrische Dichter konnte die Heldentaten Friedrichs nicht besingen, aber die patriotische Dichtung lehrte ihn in den eigenen Busen greifen und weckte hier „der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen“; die eigene Herzenskönigin, Käthchen oder Annchen, wird nun die Heldin seiner Gesänge, und die verschiedenen Entwicklungsphasen seiner Liebe zu Käthchen Schönkopf finden ihren Abglanz in seiner Dichtung. Hier trägt doch schon manches die Farbe des Selbsterlebten und Selbstempfundenen. Wenn er in diesen Gedichten die Geliebte „beim Tisch des Liebsten Süße zum Schmel ihrer Süße“ machen läßt, wenn er singt: „Keinen Wein hab ich getrunken, den mein Mädchen nicht gereicht“, wenn er vergeblich versucht, durch andere Liebchaften sich von ihr loszureißen, wenn er ihre Sittsamkeit bei aller Der-

traulichkeit preist: so sind das Züge, die wir trotz der geringen Kunde aus dem Leben der Liebenden wirklich nachweisen können.

Die Kluft zwischen Leben und Dichten, die unfehlbar, wie ja auch Wielands Schriften beweisen, zu Unnatur und phantastischer Darstellung führt, überbrückt zu haben, ist eines der Hauptverdienste Goethes; das Selbsterlebte, durch die Kunst idealisiert, ist der Gegenstand seiner Dichtung, dies darzustellen ist zugleich der einzige Zweck seiner Poesie; und in Leipzig begann diese neue Richtung.

Die neu gewonnene Erkenntnis sollte auch bald dem Dramatiker, der mißmutig sich schon zum Schweigen verurteilt hatte, neue Blüten zeitigen; er selbst nennt als ersten der erhaltenen dramatischen Versuche „Die Laune des Verliebten“. Anregung zu dramatischer Tätigkeit gab ihm das vortreffliche Theater in Leipzig.

Das Repertoire des Leipziger Theaters während Goethes Aufenthalt bestand in der Hauptsache aus französischen Dramen; Molière, Destouches, Beaumarchais, Voltaire, Corneille sind am häufigsten darin vertreten. Daneben wurde Goldoni gepflegt, auch einige englische Stücke wurden gegeben; von deutschen wurden Lessings Sara und Minna (November 1767 zuerst), Dramen von Weisse, Cronegk, Brandes und anderen gespielt.

Die überraschend große Kenntnis der Bühnentechnik, die besonders Goethes „Mitschuldige“ zeigen, läßt sich auf den Einfluß der Bühne in Leipzig zurückführen. Nicht vergeblich hat er Molière und dem Reformator der italienischen Bühne, Goldoni, der zugleich ein großer Dramaturg war, gelauscht. Was aber das Dramatische an und für sich betrifft, so steht er auch hier unter dem Einfluß der Entwicklung, die der Lyriker soeben durchgemacht hatte. Auch bei dem Dramatiker Goethe beginnt der Fortschritt mit der Erkenntnis der Schwäche seiner früheren Dichtungen. „Mein Belsazar“, so schreibt er an die Schwester, „ist zu Ende, aber ich muß von ihm sagen, was ich von allen meinen Riesenarbeiten sagen muß, die ich als ein ohnmächtiger Zwerg unternommen habe. . . . Belsazar, Isabel, Ruth, Selima, ppppp haben ihre Jugendsünden nicht anders als durch Feuer büßen können. Dahin denn auch Joseph wegen der vielen Gebete, die er Zeitlebens getan hat, verdammt worden ist.“ Bei der Aufführung von Weisses Romeo und Julie machte er einen Plan zu einem „neuen Romeo“, aber er setzt sogleich hinzu: „Gott bewahre mich für die Idee, ihn auszuführen.“ Jetzt ist er zu der richtigen Erkenntnis durchgedrungen, daß er vorläufig seine Kräfte an kleinen Schäferspielen und Lustspielen üben müsse, und daß auch in der dramatischen Dichtungsart nur die Schilderung des Selbsterlebten und Selbstgefühlten wahrhaft ergreifen werde.

„Ich arbeite“, schreibt er am 12. Oktober 1767 an Cornelia von seinem Schäferspiel Die Laune des Verliebten, „nun schon acht Monate daran, aber

es will noch nicht pariren, ich lasse mich nicht dauern, ganze Situationen zwei, dreimal zu bearbeiten, weil ich hoffen kann, daß es ein gutes Stüddchen mit der Zeit werden kann, da es sorgfältig nach der Natur copirt ist, eine Sache, die ein dramatischer Schriftsteller als die erste seiner Pflichten erkennen muß." Ausstellungen Corneliens und anderer Kritiker veranlassen „schriftliche Korrekturen“, so daß kaum hundert Verse erhalten bleiben und noch im April 1768 ein Auftritt, der siebente, fehlt.

Von ihm dann ungarbenmüßig ward

dem jungen Herrn

Von Glanz, der glorireich ihn umgibt

Er lobet mich, dann loben auch die Mädchen,

Wird auch ihr Lobung lobt



An den Schlaf.



Du bist mit sanften Mächten

Baldst Gottesanbeter geworden,

Und baldst du selbst zum Götzen

Zum Mädchen Schatzes geworden,

Zwei Seiten der Abschrift des Goethischen Liederbuches Annette von E. W. Behrisch.

Original im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

In Form und Technik ist der junge Dichter des Lustspiels „Die Laune des Verliebten“, wie natürlich, Schüler der Franzosen; die Idee stammt von seinem Lehrer Gellert, und zwar aus dessen Schäferspiel „Das Band“. Wie dieses ist das Goethische Lustspiel in Alexandrinern und neun Auftritten abgefaßt und handelt ebenfalls von bestrafter Eifersucht, aber es steht doch hoch über den weisenlosen Schatten der Gellertschen Gestalten Galatea, Daphne und Myrtill. In Eridon hat Goethe sich selbst, in Amine Käthchen, in Egle seine Freundin Konstanze Breittopf, in Samon Horn darstellen wollen. Eridon

ist Goethe bis auf den kleinen Zug, daß er den Tanz meidet und Flöte bläst, die Charaktere und die Grundmotive sind wahr, und auch eine Reihe von Szenen lassen sich aus dem Leben nachweisen. Die böse Eifersucht des Liebenden wird dadurch geheilt, daß Eridon verlockt wird, ein anderes Mädchen zu küssen, und so selbst begehrt, was er für ein Verbrechen hält

Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

ist die Schlußsentenz des Ganzen. Dennoch sind weder die Charaktere, noch die Situationen ein bloßer Abklatsch des Wirklichen, schon deshalb nicht, weil Käthchen und Konstanze sich erst kennen lernten, als das Schäferspiel bereits seiner Vollendung entgegenging, und weil Goethe auf den Rat der Schwester wesentliche Änderungen an dem Charakter Aminens vornahm. Käthchen war, wie wir wissen, durchaus nicht ohne Schuld und nicht weniger eifersüchtig als Goethe selbst, ja gerade die Eigenschaft, um derentwillen Wolfgang Käthchen liebte, vermissen wir an dem geduldigen Opferlamm, der Amine des Schäferspiels.

Viel bedenklicher ist die Moral in dem ersten größeren Lustspiel Goethes, „Die Mitschuldigen“. Höchst wahrscheinlich ist seine einaktige Fassung erst in Frankfurt im Winter 1768 auf 1769 gedichtet worden, wir dürfen aber doch wohl seiner schon hier gedenken, weil Umwelt, Lust, Ton des Ganzen mehr auf die Leipziger als die Frankfurter Zeit hinweisen und weiter einige Züge in dem Verhältnis Alcests und Sophiens auf Goethe und Käthchen bezogen werden können, womit nicht gesagt werden soll, daß der Dichter hier Selbsterlebtes schildert. Die Charaktere des Lustspiels sind gar nicht komisch. Was sie etwa an Komik besitzen, wird ihnen durch die Erbärmlichkeit ihrer Moral genommen; der Wirt ist dem Lessingschen in Minna von Barnhelm verwandt, aber wie weit ist der Schüler noch unter dem Meister! Lessings Wirt hat schon in seiner Sprache, die den Ton der vornehmen Leute nachahmen will und doch seine niedrige Bildungsstufe stets verrät, mehr Komik als der Goethische Charakter überhaupt. Die Wirkung des Stüdes liegt in den Situationen. Söller, der lieberliche Chemann Sophiens und Schwiegersohn des Wirtes, will sich von seinen Spielschulden durch einen Griff in die Schatulle des reichen, bei ihm wohnenden Alceft befreien. Hierin wird er gestört durch das Erscheinen des Wirtes, der aus Neugierde einen Brief Alcefts wegnehmen will, und Sophiens, die sich in tiefer Nacht hier ein Stelldichlein mit Alceft, ihrem früheren Geliebten, gibt. Dadurch wird auf alle drei der Verdacht des Diebstahls gelenkt. Was wir hier zu hören bekommen, ist so bänglich, daß man das Lachen vergißt, der ebenfalls schuldige Alceft vergibt am Schluß dem Wirt-

lichen Diebe, und so „bleiben sie diesmal wohl alle ungehängen“ Wir können durch Goethes eigenes Urteil über die Anschauungen der Personen „der Farce“ das unsere bestärken: „Sie verletzen das ästhetische und moralische Gefühl.“

In der Technik zeigt sich außer dem Einfluß des Theaters besonders Molières und Lessings Beispiel wirksam: eine knappe, in der ersten Bearbeitung zu knappe Darstellung, feste Gliederung des Ganzen, streng durchgeführte Einheit der Handlung, natürlich auch des Ortes und der Zeit, und Bindung der Szenen, alles genau nach französischem Muster. Die von Goethe bezugte Abhängigkeit von Molière läßt sich bis auf die Führung und den Stil des Dialogs nachweisen. Daß die recht bedenkliche Handlungsweise der auftretenden Personen in der einaktigen Fassung gar zu wenig motiviert war, blieb auch dem jungen Dichter nicht verborgen. Lessings vortreffliche Exposition in der Minna von Barnhelm war ein mahnendes Beispiel, das zur Nachahmung aufforderte. Wie dort der erste Akt darauf zielt, die für ein junges Mädchen immerhin gewagte Reise nach dem Bräutigam zu erklären, so schrieb Goethe eigens sieben neue Szenen, um die Hauptszene, das nächtliche Zusammentreffen Sophiens, Söllers, des Wirtes und Alcests in dessen Zimmer besser zu begründen.

Diese zweite Bearbeitung entstammt der zweiten Hälfte des Jahres 1769. Sie ist uns dadurch erhalten, daß Goethe sie der Seidenheimer Friederike schenkte. Auch später noch hat Goethe an diesem Jugendwerke viel gebessert. Eine sorgfältige Umarbeitung bildete die Grundlage für den ersten Druck im Jahre 1787.

Das erste größere Drama des jungen Goethe führt uns über die Leipziger Zeit hinaus nach Frankfurt. Die letzten Wochen seines Aufenthaltes in Leipzig waren für Goethe wenig erfreulich. Die Nachwirkung der nur scheinbar gehobenen Krankheit, der Mangel eines äußeren Abschlusses seiner Studien, die Notwendigkeit, von lieb und teuer gewordenen Personen vielleicht für immer sich zu trennen, ließ jene melancholische Stimmung in ihm hervortreten, die die Freundin Friederike Oeser an dem in der Blüte des Lebens und der Hoffnungen stehenden Jüngling so spaßhaft fand. Der Abschied von ihr rührte ihn zu Tränen; Käthchen Schönkopf, der noch immer geliebten, Lebenswohl zu sagen, brachte er trotz mehrfacher Versuche nicht übers Herz, als er am 28. August nach Frankfurt abreiste.

Der kranke Student.

Wenn auch Goethe gar eifrig und lebhaft in Behrischs Spott über seine Mitbürger eingestimmt hatte, und wenn auch die Oden an ihn der Musenstadt an der Pleiße nicht gerade freundlich gedenken, so fühlt er doch jetzt, als er in Verhältnisse sich wieder einleben sollte, die ihm fast fremd geworden waren, was er verloren hatte, und was ihm Leipzig gewesen war.

„Frankfurt“, so schreibt er an Oeser, „ist zu sehr Antithese von Leipzig, um viel Annehmlichkeit für mich zu haben.“ Er war zu sehr angestect von dem Leipziger Geiste, zu sehr gewöhnt an einen geistig belebten, anregenden Verkehr mit literarisch und künstlerisch hervorragenden Leuten, als daß es ihm hätte in Frankfurt behagen können, wo die Universität und Akademie und fast jedes wissenschaftliche Streben fehlte, wo die neuesten literarischen Erscheinungen oft erst bekannt wurden, wenn sie in Leipzig schon veraltet waren. So lebte er denn trotz der körperlichen Trennung geistig und innerlich mehr in Leipzig als in Frankfurt. Nicht daß es ihm an Verkehr gefehlt hätte. Freilich Horn, Krespel, Riese, Moors waren noch auf der Universität; aber ein halb Duzend Mädchen, Corneliens Freundinnen, wie Lisette Rundel, die Gerolds und Krespel, oder Karoline und Lisette von Stodum, suchten ihm das Leben angenehm zu machen; doch was waren sie gegen eine Friederike Oeser und sein Käthchen? „Wer kein Leipzig gesehen hätte,“ schreibt er an Gottlob Breitkopf, „der könnte hier recht wohl sein; aber das Sachsen, Sachsen!“

Was nützte es ihm, seinen Freunden und Freundinnen die neu gewonnenen Lehren Oesers und den guten Geschmack zu predigen und Wielands Gedichte zu preisen? Entweder können sie überhaupt keine höhere Unterhaltung führen und „stehen da wie die Statuen“, oder sie schwärmen, wie Cornelia, für die verstorbenen Romane Richardsons und seiner Nachahmer.

Friederikens Munterkeit und Wiß war oft grausam, ihr Spott über ihn und sogar über seine Gedichte mittheilslos; aber er fand bei ihr Kenntniß und wahres Verständnis für das, was ihn bewegte. So plaudert er denn in seinen Briefen mit ihr über Lessings Laokoon, über Herder, über Wielands neueste Schriften, hadert mit ihr über ihre Vorliebe für die Bardenpoesie, und fließt über von Dank und Ergebenheit für das, was er ihrem Vater und ihr schuldig sei.

Weniger gelehrte Themata durchziehen die Briefe an Käthchen Schöntopf; denn wenn Wolfgang auch in Leipzig seinem Freund Behrisch versichert hatte, daß aus der leidenschaftlichen Liebe ehrliche Freundschaft geworden sei, in der Ferne der idealisierenden Erinnerung und bei dem Mangel eines gleichwertigen Ersatzes verschoben sich die Grenzen beider so nah verwandten Empfindungen, und Käthchens, von Munterkeit und Humor, Wiß und Geistesfrische übersprudelnde Briefe zeigten den Verlust erst in seiner wahren Größe.

Er schreibt trotz der Krankheit alle Monate und sendet kleine Geschenke zur Erinnerung; ja die durch Horn im Mai 1769 ihm mitgetheilte Verlobung Käthchens mit einem jungen Juristen, Dr. Christian Karl Kanne, erweckt noch einmal Gefühle in ihm, die er längst überwunden zu haben glaubte.

Käthchen heiratete am 7. Mai 1770 ihren Bräutigam, der damals Amtmann in Borna war und es bis zum Leipziger Senator gebracht hat. Noch



Cornelia Goethe

Zeichnung ihres Bruders 1773 Original nicht erhalten

einmal, Ende März 1776 auf einer Reise mit seinem Herzog, hat Goethe Käthchen in Leipzig wiedergesehen. Dann hörten auch die äußeren Beziehungen Goethes zu seiner ersten Geliebten auf; den inneren hatte ein stärkerer Magnet in Straßburg schon lange vorher ein Ende gemacht.

Was ihm Liebe und Freundschaft in Leipzig so reich geboten hatte, das wurde ihm in Frankfurt ersetzt durch die aufopfernde Liebe von Mutter und Schwester. Der Vater sah in dem Zurückgekehrten den „Schiffbrüchigen“, der nichts von den Hoffnungen erfüllt hatte; Mutter und Schwester sahen in ihm nur den Kranken, auf den sie die lang aufgesparten Beweise der Liebe wetteifernd häuften. Für beide, Mutter und Schwester, war Wolfgangs Abwesenheit eine schwere Zeit gewesen, mehr noch für Cornelia als für die Mutter, deren nie versiegender Humor ihr auch über die Trennung von dem einzig Geliebten hinweggeholfen hatte, aber Cornelia war als alleiniges, nun doppelt gepeinigtes Opfer der väterlichen pädagogischen Liebhabereien zurückgeblieben. Französische, englische, italienische Studien wechselten ab mit Musikstunden und Klavierübungen, die sich über einen großen Teil des Tages erstreckten. Die rücksichtslose Strenge des Vaters, der kein Verständnis für das innere Leben eines jungen Mädchens hatte, entfremdeten Cornelia dem Vater und ließen in ihr jene trostige, verdrossene Stimmung und Härte aufkommen, über die die Mutter sich Wolfgang gegenüber beschwerte. In der frühesten Jugend hatten oft Mutter und Kinder dem Vater gegenüber zugestanden, und wenn je eine Mutter, so besaß Frau Rat die Eigenschaften, einer verschüchterten, bedrängten Tochter Trost und Hilfe zu gewähren. Nicht wenige junge Mädchen, von den Schwestern La Roche bis zu Bettina, haben gerade diese Eigenschaft der Frau Rat mit Dank und Begeisterung gepriesen. Daß ihr diese Kunst an der eigenen Tochter versagte, war nicht ihre Schuld. Cornelia wies den Trost, den ihr ein gütiges Geschick so nahe gelegt hatte, kalten Herzens zurück. War Wolfgang der Sohn der Frohnatur, so war Cornelia das geistige Ebenbild des Vaters. Das Vorwalten des Verstandes, das unablässige Reflektieren über sich selbst, der große Ernst auch in den kleinsten Dingen, der völlige Mangel an Humor, die pessimistische Auffassung, die Härte und Rücksichtslosigkeit in der Beurteilung gegen sich selbst und gegen andere, alles das sind vom Vater ererbte Charakterzüge; und dazu ertöte die Erziehung, die einseitig auf die Ausbildung des Verstandes bedacht war, den geringen Sinn für die Freuden des Lebens vollends; so wird uns das Wort Goethes klar, das um so schwerer wiegen muß, als es der Bruder von der geliebten Schwester ausspricht, daß seiner Schwester Glaube, Liebe und Hoffnung gefehlt hätten. In ihrer Natur war etwas Krankhaftes, Abnormes.

Der Mann wird bei so unglücklichem Charakter Trost und Freude am Leben

finden durch Hingebung an seinen Beruf, die Frau durch die Liebe. Daß Cornelia auch hier nicht ihren Frieden fand, das war ihr eigentliches, größtes Unglück und doch auch nur eine Folge ihres Charakters. Der schönen Charakteristit der Schwester in Dichtung und Wahrheit fügte Goethe die Bemerkung hinzu: „in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit“, und an anderer Stelle: „schon der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, war ihr unerträglich“. Diese Bemerkung des Bruders wird gewiß auf richtiger Beobachtung beruhen; aber wer aus dem Tagebuch Corneliens von ihrer leidenschaftlichen Liebe zu dem Engländer Harry Lupton, bei deren Schilderung ihr das Wort entschlüpft: „Welch eine Wonne, einem solchen Manne zu gefallen!“ erfahren und hier gelesen hat, wie sie sich täglich mit den Liebchaften ihrer glücklicheren Freundinnen beschäftigt, der wird an ein anderes Wort Goethes denken: „Meine Schwester war und blieb ein indefinibles Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit“.

Zu dem Verzicht auf Liebe verurteilte sie, darüber wollte sie sich nicht täuschen, der Mangel an körperlichen Reizen. Cornelia war, wie auch die Zeichnung Wolfgangs zeigt, von der Natur nicht günstig ausgestattet. „Die Züge ihres Gesichts“, sagte der Bruder von ihr, „waren weder bedeutend noch schön.“ Und in dem Tagebuch finden wir die Bestätigung und ihr eigenes, ihr gewiß nicht leicht gewordenes Eingeständnis: „Mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich zusehends häßlicher werde. . Ich gäbe alles darum, wenn ich schön wäre. Ich wäre töricht, zu verlangen, eine große Schönheit zu sein, aber ein wenig Feinheit in den Zügen, einen reinen Teint und jene Anmut, die entzückt beim ersten Anblick, mehr nicht. Indes das ist nicht und wird nimmer sein, was ich auch tun und wünschen möge, so ist's denn besser, den Geist zu pflegen und zu versuchen, wenigstens nach dieser Seite hin erträglich zu sein.“

So wendet sie denn die Liebe, die andere verschmähten, dem treuen Bruder zu und widmet sich gemeinsam mit der Mutter seiner Pflege, die er damals nötiger als je brauchte. Denn die von Leipzig mitgebrachte Krankheit wollte noch immer nicht weichen. Im November schien die Genesung „im Steigen“ zu sein, aber bald traten Verdauungsbeschwerden ein, die am 7. Dezember 1768 zu einem so heftigen und schmerzhaften Kolikanfall führten, daß sein Tod nahe zu sein schien. Erst am zweiten Tage trat Besserung ein. Die Mutter hatte Trost bei Gott gesucht und in ihrer Herzensangst die Bibel aufgeschlagen, wo sie den Spruch fand: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und pfeifen.“

Bis zum Ende des Jahres blieb er ans Bett gefesselt. Die Hoffnung auf das Frühjahr erwies sich auch als trügerisch. Er machte zwar einige kleine Aus-

fluge, wie nach Worms, wo er Charitas Meigner und Corneliens Freundin Sabricius besuchte, aber im Sommer trat wieder ein Rückfall ein; erst bei Beginn des nächsten Jahres ist er wieder „frisch und gesund“.

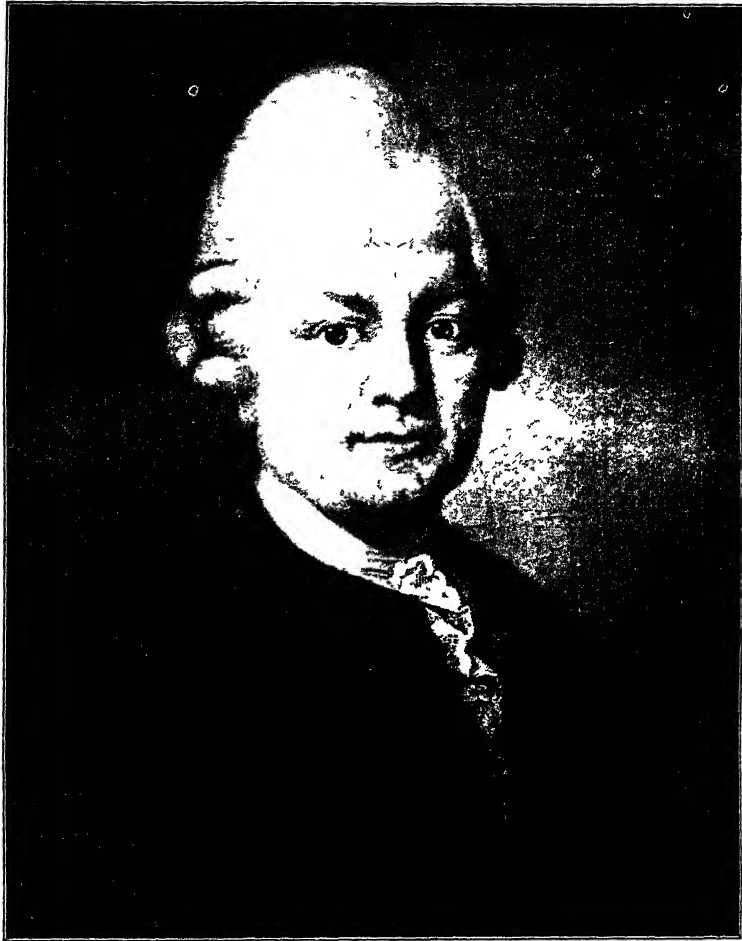
Trotz der langwierigen, immer wieder mit neuer Kraft erwachenden Krankheit war die Stimmung Wolfgangs meist heiter und zufrieden, und man wundert sich mit Recht über den oft lustigen Ton in den Briefen jener Zeit. Nach dem stürmischen Leben in Leipzig war eine schöne Ruhe über ihn gekommen, jener Friede, der nach den schönen Worten der Schrift höher ist als alle Vernunft. Hatte schon Langer, der fromme Nachfolger Behrischs, in Leipzig ihn von seiner trotzigen Abkehr von der Kirche abgebracht, hier traf Wolfgang nun ein weibliches Wesen, das das Werk vollenden und ihn wieder dem Glauben zuführen sollte. *Susanne Katharina von Klettenberg* war eine Nichte der Frau des Stadtkommandanten Joh. Nik. Textor und eine Cousine der Frau Rat, mit der die um acht Jahre ältere immer in freundschaftlichsten Beziehungen gelebt hat. Der eigentlich feste Anker dieser Freundschaft war die gleiche religiöse Anschauung.

Wie hundert Jahre früher der von Spener begründete Pietismus, so hatten auch die Bestrebungen der Herrnhuter Gemeinde in Frankfurt großen Anklang gefunden. Der Dogmenzwist, das Vorherrschen des Äußerlichen in dem protestantischen Gottesdienste jener Zeit stieß tiefer fühlende Gemüter ab. Die Verrohung der Sitten gerade der sogenannten besseren Gesellschaft, die immer mehr um sich greifende atheïstische und rationalistische Weltanschauung vereinigte sie in dem Wunsche, eine Religionsgemeinschaft zu gründen, die ein innerlicheres, vertrauterer Verhältniß zu Gott suchte. Ihre Sehnsucht ging auf eine Art Sonderbund mit Christus, dem man sich hingeben solle, wie eine Braut dem Bräutigam, dem sie ohne Zweifel das Schicksal des Lebens anvertraut. Die Gläubigen meinten, von Gott besonders geführt zu werden. Schon die Erkenntnis der Seelennot war ihnen ein Anzeichen göttlicher Erweckung, ein weiteres die Heiligung des von Gott geleiteten Lebenswandels, wodurch sich die Gläubigen der Gnade würdig zu machen suchten. Gräulein von Klettenberg war der Mittelpunkt und die belebende Seele der stillen Gemeinde in Frankfurt. Eine edle, tief angelegte Natur, die das irdische Leben nur als Übergang ansah und schwere Lebensschicksale und Krankheit freudig als Prüfungen Gottes ertrug, nicht verwirrt durch die kleinlichen Leidenschaften der „Kinder dieser Welt“, die Seligkeit des Himmels gleichsam schon vorausschauend und genießend, so trat sie dem seelisch und körperlich gebrochenen, schwankenden und haltlosen Jüngling entgegen und erweckte in ihm unendliche Sehnsucht nach dem tiefen Frieden, der aus allen ihren Worten und Handlungen sprach. Sie hatte nichts an sich von dem rohen Befehrungseifer, der durch Bedrohung

mit den Strafen im Jenfeits auf franke und schwache Gemuter zu wirken fucht, fondern in fanfter, milder Freundlichkeit und in fchoner Toleranz wirkte fie durch das Beifpiel ihres heiligen Lebenswandels, ihres inneren Glüdes und durch Unterhaltungen über fittliche Erfahrungen, die fie an fich und anderen gemacht hatte. In ihrem Haufe zum grünen Srofeh am kleinen Rahmhof hörte Wolfgang ihrer Unterhaltung zu, ihr fanftes Verweifen feines „Pochens auf eine Gerechtigfeit“, ihre Bitte, um feinetwillen Frieden zu machen mit feinem Gott, machte unauslöflichen Eindruck auf ihn, zumal durch die Krankheit der knabenhafte Troh einer weichen, gefühlvollen Stimmung gewichen war. Er trat den Beftrebungen der Herrnhuter näher, befuchte auch ihre Kolonie Marienborn und nahm an einer Synode teil.

War fo das Gemüt Wolfgangs befriedigt, der Verftand wollte fich nicht ganz gefangen geben. In der Lehre von der Erbfünde und manchen anderen Dogmen wollte und konnte er den Herrnhutern nicht beiftimmen. Er verfuhte zuerft durch theologifche Studien fich gefchichtlich zu orientieren. Neben rein theologifchen Schriften wie denen des Myftikers Tauler und der Nachfolge Chrifti von Thomas a Kempis, las er Arnolds Kirchen- und Ketzergefchichte. Sie nimmt, obgleich vom frommen Standpunkt aus gefchrieben, Partei für die Ketzher gegen die Kirche. Dadurch offenbarte fich ihm eine ganz neue Anfchauung. Er vergleicht nun und ftudiert die verfchiedenen Meinungen der Sektten. Der Gnoftizismus und Neuplatonismus fagt ihm am meiften zu. Auf diefer Grundlage baut er fich ein eigenes Religionsfyftem auf, das er ausführlich am Ende des achten Buches von Dichtung und Wahrtheit auseinandergefetzt hat; Chriftus tritt in ihm zurück, und Luzifer wird der Schöpfer der Welt. In drei „Emanationen“ fchafft die Gottheit fich, Luzifer und den Menfchen; die Erlöfung ift von Anfang an nicht bloß befehloffen, fondern auch ewig notwendig.

Die Goethifche Kosmogonie ift nur zu verftehen, wenn man feine damaligen chemifch=alchimiftifchen Studien näher kennen lernt. Auch zu diefen wurde er durch die Herrnhuter und feine Freundin Klettenberg geführt. Mit dem Glauben an ein perfonliches Einwirken des höchften Wefens auf die Taten des einzelnen Menfchen verband fich der Wunfeh und der Glaube an die Möglichkeit, diefe Einwirkungen durch das Los und andere Orakel vorher zu erkennen, mit anderen Worten, man verfuhte, den Zusammenhang des Geifterreiches mit der Menfchenwelt zu enthüllen. Die Schriften des Schwedifchen Spiritiften Swedenborg wurden von Gräulein von Klettenberg und Goethe eifrig gelefen. Ift doch das Wunder des Glaubens liebftes Kind. Wenn heute die Gläubigen die Geheimniffe der vierten Dimension zu erforschen fuchen, fo hoffte man in früheren Jahrhunderten ein „Univerfalmittel gegen alle Krankheiten aus dem



G. E. Lessing.

Nach dem Gemälde von Anton Graff
Original in der Universitätsbibliothek in Leipzig

allgemeinen Geist der Natur" und ein Mittel, alle Metalle in Gold zu verwandeln, finden zu können. Als nun der Arzt Wolfgang, Dr. Johann Friedrich Meß, durch sein Universalmittel den heftigen Kolikanfall des Kranken glücklich beseitigte, war jeder Zweifel geschwunden. Die Freundin, Frau Rat und Wolfgang trieben nun eifrig chemisch-alkhimistische Studien. Die Ephemeriden, das Tagebuch Wolfgangs aus jener Zeit, beweisen, wie sehr er sich mit Welings *Opus Mago-Cabbalisticum*, mit den Schriften des Naturforschers und Arztes Theophrastus Paracelsus und seiner geheimnisvollen Lehre von den spirituellen Potenzen im Organismus, mit dem Alchimisten Basilius Valentinus, mit der Aurea Catena des Herward von Forckenbrunn, die alle demselben Ziele zustrebten, beschäftigt hat; ja, man ging auch zu praktischen Versuchen über und begann mit Windöfen, Kolben und Retorten das geheimnisvolle, treffliche Mittel nach Angaben der Bücher und des Arztes zu bereiten.

Hinter diesen Studien trat andere wissenschaftliche Beschäftigung sehr zurück. Jurisprudenz wurde sehr wenig betrieben, auch die Briefe erzählen davon gar nichts. Mehr beschäftigen ihn philologische und geschichtliche Werke und die Lektüre antiker und moderner Schriftsteller, so las er Ovid, Juvenal, Propertius, Catull, Tacitus, Shakespeare und Voltaire; wir stoßen sogar auf eine ausführliche Vergleichung des Platonischen und Mendelssohnschen Phädon.

Soweit es die Krankheit zuließ, betrieb er die Zeichenstudien weiter. Er bildete sein Zimmer nach mit seinen Möbeln, er zeichnete auf Wunsch des Vaters mehrere Stilleben, malte für Käthchen Halstuch und Säcker und zeichnete für die Schwester „allerliebste Köpfe"; aber diese Studien waren mehr oder weniger Spielerei, und das Radieren, das er wieder aufgenommen hatte, mußte er sogar als gesundheitschädlich wieder aufgeben. Ernster beschäftigten ihn kunsttheoretische Fragen; er studiert mit großem Eifer Lessings *Laocoön* und die antiquarischen Briefe, die 1768 erschienen; doch kommt er über den in Leipzig gewonnenen Standpunkt nicht hinaus. Wohl aber wächst er in Frankfurt in der Erkenntnis und dem Verständnis Shakespeares. In Leipzig lebte er in der Wielandschen Anschauung von Shakespeare als dem großen barbarischen Genie; aber die gewaltige Förderung, die die Kenntnis Shakespeares durch Lessings *Hamburgische Dramaturgie* erhalten hatte, ging nicht spurlos an Goethe vorüber. Auf die Lektüre Lessings deuten seine Worte an Oeser: „Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort tun können; kein kleiner Geist wird einen größeren überwinden." Er vertieft sich in die Werke des Dichters, wie Zitate aus König Johann, Bemerkungen über Romeo und Julia, Heinrich IV. und Richard II. in dem Tagebuch beweisen. Begeistert von dieser Lektüre schreibt er: „Andere zeigten mir, daß ich fehlte; Oeser, Shakespeare und Wieland zeigten mir, wie ich es besser machen sollte." Aber schon die Zu-

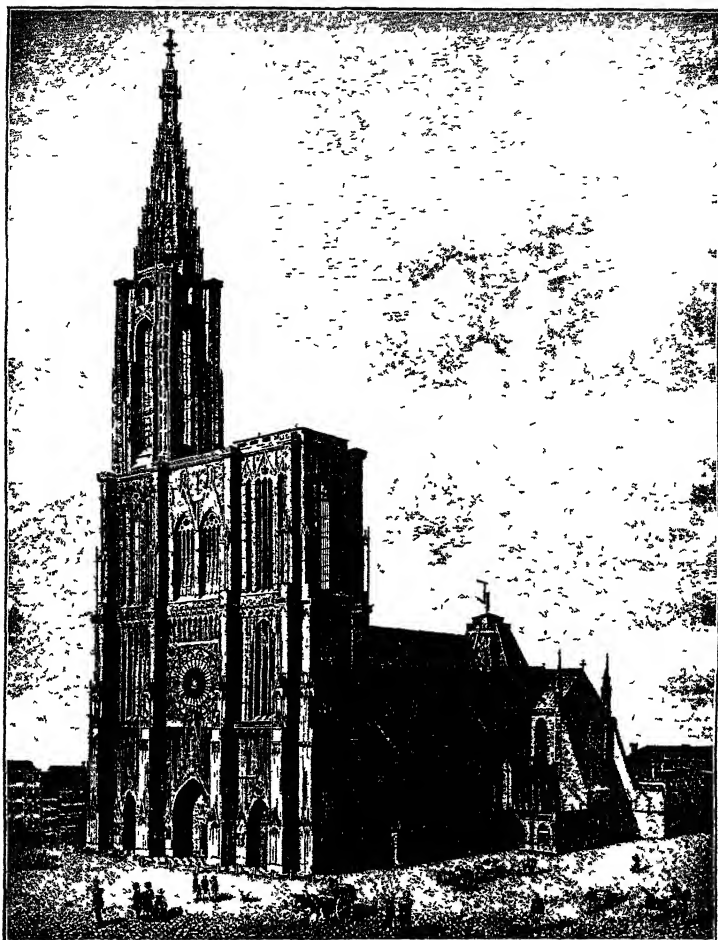
sammenstellung verrät, wie weit er noch von einem wahren Verständnis des großen Briten entfernt war

Von der Tätigkeit des Dichters Goethe ist in dieser Zeit wenig zu berichten. Die Frankfurter Zeit war nicht fruchtbar, und das, was sie hervorgebracht hat, ist meist verloren gegangen. Einige kleine Lieder, wie: *die Reliquie*, *Glück der Liebe*, *An den Mond*, *An die Unschuld*, die man mit großer Wahrscheinlichkeit in diese Zeit gesetzt hat, verraten etwas mehr Gefühl und Inhalt, weniger Leichtfertigkeit als die Leipziger Lieder, auf die der junge Dichter schon damals mit etwas Geringschätzung herabbligte. Was ihm daran noch wertvoll erschien, wurde, von Bernhard Theodor Breitkopf mit Melodien versehen, im Verlag von B. Christoph Breitkopf & Sohn 1770 veröffentlicht. Vorher, am 6. November 1768, sandte er eine engere Auswahl — zehn Lieder — in besonderer Abschrift und mit Widmung der Freundin Friederike Oeser nebst einer gereimten Epistel.

So hat der Jüngling sich wohl befreit von großen Irrtümern seiner frühen Jugend; aber er ist sich der eigenen Kraft noch nicht bewußt, die in ihm und in seiner Muttersprache lebt. Er will in der französischen Stadt Straßburg promovieren, dann nach Paris gehen, um die übermächtige französische Literatur an der Quelle zu studieren und um ein eleganter französischer Autor zu werden. Aber zum Glück für unsere deutsche Sprache und unsere Literatur sollte es anders kommen. Es erging ihm wie Saul, dem Sohne des Kis, der ausging, des Vaters Gelingen zu suchen, und ein Königreich fand.

Straßburg und seine Bewohner.

Große weltbewegende Gedanken hatte der lebenslustige und lebenskräftige Jüngling durchaus nicht, der am dritten Tage der Reise, am 2. April 1770, morgens 10 Uhr in Straßburg über die Kehler Brücke durch das Mehrgertor einzog. Auch sein Ziel, das Examen, machte ihm wenig Sorge. Das Leben in vollen Zügen zu genießen, was er durch die lange Krankheit eingebüßt hatte, wieder einzuholen, war sein fester Vorsatz; und zu dieser Stimmung hatte die Reise durch die prächtige Gegend über Worms, Speyer und Lauterburg auf der linksrheinischen Straße unter heiteren, lustigen Bewohnern, die auch jenseits der Grenze ihren deutschen Charakter sich bewahrt hatten, das ihrige beigetragen. Im Gasthof zum Geist an der III neben der Nikolaibrücke wurde eingekehrt. Bald eilte der Ankömmling, seinen neuen Wohnort sich anzusehen; nur wenige Schritte, und er stand vor dem Münster, dessen Riesenbau schon mehrere Stunden vor Straßburg seine Blicke auf sich gezogen hatte. „Als ich das erstemal nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Er-

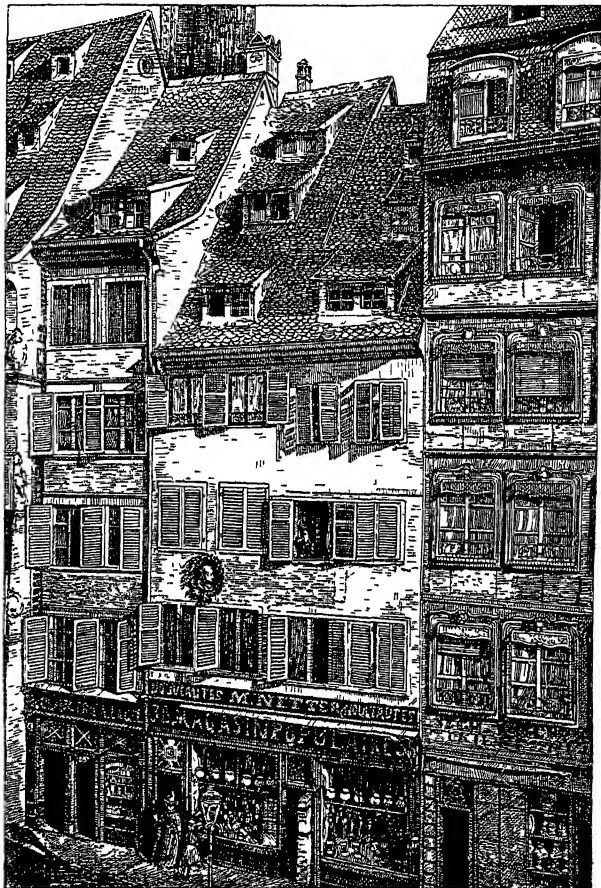


Das Straßburger Münster.

kenntnis guten Geschmacks . . . Unter der Rubrik Gotisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuches, häufte ich alle synonymische Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppelterm, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren — — — und so graute mir im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten, frausborstigen Ungeheuers. Mit

welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonisierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei . . .“

Es war ein bedeutender, weisedoller Augenblick nicht nur für Goethe, er ist es auch für uns. Mit ihm begann eine völlige Wandlung in den bisherigen Kunstansehungen des jungen Dichters. Wie die still redenden Züge des Ahnherrn mahnte der



Goethes Wohnung in Straßburg.

Nach einem alten Lithdruck

deutsche Bau eines deutschen Meisters, das unzerstörbare Denkmal deutscher Größe mitten unter den modernen französischen Bauten, an die Schandtät der Franzosen und an die unwürdige politische und geistige Abhängigkeit der Deutschen von fremdem Joch.

Und nun eilte der Jüngling hinauf zur schwindelnden Höhe, um alles, was

die Zukunft bieten sollte, auf einmal zu genießen. Was er dort sah, das pries noch der Greis Goethe mit begeisterten Worten; er gibt dieser Schilderung des Landes den Abschluß: „Man wird das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.“

Die schöne Gegend kennen zu lernen, sie nach allen Richtungen zu durchstreifen ist Goethe nicht müde geworden, wie er in Dichtung und Wahrheit nicht müde ward, sie zu preisen.

Schon im Juni 1770 unternahm er eine größere Reise zu Pferd durch Niederelsaß und Lothringen mit seinen Freunden Johann Konrad Engelbach und Friedrich Leopold Weyland über Zabern, Buchweiler und Saargemünd, um den ersteren nach bestandnem Examen nach Saarbrücken zu geleiten, von wo Goethe über Zweibrücken, Bitsch und Niederbronn zurückkehrte. Dann wieder durchstreifte er das obere Elsaß, von Straßburg nach Schlettstadt, über Kolmar nach Ensisheim, in seiner ganzen Länge von Norden nach Süden, während ihn in das Niederelsaß die Sehnsucht nach Sessenheim häufig führte. Der Fahrt nach dem der heiligen Ottilie geweihten Ottilienberg gedenkt er noch später besonders gern.

Was ihm hier die Natur gab, das hatte ihm Frankfurt nicht, viel weniger noch Leipzig geboten. Der Dichter, der für die Natur so empfänglich, so abhängig wie kaum ein anderer Mensch von ihr war, dem wir die herrlichsten und tiefstempfundenen Naturbilder und Schilderungen verdanken, lebt hier in seinem Element und gibt sich dem Genuße der Natur „bis zur Trunkenheit hin“. Es ist kein Zufall, daß wir vom Elsaß die erste tiefgefühlte Naturschilderung Goethes besitzen, kein Zufall, daß der Greis gerade auf die Schilderung des Elsaßes die höchste Kunst verwandt hat.

Mit der Stadt selbst — seine Wohnung nahm er auf dem Fischmarkt (heut Nr. 36) bei einem Landsmann, dem Kürschner Schlag — war er zuerst wenig zufrieden: sie war winzlig, eng und schief gebaut, und die mittelalterlichen Gassen standen in auffallendem Gegensatz zu den neu angelegten, nach der Schnur geregelten Straßen und modernen französischen Häusern, die allmählich das Alte ganz verdrängen sollten. Was er aber vor allem in Straßburg vermißte, war der lebhafteste geistige Verkehr, den ihm Leipzig geboten hatte. Die ästhetisch-literarischen Gespräche, die in den Leipziger Gesellschaften geführt wurden und in denen junge Damen wohl mitzureden verstanden, suchte er hier vergeblich. Der Straßburger, auch der gebildete, schon dadurch in übler Lage, daß er, „zwischen französischer und deutscher Literatur eingeklemmt“, um beide sich hätte kümmern müssen, war seinem Charakter nach überhaupt nicht geneigt, sich mit schöngeistigen Dingen zu beschäftigen, und die Straßburgerin konnte mit Schubarts brauner Tiesel sagen:

Der Sachsenmädchen Gaben
 Besitz ich freilich nicht;
 Die können Bücher lesen,
 Den Wieland und den Gleim.
 Und ihr Gezier und Wesen
 Ist süß wie Honigseim

Selbst an der Universität waren mehr auf das Praktische gerichtete Männer als literarische Schöngeister, geschweige, daß wie in Leipzig zwischen den Männern der Wissenschaft und den Bewohnern der Stadt regere Beziehungen bestanden hätten. Echt süddeutsche Naturen, heiter und fröhlich gesinnt, lebten die Elsässer ihrem Beruf und dem Genuß des Lebens und der Natur, zu dem ihr herrliches Land sie auf Schritt und Tritt einlud. Der Leipziger suchte seine Erholung im Theater und in ästhetischen Tees, der Elsässer brachte die Abende in seinen Gärten und der freien Natur zu, während das junge Volk in Städten und Dörfern sich leidenschaftlich dem Vergnügen des Tanzes hingab. Der größte Teil der Elsässer hielt noch fest am Deutschtum und an der deutschen Sprache. „Das Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei alt und jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein.“ Darum die große Menge von Studenten aus Deutschland, die, von den Franzosen nicht für voll angesehen, um so fester am Deutschtum hielten. Wie wunderbar es klingt, hier in Frankreich war mehr Deutschtum, weniger slavische Nachahmung des Französischen als im Herzen Deutschlands, in Leipzig.

Aber freilich, für die innere Entwicklung des Studenten hat Straßburg herzlich wenig getan. Selbst seine Beziehungen zur Universität waren mehr äußerlich und nur auf das praktische Ziel, das Examen, gerichtet; nur daß er medizinische und physikalische Kollegien aus Wissensdrang und Neigung eifrig bei Johann Christian Ehrmann, dem älteren und dem jüngeren, bei dem Anatom Johann Friedrich Lobstein und dem Professor der Chemie und Botanik Jakob Reinhold Spielmann hörte. Von den anderen Professoren, unter denen Schöppelin, Lehrer des Staatsrechts und der Geschichte, der bedeutendste war, trat er Jacob Oberlin, Professor der Logik und Metaphysik, und Professor Koch, der das diplomatisch-historische Fach vertrat, etwas näher. Beide Männer, die die außerordentlichen Fähigkeiten des Studenten wohl erkannten, suchten ihn, dem noch immer die Stellung eines Universitätslehrers als erstrebenswertes Ziel galt, für „Geschichte, Staatsrecht und Redekunst“ an die Straßburger Universität zu fesseln; sie machten ihm Aussicht auf die deutsche Kanzlei in Versailles, wo er als französischer Gelehrter sein Glück machen könnte. Aber vorläufig trieb er das Juristische nur so weit, als es die Rücksicht auf das Examen ver-

Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich. Ersterer sagte gegen letzteren: „Das muß ein vortrefflicher Mann sein.“ Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indes gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herrn Goethe nannte.“ Dann werden Waldberg, Lerse, Meyer und Salzmann geschildert. „Herr Troost sagte leise zu Stilling: „Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt.“ Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte.“ Es wird dann auch erzählt, daß Waldberg sich über Stillings altmodisch runde Perücke lustig machte und unter anderem fragte, ob wohl Adam im Paradies auch eine runde Perücke getragen hätte. „Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Troost . . . Goethe aber fiel ein und versetzte: „Es ist teuflisch, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben.“ Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Bruderschaft mit ihm . . . Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen.“ Aktuar Salzmann, der Mittelpunkt der Gesellschaft, war in jeder Beziehung ein merkwürdiger Mann. Trotz seiner bescheidenen Stellung hatte er es verstanden, sich durch die edle und schöne Art, wie er sein Amt verwaltete, die Hochachtung der ganzen Stadt, ja die Verehrung vieler zu erwerben; den hieraus fließenden Würden trug er auch durch die äußere Erscheinung Rechnung. Obgleich Hagestolz, war er doch so voll pädagogischer Neigung und Liebe zu Kindern, daß er allwöchentlich eine Anzahl in seinem Hause versammelte, und so der Jugend zugetan, daß er trotz seines Alters den Verkehr mit Studenten am Mittagstisch aufsuchte und sogar einen Verein junger Studenten gründete. Zu Wolfgang fühlte er sich besonders hingezogen, da er sein Genie und sein gutes Herz erkannte. „Der Aktuar“, kann dieser bald schreiben, „und ich, wir werden uns ehestens kopulieren lassen.“ Ihn allein weiht Goethe in seine Herzensgeheimnisse ein, und der gute und treue Berater weiß solch Vertrauen wohl zu schätzen; er tritt überall mit warnender Stimme hervor, wo Übermut und Übermaß den stürmischen Jüngling auf Abwege führen wollen.

Bei so naßer Freundschaft war es selbstverständlich, daß Goethe der durch Salzmann gegründeten „Gesellschaft der schönen Wissenschaften“ beitrug, deren Mitglieder jeden Donnerstag nachmittag zusammenkamen, Vorträge hielten und diese unter des Aktuars Leitung besprachen. „An dem Ruder unseres Fahrzeuges“, erzählt ein Mitglied der Gesellschaft, „saß Salzmann wie ein Steuermann, Einheimischen wie Fremden durch vollendete Humanität, durch

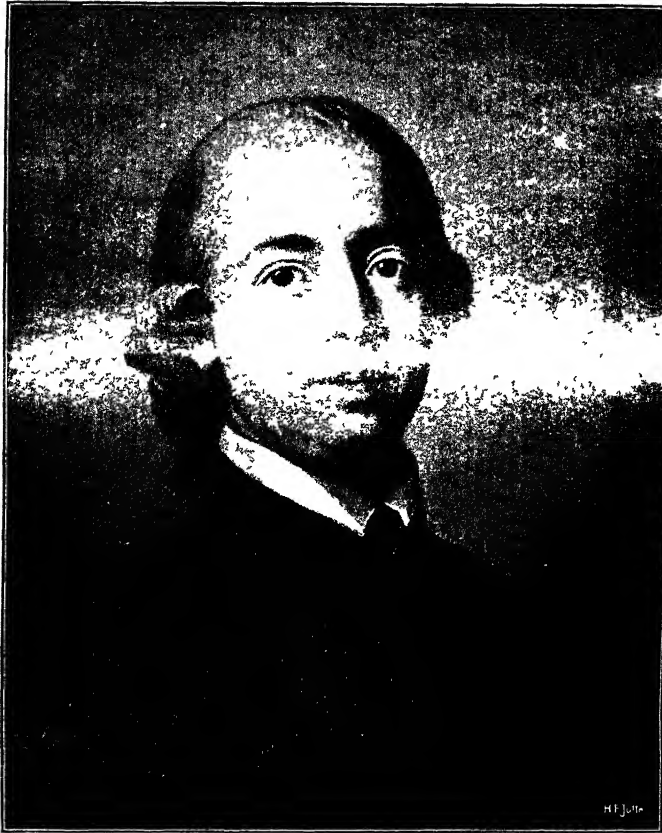
die ganz einzige Liebe und Güte seines Charakters längst bekannt und allen teuer. Dieser lenkte unsern Lauf, pflegte uns vor Klippen zu warnen und wußte die stürmischen Wogen jugendlicher Gemüter zu beruhigen.“ Seine Vorliebe für moralisch-philosophische Betrachtung kam auch in dieser Gesellschaft zum Ausdruck. „Über die Wirkungen des Glaubens, über die Liebe, die Rache, über die Gleichberechtigung in bürgerlicher Gesellschaft“ sind einige der Themata, über die er Vorträge gehalten hat. Die Mitglieder fühlten sich als Deutsche; die Pflege des Deutschen und das Studium der englischen Literatur, besonders Shakespeares, war ein Hauptbestreben dieser Gesellschaft. Es beleidigte die jungen Männer, daß die Franzosen den Deutschen Geist absprachen und die Möglichkeit, sich in der französischen Sprache gleich ihnen auszudrücken. Darum gab man es lieber auf, französisch zu schreiben und zu dichten.

Herder.

„Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,“ sang der Dichter und Held der Befreiungskriege in seinem Aufrufe an das deutsche Volk; auch unsere geistige Freiheit, unsere Unabhängigkeit von der Übermacht des französischen Geistes verdanken wir Männern aus dem Norden. Die drei Ostpreußen Kant, Hamann und Herder stehen im Vorhofe der deutschen klassischen Literatur.

Als Goethe im September 1770 bei zufälliger Anwesenheit im Gasthof zum Geist unten an der Treppe einen Fremden in schwarzem Kleid und einem langen, schwarzen seidenen Mantel traf, in dem er sofort den berühmten, schon vorher angekündigten Gelehrten Herder aus Riga erkannte, fühlte er sich zu dessen bedeutender Persönlichkeit wunderbar hingezogen. „Ein rundes Gesicht,“ so schildert er ihn, „eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, ein etwas aufgeworfener, aber höchst individuell angenehmer, liebenswürdiger Mund; unter schwarzen Augenbrauen ein paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten . . .“

Auch Herder schien an dem schönen, offenherzigen und liebenswürdigen Jüngling, der ihm so ehrerbietig entgegenkam, Gefallen zu finden. Dieselbe Naturkraft, wie „des Magnets Geheimnis“, fesselte beide aneinander. Denn größere Gegensätze als dieser Männer Charakter und Lebenslauf hat die Welt selten gesehen. Die Verschiedenheit ihrer Herkunft macht uns ein Blick auf Herders bescheidenes Geburtshaus in dem ostpreussischen Mohrunen und das stolze Haus, in dem Frau Aja ihren Hätschelhans geboren hatte, anschaulich. Der Vater des am 25. August 1744 geborenen Johann Gottfried Herder war Lehrer und Küster. Nach einer rauhen, freudenlosen Kindheit wurde Gottfried vom Vater zum Handwerker bestimmt; nur sein Augenleiden, nicht seine



Joh Gottfried Herder

Nach dem Gemälde von Anton Graff (1785)
Original in der Gleimschen Familienstiftung in Halberstadt

große Begabung, rettete ihn für einen höheren Beruf. Wenn anderer großer Männer ersten Lebensgang oft freundliche und barmherzige Geistliche geleitet und geebnet haben, wurde er von einem egoistischen und unbarmherzigen Pastor zum Schreiberdienst gemißbraucht und tyrannisch behandelt, ja absichtlich unterdrückt anstatt gefördert. So zog in die Seele des schon von Natur ernsten und melancholischen Knaben eine Verbitterung und Mißstimmung ein, die sein Leben lang an ihm genagt hat. Durch einen mitleidigen Chirurgen nach Königsberg gebracht, mit siebzehn Jahren auf sich allein gestellt, mußte er dem Schicksal abtrotzen, was er erreichte. Aber was kummerte ihn, der von



Herders Geburtshaus in Mohrungen.

klein auf an Not und Entbehrungen gewöhnt war, seine Armut und bedrängte Lage, da er in dem großen Kant seinen Lehrer, in Hamann noch zudem einen treuen Freund und Berater fand?

Mit dem zwanzigsten Lebensjahre war Herder schon Lehrer an der Domschule in Riga und Pfarradjunkt. Als selbständig denkender Gelehrter und Schriftsteller schrieb er im Jahre 1766 die Fragmente über die neuere deutsche Literatur, dann im Anschluß an Lessings Laokoön die Kritischen Wälder, die ihn an die Seite der bedeutendsten Männer stellten. Im Juni 1769 verließ er seine Stellung, um zu Schiff nach Nantes zu reisen, von wo er im November nach Paris ging; hier wollte er die großen Franzosen an der Quelle studieren oder auch persönlich kennen lernen. In seinem Reisejournal hatte er, nun von

lästigem Druck befreit, alle die früher gewonnenen Ideen, die in ihm gärenden Gedanken sich zur Klarheit gebracht und greifbar dargestellt. Die meisten von ihnen gingen auf Anregungen Hamanns, seines großen Lehrers, zurück. **Joh. Georg Hamann**, unter dem Namen **Magus des Nordens** bekannt, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Jahrhunderts. Nach einer verworrenen und zerstreuten Jugend, nach verfehlten Versuchen, sich eine Lebensstellung zu erringen, nach einer Zeit zügellosen und ausschweifenden Lebens wurde der Jüngling von der Wahrheit der christlichen Heilslehre und Offenbarung plötzlich gepackt und begann nun ein neues Leben, in dem er den



Joh. Georg Hamann
Zeichnung nach dem Original im
Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Kampf gegen die leichte Aufklärung und gegen das Vorherrschen des Verstandes sich zum Ziel setzte. Mit der Lehre, daß der Mensch nur mit Vereinigung aller seiner Kräfte auch im kleinsten etwas leisten könne, mit dem Hervorheben des Gefühls und der Erfahrung gegenüber dem toten Verstandeswissen, mit der Verkündigung der Größe des Genies, insbesondere Shakespeares, mit seiner Forderung des vergleichenden Studiums aller Literaturen hat er in geistreichen, aber oft bis zur Unverständlichkeit dunklen Worten und Schriften das meiste von dem, was Herder später lehrte, schon ausgesprochen.

Ein Ruf des Fürstbischofs von Lübeck, der zu Eutin residierte, ließ Herder

schon im Dezember Paris verlassen. Über Brüssel und Amsterdam reiste er nach Hamburg, wo Lessing ihn wie einen Gleichgestellten mit offenen Armen empfing. Von Eutin unternahm er mit dem Erbprinzen im Juli eine Reise, die ihn auch nach Darmstadt führte, wo er seine spätere Gattin Karoline Gluck kennen lernte, und endlich nach Straßburg. Hier gab er seine Stellung als Reisebegleiter des Prinzen auf und nahm den Ruf des Grafen Wilhelm von Lippe an, der ihn zum Hofprediger in Bückeburg ernannt hatte. Doch bevor er diese Stellung antrat und sich mit der Geliebten verband, wollte er sich die Tränenfistel, an der er seit der Kindheit litt, in Straßburg operieren lassen. So finden wir ihn denn den Winter 1770 auf 71 mit Goethe in derselben Stadt.

Ein so bewegtes Leben, so bedeutende Erfolge hatte der erst fünfundzwanzig

Jahre alte Herder hinter sich. Der Ernst des Lebens, der so früh an ihn herangetreten war, das Bewußtsein, nicht bloß Tüchtiges geleistet zu haben, sondern Ideen in sich zu tragen, die die geistige Welt Deutschlands reformieren sollten, gaben ihm eine Würde weit über seine Jahre. Daneben nun der leichtlebige, verwöhnte, von Männern und Frauen verhätschelte Wolfgang, noch so kindlich, daß er immer aufgelegt war, „närrisch Zeug zu machen, zu hüpfen und bei einem kleinen Vorfall sehr laut zu trafen“, oder ein anderes Mal um den Tisch zu tanzen und Gesichter zu schneiden. Es ist bezeichnend, daß Herder in allen seinen Briefen aus Straßburg Goethes gar nicht gedenkt, obwohl dieser doch täglich in Herders Krankenstube im Gasthof zum Louvre (jetzt Salzmannsgasse N. 7) kam und nicht müde ward, trotz aller Grillen und Launen des Kranken ihm Gesellschaft zu leisten.

Dagegen hatte Herder für ihn nur Hohn und Spott, und kuzierte den Glatterhaften mit beißendem Spott. Er verglich ihn mit einem Specht und Späßen, schalt ihn wegen seiner Eitelkeit und Selbstgefälligkeit und seiner stolzen Anhänglichkeit an die Reichsstadt Frankfurt, verleidete ihm seine unschuldigen Liebhabereien, verhöhnte ihn wegen seines unreifen Kunstenthusiasmus, spötte über seine große, wenig benutzte Bibliothek und sogar über seinen Namen, kurz, er behandelte ihn, wie man einen verzogenen Jungen behandelt. Wie Goethe sich auch anstellte, er konnte Herder nie etwas recht machen. Allem, was man auch vorbrachte, widersprach er. „Ja, er konnte“, so erzählt Goethe in späteren Jahren, „einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Ueberzeugung wiederholte, welches er etwa kurz vorher als seine eigne Meinung gelehrt und mitgeteilt hatte.“ Eine Hundereminißenz nennt er später seine Erinnerung an die Straßburger Zeit.

Und alles das ertrug der junge Student wochen-, monatelang um des Goldes willen, das er aus diesem wunderbaren, wenn auch schwer sich erschließenden Schachte emporhob. „Jakob“, so schreibt Goethe einmal an Herder, „rang mit dem Engel des Herrn Ich lasse Sie nicht los, ich lasse Sie nicht, und sollte ich lahm darüber werden.“

Herder stand trotz seiner Jugend schon auf der Höhe; was er auch in seinem späteren Leben gewirkt und geschaffen hat, es war in den Ideen des Straßburger Herder, wenn auch nur im Keime, vorhanden. Und diese Ideen, die so vielseitig sind, daß sie das ganze Geistesleben umfassen, lassen sich auf einen Gedanken zurückführen, der gleichsam der Jungbrunnen unseres modernen Geisteslebens geworden ist: die Forderung einer Kunst auf nationaler Grundlage und die Pflege des Nationalen und Individuellen; nur daß in dem Worte national nicht, wie heute, ein feindlicher Gegensatz gegen andere Völker inbegriffen war. Im vorigen Jahrhundert kannte man

im Geistesleben solche Gegensätze nicht, man hatte immer die ganze Menschheit im Auge. Hamann und Herder wenden Rousseaus Ideen auf die Poesie an, sie gelten für jedes andere Volk ebenso wie für das deutsche.

Aus der Herderschen Forderung entsprang zuerst die Abwendung von der bisher als unübertreffliches Muster geltenden französischen Literatur. Mit Keulenschlägen hatte Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie für die Befreiung von dem Joche der Franzosen gekämpft, die Irrungen, das Hohle und Unwahre ihrer Tragödien aufgedeckt. Mit ganzer Seele schloß sich Herder ihm an; aber nicht unfritisch nachbetend, sondern nach eifrigen Studien, nach längerem Aufenthalt an der Quelle, wo er von früherer Bewunderung geheilt wurde, so daß ihn französisches Wesen, Wissenschaft und Kunst geradezu abstieß, er urteilte nicht etwa so aus denselben Gründen wie Lessing, der ja nur vom falschverstandenen zum richtigverstandenen Aristoteles führen wollte, sondern weil die französische Tragödie der nationalen Grundlage entbehrte, weil die Franzosen einen Griechen, überhaupt einen Fremden zum Führer sich gewählt hatten und ein fremdes Volk nachahmten. Auf die griechische Natur pflanzten sie die französische; sie klammerten sich an Regeln, die nur unter griechischen Verhältnissen Sinn hatten, und schufen so das „regelmäßige Drama“. „Aber ein griechisches Drama ist's nicht, Trauerspiel des Sophokles ist's nicht, Als Puppe ihm noch so gleich; der Puppe fehlt Geist, Leben, Natur, Wahrheit“

Höchst willkommen war diese Lehre Goethe und seinen Freunden, die ja in ihrer Gesellschaft das Deutsche pflegten, teils aus Troß und Arger, dann aber auch, weil die französische Literatur alt, abgelebt, kalt und zu vornehm erschien. Bisher hatte Goethe unter dem Banne der französischen Literatur gestanden. Die Franzosen waren die großen Muster, die ihm als unerreichbar vorgehalten worden waren, in deren Nachahmung sich seine ersten Dichtungstriebe äußerten. Nachdem Lessing den Glauben an ihre Unfehlbarkeit erschüttert hatte, kam Herder und lehrte sogar die Abwendung von den Franzosen als Pflicht. Was wunder, daß die jungen Leute die alten Götzen, die ihnen so viel zu schaffen gemacht hatten, über Bord warfen, so daß Goethe sagen konnte: „Und so waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig.“

In dem berühmten siebzehnten Literaturbrief hatte Lessing mit Gottsched und den Franzosen gründlich aufgeräumt. „Gottsched hätte“, wie dort zu lesen ist, „aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt,

als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte . . . Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen und sie wurde ihn geraden Wegs auf das englische Theater geführt haben.“ Das war Herdern aus der Seele gesprochen. Hamann hatte mit ihm den Hamlet gelesen und einen begeisterten und geistreichen Verehrer Shakespeares auf ewig in ihm gewonnen. Lessings Hamburgische Dramaturgie gab dann das Signal zur Verherrlichung Shakespeares in Deutschland. „Auf die geringste von seinen Schöpfungen ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!“ rief der begeisterte Kritiker aus und tat das Höchste und Ehrenvollste, was er tun konnte, er stellte Shakespeare neben Sophokles. Beide sind die großen Muster, denen die Deutschen nachahmen müssen. Aber die schwierige Frage, wie dies geschehen solle, wie diese gewaltigen Gegensätze zu vereinen seien, diese Frage ließ Lessing offen. Hier setzt nun Herders neue Lehre ein. „Shakespeare ist Sophokles' Bruder“, nicht obgleich sie, sondern weil sie in ihrer geschichtlichen Stellung, ihrer Umgebung und ihren Verhältnissen, ihrer Weltauffassung und den Forderungen ihrer Kunst himmelweit verschieden sind; denn beide sind auf natürlichem, nationalem Boden erwachsen. Beide folgen den Forderungen ihres Volkes, ihrer Zeit und ihrer Anschauung. Dort die Schicksalstragödie auf dem Boden der Religion, aus einer Opferhandlung entstanden, aus dem Chor hervorgewachsen, in den einfachsten Verhältnissen und aus den Sagen, die in e i n e r Familie sich abspielen, und darum Einfachheit und Einheit von Ort und Zeit, geringe Zahl von Personen; hier die komplizierten Verhältnisse eines großen Staates, profane Handlung, deren Mittelpunkt der Held und sein Charakter ist, und ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten und Gesinnungen, zur Darstellung der Geschichte sich aufbauend auf Staats- und Marionettenspielen, und deshalb Charaktertragödie, unbeschränkte Zahl der Personen, keine Beschränkung von Ort und Zeit, keine Bindung der Szenen, aber jede in ihrem natürlichen Lokaltone, Einheit der Ideen, und der Dichter der souveräne Herr über Zeit und Ort. Und weil Sophokles' und Shakespeares nationale Dichtung eine Dichtung ihrer Zeit, ihres Volkes ist, deshalb erreichen sie denselben Zweck, dasselbe Ziel: das tragische Mitleid.

Solche Lehre traf auf einen fruchtbaren Boden. Wie Schuppen fiel es dem Schüler von den Augen. Von Wielands verworrener, halbwarer Anschauung und Beurteilung Shakespeares macht er sich frei und steigt empor von bedingter Anerkennung zu rückhaltsloser, begeisterter Bewunderung. Noch in Frankfurt hatte er in Wieland, Oeser und Shakespeare seine besten Lehrer gesehen; jetzt, nachdem er den Originaltext gelesen, schreibt er die schönen Worte: „Die erste Zeile, die ich in Shakespeare las, machte mich auf zeitlebens ihm

und wie ich mit dem ersten Stück fertig war, stand ich wie ein Blindener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt — eifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen.“ Nun ist Dramen in französischer Manier, wie „Die Mitschuldigen“ oder mit heroischen Spielereien wie „Die Laune des Verliebten“ für immer vorbei. Die Pläne wälzte er in seiner Brust, ohne sie Herder zu verraten. Caesar, und Scaevola stehen in seiner Phantasie nebeneinander als Helden unserer Dramen. Von dem Drama Caesar, das Goethe noch bis ins Jahr 1774 fertig hat, haben sich Fragmente erhalten, die auf Shakespeare hindeuten. Bei Shakespeare wird Caesar schon in der Mitte des Dramas getötet; Goethes Charaktertragödie wollte ihn nicht auf der Höhe, sondern in der Entwicklung neben dem blutgierigen Sulla und dem schwachen Pompejus schildern. „Es ist was Verfluchtes,“ so lautet eine Stelle aus Sullas Rede, in der ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern, daß er einem über'n Kopf wachsen wird.“ Leider hat Goethe den Plan nicht ausfallen lassen, und so ist denn die einzige Frucht der Herderschen Lehre — Böse von Verfluchungen. Wer daran zweifeln wollte, den mußten die Worte Herders belehren, der später seinem Aufsatz über Shakespeare die an Goethe entlehnten Worte beifügte: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebe . . . du, mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennst und fühlst, und ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmet, wo du noch den Namen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unserer Erde zu erzeilen, in unserer Sprache, unserer so weit abgearteten Vaterlande herzuwachsen.“

In den Ephemeriden, den Goethischen Aufzeichnungen aus der Frankfurter und Straßburger Zeit, finden sich auch die Worte: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt.“ Das war die neue Lehre, die Herder in seinen „Fragmenten“ der Welt verbreitet hatte, die Forderung einer Poesie auf nationaler Grundlage, die Lehre, die bald des Schülers Seele erfüllte. In der Frühzeit unserer klassischen Literatur bewegt eine Frage besonders die denkenden und dichtenden Mütter: wem der Deutsche nachahmen müsse. Gottsched und seine Schule hatten sich für die Franzosen, die Schweizer für Milton, den Dichter des Verlorenen Paradieses, entschieden. Lessing stellt in der Hamburgischen Dramaturgie Sophokles und Shakespeare als die nachahmungswürdigen Muster hin. Mit Stolz nannte man Bodmer den deutschen Homer, Gleim den deutschen Orestes und Tyrtaeus, Gellert wurde für uns ein Theokrit, und auch eine Iphigenie besaßen wir in der Karstschin. Herders Fragmente zeigen einen ganz neuen Standpunkt, eine bisher unbekannte Auffassung der Poesie, die aber so

einleuchtend, so herrlich war, daß sie, kaum ausgesprochen, siegreich das Feld behauptete. Es war Herders nationales Prinzip, auf die Sprache und Poesie angewandt. Wie jedes Volk, so lehrte Herder, seinen eigenen Charakter und seine eigene Sprache hat, so hat es auch seine eigene Poesie.

Der staunende Schüler hörte die Worte: „Das erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele, und mit ihm ist die Sprache erfunden.“ Sie ist eine Sammlung solcher Merkmale, die innere Sprache, die gefühlte, empfundene wird zur äußeren, gesprochenen. „Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seine Arme um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget; wie zwei zusammen Dermahlte, die sich einander mitteilen, ein paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen“ — wie Platons Seele zum Körper, so verhalten sich Gedanken und Wort, Empfindung und Ausdruck. Weil die Empfindung den Ausdruck schafft, darum muß der Dichter in seiner Muttersprache dichten. „Sie drückte sich uns zuerst und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worten in unsre Seele die Welt von Begriffen und Worten sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzt, und unsere Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet. Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen Sprachen in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist, und die Hoffnung und Ehre ihres Alters sein soll.“

Daher fort mit der Nachahmung, die wie ein Alp auf den Deutschen lastet; fort mit ihr, weil sie doch das Original nicht erreichen kann, ja eigentlich unmöglich ist! Nicht nachahmen können wir die großen Griechen und Engländer; nur studieren sollen wir sie, unseren Genius an dem ihren entzünden, Geist und Geschmaç an Homer bewundern und ihm gleich zu tun trachten, „in seine Fußtapfen treten, zu der ewigen Quelle der Unsterblichkeit, trinken, wo er trant, von der Brust der Natur“. Damit war der Bann gebrochen, der Weg gezeigt, den der große Genius, der jetzt noch als Schüler zu den Füßen des Lehrers saß, betreten sollte, um ein deutsch-nationales Werk zu schaffen. Welchen Eindruck diese Lehre auf Goethe machte, erkennen wir aus einem Briefe aus Weßlar, als er die Fragmente Herders gelesen hatte: „Wie eine Göttererscheinung ist es über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebt, das Wort: wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bildet. So innig habe ich das genossen.“ Der Dichter in Goethe fühlte sich wunderbar getroffen. Es war das Geheimnis seines Schaffens, das ihm, bisher unklar, nun in diesen Worten deutlich entgegentrat; und welch herrlicher Aufschluß! Nun schreibt und dichtet er, wie die Natur ihn unterweist, wie die Empfindung und das Herz ihm gebieten

Sür immer ist es mit dem Dichten in französischer Sprache vorbei, das er auch noch in Straßburg betrieben hatte, vorbei mit dem Plane, nach Paris zu gehen. Goethe wird ein d e u t s c h e r Dichter. Jetzt werden Regel und Zwang abgeworfen. Nicht Sprachnachahmer ist er mehr, ein gewaltiger Sprachschöpfer wird der Dichter. „In die Eingeweide der Sprache, wie in die Bergflüsse, soll der Dichter graben, um Gold zu finden. Wie Prometheus seine Gestalten, so soll er die Sprache von neuem erschaffen.“ Nun raucht seine Rede dahin wie der Bach, der durch Berg und Stein sich Bahn gebrochen, dann durch die Ebene prangend fließt, ureigene Schöpfung, Ausdruck der überschwellenden Empfindung! So läßt er im Goh von Berlichingen Franz auf Weislingens Spott, er sei über Adelsheids Anblick zum Dichter geworden, begeistert antworten: „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz“; ebenso faßt dem pedantisch gelehrten Wagner:

„Wenn ihr's nicht fuhlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt,“

Und ein Zweites, nicht weniger Großes ergab sich aus jener herrlichen Lehre. Wenn die Empfindung den Ausdruck schafft, wenn nicht das Wissen, sondern die heilige Empfindung, das freie, lebendige Fühlen der Quell wahrer Poesie ist, wenn die erste Sprache überhaupt Poesie war, dann ist die Poesie „nicht Privatbesitz einzelner hervorragender, gebildeter Männer, sondern sie muß Welt- und Völkergabe sein“. Damit war das größte Ergebnis Herderschen Denkens ausgesprochen, die Entdeckung der Volkspoesie. Freilich muß dieses Wort gleich eingeschränkt werden. Herder war nicht der erste, der auf Lieder des Volkes aufmerksam machte; Montaigne hatte in seinen Essais darauf hingewiesen, und die Engländer hatten schon 1765 eine Sammlung veranstaltet. Auch bei den Deutschen zeigte sich hin und wieder Interesse dafür, so bei Hagedorn, Kleist und Lessing, die auch einige littauische Lieder veröffentlicht haben; aber Herder hat zuerst die Bedeutung und den Wert der Volkspoesie festgestellt und nicht bloß für die bis dahin geltenden Namen Reuterlied, Gassenhauer, Buhlied das einfach schöne Volkslied gesetzt, sondern auch mit der Anschauung eines Gottsched und Nicolai für alle Zeiten aufgeräumt, jener Anschauung, daß diese Dichtung eine Dichtung des Pöbels und für den Pöbel sei. Das geschah durch seinen Aufsatz über Ossian und später durch seine Sammlung der Volkslieder. Der Name O s s i a n ist heute fast ganz verklungen, die unter seinem Namen gehenden Lieder sind als unecht erwiesen; aber einst wurde Ossian als größter Dichter gepriesen, von Herder, Homer und Shakespeare gleichgestellt. In Königsberg hatte Herder zuerst etwas von den Ossianschen

Gefängen gehört, 1768 erschien die Übersetzung von Denis; auf der Reise wuchs seine Begeisterung für den keltischen Helden und Sänger. In Straßburg begann er ihn selbst zu übersetzen. Beides, Ossians Poesie und die althebräische, die er ebenfalls eifrig studierte, führte ihn zu demselben Ergebnis, daß nicht Poesie und Unkultur, sondern Kultur und Poesie Gegensätze wären. „Je wilder, je lebendiger,“ heißt es in dieser Schrift, „je freiwirkender ein Volk ist, desto wilder, desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen auch seine Lieder sein. . . . Alle alten Lieder sind meine Zeugen! Aus Lappland und Esthland, lettisch, polnisch, schottisch und deutsch und die ich nur kenne, je älter, je volksmäßiger, je lebendiger, desto kühner, desto werfender.“ Die Wahrheit der Darstellung, das frische Empfinden, das Konkrete, die lebendige Gegenwart der Bilder, der Zusammenhang der Empfindung und des Ausdrucks, mit einem Wort, die Unmittelbarkeit der Natur ist das Geheimnis des Volksliedes und seiner Erhaltung durch Jahrhunderte. Und diese Wirkung hat Herder selbst an sich am tiefsten und ergreifendsten empfunden, als er auf der See auf einmal aus dem Tumult der Welt gesetzt, „sich auf offenem allweitem Meere, mitten im Schauspiel einer ganz anderen lebenden und webenden Natur . . . auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Flut mehr bewegte, mit Meer bespült und mit Mitternachtswind umschauert, Singal las und Morgen hoffte“ . . .

Man denke sich den jugendlichen Feuergeist, der ähnliches gefühlt, gedacht, aber nicht erkannt hatte, solcher Verkündigung gegenüber. Wie ein abgetragenes Kleid warf er die nichts sagende, tändelnde Poesie der Anacreontiker von sich. Auch bei uns gibt's, so hatte Herder sich vernehmen lassen, genug solcher Volkslieder, Provinziallieder, Bauernlieder: „auf Straßen und Gassen und Fischmarkt, und im ungelehrten Rundgesange des Landvolkes“. Er selbst sammelte Lieder aller Völker, um sie in seine „Volkslieder“ aufzunehmen und die kostbaren Schätze der Nachwelt zu erhalten, und der begeisterte Schüler haßte auf seinen Streifereien aus dem Munde der ältesten Mütterchen Volkslieder des Elssasses auf und glaubte dem verehrten Lehrer keine größere Freude zu bereiten, als daß er ihm aus Frankfurt zwölf dieser Lieder übersandte. Es waren die alten Lieder vom Pfalzgrafen und vom verkleideten Grafen, vom Zimmergesell, vom Lindenschmied und vom braunen Annerl, deren Übersendung er die Worte beifügte: „Ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen; alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen; meine Schwester soll Ihnen die Melodie, die wir haben (es sind NB. die alten Melodien, wie sie Gott erschaffen hat), sie soll sie Ihnen abschreiben“ . . .

Diese Lehre Herders wird noch wichtiger und für den zukünftigen Dichter dadurch von praktischer Bedeutung, weil Herder der Folgerung sich nicht ver-

schließt, die Kunstpoesie könne nur gefunden, wenn sie auf die Volkspoesie zurückgehe, oder mit anderen Worten, daß jede wahre Poesie Volkspoesie sein müsse

Ilias und Odyssee, Shakespeares Dramen und die Bibel sind ihm echte und wahre Volksdichtungen. Deshalb ist der Mann, der immer von dem Nationalen ausging, der die Deutschen befreite von der Last und der Lächerlichkeit der Nachahmung fremder Literatur, nicht etwa ein Gegner dieser fremden Dichtungen; nein, niemand hat größere Verdienste um das Verständnis der Weltliteratur bei den Deutschen als gerade Herder. Aber auch hier war es immer derselbe Standpunkt: er erwies das Natürliche, das Nationale als den Boden, auf dem diese Dichtungen entstanden. Und durch diesen Standpunkt hat er seinem Schüler und später ganz Deutschland erst das wahre Verständnis fremder Dichtung eröffnet, zunächst der Griechen und besonders Homers. Für die Verbreitung Homers in Deutschland brauchte er nicht zu sorgen. Winckelmann hatte bereits und überzeugend dafür gewirkt; Lessing aus Homer die Kunstregeln genommen, auf denen die moderne Ästhetik sich aufbaute, und gerade, daß er das tun konnte, war ein Beweis für die Bekanntschaft der Deutschen mit dem großen Griechen. Dann folgt auf der einen Seite eine kritische Ueberschätzung, die Homer über alle Dichter aller Zeiten stellte, und andererseits eine maßelnde Betrachtung, die vom Standpunkt der Gegenwart vieles anstößig und lächerlich oder nicht fein, sogar unanständig schalt. Hier griff nun Herder mit der Hervorhebung des nationalen Standpunktes ein und stellte den Maßstab fest, der bis jetzt gültig geblieben ist. Homer war ein national-griechischer Dichter; er hat nur für Griechen geschrieben und ist auch nur den Griechen wahrhaft verständlich; er war „der glücklichste poetische Kopf“ seines Volkes, aber nicht aller Zeiten. Nur wenn wir den nationalen Boden, auf dem er steht, kennen und uns in die Zeit und Kulturverhältnisse, in denen er dichtete, versetzen, daß wir gleichsam in ihnen leben, nur wenn wir seine Sprache so beherrschen, daß sie uns kaum noch eine fremde Sprache ist, können wir ihn genießen. Nicht dichten wird und kann er uns lehren, aber erforschen können wir, wie er es verstanden hat, den Charakter seines Volkes in seinen Höhen und Tiefen so herrlich darzustellen. In Leipzig war dem jungen Goethe und Oeser Wielands Musarion als die herrlichste Verkörperung der Antike erschienen. Wie mag Goethe jetzt über diesen kindlichen Standpunkt gelacht haben! Nun werden die versäumten griechischen Studien nachgeholt, die die nächsten Jahre einnehmen. Sogar nach Sessenheim begleitet ihn Homer, wie wir aus den Briefen an Salzmann von Juni 1771 erfahren: „Doch lerne ich schon Griechisch; denn daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Über-

sehung lese.“ Wie er das erreicht hat, belehrt er uns in dem Rat, den er dem Baron von Hohenfeld zwei Jahre später gibt: „So du einen Homer hast, ist's gut; hast du keinen, kaufe dir den Ernestischen, da die Klärdische wörtliche Übersetzung beigelegt ist; sodann verschaffe dir Schaufelbergs Clavem Homericam, und ein Spiel weiße Karten. Hast du dies beisammen, so fange an zu lesen die Ilias, achte nicht auf Akzente, sondern lies, wie die Melodei des Hexameters dahinfließt, und es dir schön klinge in der Seele. Verstehst du's, so ist alles getan, so du's aber nicht verstehst, sieh die Übersetzung an, lies die Übersetzung und das Original, und das Original und die Übersetzung, etwa ein zwanzig, dreißig Verse, bis dir ein Licht aufgeht über Konstruktion, die in Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife deinen Clavem, wo du wirst Zeile vor Zeile die Worte analysiert finden, das Praesens und den Nominativum, schreibe sodann auf die Karten, steck sie in dein Souvenir, und lerne dran zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten möchte, dem das Herz ganz nach Gott hing. Und so immer ein dreißig Verse nach dem andern, und hast du zwei, drei Bücher so durchgearbeitet, verspreche ich dir, stehst du frisch und fränk vor deinem Homer, und verstehst ihn ohne Übersetzung, Schaufelberg und Karten. Probatum est!“

Scherzend berichtet Herder seinem Freunde Merck: „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei wachsende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht und in seinen ansehnlichen Bart lächelt.“ Gewiß soll damit die treuherzige Auffassung des begeisterten jungen Homerfreundes charakterisiert werden, dem sich zuerst durch die Herdersche Beleuchtung, in der Beurteilung des Dichters von seiner Zeit und seiner Anschauung aus ein wahres Verständnis der Homerischen Poesie, „der abgespiegelten Wahrheit einer uralten Gegenwart“ erschloß. Aus Weßlar schreibt er im Juli 1772: „Die Griechen sind mein einzig Studium. Zuerst schränkte ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forschte ich in Xenophon und Plato. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf, geriet an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindar, wo ich noch hänge.“ Von den Griechen führte Herder ihn zur nordischen Mythologie und sogar zu den Gestalten der indischen Märchenwelt. Unter den Engländer wird außer Shakespeares Goldsmiths Vicar of Wakefield besonders hochgehalten. Herder liest ihn dem jungen Goethe und dem Landsmann Pegelow in der Krankenstube vor und benutzt die Lektüre, um den jungen, schnell begeisterten Studenten grausam zu ernüchtern und ihn zu einer höheren und würdigeren Stufe der Lektüre zu erziehen, es ist jene Bildungsstufe, die nicht mit der Wirkung des Stoffes zufrieden ist, sondern erst in der Erkenntnis der Ursachen

des Beifalles und der Mittel, die der Dichter angewandt hat, wahre Befriedigung findet.

Als gleichberechtigt, ja Homer und Shakespeare noch überragend, wird die Bibel von demselben Standpunkt aus betrachtet und studiert und als älteste Urkunde der Volkspoesie mit einer Goethe bisher fremden Anschauung betrachtet. Diese neue Anschauung war die historische Die Bibel auf ihre Entstehung hin zu prüfen, sie anzusehen als ein zusammengetragenes, nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk, so lautete Herders Forderung Ehrliche Bibelforscher müßten den Bibelfreunden lieb, auch um der Bibel selbst willen, willkommen sein, ebenso wie eine Kritik, die Widersprüche aufdeckt, den Text reinigt und das Eingeschobene entfernt. „Denn bei allem, was überliefert werde, komme es auf den Grund, das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liege das ursprünglich Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unvermüßliche.“ In wahrhaft wissenschaftlicher, geistvoller Weise behandelte Herder die Bibel im Geiste ihrer Zeit literarisch und ästhetisch. Die pietistische Richtung, der Goethe in der letzten Zeit in Frankfurt huldigte, tritt auch in den ersten Straßburger Briefen hervor Am Karfreitag dem 13. April schreibt er unter anderem an den früheren Leipziger Nachbar, den Theologen Limplerdt: „Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herre Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo.“ Zwei Tage vor seinem Geburtstage geht er zum Abendmahl und teilt das Fräulein von Klettenberg mit, in Worten, die ganz anders klingen, als er über sein erstes Abendmahl in Frankfurt berichtet hat; auch in Straßburg war er auf Wunsch der Freundin Klettenberg den Herrnhutern nähergetreten. Aber hier in seinem frischen, neuen Leben und in dem Verkehr mit freier und weiter denkenden Menschen wollten ihm die Frommen im Lande gar nicht behagen, zumal da ihre Richtung „dem Grafen Zinzendorf feind war“ und Buße und Heiligung mehr als den Glauben betonte. Ihre Langeweile, ihr geringer Verstand und ihr Hochmut machten sie ihm unerträglich. „Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen.“ Gespräche mit Salzmann und Rousseaus Schriften heben ihn empor aus dem trüben Schwärmen, aus der Seelenangst und Seelennot der Herrnhuter in freiere, leichtere Lebensauffassung. Nun nimmt Herders Lehre die mystischen Nebel, mit denen die Herrnhuter die Bibel umgaben, von den Augen seines jungen Freundes hinweg. An Stelle der fast abergläubischen Verehrung tritt bewundernde Betrachtung und eifriges Studium Die kleinen, im Jahre 1772 entstandenen Schriften Goethes „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***“ und die Schrift „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische

Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. Lindau 1773", sind durchdrungen von Hamann-Herderschem Geiste. Die Abhandlung: „Was heißt mit Zungen reden?" stimmt in ihren Ergebnissen fast ganz mit Herders späterem, aber damals schon konzipiertem Aufsatz „Von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfest" überein, und Goethe bezeugt das in einem Briefe von Mitte Oktober 1794. „Die einzig brauchbare Religion muß einfach und warm sein. Von der einzig wahren haben wir nicht zu urteilen," so lautet eine Stelle aus dem „Brief des Pastors". Die Grundlage des Glaubens ist die Empfindung, das Gefühl; mit seinem Lehrer predigt Goethe ein Gemütschristentum gegenüber dem Christentum des Verstandes, und wie er mit Hamann eifert gegen den Rationalismus, will er einen Mittelweg finden zwischen der rechten Aufklärung und dem orthodoxen Glauben; der heuchlerischen Toleranz aus Gleichgültigkeit setzt er die wahre Toleranz aus dem Glauben entgegen. Gläubig zu sein, aber nicht Sklave des toten Buchstabens, das war die Lehre des Pastors. „Ich möchte beten, wie Moses im Koran: Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust." Auch hier nach Herders Lehre auf sich allein, auf sein Gefühl vertrauend, ruft er aus: „Der Glaube ist das Empfinden der göttlichen Liebe, Gefühl ist alles." Als Goethe die kleinen Schriften an einen Freund, wahrscheinlich Langer in Leipzig, am 6. Mai 1774 sandte, fügte er die Worte hinzu: „Wenn Ihr Lessingen seht, so sagt ihm, daß ich auf ihn gerechnet hätte, und ich pflegte mich an meinen Leuten nicht zu betrügen." Das Jahr vorher hatte Lessing den Kampf gegen die Orthodorie aufgenommen. Im engsten Zusammenhange mit diesen Studien stehen die beiden biblischen Dichtungen Goethes „Salomons Königs von Israel und Juda güldne Worte von der Ceder bis zum Jssop", die in den Zeitraum 1772—1775 fällt, und die Übertragung des Hohenliedes, die im September 1775 entstanden ist. Die erstgenannte Dichtung knüpft an den 32. und 33. Vers des 4. Kapitels des ersten Buches der Könige an und führt das Thema, das dort nur angedeutet wird, in der Form der hebräischen Gleichnisrede aus. In seiner Auffassung des Hohenliedes stand Goethe ganz auf den Schultern Herders, der sich im März 1772 ebenfalls mit einer Übersetzung des Hohenliedes beschäftigte. Beide stellen sich in Gegensatz zu der allegorischen Deutung der Kirche und der rationalistischen der Aufklärer; beide leugnen die Einheit der Dichtung und sehen in ihr eine Sammlung von Liebesliedern, und Goethe gruppiert die acht Kapitel der Bibel in einunddreißig einzelne Lieder. Er endigt seine Übersetzung mit dem 7. Verse des 8. Kapitels, Herder fügt an diese Stelle seiner Übersetzung die Worte bei: „Ich wollte beinahe, das Buch schloßse mit diesem göttlichen Siegel."

Auf die Frage, woher die großen Dichter Homer und Shakespeare ohne theo=

retische Kenntnisse so Großes hätten schaffen können, weist Herder, soweit er nicht schon darauf geantwortet hatte, auf die Kraft des Genies hin. Herder ist der Vater der Genieperiode und des Sturmes und Dranges, weil er das Recht des Individuellen verfiel auf sich selbst zu stehen, aus sich selbst alles hervorzubringen, seiner eigenen Natur treu zu bleiben oder, wie er es nannte, seinem Genius zu folgen, das war eine der ersten Forderungen Herders. Wie er einmal an seine Braut schreibt, hatte er die feste Überzeugung, „daß jeder Mensch ein Genie habe, das ist im tiefsten Grunde seiner Seele eine gewisse göttlich prophetische Gabe, die ihn leitet . . . ein Licht, das uns . . . auf dem dunkelsten Punkt der Scheidewege einen Strahl, einen plötzlichen Blick vorwirft: das war der Dämon des Sokrates . . .“ Mit anderen Worten: die Grundlage aller Ästhetik bleibt das eigene Gefühl, der Genius, das Genie, das ein Teil der Schöpfungsgabe Gottes ist. Aber wenn später die Stürmer und Dränger, auf ihr Genie pochend, maßlos im Leben und maßlos in der Kunst sich gebärden, so waren sie weit von Herders Meinung abgewichen. Rücksichtslos gegen sich selbst, verlangte er von anderen und so auch von Goethe Festigkeit, Bestimmtheit und wie sein Lehrer Hamann bei jeder Tätigkeit die Vereinigung aller Kräfte Dreingreifen, Paßen ist das Wesen jeder Meisterschaft und Virtuosität: „Angeborene Großheit gibt herrliche Tatkraft,“ zitiert Goethe aus seinem und Herders Lieblingsdichter Pindar. Das Gefühl und die Empfindung macht frei: lich den Dichter; aber er kommt nicht über dilettantische Versuche hinaus, wenn ihm die technische Tüchtigkeit abgeht. „Es ist alles so Blick bei Euch, sagt Ihr mir oft,“ schreibt später einmal Goethe an Herder, „wenn ich überall herumspaziert bin, überall nur drein geguckt habe, nirgends zugegriffen.“ „Der innere Gehalt ist Anfang und Ende der Kunst,“ war seine Erkenntnis in Leipzig; aber nicht nur der Inhalt der Dichtung muß groß, ergreifend, gewaltig sein, sondern auch die äußere und innere Form müssen ihm entsprechen! Klarheit und Schönheit der Sprache, sorgsam gewählter Ausdruck, lebendige konkrete Darstellung, ein sangbares, dem Liede angepasstes Metrum, alle dichterischen Kräfte müssen sich auch im kleinsten Gedicht vereinigen, um das zu erreichen, was als das Höchste und Herrlichste immer gelten wird, das Volkslied. So hohe Forderung war von dem jugendlichen Dichter nicht gleich zu erfüllen, manches ward ihm erst in späteren Jahren klar; die Straßburger Lieder sind zum Teil noch anacreontisch gehalten, aber den großen Fortschritt verrät schon das liebliche Lied: Kleine Blumen, kleine Blätter, das gewissermaßen die Krone der Anacreontik ist. Und nun beginnt der Einfluß des Volksliedes und der Herderschen Lehre. Man vergleiche nur die Leipziger Lieder des Buches Annette, jene charakterlosen, zum Teil unsittlichen oder gar lüsternten Nachahmungen der Franzosen, mit einem Gedicht wie

„Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
 Es war getan, fast eh' gedacht.
 Der Abend wiegte schon die Erde,
 Und an den Bergen hing die Nacht;
 Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
 Ein aufgetürmter Riese da,
 Wo Finsternis aus dem Gesträuche
 Mit hundert schwarzen Augen sah“ —

um die ungeheuerere Wandlung, man möchte fast sagen Verjüngung des Dichters zu erkennen. Hier ist jedes Wort Leben und Bewegung, jeder Vers Tätigkeit und Handlung. Hier einen sich Natur und Liebe einfach und schön; und den Gipfel dieser Kunst erreicht er in seiner Umdichtung eines alten Liedes: Das Heidenröslein. Es war vielleicht ein kleiner Akt der Rache für all die Unbill und Mißachtung, die Goethe von seinem Lehrer zu erdulden hatte, wenn er sein Gedicht: „Sah ein Knab ein Röslein stehn“, das die Erfüllung der Herderschen Forderung brachte, Herder als altes Volkslied übergab; daß dieser es auch in seine Sammlung der Volkslieder aufnahm, war ein schöner Triumph des so demütigend behandelten Dichters über seinen Lehrer, der gar nicht ahnte, wem er seine Lehren zuteil werden ließ.

Wie nichtig und schal kam Goethe jetzt die Poesie der Anacreontiker vor, wie hohl und eitel das Gebaren Gleims und der Schweizer, die durch wechselseitiges Schöntun, Geltenlassen, Heben und Tragen sich selbst zum Ruhme verhalfen. Herder zerstörte dem Jüngling die Freude an seinen bisherigen Lieblingen, denn seine Kritik ließ eigentlich nur Klopstock an dem Himmel der vaterländischen Literatur als bedeutenden Stern stehen.

Und nicht bloß den Dichter, den ganzen Menschen verwandelte Herders Lehre. Auf Goethe, den Kunstfreund und ausübenden Künstler, war ihre Wirkung nicht minder groß als auf den Dichter. Zeugnis dafür sind Herders Anschauungen über die Baukunst in den kritischen Wäldchen und Hamanns Schrift: „Leser und Kunsttrichter nach perspektivischen Unebenmaßen“, ferner die Tatsache, daß die ersten Abschnitte der Goethischen Schrift „Von deutscher Baukunst“ in Straßburg geschrieben sind und daß Hamann sie zuerst für ein Werk Herders hielt. In dem leidenschaftlich erregten Stil, in den abgerissenen Sätzen, dem absichtlichen Halbdunkel des Sinnes, „der Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen“, wird man leicht die Hamann-Herdersche Weise erkennen, in den leitenden Gedanken der Schrift aber Herders nun schon nach so vielen Seiten als fruchtbar und schöpferisch nachgewiesene Idee vom Nationalen und Individuellen wiederfinden. Nicht als wenn, wie es häufig dargestellt wird, Goethe in Straßburg ein Feind der Antike geworden wäre. Nein, er fordert nur mit Hamann und Herder gegen Winckelmann für Urteil und

Betrachtung den historischen Standpunkt und will der einseitigen Verherrlichung der Antike gegenüber die Kunst der verschiedenen Nationen nach dem Gesetze des historischen Werdens betrachtet wissen. Und wie der Dichter, so könne auch der bildende Künstler nur in der Kunst *seines* Volkes Großes leisten. Darum weg mit der fremden Kunst, mag sie griechisch oder französisch oder italienisch heißen, fort mit der Nachahmung, es ist nur in einem Heil, in der eigenen Schöpfung des deutschen Geistes, in einer deutsch-nationalen Kunst, das ist das Leitmotiv der Schrift. Schon der Titel besagt, daß Goethe die gotische Kunst als deutsche ansah. Ein solcher Genius, ein Genie, das, auf dem Charakter seines Volkes fußend, aus sich allein heraus Gewaltiges erschuf, ureigen-original, wie es Herder predigt und verlangt, war dem begeisterten Jüngling der Erbauer des Domes, Erwin von Steinbach, dem er entgegenjauchzt und dem er fast überirdische Ehren erweist. Wie der erste Anblick des Münsters den Schüler Oesers wandend werden ließ, und wie er, der noch vor kurzem mit Verachtung und Hohn von der gotischen, der barbarischen Kunst gesprochen hatte, nun dem großen Genius Erwin voller Scham das Unrecht abbat, das haben wir schon erfahren. Jetzt hieß es das Kunstwerk studieren, um die Bewunderung zur Kenntnis zu gestalten.

„Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geleht, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du? lispelte er mir entgegen. Alle diese Massen waren notwendig; und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zur Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! Das all' war notwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern, erhabenen Öffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen. In ihre kühne, schlanke Gestalt hab' ich die geheimnisvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig dasteht, ohne den fünfgetürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegenjauchzten und mich aus dem Schlummer weckten.“

Mit Freund Lese saß er manchmal stundenlang auf den Zinnen. „Dort entstand“, erzählte dieser, „Goethes Erwin“, oder er saß mit den Freunden auf der Plattform, und sie begrüßten mit perlendem Weine die scheidende Sonne. „Denken Sie,“ so schreibt er später an den befreundeten Theologen Röderer in Straßburg, „auch auf dem Münster an mich. Und wenn Sie meinen Namen in einem der Eapfosten sehen, so ahnden Sie Sich dahinauf zu mir in jene Zeit zurück und fühlen Sie alle Wonne, die ich fühlte.“

Wie er so aus dem zweifelnden Bewunderer zu einem überzeugten Verteidiger und Kenner der Gotik und des Münsters wurde, dem er sogar sein tiefstes Geheimnis entlockte, das hat er in Dichtung und Wahrheit ausführlich und schön dargestellt. Nun traf auf das natürlichste Herders Lehre mit der neu gewonnenen Kunstanschauung zusammen. Nicht das schöne Ideal der Antike, wie es Lessing und Winckelmann priesen, will er mehr als allein gültig anerkennen, die charakteristische, aus der eigenen Natur, dem nationalen Boden hervorstachsende Kunst ist ihm die wahre. „Ist die deutsche Kunst nicht so glatt und schön, dafür ist sie inniger, selbständiger, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, rauher und wilder, aber auch groß und lebendig.“ Auch hier soll das Gefühl, die Empfindung, die Stimmung den Künstler machen. Und der wahre Künstler „findet sie überall. Er mag das Gesicht der Geliebten, seine Stiefel oder die Antike ansehen, überall sieht er die heiligen Schwingungen und leise Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet“. Statt der weichen Lehre neuerer „Schönheitelei“ eines Oeser zu huldigen, statt die „französisch geschmückte Puppenmalerei“ anzubeten, sollte der Deutsche Gott danken, laut verkündigen zu können: „Das ist deutsche Baukunst, unsre Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos.“ Die Franzosen haben durch „theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzte Gestalt ist mir willkommener!“ „Auf keinen fremden Flügeln, und wären's Flügel der Morgenröte!“ soll der deutsche Genius emporgehoben werden; aus eigener, originaler Kraft, durch keine Regel verkümmert, dem Gefühl und der eigenen Empfindung allein folgend, so soll der große Deutsche das ersehnte Ideal Herders verkörpern: ureigene deutsche Dichtung und ureigene deutsche Kunst. Und dasselbe predigt „Die dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe“ im Juli 1775, dasselbe die kleine Schrift „Nach Falkonet und über Falkonet“: „Nur da, wo Vertraulichkeit, Bedürfnis, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft, und weh' dem Künstler, der seine Hütte verläßt, um in den akademischen Pranggebäuden sich zu verflattern . . . Geh' vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt.“ Wie Frühlingsrauschen weht es durch diese leiden-

schafftlich bewegten Schriften des jungen Goethe, die ersten Boten einer neuen Zeit

Kein schöneres Schauspiel, als dieser gottgesegnete Jüngling, der im Gefühl einer ungewöhnlichen Kraft und nun befreit von allen Fesseln fremden Geistes die Welt aus den Fugen heben und die neuen, großen Ideen verkörpern und verwirklichen will. Diese Schriften sind der erste Schöpfungsakt der großen geistigen Revolution; in ihnen kündigt „wie aus dumpfer, grauer Ferne leise wandelnd sich der Sturm an. Doch der Schiffer steht mannlich an dem Steuer. Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe und vertrauet scheiternd oder landend seinen Göttern“.

Was Hamann und Herder empfunden, geahnt, gehofft, der verlachte und geringgeschätzte Jüngling macht den Traum zur Wirklichkeit. Zum Riesen plötzlich umgeschaffen, streckt er sich erhebend seine Hand aus, und eine neue Welt steht auf den Trümmern der alten. Götz und Faust wurzeln in der Straßburger Zeit.

Aber bevor diese mächtigen, hier erst keimenden Pläne reiften, sollte das Herz des Dichters von dem größten Glück und dem größten Schmerz erfüllt werden, sollte die allgewaltige, heilige Liebe den ganzen Menschen erfassen, um in ihm die schlummernden Gefühle der höchsten Lust und des tiefsten Leides zu erwecken, daß er sie der Menschheit offenbare zu ihrem Trost, zur Freude und seelischen Erquickung. „Wie liebe mit leide zu jungest Ionen kan“, diese schmerzliche Erfahrung mußte ein herrliches Mädchen an sich selbst erfahren, um dem Liebenden und Geliebten mit einem Zauberstab den Quell nie geahnter Lieder zu eröffnen und selbst durch das Leid zur Unsterblichkeit einzugehen.

Friederike Brion.

Die beiden bedeutendsten Momente in der Straßburger Zeit Goethes, die Bekanntschaft mit Herder und mit Friederike Brion, fallen fast in dieselbe Zeit; aber während Herders Umgang und Lehre mit einer fast an Kühle streifenden Objektivität in Dichtung und Wahrheit dargestellt wird, geht durch die Schilderung Friederikens und des Goethischen Liebesglücks eine Wärme und Empfindung, ja eine Leidenschaft, die jeden Leser mit sich fortreißt und die Episode zu einem tragischen Drama gestaltet, das wir selbst in allen Phasen mitzuerleben meinen. Soll doch der Greis Goethe bei dem Diktat dieser Schilderung oft selbst aufs tiefste ergriffen worden sein. Die Kunst und ihre Mittel, die Goethe hier angewendet hat, sind uns wiederholt von geistreichen Männern klargelegt worden, aber die Gründe dafür, daß der Verfasser gerade diesem Abschnitt so große Liebe, Kunst und Ausführlichkeit ge-

widmet hat, liegen nicht bloß, wie man gemeint hat, in dem Bestreben, Friederikens Vorzüge so hell als möglich erstrahlen und seine eigene Schuld so groß als möglich erscheinen zu lassen; es gab dafür noch einen anderen, innerlicheren, mehr mit dem Wesen einer Biographie zusammenhängenden Anlaß. Examen und Promotion schlossen zwar die Lehrjahre äußerlich ab, Herders Ideen gaben dem Dichter eine abschließende Erkenntnis, aber den Menschen Goethe ließ zum Manne reifen die tiefe und wahre Liebe zu einem so edlen und lieben Mädchen wie Friederike. Was er in Hermann und Dorothea gesagt hat: „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jungling“, das zu schildern war der leitende Gedanke des Dichters bei dieser Darstellung.

Der Vermittler der Bekanntschaft war Freund Weyland, der Sohn eines Frankfurter Bürgers. Mit ihm war Goethe schon im Juni 1770 als Begleiter Engelbachs nach Saarbrücken geritten, wo er den Regierungsrat Schöll, Weylands Schwager und Bruder der Frau Pfarrerin Brion in Sesenheim, kennen lernte. Diese Bekanntschaft war der Anlaß zu einem Abstecher nach Sesenheim, wo Weyland und Goethe am 13. Oktober 1770 zum Besuch eintrafen.

Das Dorf Sesenheim liegt fünf Meilen nordöstlich von Straßburg, jetzt an der Eisenbahn, die von Straßburg nach Lauterburg führt. Die meisten Wanderer, die aus Pietät diesen nur durch Goethe berühmt gewordenen Ort aufsuchen, werden ihn enttäuscht wieder verlassen. Uns modernen Menschen kommt die Goethische lobpreisende Schilderung der Gegend etwas übertrieben vor. In einer weithin sich ausdehnenden fruchtbaren Ebene liegt das freundliche Dörfchen, umgeben von Obstbäumen, da; ruhig und fern vom großen Verkehr, da die unmittelbar vorübergehende Landstraße seit Eröffnung der Bahn immer weniger benutzt wird. Von dem jetzt Friederikenruhe getauften Hügel, einem alten Hünengrab unweit des Bahnhofes, hat man, besonders bei Sonnenuntergang, eine schöne Fernsicht. Nach allen Seiten hebt sich der Wald malerisch von den grünen Wiesen ab; im Osten zeigen sich die tiefdunklen Berge des Schwarzwaldes, im Westen die ferne Kette der Vogesen. Zu Goethes Zeit, so belehrt uns ein Nachfolger Brions, war die nächste Umgebung schöner und weniger eintönig. Damals zogen sich die Waldungen bis an das Dorf, und kaum eine Viertelstunde vom Dorf floß ein breiter Arm des Rheines, auf dem die Schiffe, die von Mainz nach Straßburg wollten, ihren Weg nahmen, und der viele mit Gesträuch bewachsene Inseln bildete. Ein Bach, der sich mitten durch das Dorf an der Kirche vorbeischlängelte, belebte die Landschaft. Das evangelische Pfarrhaus, das unweit der Kirche und dem mit Schiefer gedeckten Kirchturm steht, ist nicht mehr dasselbe, es steht auch nicht mehr genau an derselben Stelle, wie das alte, das schon zu Goethes Zeiten baufällig war. In dem Eckzimmer des oberen Stockwerkes rechts auf dem von Goethe selbst

gezeichneten Bilde (s. S. 103) hat er gewohnt. Noch erhalten im alten Zustande ist die Scheune und ein Teil der berühmten Jasminlaube, in der Goethe den Mädchen erzählte und dichtete, nur daß die Laube später an eine andere Stelle verpflanzt worden ist.

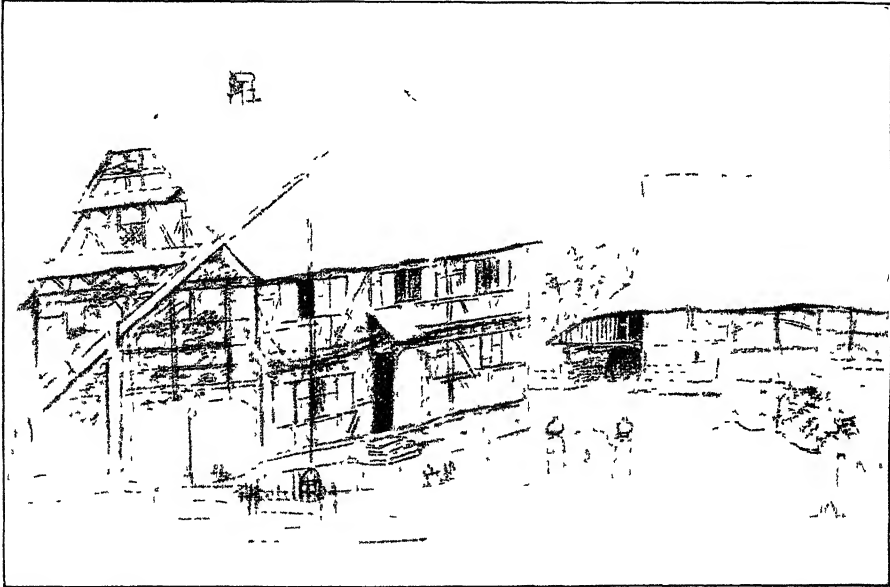
Als Weyland und Goethe in die unten links gelegene Wohnstube traten, trafen sie zuerst den würdigen, damals dreiundfunfzigjährigen Pfarrherrn von Sessenheim, Johann Jakob Brion, einen „kleinen, in sich gefehrten“, aber doch freundlichen Mann, der den Gast sofort in ein Gespräch über den von ihm gewünschten Neubau des Hauses verwickelte. Vater Brion war ein orthodox gesinnter, gutmütiger Mann, ein wahrer Hirte seiner Gemeinde, dabei heiter, gesellig und so gastfrei, daß er gern auch Fremde, Studenten aus Straßburg oder Offiziere vom Fort Louis, bei sich sah.

Etwas ausführlicher schildert Goethe die damals im funfundvierzigsten Jahre stehende Mutter: „Man konnte sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen; man bemerkte an ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend. . . Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr, als solchen Jahren geziemt.“ Von zehn Kindern, die dem Ehepaar geboren worden waren, lebten noch vier Töchter, unter denen die älteste Tochter in Karlsruhe verheiratet war, und ein spätgeborener Sohn, Christian mit Namen, damals acht Jahre alt. Die zweite mit Goethe gleichalterige Tochter, Maria Salomea, ein durchaus praktisches, dem Hausstand sich gern widmendes Mädchen, zeigte sich gleich bei Goethes Ankunft in ihrer Vielgeschäftigkeit und Lebhaftigkeit und in ihrer Sorge um die etwas leidende Schwester Friederike. Die jüngste Tochter, Jakobea Sophie, wird von Goethe in Dichtung und Wahrheit nicht erwähnt.

„In diesem Augenblick trat Friederike“, so lautet Goethes Darstellung, „in die Türe; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röschchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Kopfes der Hals zu zart. Aus heiteren, blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen.“

Andere Zeitgenossen schildern sie als „von Gestalt über mittelgroß, schlant, hager, mit blondem, lockigem Haarwuchs, blauen Augen und länglichem, sehr freundlichem Gesicht.“

Welchen Eindruck dies liebliche, damals achtzehnjährige Mädchen auf Goethe machte, läßt sich noch aus der Schilderung des Greises erraten. Die Lieblichkeit und Anmut der Geliebten zu schildern, wird er nicht müde. In der freien Natur und im Zimmer, im Gespräch und beim Gesang, im Tanz und im Spiel, im Gehen und Laufen, im Verkehr mit der Familie, den Gästen, den Dorfbewohnern und den Städtern, überall trat die Naivetät, die besonnene Heiter-



Das Pfarrhaus in Sesenheim Von Goethe gezeichnet.

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

keit, die Grazie und Leichtigkeit der Bewegung lieblich hervor. „Die Anmut ihres Betragens schien mit der beblühten Erde und die unverwüßliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern.“

Friederikens echt deutsche mädchenhafte Zurückhaltung, ihre selbstlose Liebe und kindliche Keuschheit wirken um so herzerfreuender und schöner auf uns, da sie so stark abstechen von der feurigen Begehrlichkeit und Verliebtheit der Französin Lucinde oder Leonore, wie sie wirklich hieß, der Tochter des Tanzmeisters, von deren stürmischer Leidenschaft der Diäter nicht ohne Absicht kurz vorher berichtet. Aller Herzen gewinnt Friederike ungesucht, sie herrscht

durch Anmut und Liebenswürdigkeit. Wir besitzen einen Brief Goethes an Mamsell S., wahrscheinlich Katharina Sabricius, am 14. Oktober 1770, gleich nach seiner Rückkehr aus Sesenheim nach Straßburg, geschrieben: „Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend, und der freundlichste Himmel, weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe.“ Vom nächsten Tage ist uns sogar durch einen Zufall ein Brief — leider der einzige — von Goethe an Friederike, wenn auch nur im ersten Entwurf, erhalten: „Liebe neue Freundin,“ so beginnt er, „ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug, im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihnen, und für unsere Herzen wollt ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bißchen gunstig sein?“

So begann denn nun ein eifriger Verkehr zwischen Straßburg und Sesenheim. Briefe und Bücher wanderten gar oft Freitags mit des Pfarrers Wagen nach Sesenheim, der dann am Donnerstag darauf die lang ersehnte Antwort brachte. Auch übersehte Goethe für die Geliebte die Gesänge von Selma aus Ossian und schenkte ihr die Übersetzung in einer von ihm selbst angefertigten, sorgfältig und zierlich geschriebenen Abschrift. Anfang November 1770 folgt wieder ein Besuch Goethes, und im Dezember macht die Freundschaft der beginnenden Neigung Platz: „Der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern.“ Auf die Einladung zum Weihnachtsfest antwortet der junge Dichter mit dem bekannten kleinen Liede: „Ich komme bald, ihr goldnen Kinder.“ In den Winter fällt wahrscheinlich auch der Besuch der Mutter und Töchter in Straßburg. Man hat es als besonderes Kunstmittel Goethes gepriesen, daß er die Bekanntschaft der beiden Liebenden in Dichtung und Wahrheit aus dem Oktober in den Frühling und Sommer verlegt habe. Aber in Wirklichkeit hat er wenig geändert, in der Zeit, da alle Knospen sprangen, ist in beider Herzen die Liebe aufgegangen. Kaum ist der Frühling erwacht, so treibt ihn die Sehnsucht nach Sesenheim (Anfang März 1771), und die Gewißheit des baldigen Wiedersehens entlockt ihm das hübsche Lied: „Balde seh' ich Rieckchen wieder, Balde, bald umarm' ich sie, Munter tanzen meine Lieder Nach der süßten Melodie“, das der Freude über das Liebesglück und der neu erwachten Sangeslust Ausdruck gibt. Damals sandte er ihr ein mit Rosenblättern von ihm selbst bemaltes Band mit jenem lieblichen Gedicht: „Kleine Blumen, kleine Blätter“, in dem er die Aufrichtigkeit seiner Empfindung und seiner Treue mit den Worten versichert:

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich' mir Deine liebe Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei fein schwaches Rosenband!

Es folgten dann noch, soweit wir unterrichtet sind, der Besuch Anfang Mai, darauf ein Aufenthalt von fünf Wochen von Mitte Mai an und der letzte im August 1771. Im Beginn des Frühjahres fand das Fest in Sesenheim statt, von dem er in Dichtung und Wahrheit so ausführlich berichtet. „Ich genoß,“ so erzählt er, „an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande.“ — „Ihre besonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehen“, alle diese ihre Vorzüge zu überdenken hatte er Zeit genug, als er an ihrer Seite einer Predigt des Vaters zuhörte.

Und nun in der Gesellschaft selbst war es bewundernde Freude für ihn, zu sehen, wie sie allein durch ihr Wesen den Mittelpunkt bildete. Sie war überall, wußte immer beim Spiel zu helfen oder zu raten, den Verdrießlichen zu erheitern, Langeweile durch hübsche Einfälle und Abwechslung in den Spielen zu verschreiben, ohne dabei des liebenden Jünglings zu vergessen, dem ein Blick, ein Händedruck beim Tanze, der Kuß beim Pfänderspiel sagte, was keiner der Gäste ahnen sollte. Endlich war es beiden möglich, sich wegzustehlen; Hand in Hand wanderten sie zum Nachtigallenwäldchen, dem Lieblingsplatz Friederikens, von Goethe Friederikens Ruhe genannt, und selig durch die Liebe schwuren sie sich durch Kuß und Umarmung ewige Treue. Namenlos glücklich über die Liebe dieses herrlichen Mädchens schrieb er wohl an diesem Abende in dankbar erregter, frommer Stimmung die Verse:

Jetzt fühlst der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch Morgen sein wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein

Die Liebe stand auf ihrem Höhepunkt. Es war die Zeit des reinsten Genusses, da Gedanken an das Ende, an die rauhe Wirklichkeit vor der Leidenschaft sich noch nicht hervorwagten. Die Eltern trauten Friederikens Gesinnung und Goethes Rechtlichkeit, und die damalige Sitte des freien Verkehrs erlaubte den Liebenden, Tage des höchsten Glückes mit Freunden oder für sich allein zu leben. Dazu kam die schöne Natur: „Man durfte sich nur“, so lesen wir in Dichtung und Wahrheit, „der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen.“

Monatelang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Tau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, türmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend."

Liebe und Frühling weckten in der Brust Goethes die Lust zu dichten. Was Herder ihn gelehrt hatte, das konnte nun durch die Liebe betätigt werden; und so dürfen wir gewiß die Lieder, in denen er urplötzlich als der erste Lyriker der Deutschen auftritt, und die an einfacher Schönheit und wahrem Gefühl sich den besten Volksliedern an die Seite stellen, dieser Zeit zuweisen: Das Maieslied „Wie herrlich leuchtet mir die Natur“, „Willkommen und Abschied“, und die Krone aller, das „Röslein auf der Heide“:

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden.

Goethe hat seine Schuld an Friederikens Unglück nie geleugnet. Aber sein Vergehen bestand nicht sowohl darin, daß er Friederiken nicht geheiratet hat, denn das war bei seiner Jugend, bei der Verschiedenheit der inneren und äußeren Verhältnisse unausführbar und wäre schon an dem Widerstande des Vaters gescheitert; daß eine Verbindung beide elend und unglücklich gemacht hätte, will ja auch der Hinweis auf das Märchen von der neuen Melusine in „Dichtung und Wahrheit“ andeuten. In dem Leichtsinne vielmehr, der ihn im Liebesrausch Versprechungen machen oder Hoffnungen erregen ließ, die er nie erfüllen konnte, und in dem Mangel an dem Mut der Entschließung ist Goethes Schuld zu suchen.

Daß er Herder nicht in seine Liebe einweihte, war selbstverständlich; aber in Freund Salzmann, mit dem ihn mehr gemütliche als wissenschaftliche Bande verknüpften, hatte er einen treuen Warner und Mahner zur Seite. Mit Besorgnis und Kummer hatte dieser die wachsende Leidenschaft gesehen. Als es zu spät war, gedachte der Liebhaber der Warnungen; eine gedrückte Stimmung spricht aus dem Briefe vom 22. Mai aus Sessenheim: „Um mich herum ist's nicht sehr hell; die Kleine (Schwester Sophie) fährt fort, traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehn. Nicht gerechnet consciamens, leider nicht recht, die mit mir herumgeht.“ An dem Tanzvergnügen am Pfingstmontag hatte er bis in die Nacht teilgenommen, wobei er sogar des Siebers und Hustens vergaß. „Und doch, wenn ich sagen könnte,“ fährt er darüber berichtend fort, „ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles.“ Aber trotzdem kann er sich nicht losreißen; er bleibt über vier Wochen in Sessenheim, genießt das Glück der Liebe in vollen Zügen; er macht sich wohl in einsamen Stunden bittere Vorwürfe, ohne aber zu einem Entschluß zu

kommen. In einer solchen Stunde, gegen Mitte Juni, mag der Brief an Salzmann geschrieben sein: „Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster, und meine *animumula vagula* ist wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag; ob'schon das buß dich! streß dich! eine Zeit her aus der Mode kommen ist.“

Dieser peinigende Gedanke, daß er die einfachen, braven und lieben Leute, die ihn schon für den Ihrigen hielten, betrüge, verfolgt ihn, solange er in ihrer Mitte sich aufhält. „Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Seengärten, nach denen du dich sehnst? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! — Adieu, lieber Mann,“ so schließt der Brief, „verzeihen Sie mir alles.“ Die Zugabe zu diesem Glück war die Bedingung, es nur genießen zu können mit Verzicht auf die Freiheit, auf die Entfaltung der gewaltigen Kräfte, die er in sich ahnte und die Herder in ihm gewedt hatte, und das Bewußtsein, in dem Genuß dieses Glückes die Geliebte und sich selbst elend zu machen.

Ohne eine Entscheidung getroffen zu haben, kehrte er endlich nach Straßburg zurück. Er kommt nun seltener nach Sessenheim, doch dafür werden die Briefe zwischen beiden häufiger. „Die Abwesenheit machte mich frei,“ so erzählt er von dieser Zeit, „und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden.“

Die Zeit der Abreise aus Straßburg nahte heran. Noch einmal wollte der Liebende Friederike sehen. An dem Abend, bevor er nach Sessenheim ritt, schrieb er an Freund Salzmann. „In meiner Seele ist's nicht ganz heiter: ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!“ . . .

Den eigentlichen Abschiedsbrief schrieb er erst von Frankfurt aus. „Die Antwort Friederikens“, so berichtet er später, „zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten . . . Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet.“ Goethes Reue und seine Sorge um die verlassene Geliebte, die sein Abschied in eine schwere Krankheit stürzte, spricht aus seinen Briefen; am meisten aber spiegelt sie sich in der Schöpfung der beiden Marien in Götz und Clavigo, die ähnliches Schicksal leiden mußten. Als er das Exem-

plar des Götz, das für Friederike bestimmt war, an Salzmann sandte, schrieb er dazu: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird.“

Das schöne Bild, das Goethe von seiner Geliebten entwirft, hat man durch böse Vermutungen und Verleumdungen zu trüben gesucht. Aber diese häßlichen Verdächtigungen werden widerlegt durch den Bericht Goethes über einen Besuch, den er acht Jahre später, am 25. September 1779, Friederiken abgestattet hat. Der Schluß dieses Berichtes lautet. „Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eichen der Welt hindenten, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.“ Am 13. März 1780 findet sich im Tagebuch die Notiz. „Guter Brief von Rieckchen B.“ So schließt Liebe, Leidenschaft und Schuld mit herzlicher Freundschaft. Friederike starb am 3. April 1813 unvermählt in Meissenheim. Ihre Verherrlichung in Dichtung und Wahrheit hat sie nicht mehr gelesen.

Die letzte Zeit des Aufenthaltes in Straßburg sollte der Beendigung der Dissertation gewidmet sein. In daselbe Semester fällt noch die Anknüpfung der Beziehungen zu einem höchst talentvollen, aber durch seinen Charakter unglücklichen jungen Dichter. Im April 1771 war der zwanzigjährige Student der Theologie Jakob Michael Reinhold Lenz als Reisebegleiter zweier kurländischer Barone von Kleist aus Livland in Straßburg angekommen, um hier den Studien der schönen Wissenschaften zu leben. Seine Reise war eine Flucht vor dem harten und streng orthodoxen Vater, einem Geistlichen in Riga; darum war Lenz auf sich selbst angewiesen, Wohnung und Tisch hatte er bei den Baronen von Kleist, für das übrige mußte er durch Privatstunden sorgen. Der geistreiche Jüngling, lernbegierig und tatendurstig, schloß sich an die Salzmannsche Gesellschaft an und gründete 1775 die literarischen und nationalen Zwecken dienende „Deutsche Gesellschaft“. In dem Salzmannschen Kreise lernte er Goethe kennen. „Klein, aber nett von Gestalt,“ so wird er von diesem geschildert, „ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Mann gar wohl anstand.“

Gemeinsame Bestrebungen und Gesinnungen, insbesondere die Verehrung Shakespeares, führten beide häufig zusammen; aber die Freundschaft zwischen ihnen entsammt erst einer späteren Zeit.

Die Tage der Trennung rückten immer näher, nur die Promotionsangelegenheit hielt Goethe noch in Straßburg. Sie verzögerte sich, weil die von ihm eingereichte *De legislatoribus* betitelte Dissertation von der Fakultät zurückgewiesen wurde. In ihr hatte Goethe dem Gesetzgeber das Recht zugewiesen, einen gewissen Kultus festzusetzen, an den alle Untertanen gebunden wären; doch sollte davon die persönliche Überzeugung des Einzelnen nicht berührt werden. Es verrät die engherzigen Anschauungen der Universität, daß Goethe durch seine Dissertation, wie einer der Professoren schreibt, in den Ruf eines aberwichtigen Halbgelehrten und eines wahnsinnigen Religionsverächters gelangte. Auf Anraten des Defans entschloß sich Goethe, anstatt, wie der Vater wollte, für die Doktorenwürde mit einer Dissertation, für die Lizentiatenwürde mit Thesen zu promovieren. Nachdem die 56 Thesen gedruckt waren, ging am 6. August 1771 die lateinische Disputation vor sich, bei der der Opponent, Lersé, Goethe einmal so in die Enge trieb, daß dieser auf deutsch ausrief, „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden“.

So wurde Goethe zum Verdruß seines Vaters, der übrigens eine Abschrift der Dissertation erhielt, nur Lizentiat, nicht Doktor. Als er bereits in Frankfurt war, erhielt er zwar durch Salzmann die Anfrage, ob er nicht nachträglich doktorieren wolle, er lehnte aber ab mit der Begründung, „daß er am Lizentieren satt habe und daß in Deutschland beide Gradus gleichen Wert hätten“.

Die Rückreise, die Goethe etwa in der Mitte des August antrat, benutzte er zu einem Aufenthalt in Mannheim, um hier zu sehen, was ihm in Dresden entgangen war, Abgüsse der besten antiken Statuen, die der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz aus der Düsseldorfer Sammlung nach Mannheim hatte bringen lassen. Welchen Eindruck muß „dieser Wald von herrlichen Statuen“ auf den Kunstenthusiasten gemacht haben, der bisher wenig mehr als den Laokoon gesehen hatte! Auch hier weckte diese Gruppe, die Lessing und Winckelmann in den Vordergrund des Interesses gestellt hatten, seine größte Aufmerksamkeit. Vor dem Kunstwerk gewann er neue Anschauungen und Ideen, die sich ihm später bei dem Anblick des Originals befestigten, und die er 1797 in dem Aufsatz über Laokoon niedergelegt hat. Auch an einem Vorgeschnack antiker Architektur sollte es nicht fehlen; der Abguß eines Kapitäl des römischen Pantheons hatte fast, wie er später meint, den Glauben „an die nordische Baukunst“ in ihm erschüttert. Noch in den letzten Tagen des Straßburger Aufenthaltes war es ihm gelungen, dem Dom „sein Geheimnis zu entlocken“. Er fand durch unablässige, liebevolle Vertiefung in die Schönheit und Technik des Kunstwerkes, daß auch der anscheinend fertige Turm nicht vollendet sei, daß vielmehr nach der Absicht des Erbauers auf die vier Schnecken noch vier leichte

Turmspitzen kommen sollten. Zu seiner Freude gaben ihm der Orgelbauer und Altertumsforscher Johann Andreas Silbermann und die Originalrißse recht; eine Kopie des Grundrisses ließ er sich nach Frankfurt senden.

So steht denn das große Werk deutscher Kunst am Ausgang des Straßburger Aufenthalts Goethes, wie es seinen Eingang segnete. Bis in die Wolken ragend, frei und niemand untertan, deutsch, trotz der Fremdherrschaft, ist das Münster selbst ein Bild des Jünglings, der, zur Wahrheit und Natur zurückkehrt, sich mit Riesenkräften emporhebt, um, alles überragend, der Menschheit ein Verkünder zu werden der Größe deutschen Geistes und deutschen Wesens.

Advokat und Dichter.

Frankfurt und Darmstadt.

Als Wolfgang Mitte August 1771 nach Frankfurt zurückkehrte, fand er in der Familie wenig geandert. Im Februar desselben Jahres war der Großvater, der alte Stadtschultheiß, gestorben, aber darauf war der Enkel schon bei seiner Abreise gefaßt gewesen. Denn von dem Schlaganfall im August 1768 hatte der körperlich und geistig schwach gewordene Mann sich nicht mehr erholt. Wichtig für die Lebensbahn des jungen Juristen wurde die bald nach dem Tode des Stadtschultheißen erfolgte Ernennung seines Sohnes, des Advokaten Dr. Joh. Jos. Textor, zum Senator. Dadurch war Wolfgang nach den Gesetzen der Stadt der höhere Staatsdienst verschlossen. Aber des Vaters Wunsch für den Sohn ging auch mehr auf die Stellung eines freien Advokaten. Daß Wolfgang dieses Ziel nun bald erreichen konnte, war für ihn eine große Freude. Durch die Erlangung der Lizentiatenwürde hatte Wolfgang die Berechtigung erworben, um Zulassung zur Advokatur nachzusuchen, und der ungeduldige Vater konnte es kaum erwarten, bis das geschah. Dem schon am 28. August 1771 eingereichten Gesuch fügte Wolfgang die Bemerkung hinzu, daß er die Advokatur nur als Vorbereitung betrachte „zu denen wichtigsten Geschäften, die einer hochgebietenden und verehrungswürdigen Obrigkeit ihm dereinst hochgewillet aufzutragen, gefällig sein könnte“.

Schon am 3. September wurde Goethe nach der Gewährung des Gesuches als Bürger und Advokat vereidigt; bald darauf begann seine Tätigkeit. Es hat etwas Ruhrendes, zu sehen, wie der Vater mit dem jungen Advokaten wieder jung wird. Jetzt bot sich für ihn eine treffliche Gelegenheit, die eigene juristische Gelehrsamkeit zu erweisen, und die einst so heiß ersehnte Tätigkeit nun wirklich ausüben zu dürfen. So studiert denn der Vater fleißig die Akten, während der Sohn interessantere Dinge betrieb; das Ergebnis wurde dem jungen Advokaten mitgeteilt, der, sobald eine Einigung mit seinem Referenten erfolgt war, die Ausfertigung mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit erledigte, daß der Vater wiederholt staunend versicherte, er würde Wolfgang beneiden, wenn er ihm fremd wäre.

Der erste der ihm anvertrauten Prozesse war die Verteidigung eines Sohnes gegen ungerechte Ansprüche seines Vaters; der Kläger wurde vertreten durch Goethes Freund Dr. Moors. Die Akten dieses Prozesses sind erhalten; es sind merkwürdige Schriftstücke, wie sie vielleicht die Gerichte überhaupt nicht wieder gesehen haben. Nicht der trodene Jurist, der Mensch, der Dichter bricht überall in Goethes Berichten durch. Es ist die Sprache der Empfindung, die Sprache einer leidenschaftlich erregten Seele, die mit allen Waffen des Verstandes und des Gemütes, mit allen Mitteln der Rhetorik, des Wizes und der Ironie, mit überlegenem Humor oder mit dem scharfen und leidenschaftlichen Ausdruck der Verachtung die gute Sache verteidigt. Daher war es nicht zu verwundern, daß das Gericht ob einer solchen Verteidigung dem jungen Heißsporn einen Verweis erteilte.

Auch das mag dazu beigetragen haben, Goethe das Amt zu verleiden; der Versuch, es menschlich zu verwalten, war gescheitert. Die späteren Prozessakten Goethes unterscheiden sich wenig von dem gewöhnlichen Ton. Den zweiten Prozeß, den sein Oheim ihm überließ, hatte er gegen den Siskus zu führen, und er hat ihn auch siegreich durchgeführt. Der ältere Schlosser, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, war sein Vorbild und Ratgeber. Während seiner gesamten Tätigkeit als Rechtsanwalt hat er nur 28 Prozesse geführt. Wir glauben es ihm daher wohl, was er Salzmann schreibt, daß er seine Praxis in Nebenstunden erledigen könne. Aber der Vater war schon damit zufrieden, zumal da die Vorbereitung der Ausgabe der Dissertation, die Lektüre und Ordnung der in Straßburg entstandenen Gedichte und Aufsätze des Sohnes ihm die Zeit angenehm vertrieb; Mutter und Schwester, froh, ihren Liebling wieder bei sich zu haben, waren doppelt erfreut über die gute Laune des Vaters. Cornelia blieb auch jetzt die Vertraute seines Herzens. Mit den alten Freunden wurde der Verkehr wieder aufgenommen.

Aber bei der Vergleichung mit dem, was Straßburg ihm geboten hatte, entschlüpften ihm die Worte in einem Briefe an Salzmann: „Frankfurt bleibt das Nest. . . Wohl, um Vögel auszubrüten, sonst auch figürlich spelunca, ein leidig Loch. Gott helf aus diesem Elend, Amen.“ Er lebte noch ganz in der Welt und in dem Ideenkreise, den er soeben verlassen hatte; und um so mehr konnte er das, als Herder im Goethischen Hause kein Fremder mehr war. Im April 1771 war Herder auf der Durchreise nach Lippe in Frankfurt gewesen und in Goethes Haus eingeführt. Die Mutter hatte wohl etwas von den „fürtrefflichen Werken des Sohnes“ geplaudert, aber die ängstliche Schwester, trotz Herders Verlangen, nichts davon gezeigt. „Es wäre Ihnen“, schrieb Goethe später darüber an Herder, „nicht unangenehm gewesen, die Geschichte meiner Seele zu lesen und den seltsamen Standort zu kennen, von dem ich damals die

Welt sah“; aber damals war ihm Corneliens Weigerung gewiß recht. Denn noch in Straßburg hatte er einen hochfahrenden „Nieswurzbrief“, wie er ihn nannte, erhalten, der die ganze Lauge des Herderschen Spottes auf ihn ergoß und ihm sogar jeden wahren Enthusiasmus absprach. „Mein ganzes Ich“, schrieb er ihm darauf, „ist erschüttert, das können Sie denken, Mann, und es fibriert noch viel zu sehr, als daß meine Feder stet zeichnen könnte . . . Herder, Herder, bleiben Sie mir, was Sie mir sind . . . Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber das — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter siebten, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehn.“ Aus Frankfurt schickt er ihm nicht nur die gesammelten Volkslieder und übersetzt für ihn Ossian, er wirkt auch im Herderschen Sinne für Shafespeare und veranstaltet eine Shafespearefeier im eigenen Hause am 14. Oktober 1771, wie uns das Haushaltungsbuch des Vaters bezeugt. Der begeisterte Shafespeareverehrer wollte nicht warten bis zu seines Helden Geburtstag und hatte sich deshalb den Kalendertag mit dem Namen Wilhelm ausgesucht, um den Dichter „mit großem Pomp“ zu feiern. Er sorgte zugleich für eine Shafespearefeier in Straßburg, bei der Freund Lersé die Festrede hielt. Bei dem Frankfurter Fest war eine Rede Herders in Aussicht genommen, neben Shafespeare sollte der andere Heilige der Straßburger Freunde, Ossian, gefeiert werden; endlich war in dem Programm ein musikalischer Teil vorgesehen. Damit auch der gemütliche Teil zu seinem Rechte komme, dafür sollte des Herrn Rat berühmter Weinkeller sorgen. Für das erste Hoch war der „Will of all Wills“, für das zweite Herder ausgerufen. Leider kam Herder nicht, trotz der Einladung Corneliens, und sandte auch die erbetene Abhandlung nicht, den erst im Jahre 1773 erschienenen Aufsatz „Shafespeare“. So mußte denn der Veranstalter des Festes selbst einspringen. Er schrieb den Aufsatz „Zum Shafespeares Tag“ und las ihn bei der Feier vor, indem er sich das Ansehen gab, als handle es sich um eine von einem anderen geschriebene, zur Vorlesung bestimmte Abhandlung. Sie ist ganz von Herders erst später veröffentlichten Ideen und Anschauungen durchtränkt und als einziges literarisches Zeugnis der durch Herder angeregten Begeisterung Goethes für Shafespeare in der Straßburger Zeit überaus wertvoll.

Das Griechische, Homer und Plato, wurden nicht vergessen. Platos Apologie brachte ihn auf den Gedanken, Sokrates zum Helden eines Dramas zu wählen, und zwar statt „des Heiligen“, wie ihn Plato darstellt, den großen Menschen, „den ich nur mit Liebesenthusiasmus an meine Brust drücke und rufe: Mein Freund und mein Bruder! . . . Wäre ich einen Tag und eine Nacht Alcibiades, und dann wollt ich sterben!“ — Blieb dieser Plan nur „dunkle

Ahnung", so wurden über einem anderen bald Shakespeare und die Griechen, ja „Sonne, Mond und die lieben Sterne“ vergessen. Es war der Götze von Berlichingen, den er Herder Ende des Jahres „mit bebender Seele“ sandte: „Ich unternehme keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre, denn ich weiß doch, daß alsdann radikale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll.“ Nichts kann mehr die Verehrung Goethes und seine Sehnsucht nach dem Verkehr mit Herder ausdrücken, als diese Zeugnisse. Darum kam ihm Frankfurt so einsam vor, darum war seine Freude so groß, als er endlich einen Menschen kennen lernte, „in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen“. Mit diesen Worten war der Darmstädter Kriegszahlmeister Johann Heinrich Merck gemeint, der ihm zuerst im Hause des Dechanten von St. Leonhard Du Meix am Ende des Jahres 1771 entgegentrat.

Wenn Herder durch seine Werke unsterblich geworden ist, Merck hat es nur der Schilderung seines Freundes in Dichtung und Wahrheit zu verdanken, daß er den Gebildeten der Gegenwart bekannt ist; er hat trotz großer literarischer Tätigkeit nichts Bleibendes hinterlassen. Es fehlt ihm die eine Seite der Herderschen Größe, die schöpferischen Ideen. Um so kräftiger ist bei ihm die andere Seite ausgebildet; er war der geborene Kritiker, ein scharf denkender Mensch von großer und vielseitiger Bildung, von einem feinen und sicheren Gefühl im Urteil über ästhetische Dinge und über Schöpfungen der Kunst; und dazu besaß er die Gabe, diesem Urteil in treffenden, oft wunderbar schlagenden Worten Ausdruck zu geben.

„Vor seiner verwünschten Scharfsichtigkeit schützt kein Nebel,“ sagte einst Wieland, der davon ein Lied zu singen wußte, „und besteht keine Täuschung.“ Stammt doch von Merck jenes, Goethes innerstes Wesen am treffendsten charakterisierende Wort: „Dein Streben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und es gibt Nichts wie dummes Zeug.“

Aber nicht zu schaffen und das Gute aufzubauen, sondern das Schlechte zu zerstören, mit den ihm von der Natur in überreichem Maße verliehenen Waffen des Spottes und der heißen Satire, war seine Aufgabe. Mephistopheles nannte ihn Goethe, und auch Frau Rat, die ihn sehr lieb hatte, meint, daß er „den Mephistopheles nun freilich niemals ganz zu Hause lassen könne“.

Ein solcher Mann war Goethe nicht nur willkommen, er war für ihn notwendig. Große Ideen gab ihm sein Genius; aber den Mann, der die allzu kräftigen Schößlinge verschnitt, der den sich oft absurd gebärdenden Moß zu kostbarem Weine läuterte, sandte ihm ein gütiges Geschick in Merck. Darum



Johann Heinrich Merck
Gemälde von Hans Streckert
Original im Besitz von Frau Julia Merck in Jugenheim

ist es auch nicht zu verwundern, daß Goethe diese negative Seite seines Charakters besonders in der Erinnerung blieb, und daß das Bild, das er von Merd entwirft, getrübt ist. Merd's Seele war rein und edel, hat doch Goethe selbst Eckermann manche Züge seiner „wunderlichen Grobheit“ erzählt; nur ließ die durch Krankheit und höchst trauriges Mißgeschick immer mehr wachsende Erbitterung das Wunderliche in seinem Charakter mit den Jahren allzusehr hervortreten und trieb ihn zuletzt zum Selbstmord. Das Wohlgefallen Goethes an Merd und die Freude, einen solchen Menschen gefunden zu haben, wurde von diesem warm erwidert. „Ich fange an,“ schreibt Merd etwas später an seine Frau, „in Goethe ernstlich verliebt zu werden. Dies ist ein Mensch, wie ich wenige für mein Herz gefunden habe.“ Sein Besuch in Frankfurt, bei dem ihn Goethe kennen gelernt hatte, hing mit einem buchhändlerischen Unternehmen zusammen, dem Goethe näher treten sollte. Der Verleger Deinet hatte die seit 1736 bestehenden „Frankfurtischen Gelehrten Zeitungen“ angekauft, um sie mit dem Titel „Frankfurter Gelehrte Anzeigen“ unter Leitung eines tüchtigen Redakteurs und unter Mitwirkung bedeutender Gelehrter zu einem hervorragenden kritischen Organ zu erheben.

Daß er Merd zum „Direktor“ auserwählte, war ein vorzüglicher Griff. Er war der geborene Kritiker und Redakteur. Zu seinen Hauptmitarbeitern gewann Merd außer Goethe Georg Schloffer, Herder und Höpfner in Gießen. „Eine Gesellschaft Männer, die ohne alle Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen im stillen bisher dem Zustand der Literatur . . . als Beobachter zugeesehen haben,“ so bezeichnet er sich und seine Freunde in der Ankündigung. Eben diese verrät uns auch, daß die Anzeigen nicht sowohl streng gelehrt sein, sondern sich mehr der schönen Wissenschaft und den Künsten widmen wollten und vor allem der englischen Literatur. Letzteres führt uns auf die leitenden Tendenzen der Rezensenten. Die Herderschen Ideen sollten in ihnen maßgebend sein und verbreitet werden. Shakespeare, Ossian, das Volkslied waren der Maßstab, Empfindung das unerläßliche Erfordernis. „Unfehlbar ist Herder,“ so läßt sich Ch. F. Weiße in Leipzig vernehmen, „nebst einem gewissen Gede (!) Hauptverfasser.“ Wenn es nach den Rezensenten ginge, „so führe die ganze Literatur in den einzigen Shakespeare zu sammen“. Die Art der Besprechung war ganz neu und von den bisherigen abweichend. Selbst Verleger und Redakteur wußten oft nicht, von wem die Rezension stammte. Die letzte Redaktion stand beim Direktor; er durfte ändern und streichen, wie es ihm gefiel. Merd verstand es, in der kurzen Zeit seiner Redaktion das Blatt zu einer Höhe zu erheben, der wir auch jetzt die Bewunderung nicht versagen können.

Zu den mancherlei Unbegreiflichkeiten in Merd's Charakter gehört auch dies, daß er, der Verneiner und Spötter, der scharfe Kritiker und Verstandesmensch,

den Mittelpunkt des gefühlvollen Freundeskreises in Darmstadt bildete. Hier war er der sentimentale Gefühlsmenschen, der verliebte, empfindsame Gedichte schmiedete, um derentwillen er sich selber hätte verspotten müssen, durch ihn wurde hier auch der Jungling eingeführt, der, von diesem Geiste erfasst und aufs tiefste ergriffen, ihn in seinem Werther unsterblich machen und zugleich überwinden sollte.

Zu den Darmstädter Gelehrten und Literaturfreunden gehörten außer Merck Georg Wilhelm Peterßen, der Erzieher der jungen Söhne des Landgrafen, der



Karoline Herder, geb. Slachsland.
Original im Besiz der Nachkommen Herders.

Rektor des Pädagogiums Bernhard Wendt, ein geistreicher, anregender Mann, der sich durch eine Geschichte seines Vaterlandes bekannt gemacht hat, und der Geheimrat und spätere Minister Hesse. Bei ihm, ihrem Schwager, wohnte Karoline Slachsland, die Braut Herders und intime Freundin Mercks Ihre empfindsame Seele begnugte sich nicht mit dieser Freundschaft. Auch der junge Goethe stand ihrem Herzen nahe, der sinnliche und scheinheilige Literat Franz Michael Leuchsenring nicht minder, der sich in die Geheimnisse der Frauen schlich, um unter dem Schleier redlichster Absichten die Männer zu verächtigen und für sich zu ernten.

In der Nähe von Darmstadt, im Bessunger Walde, den jetzt eine Gedenktafel ziert, kamen die Freunde

beim Beginn des Frühlings zusammen, jedem war einer der dort damals von Teichen umgebenen Felsen gewidmet. Sie bildeten einen der wunderbaren Freundschaftsbünde, wie sie nur in jener Zeit bestehen konnten. Rousseau, Hamann, Herder hatten die Herrschaft des Verstandes gebrochen und das Gefühl, die Empfindung dafür eingesetzt; das arme, geistlose bürgerliche Leben, der Mangel politischer Wirksamkeit trieb den einzelnen zur Betrachtung des eigenen Ichs und seiner Empfindungen. Herz und Gefühl bestimmte den Wert des Menschen; Freundschaft und Liebe war die Lösung der Zeit. Man kannte nur noch Liebe und Haß, und maßvolle Empfindung galt für Gefühlslosigkeit. Lieber wollte man Empfindung heucheln, als für gefühlos gelten. So sehen

wir denn auch in unserem Freundeskreise, der gewissermaßen die Empfindsamkeit verkörperte, ein ewiges Wogen der Gefühle, ein Schwanken von Haß, Liebe und Eifersucht, zehnmal beschworene Freundschaft, die doch wieder angezweifelt wird, durch Eide versicherte Überzeugung von der Treue und dem Seelenadel des Freundes und doch bald darauf einen Bruch um einer Kleinigkeit, eines Mißverständnisses willen. In diesem Meere von auf- und absteigenden Gefühlen, von Ebbe und Flut ohne Ubergang verruhen sich auch die Grenzen der Freundschaft und Liebe. Hinter der Freundschaft verbargen sich heiße Empfindungen, Kuß und Umarmung wurde etwas Gewöhnliches zwischen Freund und Freundin, wie früher zwischen Geliebten, und nicht ohne Grund murrte der Bräutigam Herder, wenn er von den Ausflügen und Zusammentreffen der Freunde durch Karoline begeisterte Berichte erhielt. Hier liebte sich alles, und alles war aufeinander eifersüchtig, bald Herder auf Goethe oder auf Leuchsenring, bald Mercks Gattin auf Karoline. Es ist ein ewiges Zürnen und Versöhnen, auf empfindungsreiche Aussprachen folgen neue Mißverständnisse, und selbst Herders und Karolinsens Liebe, die sich doch den Adel ihrer Seele in jedem Briefe gegenseitig versichern, war keinen Augenblick vor dem Bruch der Beziehungen sicher, bis Karoline in richtiger Frauentaktik das Geheimnis ihrer Liebe ausplauderte und den immer noch zögernden Herder der Entscheidung überhob.

Der große Eindruck, den der schöne und geistreiche Frankfurter Jüngling auf den empfindsamen Freundeskreis machte, spiegelt sich auch in Karolinsens Briefen wider. Im Frühling 1772 bis zur Abreise nach Weßlar war Goethe häufiger Gast in Darmstadt. Oft wanderte er zu Fuß dorthin und nach Homburg, wo er unterwegs Hymnen und Dithyramben dichtete, von denen sich „Wanderers Sturmlied“ erhalten hat. Der Wanderer oder der Vertraute wurde er in jenem Kreise genannt. Anfang April war er wieder zu Fuß nach Darmstadt gekommen. Man zog gemeinsam in den Bessunger Wald; ein starker Regen trieb die ganze Gesellschaft unter einen großen Baum. Goethe sang ein Liedchen, „das Herder aus dem Shakespeare übersezt hatte“, trug später einige Szenen aus dem Götz vor und zuletzt sein neuestes, damals noch nicht vollendetes tief empfundenes Gedicht: „D e r W a n d e r e r“. Das herrliche Lied, das selbst Herder mit unverhohlener Begeisterung las, wirkt nicht bloß durch den landschaftlichen Hintergrund, viel mehr noch durch den Gegensatz des sentimental empfindenden, feingebildeten Wanderers und der naiv gesunden Frau, die nichts ahnt und nichts weiß von den Gefühlen des Fremden, nur um das eine bekümmert, „den saugenden Knaben an ihrer Brust“. Am Schluß wird die Rousseausche Forderung, die die Gefühle der ganzen Zeit beherrscht, die Rückkehr zur Natur, in wundervoller Sprache wiedergegeben. Wer

so tief empfand, wer solche Töne für seine Empfindung besaß, der brauchte nicht zu werben um Liebe und Freundschaft, ihm flogen die Herzen zu. Bald darauf reiste Merck mit Goethe zurück nach Frankfurt und nach Homburg, wo man Frau von La Roche treffen wollte. Hier lernt Goethe auch Karolinsens Freundinnen Luise von Ziegler und Henriette von Roussillon kennen, und wie nah und innig hier die Freundschaftsbeziehungen wurden, verraten uns die Lieder „Elysium“ und „Pilgers Morgenlied“, die in uberschwenglich empfindungsvoller Sprache die Freundinnen unter den Namen Urania und Lila feiern.

Zu diesen Liedern gehört auch „der Selsweihengesang an Psyche“, wie „Schwester Karoline“ von ihm genannt wurde, gedichtet in Erinnerung an eine Szene vom April, als er an ihrem Platz im Bessunger Walde einen Felsen sich zueignete und seinen Namen hineinschlug. Darüber kam es mit Herder zu kräftigen Meinungsäußerungen, bei denen es sogar an Ausdrücken wie „Grechheit“ und „intoleranter Pfaffe“ nicht fehlte. Doch erledigte sich der Streit durch das Geständnis Herders an seine Braut. „Goethes Liebe und Freundschaft ist mir so ein schönes Bild der Seele, das ich um keinen Schattenzug möchte geschwärzt haben.“

Anfang Mai nimmt Goethe ruhrenden Abschied „Unser vom Himmel gegebener Freund ist wieder fort, mit einem Kuß und Träne im Herzen bin ich von ihm geschieden,“ schreibt Karoline am 8. Mai 1772 an Herder. Aber Goethes Gedanken weilen auch auf der Reise bei den Freundinnen, eine seiner ersten Kundgebungen aus Weßlar war die Übersendung der drei Gedichte auf Psyche, Urania und Lila.

Weßlar und Lotte Buff.

Zu dem vom Vater mit Bedacht vorgezeichneten Lebenslaufe Wolfgangs gehörte auch das Studium des Reichsprozesses am Reichskammergericht in Weßlar; auch hier sollte der Sohn in die Fußstapfen des Vaters treten. Auf drei Monate hatte er von den Darmstädtern Abschied genommen; es war der Zeitraum, den die Praktikanten (Referendare), unter denen Goethe am 25. Mai 1772 immatrikuliert wurde, gewöhnlich zu ihrem Studium am höchsten deutschen Gericht verbrachten. Ihm war die Ortsveränderung gewiß ganz recht; konnte er doch fern von Frankfurt mehr „die Natur und die Griechen studieren“, als unter des Vaters strenger Aufsicht. Neben Homer tritt nun als Hauptlektüre Pindar, von der die Übersetzung der fünften olympischen Ode und eine Anzahl eigener Oden Zeugnis ablegen. Oft macht es den Eindruck, als wenn seine Briefe eher von einem altklassischen Philologen, als von einem

Juristen geschrieben wären. Von seiner Tätigkeit am Gericht in Wehlar findet kein Aktenstück, keine Unterschrift, ohne daß man einen zufälligen Verlust annehmen müßte. Auch waren die traurigen Verhältnisse des Gerichts gewiß nicht dazu angetan, den jungen Juristen anzuregen.

Goethe sagt einmal mit Recht, daß der Zustand der Justiz und des Heeres am besten den Zustand eines ganzen Reiches widerspiegele. Den traurigen Verfall des Deutschen Reiches konnte allerdings nichts besser illustrieren als der Zustand des höchsten Reichsgerichts. Nach langen vergeblichen Anstrengungen, von den Ständen dem Kaiser gleichsam abgetroßt, war das Reichskammergericht am 31. Oktober 1495 vom Kaiser Maximilian I. in Frankfurt am Main eröffnet worden; aber schon damals trug es den Krankheits- oder Todeskeim in sich. Denn für ein großes Werk waren kleine Mittel aufgewendet worden. Bei der geringen Zahl der Richter trat bald Verschleppung der Prozesse ein, die mit der Zeit so arg wurde, daß die endliche Erledigung häufig die Parteien tot vorfand. weshalb beschlossen wurde, nur die Prozesse weiterzuführen, „die erinnert wurden“. Dieses Auskunftsmittel öffnete der Bestechung alle Tore, manche der schlecht besoldeten Richter wurden zu Verbrechern, und der Sache selbst wurde nicht abgeholfen. Kaiser Joseph griff, statt die Quelle der Übel zu verstopfen, zu einem ganz verfehlten Mittel, er führte die seit 166 Jahren unterlassenen Disputationen wieder ein, die wohl die Verbrecher unter den Richtern entfernten, aber infolge der Uneinigkeit der Mitglieder die Tätigkeit ins Stocken geraten ließ. Im Jahre 1772 gab es in Wehlar, wo das Gericht seit 1693 war, nur siebenzehn Assessoren, während die Zahl der unerledigten Prozesse sich auf 16 233 belief. Vierundzwanzig Abgeordnete der deutschen Staaten sollten als Reichsdeputation die Prozesse revidieren. Insofern war aber dieser Zustand für Wolfgang günstig, als sich hier durch das Zusammenströmen vieler tüchtiger junger Männer aus ganz Deutschland ein reges Leben entspann und seine Studentenzeit sich gewissermaßen wiederholte. Die flotte Tafelrunde der jungen Juristen im „Kronprinzen“ bildete einen wunderlichen Ritterbund nach Art einer Studentenverbindung, mit allen möglichen Torheiten und Titeln. Goethe erhielt hier den Namen Goetz der Redliche. Unter den jungen Kollegen stand von Leipzig her Jakob Heinrich von Born Goethe näher; auch den melancholischen, später durch seinen Selbstmord und Goethes Werther bekannt gewordenen Karl Wilhelm Jerusalem kannte er schon von dorthier. Der Führer der Tafelrunde war der Hildesheimer Siegfried von Goué, Mitglied der Braunschweigischen Gesandtschaft, „eine derbe, breite, hannoversche Figur“, ein haltloser Mensch, der sich viel auf sein Dichtertalent einbildete. Das volle Gegenteil von ihm war der Freiherr Christian Albert von Kielmansegg, ein ernster, tüchtiger Mann, aus

Meßlenburg gebürtig, dem Goethe vielen Dank schuldig zu sein gesteht, wenn der Freund auch den Umgang durch seine Hypochondrie erschwerte. Eine der Nachwelt schon bekanntere Erscheinung ist der Dichter Friedrich Wilhelm Gotter, mit dem Goethe kunsttheoretische Gespräche führte, die gewiß bei Gotters eifriger Verehrung der Franzosen zu heftigen Auseinandersetzungen geführt haben. Gotter brachte den jungen Dichter in Verbindung mit dem von ihm und Christian Boie herausgegebenen Musenalmanach. Wie amtlich den Richtern, so blieb Goethe auch gesellschaftlich den Familien der Reichskammergerichtsräte fern; die Abgeschlossenheit des hohen Adels, die manchmal geradezu lächerliche Formen annahm, raubte ihm die Lust, überhaupt einen Versuch der Annäherung zu machen. Ebenso beschränkte er den Verkehr mit der Familie der Tante seiner Mutter, auf den er von Hause her angewiesen war, nach Möglichkeit.

Was nun die Stadt selbst anbetraf, so konnte ihr Äußeres und Inneres ihm wenig Interesse einflößen. Weßlar war eine jener kleinen Reichsstädte, die sich vor der Übermacht der Fürsten ihre Freiheit bewahrt hatten, mit etwa 5000 Einwohnern, armselig und verschuldet, eigentlich nur vom Kammergericht lebend, als Bergstadt unregelmäßig und häßlich gebaut, mit unansehnlichen, dunklen, meist aus Holz gebauten Häusern, winzigen Straßen, die mit Düngerhaufen hoch bedeckt waren. Die ganze Stadt erschien wie ein lächerliches Überbleibsel aus längst vergangenen Jahrhunderten, lächerlich hauptsächlich durch den Widerspruch, in dem der Stolz der Bürger auf die Freiheiten der Reichsstadt mit der armseligen, kläglichen Wirklichkeit stand. Darum spricht auch Goethe von der Stadt sehr wenig. Nicht einmal der Dom, der doch mit Recht der Stolz der Stadt war, entlockte dem begeisterten Verkünder der Herrlichkeit des Straßburger Münsters ein Wort des Lobes oder des Tadels. Wenn nun bei dem Mangel an größeren Wohnungen selbst viele Richter sich mit kläglichen Wohnungen begnügen mußten, um wieviel mehr ein junger Rechtspraktikant. Goethe wohnte in einem dunklen, rings von Mauern umgebenen Hause in der engen Gewandgasse, an dessen zweitem Stod heute eine Gedenktafel an seinen Aufenthalt erinnert. Wie in der winzigen Stadt sich alles eng zusammengedrängte, so war es auch von hier nicht weit nach dem Hauptplatze, dem Buttermarkt. Hier stand dem Dom gegenüber der Bau, in dem sich das Sitzungslokal der Gerichte befand — heute der erste Gasthof der Stadt, „Zum herzoglichen Haus“ genannt —, unweit davon, an der Ecke des Marktes, lag der „Kronprinz“, das Stammlokal der unverheirateten Herren vom Kammergericht. Das war die ganze Welt, in der sich das Leben Goethes abspielte. Wir verstehen es wohl, daß in den ersten Tagen diese Welt ihm „einsam, öde und leer“ vorkam.

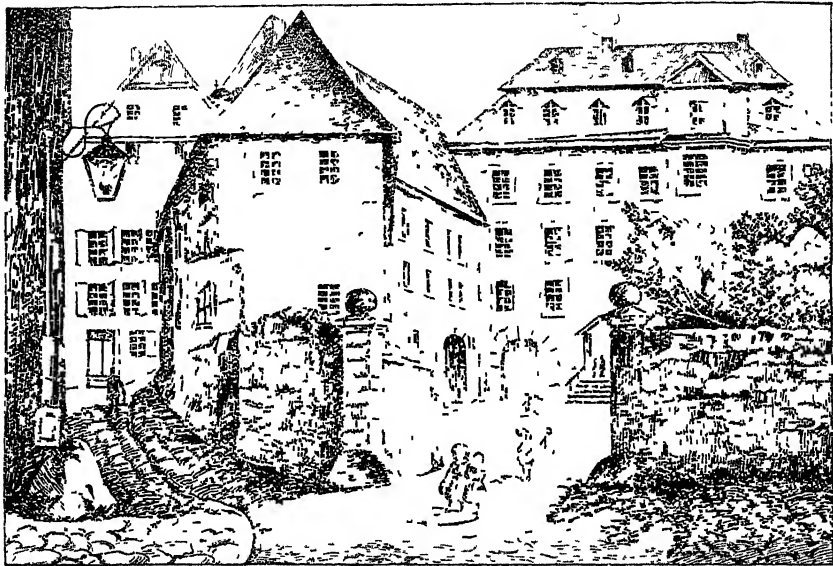
Zweierlei sollte ihm bald den Aufenthalt lieb und wert, ja unvergeßlich machen, einmal die schöne Umgebung Weßlars, und ferner seine Aufnahme in ein echt deutsches, Glück und Frieden atmendes Familienleben, das er dankbar später in seiner Dichtung verherrlicht hat

Vom 9. Juni 1772 ab drehte sich das ganze Denken und Empfinden Goethes nur um eine Person, dieselbe, die später durch Goethes Dichtung das Entzücken von Tausenden und Abertausenden geworden ist: seine Lotte Charlotte Buff war die zweite Tochter des Amtmanns des deutschen Ordens, der in Weßlar und Umgegend zur Kommende Schifffenberg und zur Ballei Hessen gehörige Besitzungen von alters her hatte. Der Deutschordenshof in Weßlar liegt in der Pfaffengasse, unweit des Buttermarktes. Der Hof ist umgeben von einem großen Hauptgebäude, das damals vermietet war, linker Hand, am großen Eingangstor, steht das einfache Haus, das durch den Werther weltberühmt geworden ist. Die Linde, die jetzt gegenüber dem Hause steht, soll vom Wertherbrunnen hierher verpflanzt sein. Drei steinerne Stufen führen zu dem Heiligtum, wo ein holdes, einfaches Mädchen, trotz ihrer Jugend, Vertreterin der Mutter an zehn Geschwistern, Glück und Frieden um sich und alle, die ihr naheten, verbreitete. Der Vater, damals einundsechzig Jahre alt, war eine biedere Seele, ein „offentreuherziger Mensch“, der ganz in seiner Pflicht aufging, der eigentliche Mittelpunkt des Hauses war bis zu ihrem 1771 erfolgten Tode die Mutter gewesen. Wir besitzen von einer größeren Anzahl dankbarer Freunde des Hauses begeisterte und ehrenvolle Schilderungen des hier waltenden schönen Familienlebens und dieser Frau, deren Eigenschaften Lotte geerbt hatte. Auch Goethe war durch den Bericht Lottens von dem Wesen und Leben der Mutter so ergriffen, daß er ihr ein Denkmal im Werther gesetzt hat.

Es war selbstverständlich, daß die am 11. Januar 1753 geborene Lotte, obgleich nicht die älteste Tochter, die Leitung des großen Hauswesens übernahm. Die Bestimmtheit und Festigkeit ihres Auftretens, die innere Tüchtigkeit, der praktische Blick und die unablässige Tätigkeit verschafften ihr trotz ihrer Jugend überall Anerkennung, Liebe und Gehorsam. Aus ihren Zügen sprach ein vorzügliches Herz; auch ihr Äußeres war anmutig, wenn sie auch nicht eine vollkommene Schönheit genannt werden konnte.

Aber mit allen diesen Vorzügen ist doch das Geheimnis ihrer großen Anziehungskraft, insbesondere auf einen durch Frauenhuld so verwöhnten Mann, wie Goethe war, nicht erklärt. „Soviel Einfalt“, schreibt Goethe von ihr, „bei soviel Verstand, soviel Güte bei soviel Festigkeit, und die Ruhe der Seele, bei dem wahren Leben und der Tätigkeit.“ In dieser wunderbaren Vereinigung widerstreitender Vorzüge, und in dem Gleichmaß der Seele, der kostbaren,

unzerstörbaren inneren Heiterkeit und dem überlegenen Humor, dem es auch an neckischem Mutwillen und an kurz angebundener Antwort nicht fehlte, hierin lag der tiefere Grund seiner Verehrung und Liebe. Welch ein Gegensatz gegen eine Psyche, Lila und Urania des Darmstadtisch-Homburgischen Kreises! Dort geistreiches Gebaren, untatige, schwärmerische Gefühlsphantastik; hier wahre Empfindung, treue Pflichterfüllung, beglückende Tätigkeit. Was ihm selbst damals am meisten abging, gerade das zog Goethe unwiderstehlich an. Darum hat auch das Hausmütterchen Lotte, die Verbindung des Jungfräulichen und Mütterlichen, in jener ersten Szene seiner Bekanntschaft



Der Deutschordenshof in Wehlar.

Nach einer alten Zeichnung

einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Das Tanzvergnügen, zu dem Goethe seine Cousine mit Lotte im Wagen abholte, fand eine Meile von Wehlar, in dem Jagdhaus zu Volpertshausen statt, das heute das Schulhaus des Dorfes ist.

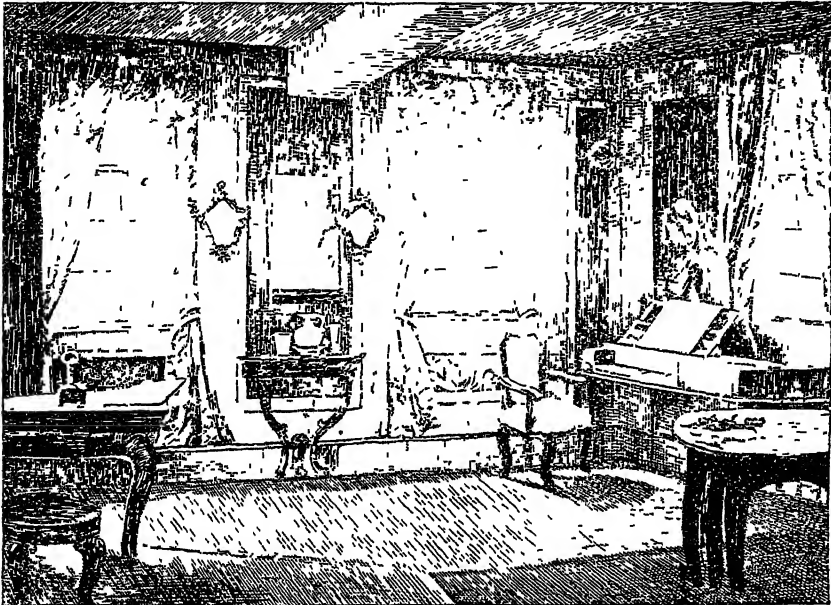
Aus dem Tagebuch Kestners, des Verlobten Lottens, besitzen wir eine Schilderung jenes Tages; die Darstellung im Werther ist danach mehr Dichtung als Wahrheit. Der Zufall wollte es, daß alle Personen, die Goethe später im Werther auftreten läßt, hier an diesem denkwürdigen Tage beisammen waren; auch Jerusalem, der sonst so menschen scheue, nahm an diesem Balle teil. „Lottchen zog“, so berichtet Kestner, „sogleich Goethes ganze Aufmerksamkeit



Charlotte Buff

Pastellbild von Joh. H. Schröder (1782)
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

auf sich . . ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt, sie war lustig, sie war in ganz ungekünsteltem Puz . . . Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war, ich kam ein paar Stunden später . . . Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich dem Vergnügen überließ . . . Anderen Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte . . . nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen.“ Und nun begann die Zeit, von der es im Werther heißt:



Lottens Zimmer in Wehlar.

Nach einer alten Zeichnung.

„Sonne, Mond und Sterne können geruhig ihre Wirtschaft treiben; ich weiß weder, daß Tag, noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.“

Wie einst mit dem würdigen Pfarrherrn in Selenheim, so wußte Goethe auch mit dem alten braven Amtmann gar trefflich zu verkehren, und bei Lottens Geschwistern hatte er bald alle anderen Hausfreunde in den Schatten gestellt. Neben drei Schwestern, unter denen das damals sechzehnjährige, treuherzige Lenchen eine zweite Lotte zu werden versprach, hatte Lotte sieben Brüder vom fünfzehnten bis dritten Lebensjahr herab in allen Altersstufen zu erziehen. Diese seine „lieben Buben“ hatte Wolfgang besonders ins Herz

geschlossen. Wenn der Dichter Goethe neben den Frauen besonders Kinder unnachahmlich zu schildern verstand und der Kindesseele in ihren geheimsten Regungen nachgegangen ist, so war auch der Mensch Goethe ein liebevoller Freund der holden Geschöpfe.

In diesem Kreise traf Goethe den damals funfundzwanzigjährigen, mit Lotte heimlich versprochenen Sekretär der Subdelegation für das Herzogtum Bremen bei der Reichskammergerichtsvisitation, J o h a n n C h r i s t i a n K e s t n e r, einen Ehrenmann und wackeren Juristen. Kestner war kein ein-



Johann Christian Kestner.

Original im Nachlaß von Georg Kestner in Dresden

seitiger Verstandesmensch wie Albert im Werther, sondern ein tiefempfindender, schöngeistig schwärmerischer Verehrer der schönen und sentimentalischen Literatur, der seine Geliebte in empfindsamen Liedern besang und mit ihr Klopstocks Messias las. Er war mit Goethe schon vorher bekannt geworden, aber befreundet wurde er erst mit ihm durch beider Verkehr im Buffschen Hause. Es hatte etwas Bängliches, dieses Verhältnis der drei Liebenden trotz des unerschütterlichen Glaubens an Lottens Treue und an Goethes edlen Charakter wurde dem Bräutigam doch wohl hin und wieder angst bei dem immer intimer werdenden Verkehr

der beiden. Das Gefühl, mit dem Jüngling von strahlender Schönheit und glänzendem Geist in keiner Weise rivalisieren zu können, war drückend genug. Wenn er sich nur einige Stunden am Tage für seine Braut erübrigen konnte, Goethe stellte ihr freudig den ganzen Tag zur Verfügung, und mehr noch als im Buffschen Hause verkehrte Goethe mit ihr draußen in der herrlichen Natur. Wie häßlich und unangenehm auch die innere Stadt Weßlar war, um so schöner und anmutiger ist die Umgebung. Die Stadt liegt hoch und bergig, und um sie herum ein Flußthal mit schönen Wiesen und sanften Erhebungen, in deren Hintergründe sich Berge mit Burgen erheben; es ist das Tal der Lahn mit den

Nebentälern der Dill und der Weß. Man sieht nichts Erhabenes, Gewaltiges in der Landschaft, aber Liebliches und Anmutiges genug bei der reichen Abwechselung von Thal und Höhen, von Feld und Wald, kleine Bilder in engen Rahmen und daneben überraschende Fernsichten auf hervorragenden Punkten. Dazu gehört vor allem die Garbenheimer Warte, von der Goethe oft allein, oder mit Lotte und Kestner auf Gießen, Ahbach, Nauheim, Wehlar und die Wetterau herabgesehen hat. Auf diesem Wege gleich bei der Stadt liegt der berühmte Wildbachbrunnen, jetzt Wertherbrunnen geheißten. Hier saß Goethe oft mit Lotte und dem Freunde in der erfrischenden Kühle und der herrlichen Umgebung, aber auch allein, den Mädchen zusehend, die Wasser holten, oder er begleitete die Geliebte auf den oberhalb liegenden Lahnberg und den prächtigen Garten an der Medelsburg, mit der herrlichsten Aussicht in Werthers „Liebestal“, wo er seine Griechen las oder zeichnete. Von hier kaum eine halbe Stunde entfernt liegt das vielgeliebte Wahlheim Werthers, das Dorf Garbenheim. Das Wirtshaus ist nicht mehr das alte, aber an der Stelle, wo die alten Linden vor dem Hause an der Kirche standen, wohin Goethe-Werther sein Tischchen aus dem Wirtshause bringen ließ und seinen Kaffee trank und Homer las, sind junge Linden angepflanzt, und eine Gedenktafel weist auf den Dichter und seine Liebe. „So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine echte deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am taureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr aneinander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe.“

In seiner Glückseligkeit überschritt der leidenschaftliche Jungling die Grenzen des Erlaubten. Der Tag, an dem Goethe sich soweit vergaß, Lotte zu küssen — es war der 13. August — wurde verhängnisvoll. Lotte machte ihrem Bräutigam noch denselben Abend davon Mitteilung; es wurde eine peinliche Lage, aber durchaus keine Wertheratmosphäre, dafür bürgte der Charakter Lottens. Der ehrliche und brave Kestner machte sich nur darüber Gedanken, ob vielleicht Lotte mit Goethe glücklicher zu werden glaube als mit ihm; für diesen Fall wollte er, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte, zurücktreten. Diesen qualvollen Stunden bereitete das tapfere Mädchen, das nichts mehr als unklare Verhältnisse haßte, ein schnelles Ende. Wie auch ihr Herz entschied, sie folgte der Pflicht. Sie erklärte Goethe, daß er sich nicht vergebliche Hoffnung machen solle, von einer Braut könne er nur Freundschaft hoffen; „er ward blaß und sehr niedergeschlagen“, mit diesen Worten begleitet Kestner seinen Bericht im Tagebuch. Ein Briefkonzept Kestners an Lotte läßt uns in seiner Seele lesen

„Als Freund muß ich Ihnen sagen, daß nicht alles Gold ist, was da glänzt; daß man sich auf die Worte, welche vielleicht aus einem Buche nachgesagt, oder nur darum gesagt werden, weil sie glänzend sind, nicht verlassen kann, und daran das Herz oft keinen Teil haben kann . . . daß es keine Kunst ist, munter und unterhaltend zu sein, wenn man völlig sein eigener Herr ist, wenn man tun und lassen kann, was man will. . .“

Nachdem die Entscheidung gefallen war, wäre es für Goethe das beste gewesen, das Brautpaar allein zu lassen, aber auch hier, wie früher in Sesenheim, konnte er trotz der guten Absicht zu keinem Entschluß kommen. Vielleicht hielt ihn auch der Wille des Vaters fest; erst am 11. September verließ er, und zwar ohne von den Freunden mündlich Abschied zu nehmen, Wehlar. Von seinem Abschiedsschreiben wurde Lotte tief ergriffen; aber sie verstand den Freund und billigte seine Handlungsweise.

Die Familien La Roche und Jacobi.

Mit Freude und Dank für das liebe Buffsche Haus blickte Goethe auf die vergangenen vier Monate zurück. Der Mutter gegenüber nannte er sie sogar später die vergnügteste Zeit seines Lebens; aber damals trübte noch der Schmerz über die hoffnungslose Trennung von der Geliebten die Erinnerung; es war jener „Zustand, in welchem uns die Gegenwart der stumm-lebendigen Natur so wohlthätig ist,“ und kaum war eine Gegend mehr geeignet, die Blicke auf sich zu lenken, als die, die er jetzt durchheilte. In Wehlar war sein Auge an Anmut und Schönheit der Natur gewöhnt und für ihre künstlerische Betrachtung geübt worden; hier eröffnete ihm fast mit jedem Schritt die Natur reicher und herrlicher ihre Schätze. Die liebliche Lahn zur Rechten, wanderte er über Weilburg, Limburg und Diez nach Ems: „Ich schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuchten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.“ Von Ems fuhr er in einem Kahne die Lahn entlang nach Oberlahnstein. Hier zeigte sich ihm der Rhein in seiner ganzen Herrlichkeit. Hoch und majestätisch thront über dem Rhein das starke Schloß Ehrenbreitstein, und tief unten liegt „in lieblichem Kontrast“ der kleine, hübsch gebaute Ort Thal, das ersehnte Ziel unseres Wanderers. Hier wohnte der kurtrierische Geheimrat Georg Michael von La Roche, in dessen Hause sich Goethe und Merck treffen wollten, ein aufgeklärter, scharf denkender Mann, ein Schüler Voltaires. Obgleich er als unehelicher Sohn des kurmainzischen Ministers Grafen Stadion von diesem erzogen worden war und zuerst im Dienst des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, dann des Erzbischofs von Trier stand, war er ein unver-

söhnlicher Gegner „des Pfaffentums“ und hatte sogar in einer anonym erschienenen Schrift „Briefe über das Mönchswesen“ seinem Haß und seinen freien Anschauungen Luft gemacht. Dieser scharfsinnige und allem Gefühlsweisen abholde Mann paßte freilich recht wenig zu den empfindsamen Seelen, die sich hier versammeln wollten; aber er war es auch nicht, zu dem Goethe kam, vielmehr seine Gattin, Sophie von La Roche, das anerkannte Haupt der Sentimentalen, die Koblenz zum Mittelpunkt der empfindsamen Literatur gemacht hatte. Schon ein Jahr vorher, im Mai 1771, hatte sie Wieland, die beiden Jacobi und Leuchsenring zu einem empfindsamen Kongreß hier vereinigt, wo man ein Fest der Verbrüderung unter einer Flut von Tränen gefeiert



gestochen von F. Scholz in Leipzig 1777

und die schon oft beteuerte Freundschaft von neuem beschworen hatte.

Im Jahre 1731 geboren, hatte Sophie von Gutermann nach früher Jugend in Wieland einen schwärmerischen Verehrer gefunden. Von ihm in Folge unglücklicher Mißverständnisse und Verhältnisse getrennt, fand sie endlich in der

Ehe mit einem, wenn auch nicht von ihr geliebten, so doch tüchtigen und angesehenen Manne Ruhe und Frieden. Hatte sie schon die Verherrlichung durch ihren ehemaligen Bräutigam in allen literarischen Kreisen bekannt gemacht, so wurde sie bald die erste Schriftstellerin ihrer Zeit durch ihren von Wieland 1771 herausgegebenen, ihr eigenes Leben und Fühlen darstellenden Roman: „Die Geschichte des Gräuleins von Sternheim“, der eine für uns fast unglaubliche Begeisterung bei Männern ebenso wie bei Frauen erweckte. Kaum ist über einen Roman so viel geweint worden als über diesen, Tränen der Trauer nicht weniger als Tränen der Freude und der Bewunderung.

Nun entspann sich ein ausgebreiteter Briefwechsel, der fast alle literarisch bedeutenden Leute mit ihr in Verbindung brachte. Die Vermutung ist vielleicht berechtigt, daß Sophie diese Beziehungen pflegte und die Zusammenkünfte bedeutender Leute bei sich veranstaltete, um ihren literarischen Ruf zu heben und sich günstige Beurteilungen zu verschaffen. Gegenüber dem jungen Dichter und Kritiker Goethe ließ sie nicht umsonst ihre Minen springen. Zur mehrere Jahre geriet er in ihren Bann; und ihr Triumph war hier um so größer, weil ihre erste Bekanntschaft mit Goethe in Homburg durchaus in entgegengesetztem Sinne gewirkt hatte. Das Affektierte, das Unnatürliche, die Koketterie und Gefallsucht war den Darmstädtern und Goethe damals abstoßend gewesen. Wahrheit der Empfindung hatte Herder gelehrt, natürlich sein war die Lösung aller; aber Frau Sophie kokettierte mit ihren Empfindungen, sie affektierte Gefühle, weil Sentimentalität Mode war und nur der sentimentale Schriftsteller Aussicht auf Erfolg hatte. Eben jene Unwahrheit, die die brave Frau Rat später kernig mit den Worten geißelte, sie verstünde es nicht, wie man Sternheim — und Frauenzimmerbriefe schreiben und doch die eigenen Töchter unglücklich machen könne, war auch dem Sohne zuwider. Aber in Ehrenbreitstein selbst konnte er sich dem Zauber, der von der Frau des Hauses ausging, nicht entziehen. Er kam hier zum erstenmal in höhere Gesellschaftskreise; ihm imponierte das sichere Auftreten der Frau, die immer sich selbst gleich blieb, ihre wahrhaft vornehme Art der Behandlung jedes einzelnen, „die Eleganz der Gestalt und des Betragens“, die geistreiche, sichere Führung der Unterhaltung in einem literarischen Kreise, an dem Minister und hohe Adelige teil hatten. Und dazu trat ein zweites, um den jungen Dichter sicher zu fesseln: die Schönheit der ältesten Tochter, der damals sechzehnjährigen *M a g i l i a n e* oder *Mage*. „Eher klein als groß von Gestalt,“ so schildert er sie, „niedlich gebaut; eine freie, anmutige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte.“

Dem Jüngling, der eben vom Hausmütterchen Lotte, dem liebenswürdig bescheidenen Bürgermädchen, kam, tritt hier eine glanzvoll vornehme Er-



Maximiliane Brentano geb. La Roche
Original im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar

scheinung wie aus anderen Sphären entgegen; eine neue Leidenschaft entspinnt sich, für die in des jungen Enthusiasten Herz trotz Lotten Raum genug ist.

Auch der Unterredungen in dem literarischen Kreise gedenkt Goethe in jenem Briefe mit Begeisterung; der Greis berichtet in Dichtung und Wahrheit darüber mehr in launig spöttischem Ton. Er läßt den Allermeltsfreund Leuchsenring, der mit Empfindsamkeit handelnd durch Briefe und Bänder empfindsamer Seelen immer neue für sich zu gewinnen suchte, auch bei diesem Kongreß zugegen sein. Er öffnete seine gefüllten Schatullen, mit denen er von Ort zu Ort reiste, um die geheimsten Regungen und Gefühle anderer zu offenbaren. Denn das gehörte auch zu den Eigenheiten der Empfindsamen, daß sie sich nicht mit ihren eigenen Gefühlen begnügten, sondern auch anderen ins Herz sehen und über deren innerste Gefühle wieder ihre Gefühle (ihre Tränen) der Bewunderung oder des Abscheus äußern wollten. Nun denke man sich bei diesen Vorlesungen den spöttischen, scharfzüngigen Merck, den freidenkenden und hellblickenden, aller Empfindsamkeit abholden Hausherrn, und man wird verstehen, daß Goethe Frau von La Roches Kunst, „alles Scharfe in der Gesellschaft zu mildern und das Unebene auszugleichen“, zu bewundern genug Gelegenheit fand. Aber auch von anderen wichtigen literarischen Dingen wird die Rede gewesen sein. Sophie war bisher die treueste Anhängerin Wielands gewesen; die neue Strömung, die von Herder ausgegangen, in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vertreten war stand im Gegensatz zu Wieland. Aber Sophie verstand ihre Zeit und ging in das Lager der neuesten Richtung über, der offenbar die Zukunft gehörte. Auch das war ein Band mehr zwischen Sophie, dem „Mamachen“, wie sie von jetzt in Goethes Briefen heißt, und dem jungen Dichter.

Die Rückreise machte Merck nebst Gattin und Sohn mit Goethe zusammen und zwar bis Mainz zu Schiff. Der Verkehr beider Männer gestaltete sich aufs innigste. Goethe begab sich im November nach Darmstadt und blieb dort vier Wochen. „Wir bespiegeln uns ineinander und lehnen uns aneinander und teilen Freud und Langeweile auf dieser Lebensbahn“, so bezeichnet Goethe dem Freund Herder ihr Verhältnis. Aber die Darmstädter „Gesellschaft der Heiligen“ begann sich im Frühjahr 1773 aufzulösen. Es waren nicht nur die äußeren Ereignisse, daß Fräulein von Roussillon nach vielen Leiden im April starb, daß Merck sich zu der Reise nach Petersburg rüstete, Karoline nach ihrer Verheirathung mit Herder am 2. Mai, der Goethe bewohnte, in die Ferne zog; nein, die Freundschaft nahm auch innerlich ein Ende. Leuchsenrings Minierarbeit und sein Bestreben, Merck und besonders Herder bei den Frauen zu verleumden, führte endlich zu offenem Bruch und zu allgemeiner gegenseitiger Verstimmung; es lag eine schwüle Gewitterluft über „den Heiligen“. Auch

Herders Anwesenheit löste nicht die Verwirrung. Nur die Gewißheit baldiger Trennung hielt stärkere Gefühlsausbrüche zurück.

Goethe hatte damals bereits mit den empfindsamen Aposteln gebrochen; er warf die Krankheit seiner Zeit, die er hier an der Quelle durchgemacht hatte, von sich wie ein unnützes Kleid; aber der Dichter mußte auch das Ungefunde und Kranke zu seinem Zweck zu nutzen

Auf Ereignisse im Darmstädter Kreise bezieht sich Goethes Fastnachtspiel vom *Pater Brey*, dem falschen Propheten. Was Merck in einem Briefe an Frau von La Roche andeutete: „Leuchsenrings große Arbeit war, Herdern in der Seele der Mädchen auszutun“, wurde hier dramatisch dargestellt Herder nahm das harmlos gemeinte Stück übel auf. Die bald darauf eintretende Kühle der Beziehungen zwischen ihm und Goethe, die bis zum Januar 1775 anhielt, ging hierauf zurück.

Das Drama *Satyrus* wird von Goethe im engsten Anschluß an *Pater Brey* genannt und zugleich die Person des Satyros als aus dem damaligen Umgange herausgegriffen bezeichnet. Näheres darüber ist aber nicht bekannt. Jedenfalls hutete sich Goethe damals, dies „Dokument göttlicher Srechheit“ drucken zu lassen; es erschien erst 1817. Die Bezeichnung war fast noch zu mild, wenn, wie schon Heinse nach Mitteilungen der Jacobis im Mai 1774 behauptete, Goethe wirklich Herder unter jenem Wesen — halb Tier, halb Gott — gemeint hätte. Aber das beschränkt sich darauf, daß Goethe einige Züge von Herder entlehnt hat. Ohne Zweifel sollte die Rousseausche, von dem Dichter früher selbst gepredigte Lehre vom Evangelium der Natur, die hier in der Forderung gipfelt, Kleider und Schmutz von sich zu werfen und Kastanien zu essen, verspottet werden. Der Prophet, der von der abergläubischen Menge als Gott angebetet wird, entpuppt sich als gemeininnlicher, brünstiger Satyr. Die Leichtigkeit, mit der er die gedanken- und haltlose Menge und besonders die liebeseligen Frauen betört, wird sehr ergötzlich geschildert.

Ganz sicher gehört in die Frankfurt-Darmstädter Zeit das Schönbart-Masken-spiel: Das *Jahrmarktsfest zu Plundersweilern*, das im Dezember 1772 und im Februar und März des folgenden Jahres entworfen wurde; es ist voll von Beziehungen auf Goethes nächste und weitere Umgebung, und die eingefügte Tragödie von Haman und Esther war ursprünglich gegen die Empfindsamkeit und die Aufklärer gerichtet; aber auch ohne diese Beziehungen gibt das Jahrmarktsfest ein lebensvolles Bild, das auch bei den späteren Aufführungen seine Kraft bewährte. Ein „mikrokosmisches Drama“, *Hanswursts Hochzeit*, das Goethe selbst ein tolles Grazen-wesen nach Art eines älteren deutschen Puppen- und Budenspiels (des Sing-spiels „*Harlekins Hochzeit*“, vom Jahre 1693) nennt, ist nur Fragment ge-

blieben. Nicht weniger als hundert Personen, die mit sehr lustigen und sehr derben, oft anstößigen, körperliche oder geistige Fehler bezeichnenden Schimpfnamen ausgestattet waren, sollten dabei auftreten.

Gleich als sollte Darmstadt all seine Anziehungskraft verlieren, hörte auch Mercks und Goethes Tätigkeit an der Frankfurter gelehrten Zeitschrift, die des Wanderers Schritte manchmal nach Darmstadt gelenkt hatte, mit dem Ende des Jahres 1772 auf. Merck hatte schon im Juli das Direktorium an Schloffer übergeben, und auch dieser trat Ende November desselben Jahres zurück. Die Klagen der Autoren über allzu große Härte und Schärfe der Kritik, der Neid der „Mitbruder an der kritischen Innung“ über das Aufsehen und den Erfolg der Zeitschrift, die Unzufriedenheit im Publikum mit der bisher ungewohnten Art und Sprache der Kritik, gewiß auch die Verdrießlichkeiten und Prozesse, die sich die Zeitschrift durch die orthodoxen Geistlichen Frankfurts zuzog, und bei denen Schloffer und Goethe als Anwälte, der letztere wohl auch als Rezensent, beteiligt waren, alles das hatte den Rücktritt der genannten Freunde und Herders verursacht. War das auch für die Kritik und für die Literatur zu beklagen, ihre große Aufgabe hatte die Zeitschrift auch schon mit diesem einen Bande erfüllt. Ihre Bedeutung für Goethe liegt darin, daß er durch die kritische Tätigkeit gezwungen wurde, bevor er seine große schöpferische Tätigkeit begann, sich Rechenschaft über die Art des künstlerischen Schaffens abzulegen und die neu gewonnenen Kunstanschauungen mit kritischem Auge auf ihre Wahrheit zu prüfen.

Mag er nun über die Griechen oder über Shakespeare, die Anakreontiker oder die Barden, über die bildende Kunst oder über theologische Schriften sprechen, immer sind die Herderschen Ideen der kritische Maßstab, Wahrheit der Empfindung, Natur die Hauptschlagworte. Die Bardenpoesie wird nicht weniger als Georg Jacobis süßliche Anakreontik, Zachariäs zierlich in Reime verfaßte Märlein ebenso wie der „gereinigte“ Shakespeare Wielands als Unwahrheit und Unnatur mit der Lauge des Hohnes und Spottes übergossen. „Warum sind“, ruft der Schüler Herders aus, „die Gedichte der alten Skalden und Kelten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? Die Natur trieb sie zum Singen, wie den Vogel in der Luft. Uns — treibt ein gemachtes Gefühl zu der Leier, und darum sind unsere besten Lieder . . . nur nachgeahmte Kopien.“ Das Wort, in dem wir den Dichter des Werther zu hören meinen, könnte als Motto seiner Rezensionen dastehen: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein e i g e n h e r z die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zweien.“ Nun verstehen wir es, daß Goethe von diesen Kritiken sagt, es wären nicht eigentlich Rezensionen, sondern „wild, aufgeregt und flüchtig, wie sie sind, möchte ich sie lieber Ergießungen meines

jugendlichen Gemüts nennen“ Man erwarte nicht objektiv gehaltene, logisch fortschreitende, kalt abwägende Urteile, nein, es sind leidenschaftliche, im Ton der direkten Anrede sprunghaft vorgebrachte Anklagen oder Verteidigungen, mehr rhetorische Musterleistungen als sachliche Erörterungen, so subjektiv, so auf persönlicher Anschauung und Erfahrung beruhend, daß der Kritiker sich nicht scheut, mitten in eine Rezension über die „Gedichte von einem polnischen Juden“ seine eigene Liebe zu verflechten und seine Lotte zu verherrlichen. „Da meine ganze jugendliche Gesinnungs- und Denkungsweise sich überall ohne Rückhalt leidenschaftlich ausläßt, so liegen die anfänglichen Richtungen meiner Natur in diesen Rezensionen offen vor Augen.“

Wie wichtig auch diese Tätigkeit für den angehenden Dichter war, sie bezeichnete doch nur ein Durchgangsstadium, das er mit Freuden wieder aufgab. Denn „am kleinsten die Hand anlegen, ist in allem mehr wert, als von der vollkommensten Meisterschaft eines andern kritische Rechenschaft zu geben.“ Das gilt für jede künstlerische Tätigkeit, daß aber diese Erkenntnis dem jungen Goethe bei der bildenden, nicht bei der dichtenden Kunst aufging, ist charakteristisch für seine damalige Anschauung über seine eigene Begabung. Noch immer war er im Zweifel, ob er ein Maler werden sollte oder ein Dichter. Das auf der Wanderung von Wehlar nach Ems gefragte Orakel hatte den Zweifel nicht gehoben. So fanden wir ihn auf der Rheinreise mit Merck eifrig beschäftigt, die herrlichen Natureindrücke durch die Zeichenkunst festzuhalten, so lehrt er jetzt Merck in Darmstadt zeichnen, und beide zeichnen und stechen in Kupfer, wie einst Stodt und Goethe in Leipzig, oder die Freundinnen sitzen beim „Wintertisch“ um ihn herum, bewundern seine Zeichnungen und raten ihm ernstlich, Maler zu werden. „Die bildenden Künste“, lesen wir im Herbst 1773, „haben mich nun fast ganz. Was ich lese und treibe, tue ich um ihretwillen.“ Er ist ein eifriger Besucher der Frankfurter Gemälde- und Kupferstichsammlungen des Schöffens Ettling und des Malers Ehrenreich, in denen die Niederländer, wie auch schon früher, sein höchstes Entzücken bilden, und im Winter 1774 finden wir ihn beim Maler Benjamin Nottbagen in einem ihm eingeräumten Kabinett eifrig beschäftigt, in Öl zu malen. Die Worte, die er an Frau von La Roche, im November 1774 richtet: „Heut schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Ölpinsel in die Hand nehmen“, zeigen, wie ernst es ihm darum zu tun war.

Wie er einmal meint, daß man den Menschen nach den Möbeln, die ihn umgeben, ja nach der Tapete, die er für sein Zimmer verwendet, beurteilen könne, so sollte auch das traute Stübchen seinen künstlerischen Sinn verraten, das uns ein Heiligtum geworden ist. Am ersten Weihnachtsfeiertag 1772, in feierlich frommer Stimmung schildert er dem lieben Kestnerschen Brautpaar

sein Heim: „Wohl bin ich erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht so lieb hatte als jetzt Sie ist mit den glücklichsten Bildern ausgeziert, die mir freundlichen guten Morgen sagen Sieben Köpfe nach Raphael, eingegeben vom lebendigen Geiste, einen davon hab ich nachgezeichnet und bin zufrieden mit, obgleich nicht so froh. Es grüßt Euch meine Schwester, es grüßen Euch meine Mädchen, es grüßen Euch meine Götter. Namentlich der schöne Paris hier zur Rechten, die goldene Venus dort und der Bote Mercurius.“

Der Tempel ist euch aufgebaut,
Ihr hohen Mäusen all,
Und hier in meinem Herzen ist
Das Allerheiligste

Wenn morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich schau umher,
Steht rings Ihr Ewiglebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Aus derselben Zeit, den Jahren 1773/74, stammen die kleinen Diamanten Künstlers Erdwallen und Künstlers Vergötterung, die Gedichte Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Monolog des Liebhabers, Sendschreiben, die alle denselben Gedanken aussprechen, das Glück in der Ausübung der Kunst, die Begeisterung für die Kunst, die Nachahmerin der Natur.

Nicht nur der Muse der bildenden Kunst war hier ein Altar gebaut; die wahre Richtung des Genies konnte sich nicht verleugnen; gerade seit der Rückkehr aus Weklar strömte eine solche Fülle nach Verwirklichung verlangender Ideen und Gestalten auf den Jüngling ein, daß es nur seines Willens bedurfte, um Großes und Herrliches zu schaffen. Nun geht der Same auf und trägt tausendfältige Frucht. Der Götz wurde vollendet, und der Faust, Mahomet und Werther begannen sich zu gestalten. Es war die Zeit, „da sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebart“.

Wie Klopstock in seiner Meta die vertraute Beraterin und die erste Stimme der Kritik bei seinen Schöpfungen besaß, so war Goethes geheime Vertraute und auch Mahnerin die geliebte Schwester Cornelia; beim Götz war sie, wie er selbst erzählt, „liebevoller Förderin“. Er las zuerst mit ihr Homer, und um sie schneller einzuführen, übersetzt er den lateinischen Clarke'schen Homer, der wörtlich aus dem Griechischen übertragen ist, ins Deutsche. Dann wurde sie in Ossian eingeweiht, und ihr und den Freundinnen wurden Stücke der nordischen und indischen Sage vorgetragen. Dem allen drohte Corneliens Verlobung ein schnelles Ende zu bereiten.

Schon kurz bevor Goethe Weklar verließ, hatte G e o r g S c h l o s s e r ihm von seinen Herzensbeziehungen zu Cornelia Mitteilung gemacht. Schlosser war

ein feingebildeter, kenntnisreicher, auch literarisch berühmter Mann, aber er besaß wenig, was ein Mädchen hätte bestechen können, wie die groben, reizlosen Züge seines Bildes beweisen. Aber Cornelia sah es ja längst als ihr Schicksal an, einem ungeliebten Manne die Hand reichen zu müssen. Auch fühlte ihr scharfer Verstand sich von dem strengen Ernst, der Gewissenhaftigkeit und den hervorragenden, geistigen Eigenschaften des Mannes angezogen. Von Schlossers Liebe konnte sie überzeugt sein, seine Briefe an Lavater sind voll seines Glückes und voll schwärmerischer Liebe. Auch der Vater hatte nichts gegen Schlosser als Schwiegersohn einzuwenden, nur wollte er ihn „erst wo fixiert“



Johann Georg Schlosser.

Aquarell von Schmoll und Schellenberg.

Original in der K. K. Sberkommunikationsbibliothek in Wien.

sehen, ehe er ihm die Tochter überließ. So blieb denn vorläufig die Verlobung geheim; die Hoffnung Schlossers, in badischem Dienst angestellt zu werden, ging nicht sofort in Erfüllung, zur Freude Wolfgangs, der nun noch ein volles Jahr den Verkehr mit der geliebten Schwester genießen konnte. Auch gestaltete sich das Verhältnis zum Vater, der mit der Erledigung der Amtsgeschäfte des Sohnes nicht unzufrieden und auf den wachsenden Ruhm stolz war, in dieser Zeit dank der liebevollen Vermittlung der Mutter ganz erfreulich. Darum wurde auch der gesellige Verkehr der Geschwister im Jahre 1773 besonders lebhaft, nicht bloß

durch den Besuch der Damen Jacobi und Sahlmer, Frau von La Roche und Tochter im Sommer, sondern auch durch den Umgang mit den Frankfurter Freunden Riese, Horn, Passavant, den Schwestern Krespel Geroß und Münch, im Winter bei Abendgesellschaften, im Sommer bei Luftfahrten, Wasser- oder Landpartien.

Unterdessen hatte Schlosser eine Anstellung im Badischen als Hof- und Regierungsrat erhalten; so konnte denn am 1. November 1773 die Hochzeit stattfinden und das junge Paar Mitte November nach der neuen Heimat Karlsruhe übersiedeln. An diesem Tage erhielt Cornelia vom Herrn Rat jährlich von nun an 400 Gulden als „väterliche Hilfe“.



Ans. $\frac{1}{2} \sqrt{3}$ (R. 2 (in))

[illegible]

Silhouette und Gedicht sandte Goethe am 31 August 1774 an Lotte Kestner.

Original im Nachlaß von Georg Kefner in Dresden.

Bei dem Verluste der Geliebten und der Schwester fügte es sich glücklich, daß eine Verwandte des Textorſchen Hauſes und gute Freundin der Frau Rat und Corneliens nach Frankfurt zog, in der der Jüngling, der nie ohne Herzens- oder freundschaftliche Beziehungen leben konnte, einen trefflichen Erſatz fand.

Es war J o h a n n a S a h l m e r, die Tochter des Düsselborfer Kaufmanns und Kurpfälzischen Kommerzienrats Georg Christoph Sahlmer aus seiner zweiten Ehe mit der Tochter des Predigers Starck in Frankfurt, des Schwagers der Frau Rat. Sahlmers Enkel, die Söhne seiner Tochter aus der ersten Ehe, waren die von uns schon mehrfach genannten Brüder Georg und Erik Jacobi,

die also, obgleich älter als Johanna Sahlmer, ihre Neffen waren. Daher rührt die Bezeichnung Tante oder Tantchen, die sie allgemein führte und die sogar Goethe, obgleich nur fünf Jahre jünger als sie, ihr gegenüber anwendete. Er hat zwar in seiner Lebensbeschreibung nur einmal Gelegenheit genommen, von ihr, die einige Jahre lang ihm außer der Mutter und Schwester am nächsten stand, zu sprechen, aber hier geschieht es in Ausdrücken der größten Verehrung. „Demoiselle Sahlmer gab durch die große Zartheit ihres Gemüts, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugnis von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen . sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir derselben auch wohl bedürften.“

Johanna hatte wie Goethe seelische Erschütterungen durchgemacht, das war wohl der Grund, weshalb sie sich so schnell fest aneinander schlossen. Anfang März 1773 beginnt der Briefwechsel, der bis ins Jahr 1777 in stets gleicher Freundschaft geführt wurde und uns tiefe Einblicke in das äußere und in das Seelenleben Goethes gewährt. Johanna tritt an Corneliens Stelle. Wie Corneliens wird ihr alles mitgeteilt, was Goethes Herz oder seinen Geist bewegt; selbst als Vermittlerin zwischen dem Vater und ihm versuchte sie sich im Bunde mit Frau Aja; oft schreibt er ihr, was für die Mutter bestimmt ist, oder er schreibt an beide zugleich. Ihre Herzensangelegenheit, den Neffen Fritz Jacobi mit dem nun nicht minder geliebten Wolfgang zu befreunden, betrieb Johanna von Anfang an. Sie hatte darin eine treue Bundesgenossin an Fritz Jacobis Gattin Betty und seiner Halbschwester Solo, von Goethe oft die hannoversche Lotte genannt, die sich beide im Sommer 1773 eine Zeitlang in Frankfurt aufhielten und in den Kreis der Freundinnen Corneliens eintraten.

Die Abneigung Goethes gegen die Brüder Jacobi war ursprünglich nicht persönlich, sondern beruhte auf literarischen Gegensätzen. Der ältere, Johann Georg Jacobi, zuerst Professor in Halle, dann Kanonikus in Halberstadt, war ein anacreontischer Dichter von süßlicher Schreibart und unwahrer Empfindung. Auch sein Bruder Fritz hatte eine schwärmerische Anlage; sie waren beide rechte Kinder der empfindsamen Zeit. Goethe, der selbst der Empfindsamkeit nicht fremd geblieben war, empörte diese Art des Lebens und Dichtens; er schrieb eine höchst spöttische Rezension oder, wie Fritz Jacobi sagt, einen „infamen Artikel“, in dem er sich über „das gute Herz des Herrn Jacobi“ lustig machte. Als Fritz mit Wieland zusammen den Merkur, Georg mit Heinse die Iris gründete, gab es immer wieder Anlaß zu Sticheleien auf „die Kerls oder die Jäckerls, die mit ihrem Namen Wucher treiben“.

Der „zügellose, unbändige Mensch“, wie Fritz Jacobi Goethe nennt, schrieb sogar ein Pasquill auf die Brüder: „Das Unglück der Jacobi“. Daß er diese Sarce aber wieder vernichtete, war gewiß dem Einfluß von „Tantchen und

Mamachen" zuzuschreiben. Zuerst war diese echt weibliche Tätigkeit der beiden Frauen, Versöhnung zwischen Goethe und den beiden Jacobis zu stiften, nicht von Erfolg, aber endlich erreichten sie doch, was sie in stiller und edler Weise vorbereitet hatten. Damit beginnt dann eine neue Phase ihrer Freundschaft mit Goethe.

Betty und Johanna geistig und freundschaftlich nahe stand die La Rochesche Familie, wenn noch irgendeine Abneigung Goethes gegen Frau von La Roche vorhanden war, im Verkehr mit den Jacobis wurde er auch davon befreit. Im Sommer 1773 folgten wechselseitige Besuche der drei Familien. Zu Anfang August „machten“ Sophie von La Roche und die schöne Mäxer der Goethischen Familie durch ihren Besuch „acht glückliche Tage“; der Eindruck, den Mäxers Gegenwart auf Wolfgang ausübte, hallt in seinen Worten an Kestner nach: „es ist ein Ergötzen, mit solchen Geschöpfen zu leben“, und in dem Geständnis, mit dem der erste Brief an die Mutter schließt „Von ihrer Mäxer kann ich nicht lassen, so lange ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen.“ Cornelia begleitet Mäxer nach Ehrenbreitstein, und die Jacobischen Damen reisten im September ebendorthin. So tritt denn bald an Stelle der Klage über die Einsamkeit nach Cornelians Abreise Freude und Jubel, als zugleich mit der Rückkehr des stürmisch begrüßten Freundes Merck aus Petersburg die Nachricht nach Frankfurt kommt, daß Mäxer La Roche den Frankfurter Kaufmann Peter Brentano heiraten werde.

Betty erfährt das zuerst durch Goethes Neujahrsbrief von 1774: „Mäxer La Roche heiratet hieher. Ihr künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist und also heil! wieder die Anzahl der lieben Geschöpfe vermehrt . . .“, und mehrere Wochen nach der Hochzeit berichtet er derselben Freundin: „Denn gewiß das ist die erste Gabe, seit das Schicksal mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Äquivalents hat. Die Mäxer ist noch immer der Engel, der mit den simpeln und wertesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann nie Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano ist ein würdiger Mann, eines offenen starken Charakters, viel Schärfe des Verstandes, und der thätigste zu seinem Geschäft.“

Man merkt es dem ruhigen Ton des Briefes und dem reichen, hier wohl absichtlich stark ausgedrückten Lobe des Ehegatten nicht an, daß sich kurz vorher ein kleines Drama in dem Brentanoschen Hause abgespielt hatte, das leicht ohne Goethes edles und weises Benehmen ein tragisches Ende hätte nehmen können.

Die empfindsame, in ihren Schriften von Edelmut und idealer Auffassung des Lebens tiefende Frau von La Roche war im Leben überaus praktisch.

Wie eine Mutter gewöhnlichen Schlages und materiellster Gesinnung ging sie darauf aus, für ihre Töchter reiche Partien zu gewinnen; daß sie beide durch Schönheit des Geistes und Körpers ausgezeichnete Mädchen dadurch tief unglücklich machte, schien ihr nichts zu bedeuten. Für die älteste Tochter Maria hatte Frau von La Roche durch Vermittlung des Domdechanten Du Meix in dem Witwer Peter Brentano, einem reichen Frankfurter Kaufmann, den geeigneten Gatten gefunden. Auf die am 15. Januar erfolgte Rückkehr des kurz vorher in Ehrenbreitstein getrauten Paares folgten Familienfeste und Vergnügungen, bei denen Goethe mit den reichen katholischen Kreisen Frankfurts, dem eben genannten Domdechanten, den Familien Servière und Allefina-Schweitzer, in nähere Berührung kam. Zwei und eine halbe Woche wird „geschwärmt“. Ausflüge in die Umgebung wechselten ab mit dem Vergnügen des Schlittschuhlaufens auf den Rödelheimer Wiesen an der Nidda. Schon seit dem Winter 1771 auf 72 hatte Goethe, angeregt durch Klopstocks Eisoden, sich der Kunst des Schlittschuhlaufens befleißigt, die er leidenschaftlich bis in sein hohes Alter geübt und in einem seiner Romane auch dichterisch verwendet hat. Die beiden Mütter, Frau Rat und Sophie von La Roche, die eine „Mutter“, die andere „Mamachen“ genannt, wurden im Wagen mit den „Bübchen“, den Stieffindern Maxes, abgeholt. Sie trafen an der Wiese außer vielen anderen Schlittschuhläufern auch Maxe und Goethe, und nun spielte sich jene Szene ab, die Dichtung und Malerei in gleicher Weise beschäftigt hat. Goethe zog seiner Mutter „Samtpelz“ an, „schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin“, wie die Frau Rat später Maxes Tochter erzählt, „wie ein Göttersohn auf dem Eis; Bettine, wenn Du ihn gesehen hättest!! So was Schönes gibt's nicht mehr, ich klatsche in die Hände vor Lust! mein Lebtag seh ich ihn noch, wie er den einen Brüdtenbogen hinaus und den andern wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hintennach trug, damals war Deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen.“

Und nicht nur bei Festlichkeiten, auch im Hause und in der Familie verkehrt Goethe intim mit der jungen Freundin. Er bleibt ihr Vertrauter, sucht sie über das Heimweh wegzutäuschen und begleitet sie zum Klavier auf dem Violoncell, oder wie das Merd in seiner Sprache ausdrückt: „Goethe hat die kleine Brentano über den Geruch von Öl und Käse und über das Betragen ihres Mannes zu trösten.“

Frau Rat hat in ihrer Abneigung gegen Brentano vielleicht etwas übertrieben, wenn sie von Peter, wie sie ihn kurzweg nennt, meint, daß er zum vornehmen Manne sich eigne wie der Esel zum Lautenschläger, und daß er nur über wenig Gehirn zu verfügen hätte; aber ähnlich klingt doch auch Merds Urteil. „Brentano ist ein Kaufmann, der sehr wenig Geist hat,“ schreibt Merd

seiner Gattin, „ . Du hättest Frau La Roche sehen sollen, wie sie allen diesen Redensarten und Scherzen dieser derben Leute stand hielt, ihre prächtigen Dinners ertrug und ihre schwerfälligen Personen unterhielt, es haben sich schreckliche Szenen zugetragen, und ich weiß nicht, ob sie nicht unter der Last der Reue erliegen wird “

Jedenfalls kann man daraus ermessen, wie unglücklich die junge, geistreiche Frau, die bisher in einem vornehmen Kreise bedeutender Männer und Frauen gelebt hatte, in dieser Atmosphäre sich fühlte; man nehme dazu, daß sie trotz ihrer großen Jugend an fünf Kindern Mutterstelle vertreten mußte, und man wird es verstehen, daß sie nach einer fühlenden Brust suchte, der sie sich vertrauen konnte und die sie verstand. Die junge Frau gab dabei wohl ihrer Neigung für den schönen Hausfreund allzu starken Ausdruck, es kam zu höchst peinlichen Auftritten, die Goethe veranlaßten, Brentanos Haus zu meiden. Aber jedesmal, wenn sie ihm begegnet, „ist sie ihm eine Erscheinung vom Himmel“; kann er auch ihre schwarzen Augen nicht vergessen, so verspricht er doch ihrer Mutter, „brav zu sein“. Als Mäx in Ehrenbreitstein im März 1775 eines Knaben genas, ging Goethe zuerst wieder in das Brentanosche Haus, er hofft nun „der Kleinen künftigt keinen Verdruß mehr zu machen“. Brentano brauchte auch nicht mehr eifersüchtig zu sein, da damals des Dichters Herz für eine andere Schöne entflammt war. So kann Goethe Ende März der Mutter La Roche melden, daß das alte Verhältnis mit Brentanos wieder hergestellt ist. Die Worte bilden einen schönen Abschluß der Episode: „Ich versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollt ich wiederkehren, ich bin wieder da, und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt“.

Göz von Berlichingen.

Ein Ereignis dieser Zeit und gerade das bedeutendste für ihn und für uns fehlt noch in der Schilderung der Jugend unseres Dichters. Ihm soll hier eine besondere Betrachtung gewidmet sein. Im Juni 1773 erschien das erste große Drama Goethes, „Göz von Berlichingen“, vorerst anonym und im Selbstverlag von Goethe und Merck.

Unser größter Dichter nimmt auch dadurch eine Sonderstellung ein, daß er nicht allmählich die Stufen des Ruhms emporstiege, plötzlich und mit einem Schlage wurde er der berühmteste Dichter Deutschlands, und sein acht Monate später geschriebener „Werther“ trug diesen Ruhm so hoch und weit, daß die großen Taten der folgenden fünf Jahrzehnte ihn kaum haben erhöhen oder überbieten können. Der allgemeinen Begeisterung für den Göz folgte, wenn

auch zögernd, die Kritik. Die groben Fehler und Verstöße gegen alle Regeln der Technik des Dramas lagen ja auf der Hand, aber das „schöne und bezaubernde Ungeheuer“ riß auch die Gegner zur Bewunderung und Anerkennung hin. Die Begeisterung steigerte sich noch, als man mit dem Narren des Dichters zugleich erfuhr, daß der Götz das Erstlingswerk eines reichbegnadeten Jünglings sei. Aus dem beispiellosen Beifall erklärt sich, daß die Kochische Theatergesellschaft trotz der Schwierigkeiten, die das durchaus nicht für die Bühne bestimmte Werk bot, schon am 12. April 1774 in Berlin, der Hochburg des französischen Geschmacks, eine Aufführung veranstaltete, der noch fünf hintereinander in Berlin und andere später in Hamburg und Mannheim folgten.

Das Geheimnis der ungeheueren Wirkung lag nicht weniger in der Wahl als in der Ausführung des Stoffes. In beiden verrät sich das Genie des Dichters. Auch Klopstock hatte ein national-deutsches Drama schaffen wollen. Aber er hatte mit seinen Hermannsdramen blutleere Schatten aus der Unterwelt heraufgeholt, Namen, die den Deutschen der Gegenwart nichts mehr bedeuteten, er hatte eine Zeit behandelt, die niemand und er selbst nicht mehr verstand. Goethe griff mit genialem Blick die Zeit heraus, wo die Entwicklung des deutschen Volkes durch die Folgen des Religionsstreites aufgehalten worden war bis in das Jahrhundert, in dessen Mitte er selbst geboren war. Diesen großen Gedanken, auf den trotz aller Versuche, ein deutsch-nationales Drama zu schaffen, vor Goethe niemand gekommen war, hatte schon der junge Student gefaßt, als er in Leipzig den Schlegelschen „Hermann“ sah, „der nun freilich ungeachtet aller Tierhäute und anderer animalischer Attribute sehr trocken ablief“.

Und nun die Ausführung des neuen und großen Gedankens! Nirgends ist Goethe so der Verkünder der Volksseele gewesen wie im Götz, niemals so der begeisterte Verteidiger des biederen und derben Deutschtums, ein braver und treuherziger Patriot, der glühende Vertreter der Freiheit des Volkes und des Einzelnen. „Ich habe sogleich an die (sic) Herzen des Volkes angefragt, ohne erst am Stapel der Kritik anzufahren,“ schrieb er damals an Langer, den Freund aus der Leipziger Zeit. Was der Dichter hier durch seinen Götz sagen läßt, das dachte der biedere Deutsche; und was der Einzelne in seinem Inneren fühlte, der Dichter sprach es in herrlichen Worten aus.

Damals hätte sich Goethe den Ruhm des populärsten Dichters erhalten können; er brauchte nur das zu tun, was ein findiger Verleger ihm vorschlug, ein Duzend solcher Dramen zu schreiben. Er warf aber die Gunst, die sein Volk ihm entgegenbrachte, weg; er dichtete einen Clavijo, die Geschichte eines Spaniers, und die Iphigenie, oder schrieb Dramelets für den Hof. Viele machen ihm das zum schweren Vorwurf; andere bewundern die Weisheit des jungen

Dichters, der sich durch den großartigen Erfolg nicht auf eine Bahn verlocken ließ, die seinem Genius fern lag. Die meisten Dichter haben freilich auf einer, ihnen von der Natur vorgezeichneten Bahn immer wieder neue Lorbeeren gepflückt. Bei Goethe gehört jedes neue Werk zu einer anderen Gattung und ist zugleich der Gipfel in dieser Gattung. Wer vor seinem geistigen Auge die großen Werke Goethes vorüberziehen läßt, gleicht dem Wanderer, der auf der Brücke in Luzern die Höhen des Rigi und Pilatus, des Bürgenstock und des Titlis, und wie alle die Bergriesen heißen, staunend betrachtet, ein jeder ist eine abgeschlossene Welt für sich und von der anderen Höhe durch unermessliche Tiefen getrennt.

Bekannt wurde Goethe mit der Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen in der Frankfurter Zeit 1769 oder 1770. Goethes Mutter war die erste, die davon etwas erfuhr. „Eines Abends“, so erzählte im Jahre 1802 Frau Rat dem Engländer Crabb Robinson, „kam mein Sohn in aufgeregter Stimmung nach Hause und erzählte mir. Mutter, ich habe ein prachtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philister machen über den Ritter mit der eisernen Hand! Das ist etwas Herrliches — die Eisenhand.“ Durch einen anderen Bericht der Mutter, der sich in ihrer schönen Verteidigung des Sohnes gegen das abfällige Urteil Friedrichs des Großen über den Götz findet, sind wir noch genauer darüber unterrichtet. „Er fand“, erzählt sie, „einige Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buche,“ das heißt in dem ihm von Straßburg her bekannten Werke von Johann Stephan Pütter: Vollständiges Handbuch der Teutschen Reichshistorie (Göttingen 1762); auf Seite 484 des ersten Bandes fand er einen Hinweis auf die „Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen mit der eisernen Hand“ und entlieh das Buch zuerst von der Bibliothek in Frankfurt. „Daraus ließ er“, um mit Frau Rat weiter zu reden, „sich die Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen“, wo sie 1731 von Verono Graf von Steigerwald herausgegeben worden war, „glaubte, daß es anschaulich wäre, in der Gestalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein und ließ es ausgehen in alle Welt.“

Die Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen ergriff Goethe mächtig, wie noch jeder, der sie liest, von ihrem treuherzigen, einfachen, frommen und biederem Ton ergriffen wird. Jeder Leser hat das Gefühl, daß hier die lautere und reine Wahrheit spricht, und doch steht die Darstellung im Widerspruch mit der landläufigen historischen Auffassung vom Landfrieden. Hier ist Götz nicht der Friedensbrecher und Raubritter, sondern ein Freund und Beschützer der Unterdrückten, ein Verteidiger des Rechts und der persönlichen Freiheit, wie auch der Rechte des Kaisers gegen die selbstsüchtigen, hab-

gierigen Fürsten, die allein Schuld an dem schmachvollen Zustande des Reiches haben und den Landfrieden nur deshalb durchsetzen wollen, um die letzten freien Leute im Reiche, die Ritter, zugrunde zu richten. Diese Darstellung, die, wenn auch nicht die richtige, jedenfalls die poetischere war, nahm den jungen Dichter ganz gefangen, „die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers“, erzählt er später, „in wilder, anarchistischer Zeit erregte meinen tiefsten Anteil“.

Der Stoff zu dem neuen Drama war gefunden. Daß Goethe diesen Plan in Straßburg vor Herder sorgfältig verbarg, werden wir ihm nach der Schilderung des persönlichen Verhältnisses der beiden Männer zu einander gern glauben. Aber auch das wird uns klar sein, daß gerade der Götz niemand anderem mehr verdankt, als dem gewaltigen Erwecker des Goethischen Geistes. Die Herdersche Lehre, deren Ausgangspunkt das nationale Prinzip war, mußte den jungen Dichter in der Wahl eines Helden aus dem eigenen Volke nicht bloß bestärken, sie machte sie zur Notwendigkeit; auch ist es nicht Zufall, daß Goethes Studien der Dichtungen des Hans Sachs, der deutschen Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts und des Sausitz und Sehderechts, die Beschäftigung mit Götzens Lebensbeschreibung und mit der Sausitzsage, die begeisterte Verehrung für das Straßburger Münster und seinen Erbauer in ein und dieselbe Zeit fallen. Wie er zum Preise des fast vergessenen und so arg verkannten Erwin seine Schrift von der deutschen Baukunst schrieb, so wollte er mit seinem Götz das Andenken eines der edelsten Deutschen retten.

Doch das war nicht der eigentliche Gewinn der Straßburger Zeit für den Götz. Hatte Frankfurt über das *W a s* Klarheit gebracht, so löste Straßburg die viel schwierigere Frage, das *W i e*; und die Antwort gab Shakespeare durch Herder. Wie Goethe, Herders Lehren folgend, „die niedere, mechanisch einengende Technik“ der Franzosen aufgab, auf die Regeln von der Einheit von Ort und Zeit, von der Bindung der Szenen, der Zahl der Personen verzichtete und der Natur, das heißt Shakespeare, folgte, haben wir schon berichtet. So war auch die Form gefunden. Nicht ein Drama in griechischer Art oder gar in französischem Geschmaç, überhaupt nicht ein Bühnendrama sollte es werden, sondern „die Geschichte Gottfriedens von Berlichingen“ dramatisiert, wie Shakespeares Theater „ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwällt“, oder mit anderen Worten: nicht Götz allein sollte dargestellt werden, sondern das Zeitalter Götzens, die Staatsverhältnisse Deutschlands, des Kaisers und der Stände, die Fürsten, Ritter, Geistlichen, Bürger, Bauern bis zu den Zigeunern, die Justiz vom Reichsgericht bis zur Seme und der Selbsthilfe durch das Sausitzrecht, das Heer in seiner bunten Zusammensetzung, und dazu das

allgemein Menschliche, weibliche List und Mannestreue, das Wüten größlicher Leidenschaften und das Walten herrlicher Tugenden, diese ungeheuerer Vielheit verbunden allein durch den Helden, dessen Leben der Dichter schildert.

So klar stand der Plan aber erst vor der Seele des Dichters, als er, von Straßburg zurückgekehrt war, und nach eingehenden Studien über das 16. Jahrhundert die Ausführung begann. Und als er nun mit sicherer, fester Hand ans Werk ging, überkam ihn, wie noch nie, die Wonne des Schaffens. „Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft . . .“, schreibt er am 28. November 1771 an Salzmann, „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer, Shakespeare und alles vergessen worden. Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Menschen, rette das Andenken eines braven Mannes.“ Nach ausführlichen Gesprächen mit Schwester Cornelia schrieb er eines Morgens die ersten Szenen, die abends Cornelia vorgelesen wurden. Der ihm völlig geläufige Stoff und Cornelia's Zweifel an des jungen Dichters Beharrlichkeit trieben ihn zu eifriger Arbeit. Nach sechs Wochen war „Gottfried von Berlichingen“ fertig, schon im Dezember 1771 erhält Freund ~~Morß das Manuscript mit einem kleinen scherzhaften Gedicht und ebenso Salz-~~ mann in Straßburg, noch vor Ende des Jahres Herder mit den uns schon bekannten Worten, die so recht die Verehrung Goethes und das Bewußtsein seiner Abhängigkeit von dem großen Manne kennzeichnen.

In Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe, daß Herder ihm unfreundlich und hart auf diese Sendung geschrieben habe. Nach der Art, wie Herder sein Verhältnis zu Goethe auffaßte, brauchen wir an der Richtigkeit dieser Worte nicht zu zweifeln, wenn er auch an seine Braut über den Götz schrieb: „Sie werden einige himmlische Stunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist.“ Dieser Vorwurf findet sich und zwar sehr verstärkt in dem Urteil Herders, das er Goethe nach vier Monaten Stillschweigens schickt und das wir nur aus der Antwort Goethes kennen, wo es ein Trosts Schreiben genannt wird mit dem bezeichnenden Zusätze: „ich setze das Stück weiter schon herunter als Ihr“.

Echt Herderisch war ein zweiter Vorwurf. Derselbe Mann, der die Begeisterung für Shakespeare in Goethe wachgerufen hatte, schreibt dem jungen Dichter, der ihm den praktischen Erfolg, die schöne Frucht seiner Lehre übersendet zu haben glaubte, die Worte: „Shakespeare hat Euch ganz verdorben“. Aber der, an den diese rätselhaften Worte gerichtet waren, erkannte ihren tiefen Sinn sofort „in seiner ganzen Stärke“; „es muß eingesmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen“, so lautet die demütige Antwort. Der

Gedanke, den „Skizzo“ neu zu bearbeiten, folgte dem jungen Dichter nach Weßlar, wo er sich mit Gotter darüber beriet und in der Tafelrunde den Namen seines Helden führte. Auch Freund Merck, Salzmann und Lersé ließen es nicht an guten Ratschlägen fehlen, so begann er denn im März 1773 das Ganze von neuem umzuschreiben; im April war das neue Manuskript fertig. Durch Mercks Drängen wurde der junge Autor zum baldigen Drucklegen und zwar in Mercks Druckerei in Arheilgen bei Darmstadt veranlaßt. Man ersparte sich einen Verleger, indem Merck für den Druck, Goethe für das Papier sorgte. So erschien denn im Juni 1773 ohne Angabe des Verfassers, des Verlegers und des Ortes das Werk in der Gestalt, die wir im Sinne haben, wenn wir von Goethes Götz von Berlichingen sprechen.

Die erste Bearbeitung, oder, wie wir sie mit ihrem eigentlichen Titel zum Unterschied von der zweiten, dem Götz, nennen wollen, Gottfried von Berlichingen, ist erst in Goethes Todesjahre gedruckt worden; sie erschien unter Goethes nachgelassenen Werken; in den meisten neueren Ausgaben fehlt sie ganz. Darum ist sie auch wenig bekannt, und doch ist sie der unmittelbare, unverfälschte Ausdruck der revolutionären Richtung, die wir Sturm und Drang nennen, und besitzt Szenen von Großartigkeit und Kraft, die der Dichter kaum wieder erreicht hat; und doch gibt nichts ein besseres Bild der gewaltigen, geradezu bewunderungswürdigen Entwicklung des Dichters, als eine Vergleichung der beiden nur um sechszehn Monate voneinander getrennten Ausgaben. Auch hier mag Herder uns zum Führer dienen.

„Es ist nur gedacht“, so hatte der eine Vorwurf Herders gelautet. Goethe ärgerte sich über diesen Vorwurf, gab ihn aber als berechtigt zu mit der Bemerkung: „Emilia Galotti ist auch nur gedacht“. Dieses Drama war soeben (1772) erschienen, von Goethe eifrig gelesen und für ein Meisterwerk erklärt worden; aber was hatte dieses Werk der Kunst und des Verstandes, das für die Bühne geschaffen und nach den Regeln der dramatischen Technik aufgebaut war, mit dem Produkte der Natur, der Empfindung und des Gefühls, mit dem vom Genius diktierten, ohne Maß und Ziel, ohne Regel und Zwang, ohne Rücksicht auf Bühne und Kunst geschriebenen Götz von Berlichingen gemein? Der jugendliche Dichter hatte in dem Streben, die Natur, die nackte Wirklichkeit darzustellen, übers Ziel hinausgeschossen; in der Absicht, nicht das Schöne, sondern das Charakteristische darzustellen, und am Häßlichen und Schrecklichen nicht vorüberzugehen, hatte er das Maßlose, das Gräßliche, das Ungeheuerere dargestellt, den Boden der Wirklichkeit aufgegeben und seiner jugendlichen Phantasie allzu sehr die Zügel schießen lassen. Daraus ergab sich der eine leitende Gesichtspunkt für die zweite Bearbeitung des Götz, das Prinzip der Mäßigung.

Mit der anderen, anscheinend noch ratsehafteren Anklage Herders: „Shakespeare hat Euch ganz verdorben“, dringt der Kritiker noch tiefer in das Mark des Stückes. Selbstverständlich soll der Vorwurf sich durchaus nicht auf Shakespeare erstrecken. Aus Herders früher entwickeltem Ideengang wissen wir schon, daß er sich gegen die Nachahmung an und für sich und gegen die falsche Nachahmung richtet. Daß er mit jenen Worten nicht den Mangel an Einheit von Ort und Zeit, oder die unaufhörliche Abwechselung in den Szenen meinte, brauchen wir wohl nicht erst hervorzuheben, es war Herder um die Bühnenwirkung gar nicht zu tun; aber daß der Dichter, in Anlehnung an den falsch verstandenen Shakespeare, durch übermäßige Ausdehnung der Nebenszenen auch die höhere Einheit, die der Handlung, verletzt und seinen Unmassen von Szenen und Charakteren keine andere Verbindung als die äußerliche, das Leben des Helden, gegeben hatte, das war der Kernpunkt des Tadels. Hieraus ergaben sich die beiden anderen Prinzipien der Umarbeitung, das Streben nach Konzentrierung und größerer Einheit, und nach besserer Motivierung.

So sehen wir denn den jungen Autor besonders eifrig in der Besserung seines Stils; daß die Empfindung und der Ausdruck sich decken müssen, diese Herdersche Forderung war ja „wie eine Göttererscheinung“ auf ihn herabgestiegen. Das Maßlose und Gräßliche wird entfernt, vieles Bildliche, auch alle Gleichnisse, Personifikationen, Allegorien, die meisten Fremdwörter, ebenso alles allzu Dramatische und Hyperbelhafte unbarmherzig getilgt; die Sprache wird charakteristisch, mehr der natürlichen Sprache, dem Stil der Stände und des Alters und des Geschlechtes, dem die Personen angehören, angepaßt, die Dialoge sind lebendiger, mehr zugespitzt, dramatischer geworden.

Mehr schon in das Innere des Stückes, als diese sehr umfangreichen Änderungen, greifen die Neuerungen ein, die einer besseren Motivierung dienen. Götzens Schuld besteht bekanntlich darin, daß er die Führung der Bauern übernimmt; dafür fehlt in der ersten Bearbeitung die Begründung, die zweite läßt das vor unseren Augen geschehen, was im „Gottfried“ nur als Absicht der Bauern erzählt wird. Die sichere Hoffnung, durch seine Führung dem entsetzlichen Morden und Brennen ein Ende machen zu können, gibt den Ausschlag. Die neu eingeführte Szene der Bauernhochzeit, die uns Götz im nahen Verkehr mit den Bauern zeigt, hat ähnlichen Zweck; sie erläutert zugleich die elende Justiz jener Zeit. Mariens Neigung für Weislingen tritt im „Gottfried“ plötzlich und unvermittelt hervor. Der „Götz“ läßt sie auch dadurch wahrscheinlicher erscheinen, daß Weislingen sympathischer geschildert und seine schwankenden Handlungen besser begründet werden; endlich werden statt der abergläubischen Elemente, deren sich Adelheid bei ihren Untaten bedient, wahrscheinlichere Mittel verwandt.

Solche Verbesserungen, die die künstlerische Einsicht verlangte, nahm der Dichter zahlreich und gern vor. Aber nicht bloß eine künstlerische, nein, fast eine sittliche Tat kann man die Änderungen nennen, bei denen er Szenen, die zu dem Kraftvollsten gehören, was die deutsche Dramatik überhaupt geschaffen hat, kalten Herzens der besseren Überzeugung geopfert hat. Nur mit Schillers Selbstkritik der „Räuber“ läßt sich diese Tat vergleichen; es ist ein Grad der Selbstverleugnung, der zugleich den Charakter des Dichters im besten Lichte zeigt.

Im fünften Akt hatte der Autor fast die Fäden aus der Hand verloren. Die Neigung zu der Gestalt der Adelheid hatte der Nebenhandlung eine Ausdehnung gegeben, die das eigentliche Drama überwucherte. Daß die Schönheit in der Poesie allein durch die Wirkung dargestellt werden müsse, war von Lessing im Laokoön überzeugend nachgewiesen worden. Der junge Autor schwelgt nun förmlich in der Befolgung dieser schönen Lehre, nicht nur Weislingen wird durch den unwiderstehlichen Zauber dieses Machtweibes der eben erst erworbenen Braut, der sanften Marie, abtrünnig gemacht, nicht nur der getreue „Bube“ Weislingens durch sie zur rasenden Leidenschaft und bis zur Ermordung seines Herrn getrieben; in der ersten Bearbeitung unterliegt auch der edle Sickingen, der Gemahl Mariens, Adelheids Lothungen, wird der Zigeunerjüngling durch ihren Anblick von leidenschaftlicher Begierde ergriffen, und selbst der Rächer, der Abgesandte der heiligen Feme, läßt vor diesem „königlichen Weibe“, das ihn um das Leben bittet, den Stahl sinken, „um in ihren Armen ein Gott zu sein“. Auf die grausige, nächtliche Zigeunerszene tat sich Goethe besonders viel zugute; sie wurde geopfert, und anstatt dessen wurden die Zigeuner mit Götz in Verbindung gebracht, damit fiel auch Sickingens Rettung der Adelheid und Stanzens rasende Eifersucht, der „Liebeshandel“ zwischen Stanz und Adelheid wurde auf wenige Szenen beschränkt, und so mußte denn auch die herrliche Liebes- und Abschiedsszene zwischen Adelheid und Sickingen gestrichen werden, die an ihr Vorbild in Romeo und Julie heranreicht.

Im Götz begnügt sich der Dichter mit der Verurteilung der Adelheid durch die Feme; in der ersten Bearbeitung hatte er es sich nicht nehmen lassen, uns in einer gruseligen Kraftszene die Erdrösselung Adelheids vor Augen zu führen. Die Natur wurde hier zur Unnatur; hier verstieg sich die Phantasie zum Unmöglichen oder Unglaublichen, zum Empörenden, Entsetzlichen. Ähnlicher Erwägung fiel die Bauernkriegsszene zum Opfer, die uns die erste Fassung zu unserem Entsetzen vorführt. Nicht die allgemeine Not hatte hier die Anführer zu ihren schändlichen Taten getrieben, sondern persönliche Rache. Mehlers Bruder nebst drei anderen Bauern war vom Ritter Otto von Helfenstein wegen

Wildddiebstahls in den Turm geworfen worden und dort verhungert. Aus Rache haben die Bauern das Schloß Helfenstein verbrannt, ihn und mehrere andere Ritter in das „Beinhaus“ geworfen. Die Szene spielt in der Nacht an einer halbverfallenen Kapelle auf dem Kirchhofe; die Gattin des Ritters Helfenstein erscheint mit ihrem kleinen Sohn, um die Bauern auf den Knien um das Leben des Mannes zu bitten. Unter rohen Mißhandlungen reißt Mehler sie an die Mauern des Beinhauses. „Komm, lege dein Ohr hier wider, du wirst sie achzen hören; in dem Gewölbe hierbei auf Totengebein ist ihre Ruhestätt. — Du hörst nichts. Ihr Jammer ist ein Frühlingsluftchen. — — Er lag im tiefen Turm und seine Gefellen bei ihm. Ich kam des Nachts und lehnt mein Ohr an. Da hort ich sie heulen, ich rief, und sie hörten mich nicht. Drei Nacht kam ich, zertrachte die Mauer mit Nägeln, und zerbiß sie mit Zähnen. — Die vierte hört ich nichts mehr. Keinen Schrei, kein Achzen. Ich horchte auf das Achzen, das Schreien, wie ein Mädchen auf die Stimme ihres Geliebten. — — Der Tod war stumm. — Ich walzte mich an der Erde und riß sie auf, und warf mich in Dornstraucher und fluchte, bis der Morgen kam, heiße, höllenheiße Flüche über das Mordergeschlecht.“

Die Änderungen, so tief sie auch eingriffen, haben doch das Werk seiner Eigenart nicht beraubt; als sein Probestück bezeichnet Goethe es später, an dem er nicht mehr geändert wissen wollte. Es sollte, wie man heute sagen würde, ein Manifest der Modernen sein, es sollte endgültig brechen mit dem französischen Drama und als Musterdrama der neuen Schule gelten.

In einem anderen Zusammenhange hat Goethe einmal gesagt: „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres“, ein gutes und weises Wort, das auch unsere modernen Naturalisten sich merken könnten, weil es die Unmöglichkeit jeder Darstellung der nackten Wirklichkeit in der Dichtung schlagend ausspricht. Damals aber glaubte er und Herder, und die sogenannten Naturalisten haben es immer wieder geglaubt, durch die Negation der hergebrachten Regeln, durch die Nachahmung der Wirklichkeit eine neue Kunstgattung zu schaffen. Man „lachte der Grenzscheidungen der Kritik“. Hier wurde der falsch verstandene Shakespeare für das deutsche Drama geradezu verhängnisvoll, und mit demselben Recht hätte man Herder den Vorwurf: „Shakespeare hat Euch ganz verdorben“ zurückgeben können. Die Armseligkeit der Bühne war allein die Ursache der schrankenlosen Freiheit Shakespeares. Er hatte es leicht, mit Ort und Zeit umzuspringen wie er wollte; denn ein Bühnenraum, der fast keine Dekorationen und Kulissen kannte, stellte alles dar, was der Dichter wollte. Je nach den Wünschen und kleinen Andeutungen des Dichters hielten seine genügsamen Zuschauer den Vordergrund der Bühne bald für eine Straße, bald für ein Zimmer, bald für einen Garten. Was aber bei Shakespeare natür-

war und ist das Entzücken Tausender. Sieht man von den Forderungen der Bühne ab, so ist es ein herrliches, ein unvergleichliches Stüd. Für die Einheit der Handlung tritt ein die Einheit der Idee, oder wie Goethe von Shakespeares Dramen sagt, der geheime Punkt, in dem das „Eigentümliche unseres Ichs, die prätendierte Freiheit unseres Willens mit dem notwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt“, es tritt dafür die Macht des Dichters ein, die das Weitgetrennte in uns wunderbar verbindet, die uns alles glauben macht, was sie will, und die bewundernswerte Gestaltung der Charaktere. Herder und Lenz hatten den Begriff der Charaktertragodie Shakespeares aufgebracht. Und so sind auch im Götz die Charaktere, nicht die Handlung, das erste, auch bei ihm steht das Unglück, wenn auch nicht der Tod des Helden, im Zusammenhang mit seinem Charakter. Bei so herrlichen Gestalten wie bei Götz und dem verjüngten Götz, dem prächtigen Reiterjungen Georg, geht jedem Leser das Herz auf. „Er ist das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit und gelassen und treu im Unglück“, dies Urteil Fremder, über das Frau Elisabeth sich freut, „als wenn sie einen Sohn geboren hatte“, ist die beste Charakteristik. Daher tritt auch die Peripetie in dem Augenblick ein, als Götz, halb gezwungen, halb aus eigener Neigung und unwiderstehlicher Tatenlust, sein Wort bricht, er ist von da ab ein gebrochener Mann, wie das tiefführend Elisabeth im Gespräch mit Lese ahnungsvoll voraussagt. Und bei der lieblichsten Gestalt des ganzen Dramas dieselbe Reinheit der Gesinnung: mit der Sehnsucht, das zu werden, was Götz ist, verbindet Georg echte Kindlichkeit und Keuschheit; gerade dieser Gegensatz gibt der Gestalt etwas Rührendes. Diese Unschuld strahlt um so heller, als ihr in Franz die verkörperte Sinnlichkeit gegenübertritt. Er ist der verjungte Weislingen, der aus Sinnlichkeit in Ohnmacht und Raserei verfällt und völlig die Macht über sich selbst verliert, der seinen eigenen Herrn ermordet und sogar seinen Vater ermorden würde, wenn er ihm den Platz bei der Geliebten streitig machen wollte.

Wie im Götz eine Seite des Goethischen Charakters sich verbirgt, so in Weislingen eine andere. Die Wiederholung dieses Charakters in einer ganzen Reihe Goethischer Gestalten, von Clavigo und Werther bis zum Eduard in den Wahlverwandtschaften, beweist den inneren Zusammenhang mit dem Dichter; der Mangel an Entschlossenheit, ein Gewährenlassen, bis ein äußeres Ereignis entscheidet, der zauberhafte, durch eine glänzende Erscheinung unterstützte Einfluß auf Frauenherzen, liebenswürdige Schwäche und Neigung für das weibliche Geschlecht, das sind die Goethischen Eigenschaften, die hier dichterisch gesteigert das tragische Ende Weislingens herbeiführen.

Nicht nur seine Liebe, seine ganze Kunst hat Goethe der Gestalt der Adelheid zugewendet. Gleich in seinem ersten Drama zeigt er sich als einen Kenner

des weiblichen Herzens in seinen tiefsten Geheimnissen, Launen und Wirkungen. Dieses wunderbare Gemisch von Sinnlichkeit und Berechnung, Leidenschaftlichkeit und Kälte, grauerregend und doch wahr, beruend und abscheulich, entzückend und entsetzlich, ist überhaupt nur einmal in unserer Literatur geschaffen worden. Die Einheit in diesem anscheinend verworrenen Charakter, der in einem Atemzuge liebt und mordet, gibt die Herrschsucht, der alle anderen Triebe, auch die Sinnlichkeit, untertan sind. Welch ein Gegensatz zu ihr Elisabeth, die Frau mit dem edlen, freien Herzen, die ihrem Gatten getreu bleibt bis zum Tod, und die madonnenhafte, scheue Maria!

Dieselbe Kunst, durch den Gegensatz zu charakterisieren, zeigt die Darstellung der Stände und der Zeit, die zu schildern ja des Dichters eigentliche Absicht war. Es war das Jahrhundert, von dem Hutten sang „es ist eine Lust, in dir zu leben!“ Das Erwachen der freien Forschung, der Kampf gegen die geistige Unterdrückung, das Hervortreten des Individuums und die Verteidigung seines Rechtes, der Anbruch einer neuen Zeit auf den Trummern der zusammenbrechenden alten, das war es, was Goethe mächtig anzog. Der gute, aber machtlose Kaiser und die schmachvollen Zustände des Reiches, besonders der Justiz und des Heeres, die egoistischen, tyrannischen Fürsten, die verzweiflungsvoll kämpfenden Ritter, die Verteidiger der alten Rechte, die sittenlose und verderbte Geistlichkeit, der die neu erwachenden Ideen den Untergang drohen, die bis zur Empörung getriebenen unterdrückten Bauern und die umherirrenden Zigeuner, welche Fülle lebensvoller, wahrer Gestalten! Dramatisch belebt geben sie ein unübertreffliches Bild der Zeit, das auch durch Einfügen einiger moderner Züge nichts an Wahrheit und Wirkung verliert. Die gewaltige Gestalt Luthers mußte freilich diesem Bilde genommen werden, weil sie jede andere und so auch den Helden unterdrückt hätte; aber doch konnte einfacher, schlichter und wahrer das, was in der Seele des Mönches Luther lebte, nicht gesagt werden, als es der Bruder Martin tut.

Und zur Charakteristik dieser Vielheit gebraucht Goethe nicht bloß ihre Taten und Worte, auch die Form ihres Ausdrucks muß dazu dienen. Nach Shakespeares großem Vorbild hatte Lessing in der Minna von Barnhelm die charakteristische Sprache eingeführt, jeder einzelnen Person nach Stand, Art und Geschlecht ihre eigene Sprache gegeben, in den Reden seiner Personen, von dem rohen Gebrumme Justs bis zur unnachahmlichen Grazie Minnas alle Abstufungen der Sprache durchlaufen und ihr Töne und Farben entlockt, die man bisher nicht für möglich gehalten hatte; Goethe ist hierin Lessings eifriger Schüler. Aber der Drang nach Wahrheit und Wirklichkeit führte ihn über den Meister hinaus. Durch Benutzung der Sprache der Lebensbeschreibung und der altertümlichen Wendungen der Bibel gab er dem Stück die Farbe der Zeit, in

der es spielt, und bediente sich des Dialektes zur Charakteristik der Personen. Der Kaiser, die Hofleute, Sickingen und die im Kloster erzogene Maria sprechen schrifthochdeutsch, Götz und seine Genossen dialektisch gefärbt und derb, die Bauern und Zigeuner den reinen Dialekt. Sehr weise hat der Dichter die Sprache seines Helden benutzt, um dessen Stimmungen zu charakterisieren. Den Frauen gegenüber spricht Götz eine andere, gewähltere, mildere Sprache als zu seinen Leuten und im Kampfe, wo ihm auch hin und wieder ein allzu derbes Wort entchlupft. In Heilbronn vor dem Rat spricht er reines Hochdeutsch, bei der Abschiedsszene in Jagthausen hat seine Sprache der Stimmung entsprechend etwas Gehobenes, Feierliches.

Es war eine Folge der Absicht des Dichters, daß man die Personen bei der Aufführung auch in ihren äußeren Erscheinungen als Menschen ihrer Zeit auftreten ließ. Die Ankündigung in der Vossischen Zeitung für die Berliner Aufführung macht besonders auf diese Neuheit aufmerksam. So ist der Götz auch hierfür epochemachend gewesen.

Es ist überall derselbe Gedanke, der mit und durch den Götz sich Bahn bricht: Zurück zur Wahrheit und Natur!

Werthers Leiden.

Der Götz erschien im Juni des Jahres 1773; im Februar des nächsten Jahres wurde der Werther begonnen. Welch ein gewaltiger Gegensatz zwischen beiden! Dort der kühne Haudegen, die Verkörperung der alten deutschen Kampfeslust, der da, wo das Recht gebeugt wird, sich selbst an die Stelle des Gesetzes stellt, hier der sentimental-weinerliche Liebhaber, der, zu schwach zum Entsagen, an unglücklicher Liebe elend zugrunde geht, dort Tollkühnheit, Tatkraft, Mannhaftigkeit, hier überschwengliche Gefühlseligkeit, Unentschlossenheit, Tatenlosigkeit. Wer hätte wohl den Götz und den Werther für Werke desselben Autors gehalten? Und doch ist bei beiden ein großer, gemeinsamer Zug, es ist der Freiheitsdrang, im Götz der politische, im Werther der soziale, der dort in kräftiger Tat, hier in tiefempfundenen Worten sich äußert und zuletzt doch auch mit einer Tat endigt, die aus dem Drang nach Befreiung von einem elenden Leben entspringt. Die Zeit vor der französischen Revolution war in Frankreich und Deutschland eine Zeit der größten Unzufriedenheit, unerträglicher politischer und sozialer Zustände; die sentimentale, gefühlselige Stimmung war eine Folge hiervon. In einem Exemplar des Werther, das Goethe verliehen hatte, fand er das Zitat aus Rousseaus *Emile* geschrieben: „Tais toi, Jean Jaques, ils ne te comprendront point,“ ein Wort, das Goethe ergriff, weil es auf die nahen Beziehungen des Romanes zu Rousseau hin-

deutete. Nur in einem sehr wesentlichen Punkte unterscheidet sich Goethe von Rousseau. Die gesamte Literatur des vorvorigen Jahrhunderts und mit ihr Rousseau steht unter dem Bann des moralischen Zweckes, der Tendenz. Bessern wollten und sollten alle Dichter, das war Gottscheds und auch der Schweizer Meinung, und deswegen sah man in der Fabel die Blüte der Poesie; selbst Lessing hatte sich von diesem Standpunkt noch nicht losgesagt. Er verlangte, nachdem er den Werther gelesen hatte, von Goethe einen kräftigen Schluß, der vor der Sünde des Selbstmordes warnen sollte. Goethe, der Jüngling, stand auch hier auf einsamer Höhe. Daß das Kunstwerk sich selbst Zweck sei, daß es nicht mit zur Schau getragener Absichtlichkeit, sondern allein durch die ihm innewohnende Schönheit und Wahrheit veredelnd auf die Menschen wirken sollte, das hat uns erst Goethe gelehrt. Rousseaus Neue Heloise ist eine Tendenzschrift, der Werther ist ein Kunstwerk.

Doch die Entstehungsgeschichte des Romanes wird uns am besten über die Absichten des Dichters aufklären. Die Erlebnisse in Wehlar, die den Jüngling tief ergriffen hatten, rangen nach künstlerischer Gestaltung. Das „schleppende, geistlose“ Leben in Frankfurt, die ihm verhaßte juristische Tätigkeit, die Versenkung in sentimentale Lektüre, der Umgang mit den gefühlseligen Sentimentalen in Darmstadt ließen ihn, dessen Werke der Ausdruck der Lebensfreude sind, eine Zeitlang an der allgemeinen trübseligen Stimmung teilnehmen, die sich schon von Klopstocks Oden her gern mit dem Tode und dem Leben nach dem Tode beschäftigte. Die Frage nach der Berechtigung des Selbstmordes als des einzigen Mittels der Befreiung aus unerträglichen Verhältnissen wurde damals lebhaft erörtert; gerade sie wurde auch später der Mittelpunkt aller Erörterungen über den Werther. Die falsche Nachricht von dem Selbstmord eines Wehlarer Bekannten veranlaßte Goethe zu den Worten: „Ich ehre auch solche That und bejammere die Menschheit und lasse alle . . . Philister Tobadsrauchs Betrachtungen drüber machen und sagen: ‚Da habt ihr’s‘. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden.“ So sehr beschäftigte ihn die Frage, daß er allabendlich mit seinem wohlgeschliffenen Dold versuchte, ob es ihm gelingen würde, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken, und in einem Briefe an Zelter lesen wir: „Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln.“ Doch er warf den Dold und „alle hypochondrischen Grillen weg und beschloß zu leben“. Um sich aber ganz von dieser Stimmung zu befreien, griff er zu der poetischen Beichte. Er suchte nach „einer Begebenheit, einer Fabel, in der sich diese Gedanken verkörpern könnten“. Sie wurde ihm noch in demselben Monat durch den Selbstmord eines jungen

Juristen namens Jerusalem in Wehlar am 30. Oktober 1772. Die Nachricht ergriff Goethe deswegen so gewaltig, weil ihm hier das in schrecklicher Wirklichkeit entgegentrat, was in Wehlar beinahe sein Los geworden wäre. Darum reiste Goethe selbst acht Tage nach der Tat nach Wehlar und ließ sich außerdem noch von Kestner im November einen genauen Bericht senden, der zum Teil wörtlich später in den Werther aufgenommen wurde.

Karl Wilhelm Jerusalem, der Sohn des Vizepräsidenten des Konsistoriums in Wolfenbüttel, war mit Goethe seit der Leipziger Zeit, wenn auch nur oberflächlich, bekannt. Sein mißliebiges Urteil über den Studenten Goethe zeigt den Gegensatz der beiden Charaktere. Ein tief angelegter, ernster und fast schwermütiger Mensch, lebte er einsam, dem Grübeln über philosophische Fragen hingegeben. Ernste Fragen, besonders die über den Tod und das Leben nach dem Tode, beschäftigten ihn hauptsächlich, und seine Lieblingslektüre war Mendelssohns „Phädon“, nur daß er die Berechtigung des Selbstmordes mit Leidenschaft verfocht. Verdrießlichkeiten in seinem Amte, dem Sekretariat bei dem braunschweigischen Subdelegierten der Kammergerichtsvisitation, Schikanen seines Vorgesetzten, des Hofrats Johannes von Hoesler, die sogar den Vater zu einer Beschwerdeschrift veranlaßten, und die Verweigerung des Zutritts zu der adeligen Gesellschaft im Hause des Grafen Walpot von Bassenheim machten ihm den Aufenthalt in Wehlar verhaßt. Die aussichtslose und unerwiderte Liebe zu der Gattin des Sekretärs Herd, die ihm, als er ihr knieend seine Liebe erklärte, durch ihren Gatten das Haus verbot, brachte den Gedanken an Selbstmord in ihm zur Reife. Er ließ sich von Kestner durch ein Billett, das Goethe wörtlich in den Roman aufgenommen hat, dessen Pistolen und machte seinem Leben ein Ende.

Die erste Andeutung der Absicht Goethes, dieses tragische Schicksal mit seinen Wehlarer Erlebnissen dichterisch zu verbinden, finden wir im April des nächsten Jahres (1773). Dem Bräutigam Kestner waren, wie wir früher erzählt haben, Goethes an Lotte gerichtete Liebesbeteuerungen unbequem geworden. Er hatte Goethe einen „Neider und Neger“ genannt und einen Ausdruck des Triumphes gebraucht. In der kräftigen Antwort Goethes befindet sich ein Satz, den der Herausgeber der Briefe Goethes an Kestner sonderbarerweise ausgelassen hat: „Und nun seht, inwiefern ich neidisch bin und es sein muß, und das sag ich euch, wenn ihr euch einfallen laßt eifersüchtig zu werden, so halt ich mir's aus, euch mit den treffendsten Zügen auf die Bühne zu bringen, und Juden und Christen sollen über euch lachen.“

Und daß es nicht bloß Scherz war mit der Absicht eines Dramas, beweisen die Worte aus dem Juli 1773: „Heut vorm Jahr war's doch anders, ich wollt schwören, in dieser Stunde vorm Jahr saß ich bei Lotten. Ich bearbeite meine

Situation zum Schauspiel zum Trutz Gottes und der Menschen Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehen kriegt, und ich weiß, was ich ihr antworten werde."

Im September endlich erfahren wir, daß er sich zu einem Roman entschlossen hat. Der Herbst und Winter desselben Jahres ließen ihn, wie wir wissen, das an sich selbst erfahren, was der zweite Teil des Romanes schildert, die Liebe zu einer verheirateten Frau und die Eifersucht des Gatten. Maxe Brentano wird die Lotte des zweiten Theiles des Werther. Damals lag die Darmstadt-Weßlarer Zeit lange hinter ihm, und dazwischen fällt die Abfassung des Götz. Wenn also auch Werther Goethe ist, wenn auch Stimmung und Handlung des Werther von Goethe selbst erlebt sind, so wurde der Roman doch aus der mildernden Ferne der Erinnerung geschrieben. Nicht zum Schaden des Kunstwerkes hat der Genesene, nicht der Leidende, die Krankheitsgeschichte Werthers geschrieben.

Am 1. Februar 1774 begann Goethe den Werther zu schreiben und beendigte ihn fast, wie er selbst erzählt hat, ohne eine ganze Zeile auszustreichen, noch im März; ja er glaubte sogar, das Büchlein schon zur Ostermesse auf den Markt bringen zu können. Aber der Druck verzögerte sich, so daß der Clavigo einen Monat früher erschien; erst Ende September konnte Goethe die ersten Exemplare an Frau von La Roche und an Lotte senden.

Der Erfolg des kleinen Buches war viel größer als der des Götz, so groß, wie noch keiner in Deutschland gewesen war. Hören wir den Dichter selbst darüber, der dem Ehepaar Kestner, das sich wegen der anscheinenden Profanierung ihres Verhältnisses zu Goethe bei diesem beschwerte, Ende November mit den Worten antwortete: „Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Äquivalent gegen Besorgnisse, die einem kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden. Wenn ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern, und wenn ihr Glauben habt, so glaubt, daß alles wohl sein wird, und Geschwätz nichts ist, und beherzige deines Philosophen Brief — den ich geküßt habe."

Aus den Briefen jener Zeit tönen uns Laute der staunenden Bewunderung, ja der Ergriffenheit und Rührung entgegen über das Schicksal des Helden und mehr noch über die Erhabenheit seiner Gesinnung. Der bekannte Arzt von Zimmermann wurde von Rührung und Bewunderung des ersten Theiles so ergriffen, daß er vierzehn Tage bis zur Fortsetzung seiner Lektüre warten mußte, und der Dichter Bürger schreibt im Februar 1775 an Goethe: „Gestern abend erst hab' ich Werthers Leiden gelesen. Du bist mir diese Nacht im Traum

erschieden, und ich habe in deinen Armen überlaut geschluchzt.“ Auch Frankreich und England, ja alle Kulturländer wetteiferten, sich den Werther anzueignen. Durch ihn hat Goethe der deutschen Literatur das Ausland erst eröffnet, der Ruhm verfolgte den Verfasser des Werther bis nach Palermo, und daß selbst Napoleon den Werther bei sich führte und genau über seine Komposition sich unterrichtet hatte, ist oft genug erzählt worden. Die Gründe zu dieser ganz außerordentlichen Wirkung liegen natürlich nicht nur in dem Inhalt des Werkes, nicht nur in der wunderbaren Kraft des Dichters, jeder Lage und Stimmung seinen Stil anzupassen oder eine neue Stilform zu erfinden, sondern die eigentliche Ursache war die Kunst Goethes, die einen ergreifenden Ausdruck fand für die Leiden und die innersten Gefühle der Menschen seiner Zeit.

Ähnliches hatte längst vorher Rousseau verkündet, und sein großer Erfolg erklärt sich daraus, daß er zuerst große, gewaltige, die heiligsten Menschenrechte berührende Fragen behandelte und der unglücklichen Menschheit ein Heilmittel bot, das sie von allem Unheil befreien zu können schien.

Es ist ein großartiges Bild, wie der einsame, bisher ganz unbekannte Philosoph sich erhebt, und gerade in der Zeit, da das Wissen die herrschende Macht, die Bildung der Stolz der Menschheit war, die Wertlosigkeit eben dieses Wissens, die Verderbtheit der Menschen durch die Zivilisation predigt: Es gibt nur ein Heilmittel gegen alle Leiden der Gesamtheit und des Einzelnen, das heißt Aufhebung der soviel gepriesenen Zivilisation, Rückkehr zur Natur. Alle anderen Rousseauschen Ideen sind nur Folgerungen, Ableitungen von dieser einen, die der kühne Autodidakt mit rücksichtsloser Logik zog: „Alles ist gut, so wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen.“ Die Schrift, die so begann, Rousseaus „Emile“, ist eine Anklage gegen die damalige geisttötende Erziehung, die einseitige Bildung des Verstandes, die Unterdrückung des Gefühls, die Vernachlässigung des Körpers. Ein „Evangelium der Natur“ nennt Goethe diese Schrift, die die Grundlage der modernen Pädagogik bildet: Wissen und Kenntnisse, die Ausbildung des Verstandes, die Büchergelehrsamkeit unterdrücken die Freiheit des Gefühls, die Entwicklung des Charakters; darum fort mit dem toten Wissen der Bücher!

So wie die Kinder von Natur sind, das sind die wahren, die guten Menschen. Erziehung soll nur bestehen in der Abwehr schlechter Einflüsse, in der Sorge für die ruhige Entwicklung der natürlichen Anlage zu Freiheit und zu Selbstständigkeit. Auch in der Religion werde der Jüngling nicht mit Dogmen gequält. Gleich fern von Orthodogrie und leichtfertigem Atheismus will Rousseau den von der Natur gegebenen Glauben an Gott und die Unsterblichkeit gelehrt wissen, im übrigen mehr zu rechtschaffenem Handeln und zur Liebe der Tugend durch Beispiele erziehen.

War schon diese Lehre neu, der Gegensatz gegen alles bisher Geltende überraschend, so mußte die Schrift „über die Ungleichheit unter den Menschen“ in einer Zeit, die unter dem Despotismus seufzte und litt, geradezu revolutionär wirken. Die Natur kennt nur, so lehrt unser Philosoph, den Unterschied des Alters, der körperlichen und geistigen Kraft, der Unterschied der Stände, das Hauptübel des menschlichen Unglücks, ist erst eine Folge der sozialen Einrichtungen. Durch die Gründung des Eigentums und des Besizes hat dieser Unterschied gesetzlich Bestand erhalten. Mit dem Besitz begann der Despotismus. Die sozialen Unterschiede widersprechen dem Naturrecht. Als der Prophet, der gottgesandte Heiland, erschien Rousseau auch den jungen Deutschen, die sich um Herder und Hamann scharten, und Goethe, der spätere Aristokrat, ist in seinem Werther ganz Rousseauschwärmer, Verfechter der Naturrechte und der Menschenrechte. Die einfachen Urzustände Homers, die schlichten Verhältnisse der Landleute, die sind Werther die wahrhaft glücklichen: „Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple, harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachsstume seine Freude hatte, alle in einem Augenblicke wieder mit genießt.“ Die geringeren Leute in Wehlar kannten und liebten ihn, nachdem sie erfahren hatten, daß er ihrer nicht spotten wolle, sondern es gut mit ihnen meine.

Je höher er die einfachen, bürgerlichen Verhältnisse, wie sie ihm besonders in dem Hause seiner Tante entgegentreten, preist, um so verhaßter ist ihm die adelige Gesellschaft. Was Goethe uns hier durch Werther schildert, konnte er aus der unmittelbaren Umgebung entnehmen; auch von anderen, so vom Freiherrn vom Stein, sind höchst ergötzliche Proben von der Beschränktheit und dem Hochmut der adeligen Gesellschaft am Kammergericht gegeben worden. Es war alles in Wirklichkeit so, wie Werther es schildert. „Ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituieren“, damit schließt er eine Schilderung der Erbärmlichkeit jener Gesellschaft. Jerusalem hatte gerade hierunter schwer zu leiden gehabt. Seine Ausweisung aus der adeligen Gesellschaft ist in Wirklichkeit und in dem Romane eines der Motive zu seinem Selbstmord. Stärker konnte der Dichter diese Rousseausche Idee nicht in seine Dichtung verweben; aber, wie Kestner sehr richtig in seiner Charakteristik Goethes bemerkte, er war kein blinder Anbeter Rousseaus. Daß trotz aller Übel die Ungleichheit der Stände bestehen muß, wird wiederholt von Werther betont; nur sollen wir selbst so viel als möglich dazu beitragen, dies Übel zu lindern.

Wie die Menschen Homers Werthers Ideal, so sind ihm unter den Menschen der Gegenwart die Unverbildeten, die Kinder, die liebsten. Und wie sich Goethe wohl und glücklich fühlte unter den Geschwistern Lottens, so läßt Werther zum Erstaunen der „dogmatischen Drahtpuppe“, des Arztes, die Buben des Amtsmanns auf sich herumkrabbeln und balgt sich mit ihnen, oder er erzählt ihnen Märchen und schneidet ihnen das Abendbrot, in Wahlheim gewohnt er bald die Enkel des Schulmeisters an sich. Der Vorgang, wie Mädchen am Brunnen den Kuß Werthers abwäscht, gehört neben der von Kaulbach gemalten Kinderszene zu den schönsten Kinderbildern, die ein Dichter geschaffen hat; geradezu ergreifend wirkt die naive Freude der Kinder auf Weihnachten durch den Gegensatz zu den Todesgedanken Werthers.

„Die sind die glücklichsten, die gleich den Kindern in den Tag hineinleben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen, und mit großem Respekt um die Schublade umher schleichen, wo Mama das Zuckerbrot hineingeschlossen hat . . . Aber die meisten Menschen verarbeiten den größten Teil der Zeit, um zu leben, und das bißchen Freiheit, das ihnen bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel suchen, sie los zu werden.“ Um Ehre oder Lohn oder sonstige „Lumpereien“ zu arbeiten, hält Werther für des Menschen unwürdig. Nur das, was das Gefühl, die Leidenschaft verlangt, zu tun, ist das Zeichen des selbständigen Menschen, Mensch zu sein, nicht Beamter, frei zu sein, nicht Sklave der Tätigkeit, war die Lösung Rousseaus und Werthers. Werthers Vorgesetzter ist ihm der „pünktlichste Narre“, die Beamtentätigkeit eine Lumpenbeschäftigung, ein Käfig, eine Galeere. Darum sind ihm auch die Bücher, der tote Wissensstrom verhaßt. Aber auch hier unterscheidet sich Goethe wesentlich von Rousseau. Werther verachtet nicht die Kultur und die Wissenschaft; er weiß vielmehr Kenntnisse wohl zu schätzen und steht selbst auf der Höhe der Bildung, nur darf der Verstand nicht das Gefühl unterdrücken, nur darf in dem Drang nach Bildung, in der wissenschaftlichen Tätigkeit das Herz nicht zu kurz kommen und das Gefühl für das Schöne der Natur und der Kunst nicht verkümmert werden.

Unter den Werken Rousseaus haben wir eins noch nicht genannt, das nach Form und Inhalt am meisten an Werther erinnert, und das Goethe sogar zum Vorbild gedient hat, „Die neue Heloise“, die 1761 erschienen war. Schon die äußere Form zeigt die größte Ähnlichkeit. Beide sind Romane in Briefform, zwar nicht die ersten; Richardson hatte diese Form aufgebracht und schon der Knabe Goethe zu einem solchen Roman einen Plan entworfen. Aber neu war bei Goethe die Einheit der Komposition: alle Briefe und Tagebuchblätter sind von e i n e r Hand, der Werthers, geschrieben. Nicht ohne Grund zitiert Goethe bei der Schilderung seiner Wehlarer Erlebnisse die neue Heloise. Was Rousseau

persönlich erlebt hatte, es war nicht unähnlich den Erlebnissen Goethes, und was die neue Heloise tragisch machte, der Unterschied der Stände, konnte auch im Werther als Motiv für den Selbstmord des Helden verwendet werden. Aber noch viel mehr Ähnlichkeit zeigen die Ideen, die beide Romane durchziehen. Das Gefühl sollte nach Rousseau den Menschen beherrschen, Herz und Empfindung die Handlung bestimmen und auch den Wert des Menschen. „Weh dem Menschen,“ ruft Werther, „an dem der Kopf alles ist.“ „Auch schätzt er“, sagt Werther von dem Gesandten, „meinen Verstand und meine Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen; — mein Herz habe ich allein.“ Wie Werther keine Pflicht kennt, so soll auch nichts über ihn bestimmen, als sein Gefühl und Herz, er lacht über sein eigen Herz, aber er tut ihm seinen Willen, „er halt es wie ein krankes Kind, jeder Wille wird ihm gestattet“. Er ist ein schwacher, unbeständiger Charakter, ein warm empfindender, aber energieloser Mann, dem trotz edelster Gesinnung die Kraft der Entsagung fehlt. So ist Werther auch ein Repräsentant seiner Zeit, und an der Krankheit, an der er und seine Zeit litt, hatte auch Goethe gelitten. Die Empfindsamkeit, die Gefühlseligkeit jenes Darmstädter Kreises, den wir schon geschildert haben, ist typisch dafür „Empfindsam“ war die lobenswerteste Eigenschaft, „kalt, verständig“ der größte Tadel. Das Weinen, das sonst des Mannes für unwürdig gilt, war hier das Zeichen des wahren Menschen. Werther weint nicht bloß bei traurigen Ereignissen, er verläßt auch mit einer Träne im Auge bei seiner Erzählung von den Folgen böser Laune vor Rührung die Gesellschaft, ja er weint, als Lotte nicht zur Kutsche hinaus nach ihm gesehen hat, er sehnt sich nach einer seligen, tränenreichen Stunde, er bittet Gott in seinem tiefsten Unglück um Tränen, wie ein Adersmann um Regen, und dankt ihm kurz vor dem Tode für das letzte Labfal der bittersten Tränen.

Dieses Übermaß des Gefühls führt zu Schwermut und Efel am Leben. Bei Rousseau wird über den Selbstmord nur theoretisch gehandelt. Im Werther, wo alles auf den tragischen Ausgang hinarbeitet, steht die Frage im Mittelpunkt. Mit großer Kunst hat der Dichter, der gar nicht Stellung zu dieser Frage nimmt, die Steigerung bei Werther dargestellt, von dem süßen Gefühl der Freiheit, den Kerker verlassen zu können, wenn man will, von der Verteidigung des Selbstmörders als eines Kranken und dem schönen Glauben, daß „ein Vater nicht würde zürnen können, dem sein unvermutet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und rief: „Ich bin wieder da, mein Vater! zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte“, bis zu der furchtbaren Alternative, Albert oder er, die ihm den Selbstmord als einziges Rettungsmittel erscheinen läßt.

In der Schilderung der Sentimentalität und der Schwermut, echt deutscher Eigenschaften, ist Goethe dem Franzosen überlegen, in der Darstellung einer anderen Seite des Gefühls, der Leidenschaft, streiten der Autor der neuen Heloise und Goethe um die Palme; freilich waltet auch hier zwischen ihnen ein charakteristischer Unterschied. Beide schildern zwar eine den ganzen Menschen erfassende befehlende oder vernichtende Leidenschaft, aber bei Rousseau tritt die bare Sinnlichkeit unverhüllt hervor mit jenen verführerischen Farben, wie sie dem Meister des Stils und dem Kenner der zügellosen Liebe zur Verfügung stehen, ein Feuer, das fast den Leser zu erfassen droht, tritt uns hier entgegen, eine Glut, um derentwillen wir den Liebenden ihren Fehltritt verzeihen. Man vergleiche St. Preux' Schilderung von dem Schlafzimmer Juliens mit der von ihr beeinflussten Szene Fausts im Zimmer Gretchens, oder man lese die Aufforderung Juliens an den Geliebten „Komm unter dem Schutze der zärtlichen Liebe den Lohn deines Gehorsams und deiner Opfer zu empfangen; komm, um selbst im Schoße der Lust zu bekennen, daß erst der Bund der Herzen derselben ihren größten Zauber leiht“, und man erinnere sich an Gretchen vor derselben Situation, dann hat man den Unterschied zwischen dem Franzosen und dem Deutschen. Auch Werther ist ein leidenschaftlicher Liebhaber, auch seine Liebe entbehrt nicht der Sinnlichkeit, denn ihre Glut treibt den Armen in den Tod: im Traum umarmt er Lotte, hält sie an den Busen gedrückt und deckt ihren liebelispelnden Mund mit unendlichen Küssen. Aber wie schön wird das sinnliche Element veredelt: „In ihrer Gegenwart“, gesteht er, „schweigt alle Begier, sie ist mir heilig.“ Er träumt, seine Wünsche seien erfüllt; aber fast erhaben sind die Worte, die er nach diesem Traum an Gott richtet: „O Gott, der du mich machtest, wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebet sein“; und ebenso begleitet er die schwärmerisch-sinnliche Verherrlichung ihres Gesanges mit den Worten: „ich neigte mich und schwur Nie will ich's wagen, einen Kuß euch einzudrücken, Lippen, auf denen die Geister des Himmels schweben.“ Den Bruch dieses Schwurs in der Glut der Leidenschaft büßt der Unglückliche mit dem Tode. Das wird immer ein Edelstein in der Ruhmestrone Goethes bleiben, daß er es verstanden hat, alle Glut der Leidenschaft zu schildern, ohne ihr die Keuschheit zu nehmen.

Auf einem mehr objektiven Gebiet aber, der Schilderung der Natur, gehen der Franzose und der Deutsche wieder Hand in Hand. Hier war Rousseau Erwecker, Führer und Leiter. Viele Tausende, die alljährlich an den Wundern der Schweizer Natur sich erbauen, ahnen nicht, daß sie den Genuß dieser Herrlichkeit zum großen Teil dem einsamen Philosophen aus Genf verdanken. Vor ihm hielt man die fruchtbarsten Gegenden, die weiten, großen, vom Wasser

belebten Ebenen, für die schönsten. Der Sinn für das Romantische, für die Schönheit der Berge, die bis dahin als etwas Schreckliches, Furchtbares angestaunt wurden, ist erst von ihm erschlossen worden

Goethe steht im Werther noch nicht auf der Höhe seiner Naturschilderung. Dem Charakter Werthers entspricht die noch nicht zur Klarheit vorgebrungene, mehr stammelnde als beschreibende Naturbewunderung, aber mit Recht bleibt das Wort bestehen. „Es gibt kein Buch in irgendeiner Sprache, das so durchtränkt und so durchzogen ist von der innigsten Sympathie mit der Natur, so erfüllt von Liebe und Andacht vor ihr, so durchglüht von heißem Empfinden und Versenken in das geheimnisvolle Weben und Leben in ihr wie Werther.“ Das letztgenannte, dieses Versenken in das Kleinleben, hat Goethe, der das Schwärmen für die Einsamkeit, für die romantische Gegend, für das patriarchalische Landleben mit Rousseau teilt, vor diesem voraus. „Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte, wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten, . . . wie sagte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele“

Bei so naher Verbindung mit der Natur findet auch das Verweben und Verflechten der Stimmung mit der Naturbetrachtung eine schönere und künstlerischere Verwendung als bei Rousseau. Das Glück der Liebe hat ein schönes Echo in der Schilderung der Natur. Man denke an die Klopstockszene: „Wir traten ans Fenster, es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säufelte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf.“ Dem Herzen, das eine ganze Welt liebevoll umfaßt, schafft die Liebe ein Paradies von Wonne um sich her. An einer anderen Stelle lesen wir: „Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter voller und inniger“, aber mit dem Tage, da Albert erscheint und die Hoffnungslosigkeit der Liebe immer klarer wird, wird Werther zur furchtbaren Pein, was bis dahin seine Wonne war. Jetzt ist „die Natur der Abgrund eines ewig offenen Grabes — der harmlose Spaziergang kostet tausend, tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft

eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. . Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer " Mit den Gedanken an den Tod und Selbstmord verbinden sich graußige, schreckliche Szenen todbringender Überflutung und Verheerung. „Ach, mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund, und atmete hinab und verlor mich in der Wonne, all meine Qualen, all mein Leiden da hinabzustürmen, dahinzubrausen wie die Wellen " Nun tritt trübe, graue, schwermütige, grauig erhabene Nebelwelt Ossians bei dem Wendepunkt an die Stelle der schönen, freundlichhellen Welt des klaren Homer Die Vorlesung aus Ossian ist keine Episode, die darauffolgende Szene, die den Entschluß zum Selbstmord fest werden läßt, entspringt aus der Lektüre eben jener Stelle, die durch die Ähnlichkeit der Lage und die Gewalt der Worte die Liebenden zur Verzweiflung und zum Vergessen der Wirklichkeit bringt.

Der Kunstgriff Goethes, von diesem krankhaften, sentimental hintergrund des Romans eine so kerngesunde Gestalt wie Lotte, dieses echt deutsche Mädchen, ganz Hausmutterchen, zugleich mit einem leisen Anflug für Schwärmerei, sich abheben zu lassen, ist schon oft gepriesen worden. Wo ist eine Gestalt in der Literatur aller modernen Völker, die so schwärmerische Verehrung, solche Liebe und Bewunderung erfahren hat? Was an ihr und dem ganzen Roman entzuckte, war das Neue, die Darstellung des Natürlichen, der Verzicht auf alles Romanhafte Das Geheimnis der Wirkung ist dasselbe, was den Madonnen Raffaels ihren unwiderstehlichen Reiz verleiht, die Verbindung holder Jungfräulichkeit und Mutterliebe.

Die Tragik wirkt um so stärker, wenn unabwendbares Geschick, nicht Tücke und Schlechtigkeit der Menschen die Katastrophe herbeiführen. Albert ist der schuldig Unschuldige, zwar in allem das Gegenteil Werthers, aber ein guter, edel denkender Mann Lotte ist die Geliebte, nicht die Liebende. Goethe hat es selbst in einem Briefe an Schönborn bald nach Beendigung des Werther angegeben, worin die Tragik Werthers beruhen sollte Er nennt ihn einen jungen Menschen, „der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt“.

Aber in der ersten Bearbeitung trat das nicht so klar und rein zutage, wie in der zweiten, die im Jahre 1782 bis 86 bearbeitet wurde und die allein in Goethes Werke übergegangen ist. In der ersten Bearbeitung ist der Albert des zweiten Teils nicht Kestner, sondern Brentano war sein Vorbild. Hier ist er der trockene Philister, der eifersüchtige, kleinlich mißtrauische Ehemann, der der Frau gebietet, „dem Umgang mit Werthern wenigstens um der Leute willen eine andere Wendung zu geben und seine allzu öfteren Besuche ab-

zuschneiden“, der spitze Redensarten, halb spöttische Sagen an sie richtet, so daß Lotte in dem Gefühl der Reinheit ihres Herzens seinen Grillen Troß bietet, die ihr seine Gegenwart unerträglich machen. Hier ist Lotte tief unglücklich in der Ehe mit einem Manne, „der nun statt des versprochenen Glücks anfang, das Elend ihres Lebens zu machen“. Alle diese Äußerungen und die Handlungen, in denen Albert kalt, eifersüchtig erschien, sind später weggefallen oder werden als irrigte Anschauungen Werthers bezeichnet. Indem der Dichter die Gestalt Alberts hob, genügte er zugleich den Bitten Kestners, das „elende Geschöpf von Albert zu ändern“.

Stürmer und Dränger und ihre Gegner.

Mit den beiden Werken Götz und Werther trat Goethe, ohne es gewollt zu haben, an die Spitze der neuen großen Bewegung, die nach dem Klinger'schen Drama den Namen „Sturm und Drang“ in der Literaturgeschichte erhalten hat. Wir haben die Ideen der neuen Richtung sich allmählich entwickeln und klären sehen. Die negative Seite, die Auflehnung gegen die alten Autoritäten, der Kampf gegen die sozialen Einrichtungen des Staates, gegen die Herrschaft des Verstandes, und die positive, die Betonung des Natürlichen, der Muttersprache, des Vaterländischen in der Kunst, die Erhebung des Volksliedes, die Herrschaft des Gefühls, alle diese Tendenzen haben wir aus der einen abgeleitet: aus der „Tendenz zur unmittelbaren Natur“. Diese neue Richtung war eine Periode des Überganges. Nicht bloß Goethe, auch Schiller hat sie in der Jugend durchgemacht, die gewaltigen und fruchtbaren Anregungen auf sich wirken lassen, das Wahre und Ewige in jener Tendenz in sich aufgenommen, aber das Unwahre, das Verschrobene und Tolle, die Ausartungen der Tendenz haben beide Dichter wie die Jugendtorheiten hinter sich gelassen; doch für die meisten der Originalgenies, die sich plötzlich um das neu auftauchende Meteor Goethe scharten, wurde die Lehre gefährlich.

Eine lange Reihe von Dichtern ist hier zu nennen, die der neuen Richtung angehörten. Leopold Wagner, Lenz, Klinger, Maler Müller, Heinse, Leisewitz, Müller, Bürger, Lavater, sie alle folgten den Spuren des Jünglings, der das erlösende Wort gesprochen hatte. Goethe sieht sich auf einmal von einer Schar von Trabanten umgeben und ringsum die gesamte deutsche Dichtung auf seiner Spur oder in Feindschaft gegen sich. In näherer Bekanntschaft und Freundschaft lebten mit ihm Leopold Wagner, Maximilian Klinger und Jakob Lenz. Von Straßburg her war ihm Leopold Wagner, „ein guter Gefelle, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben“, bekannt, der auch im Goethischen Hause verkehrte und mit Frau Rat, „dem Mamachen“, Maler Müllers neue

Dichtungen las. Vielleicht wollte dieser eine frühere Taktlosigkeit gegen Goethe wieder gut machen, kurz, er beging eine neue, indem er die Flugschrift „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“ ohne Goethes Wissen schrieb und darin unter offenkundiger Anlehnung an Goethe die Rezensenten Werthers, unter anderen auch Wieland, verhöhnte. Wieland war tief gekränkt, zumal er, wie auch die meisten anderen, Goethe für den Urheber hielt. Goethe drohte dem unbekannten Verfasser mit dem Abbruch des Verkehrs. Wagner steckte sich voller Sorge hinter Frau Rat, die denn auch vom Sohne Verzeihung erzielte. Eine geharnischte Erklärung in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ zeigte aller Welt das wahre Verhältnis an.

Die literarische Verbindung mit Wagner hat Goethe seit jener Zeit aufgegeben. Er hatte ihn früher veranlaßt, die Schrift *Merciers Du théâtre ou Nouvel Essai sur l'art dramatique*, die auf den Spuren Diderots ganz im Sinne der Stürmer und Dränger das alte klassische Drama der Franzosen angriff, zu übersetzen und wollte selbst Anmerkungen und Beiträge dazu schreiben. Jetzt gab er das auf. Das Buch erhielt von ihm nur einen Anhang unter dem Titel: „Aus Goethes Brieftasche“,



Maximilian Klinger Zeichnung von Lips.
Original in der K. K. Sidelkommissbibliothek in Wien

in dem außer einigen Gedichten die Aufsätze: *Nach Salkonet* und *über Salkonet* und die dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe im Juli 1775 abgedruckt waren.

Noch näher stand dem Goethischen Hause Maximilian Klinger, ein geborener Frankfurter. Wenn er trotzdem Goethe erst in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre kennen gelernt hat, so lag das an seiner niederen Herkunft. Die Mutter, Witwe eines Büchsenmeisters bei der Artillerie oder Konstablers, wie man damals sagte, mußte ihn und zwei Töchter allein ernähren; trotzdem ermöglichte sie es, daß Maximilian das Gymnasium besuchte. Aber nun war noch die schwierige Frage zu lösen: wie sollte der Mittellose den

Besuch der Universität bestreiten? Ein gutiges Geschick machte ihn mit Goethe bekannt. Wolfgang gab ihm Geld zum Unterhalt in Gießen und Empfehlungen an seinen Freund Höpfner und schenkte ihm das Honorar, das seine Fastnachtsspiele einbrachten. Gewiß hat Frau Rat, der Klinger schwärmerisch zugetan war, das Ihrige dazu beigetragen; denn der sparsame Vater ließ es noch immer bei dem üblichen Monatsgeld von sechs Gulden bewenden, und die Einkünfte aus der juristischen Tätigkeit werden sicherlich nicht groß gewesen sein, wenn auch in den Briefen hin und wieder von Honoraren die Rede ist. Bei Klingers Mutter, in der jetzigen Klingergasse, trafen sich die Originalgenies jeden Sonnabend. Hier, wo man noch später an der niedrigen Lehmwand die Silhouetten von Lavater, Maler Müller, Heinse und Süßli sah, wurden die Sarcen und Satiren ausgeheckt und die neuesten Erzeugnisse der Dichter vorgelesen und bejubelt.

Wie Klinger mit schwärmerischer Liebe an Goethe hing und ihn in seinem Drama „Das leidende Weib“ mit den Worten verherrlichte: „Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war“, so unterlag auch der Musiker *Philipp Christoph Kayser*, ebenfalls ein Frankfurter, dem Zauber der Persönlichkeit Goethes. Selbst in Außerlichkeiten, bis auf die Handschrift, ahmte er ihn nach. Seine Anhänglichkeit und seine musikalische Begabung machten ihn Goethe zu einem lieben und werten Freunde.

Den dritten der Goethe persönlich nahestehenden Sturmer und Dränger kennen wir schon aus der Straßburger Zeit. Es war der unglückliche *Jacob Michael Reinhold Lenz* aus Livland, unglücklich noch mehr seelisch als wegen seines kranken Körpers. Er war einer der wunderlichsten Menschen; „ein seltsames und indefinibles Individuum“ nennt ihn Goethe, bald gutherzig und liebenswürdig, bald hinterlistig und intrigant, jetzt überbescheiden, dann wieder stolz und eingebildet; „bald“, wie Wieland sagte, „gut und fromm, bald voller Affenstreiche“. Man hat oft das Gefühl, daß der später bei ihm ausgebrochene Wahnsinn schon in früheren Jahren hin und wieder seine Handlungen bestimmt hat. Vielleicht erklären sich auch so die intriganten Handlungen, die Goethe ihm vorwirft. Es war der wichtigste Moment seines Lebens, als er Goethe kennen lernte. Ihn zu erreichen, dessen Erscheinung ihn jetzt noch blendete, wurde nun der heiße Wunsch seines Lebens. Mit ganzer Seele nimmt er die neue Lehre in sich auf, wird später der Begründer der Deutschen Gesellschaft in Straßburg, in der er mit Wärme, Eifer und Geschick für das Deutschtum im Elsaß eintritt; er widmet sich dem Studium Shakespeares, macht sich besonders an die Reden und Wortspiele der Narren und setzt in einer Abhandlung „Anmerkungen über das Theater“ unter anderem den Unterschied zwischen der antiken Schicksalstragödie und der Charaktertragödie Shakespeares

auseinander. Er schließt sich allen Freunden Goethes, wie Salzmann, Lavater, Herder, Merck, Klinger, Kayser, mit Eifer an, ja er sucht sogar Goethes verlassene Geliebte in Sesenheim auf, um dort Näheres über Goethe, seine Gedichte und Briefe zu erfahren. Er verliebt sich in Friederike und will sich trotz aller Ablehnung sogar als glücklicher Liebhaber aufspielen. Daß Salzmann



Jakob Michael Reinhold Lenz

Handzeichnung von Pfenninger in Lavaters Sammlungen

den kleinen, unansehnlichen, schwachen Jüngling, der sich auch hier als Nachfolger Goethes zeigen wollte, auslachte, nimmt uns nicht wunder; auch für uns wäre diese Torheit weiter nicht erwähnenswert, wenn wir ihr nicht ein dichterisches Zeugnis Lenzens über Friederikens unveränderte Liebe zu Goethe verdankten.

Denn immer, immer, immer doch
 Schwebt ihr das Bild an den Wänden noch,
 Von einem Menschen, welcher kam
 Und ihr als Kind das Herz nahm
 Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
 Doch seiner Worte Kraft noch nicht
 Und jener Stunde Seligkeit,
 Ach jener Traume Wirklichkeit,
 Die, angeboren jedermann,
 Kein Mensch sich wirklich machen kann

Kaum war Götz erschienen, kaum war der erste Wurf so herrlich gelungen, so drängt sich Lenz von Straßburg aus an Goethe und sendet ihm ein Schriftstück: „Über unsere Ehe“, worin er die Gleichheit ihrer Talente nachweisen wollte. 1774 schrieb er die Dramen „Der Hofmeister“ und „Der neue Menoza“ Welch ein Triumph für Lenz, als man seine Werke für Goethische hält! Goethe nahm diese Verehrung als wahr und aufrichtig gemeint entgegen: „Den Jungen, den ich liebe, wie meine Seele“, nennt er ihn in einem Briefe an Betty Jacobi, ohne zu ahnen, daß Lenz Goethes Satire: „Götter, Helden und Wieland“ nur deshalb drucken ließ, um ihn mit Wieland für immer zu verfeinden oder sich selbst dabei aufzuspielen.

Alles, was Lenz schrieb, war Nachahmung Goethes, auch Wagner und Klingner bewegten sich in denselben Ideen. Die Erscheinung Goethes war so riesengroß, daß sie fast die gesamte literarische Welt in ihre Spuren zwang. Schon damals galt das Wort, daß man Goethe lieben oder hassen, daß man ihn aber nicht ignorieren könne. Die in Götz und Werther niedergelegten Ideen wurden von den jungen Dichtern Deutschlands mit Begeisterung ergriffen und über Goethe hinaus ins Ungeheuer, selbst ins Absurde geführt

Nach zwei Seiten hatte sich die Nachahmung und der Götz- und Wertherkultus bei den Stürmern und Drängern verirrt, einmal in der falschen und verwerflichen Auffassung des Genies und dann in der Steigerung der Empfindsamkeit bis zur Unnatur und Geschmacklosigkeit Die jungen Feuergeister glaubten die Lehre von der Unfehlbarkeit des Genies aus dem Reich der Dichtung in das Leben übertragen zu dürfen. Mißachtung der Kultur, der konventionellen Sitten hatte Rousseau gepredigt. Freiheit des Einzelnen war das Thema des Götz. Genuß und Äußerung der im Menschen wohnenden Kraft erschien als die höchste Aufgabe. Aber Rückkehr zur Natur hieß ihnen ein wüstes, unfittiges Gebaren, Äußerung der Kraft ein exzentrisches Tollen und Schwärmen; Freiheit war das Recht, das Ungeheuerlichste und Tollste zu tun, aller Sitte und allen Gesetzen Hohn zu sprechen.

Es ist eine wunderbare Erscheinung, daß diese wutschnaubenden, oft rasenden

Dichter nicht selten zarte Empfindungen verraten Wie Götz und Werther von demselben Dichter fast zu gleicher Zeit geschrieben werden, so finden sich in Klingers Werken oder in Müllers Genoveva, die er seinem Freund Goethe gewidmet hatte, oft Szenen weicher Empfindung und zarten Gefühls Die Sturm- und Drangzeit war auch die Zeit der Empfindsamkeit

Aus der unendlichen Reihe der Nachfolger Werthers, die Deutschland in ein Tränenmeer verwandelten, wird immer der „Siegwart“ von Müller als unübertroffenes Muster genannt werden. Aber diese Verheerungen und Verirrungen, die Werther angerichtet hat, können wir hier nicht weiter verfolgen. Daß jeder Jüngling und jede Jungfrau wünschte, so zu lieben, und daß, um auch das Außerliche nachzuahmen, die liebenden Jünglinge in Werthers blauem Frack und gelber Weste umhergingen, Mädchen in Lottens weißrotem Gewand, ist bekannt. Wie Werther nicht bloß aus Trauer weint, so wurde das Weinen bald ein wahres Vergnügen Man weinte zuletzt gar bei der Lektüre des Lebens trefflicher Männer oder beim Denken an die Harmonie der Welt „Mein Mädchen“, sagt Müller, „muß weinen können und Tränen lieben“ Beim Abschied weinte man in den Abschiedsbecher, und der Scheidende leerte die Mischung.

Zu solcher Unnatur hatte das Streben nach Natur geführt

Während so die Nachahmer Goethes Ideen bis ins Lächerliche übertrieben und seinen Götz und Werther übertrumpften, war der Urheber der ganzen Bewegung bereits in stiller Einsicht mit sich darüber zu Räte gegangen, wie weit das, was die leidenschaftliche Begeisterung im ersten Eifer geschaffen hatte, Bestand und Dauer verspräche Der Götz und seine Nachfolger ließen den jungen Dichter bald einen Grundfehler der neuen dramatischen Richtung erkennen, an dem auch Herder, wie wir gezeigt haben, nicht ohne Schuld war, das war der Mangel an Rücksicht auf die Bühne, ein Mangel, der aufs engste mit der Shakespearereverenz zusammenhing Die Schwierigkeit der Aufführung des Götz und die Kritiken über ihn brachten den jungen Dichter bald zu der Überzeugung, daß ein Drama, das nicht aufgeführt werden könne, ein Unding sei, und daß der Dichter, der sich kühn über die Forderungen der Bühne hinwegsetze, sich selbst am meisten schade Er kommt zu der Einsicht, daß es mit der Naturnachahmung in seinem Götz nicht weit her, ja daß es unnatürlich sei, wenn derselbe Raum bald ein Zimmer, bald ein Schlachtfeld darstellen solle, wenn der Held zu Beginn des Dramas ein Mann in den besten Jahren und am Schlusse ein Greis ist Viel natürlicher ist es, so lautet die neue Erkenntnis, Rücksicht zu nehmen auf die gegebenen Verhältnisse der Bühne, Einheit der Zeit und des Ortes so viel als möglich festzuhalten, ohne darum sich sklavisch danach zu richten, und an Stelle einer Reihe von Szenen ein in sich abgeschlos-

senes, künstlerisch einheitlich aufgebautes Drama und so ein gutes Theaterstud zu schaffen, wie es soeben Lessing in seinem Musterdrama vollendet hatte.

Man kann die Abhängigkeit des *Clavigo* von der Emilia Galotti auch bis auf den inneren Kern des Dramas und die Gestaltung der Charaktere nachweisen, aber viel bedeutender ist der Einfluß der Emilia Galotti auf die Form und den Aufbau dieses Dramas. So gab nicht bloß die Absicht des genialen Jünglings, den „Kerls“ zu zeigen, „daß es nur an ihm liege, Regeln zu beobachten“, den Anstoß zum *Clavigo*, sondern dieses Drama bezeichnet eine neue Stufe der Entwicklung des Dichters. Die neue Anschauung tritt zuerst theoretisch hervor in dem freilich erst 1776 gedruckten Anhang zu Wagners schon erwähnter Übersetzung von Mercier *Du théâtre ou Nouvel Essai sur l'art dramatique*. Hier finden sich wohl noch die Worte, daß es im Grunde besser sei, ein verworrenes Stück zu machen, als ein kaltes, aber zugleich die wichtigste Stelle: „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres; allein sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht erjagen; es ist, wie der geheimnisvolle Stein der Alchymisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad . . . Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studiere die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinwand und Glittern, und lasse die Natur an ihrem Ort . . .“

Weshalb das erste Stück nach dem Götz ein regelrechtes Drama wurde, ergibt sich aus dieser Erkenntnis des Dichters. Es ist fast untadelig, was die beiden Einheiten, die Exposition und die Verteilung in die Akte betrifft. Die straffe Einheit der Handlung schließt jede Episode oder episodische Figur aus; keine Szene, fast kein Satz ist zu viel, alles drängt zur Entscheidung; effektiv und ergreifend sind die Situationen, kurz, es ist ein vollendetes Theaterstück. Daß es freilich bei Goethes Freunden wenig Beifall fand, daß Merck es sogar als „Quard“ bezeichnete, das hatte seinen Grund in der allgemeinen Enttäuschung darüber, daß der neue deutsche Shakespeare sich so schnell dem Joch der Franzosen gebeugt und auf das deutsch-nationale Drama Götz einen französischen Stoff in dem verhaßten französischen Regelzwang behandelt habe. Aber diese Wahl war, wie wir wissen, aus inneren Gründen erfolgt. Nicht weil das 1774 zu Saßnacht ausgegebene Fragment „*De mon voyage en Espagne; Mémoire à consulter pour P. A. Caron de Beaumarchais*“ von einem Franzosen geschrieben war, sondern weil es einen für das Theater wie geschaffenen Stoff enthielt und zugleich eine Saite seines eigenen Herzens berührte, deshalb war Goethe so schnell entschlossen, gerade dieses Abenteuer des Beaumarchais zu dramatisieren; deshalb gelang es ihm auch, das Drama in acht Tagen zu voll-

enden und es seiner Freundin *Susanna Magdalena Münch*, auf deren Wunsch es geschrieben wurde, zur versprochenen Stunde zu überreichen. Das geschah Ende Mai 1774. Am 1. Juni war das Drama abgeschlossen; es erschien im August 1774 als erstes Werk Goethes, das seinen Namen trug.

Im Jahre 1748 waren zwei von den fünf Schwestern des Dichters und Musiklehrers Beaumarchais von Paris nach Madrid übergesiedelt Joseph und die damals siebzehnjährige Maria Luise. Ein Geschäftsfreund des Vaters hatte sie zu sich gezogen, mit dem Versprechen, sie zu seinen Erben zu machen. Zehn Jahre später näherte sich der Zweitgenannte ein von den Kanarischen Inseln geburtiger junger Mann, Namens José Clavijo y Sayardo, dem es durch seine schriftstellerische Tätigkeit und die Gunst eines Ministers gelungen war, Archivar des Königs zu werden. Nach sechsjährigem Verkehr verlobte er sich mit Marie Luise, zog sich aber plötzlich wieder von ihr zurück. Da die Sache Aufsehen erregt, nähert er sich ihr wieder, erhält ihre Verzeihung und bricht sein Wort zum zweitenmal. Die Verlassene fällt bei dieser Nachricht in Krämpfe, und die besorgte und emportote Schwester ruft den Bruder aus Paris zur Rache herbei. Beaumarchais kommt mit einem Freunde eilends nach Madrid, und am 19. Mai 1764 spielte sich die Szene zwischen Beaumarchais und Clavigo ab, die Goethe als ein Meisterstück dramatischer Darstellung aus dem Bericht fast wortlich in sein Drama übernommen hat. Clavigo, durch Beaumarchais in Angst gesetzt, leistet vor Zeugen Abbitte und erhält Verzeihung, um gleich darauf Beaumarchais des Hausfriedensbruchs und der Erpressung anzuklagen. Aber dem gewandten Franzosen gelingt es, eine Audienz beim Könige zu erhalten, und Clavigo wird seiner Ämter entsetzt.

Mit geschickter Hand hat der junge Dichter diese „moderne Anekdote“ dramatisiert, „mit möglichster Simplizität und Herzenswahrheit“, wie er selber sagt. Alle die kleinen Intrigen, alle Nebenpersonen hat er entfernt, und an deren Stelle den Schwager Guilbert und den unglücklichen Liebhaber Buenco, in jedem Zug einen Widerpart Clavigos, eingesetzt, die Rückkehr Clavigos zu Marie und die Versöhnung in eine Szene, die zugleich den folgenden Treubruch im Keime in sich trägt, zusammengezogen und das Ganze tragisch in Anlehnung an ein altes deutsches Volkslied, die Ballade vom Herrn und der Magd, geschlossen. So wurde der Stoff trotz wörtlicher Entlehnungen sein Eigentum, und siegesgewiß konnte er das „kritischste Messer auffordern, die bloß übersehten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen, ohne tödliche Wunde nicht zu sagen der Historie, sondern der Struktur, Lebensorganisation des Stückes zu versetzen“. Aber was ihn weit erhob über den Tadel des Plagiats, den kurzichtige Kritiker erhoben, das waren nicht diese äußeren Änderungen, es war die Kunst des Dichters, den Stoff zu idealisieren,

ihn aus der Sphäre des Gewöhnlichen und Gemeinen emporzuheben und das Individuelle zum Typischen zu gestalten

„Daß mich die Memoiren des Beaumarchais, de cet aventurier français, freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten,“ so schreibt der Dichter im August 1774 an Jacobi, „sich sein Charakter, seine Tat mit Charakteren und Taten in mir amalgamierten, und so mein Clavigo ward, das ist Glück, denn ich hab' Freud gehabt drüber.“ Das war das Geheimnis. Die Anekdote wurde zum Drama dadurch, daß der Dichter aus seinem eigenen Herzen, seinem eigenen Leben das Beste, jenes Etwas, das erst die Dichtung zur Dichtung macht, hinzutat. Ein zweiter Weislingen, „in der ganzen Rundheit einer Hauptperson“, sollte Clavigo werden, ein halb großer, halb kleiner Mensch. Wie Weislingen und wie Clavigo hatte Goethe ein Herz aufs tiefste verwundet. Das Bild der verlassenen, leidenden Friederike stieg bei der Lektüre jenes Berichts vor den Augen des Dichters auf. Wie Clavigo hatte der Jungling nicht den Mut besessen, einen festen Entschluß zu fassen, und aus Scheu vor der Ehe und vor der seine Kräfte hemmenden Fessel ein Herz gebrochen. Wie Clavigo mag er damals ausgerufen haben: „Welch ein kleiner Mensch bin ich!“ In der Phantasie malt er sich die schrecklichen Folgen seines Treubruchs weiter aus, und so nimmt Marie die seelenvollen Züge Friederikens an. Bei Beaumarchais steht nichts von ihrer Liebe zu Clavigo, bei Goethe ist diese Liebe ihr wesentlichster Charakterzug. Solche naiv schönen Worte wie die des „lieblichen, munteren Geschöpfes“ „Woher weiß er, daß ich ihn so liebe?“, oder das Geständnis: „Im Grunde, worüber beklag ich mich? . . . Clavigos Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? . . . Und er soll der Meinige werden? — Nein, Schwester, ich war seiner nicht wert! Und jetzt bin ich's viel weniger“, dieser Ausdruck rührender Bescheidenheit und bewundernder Liebe paßt sehr wohl zu dem Bilde der sanften, hingebenden Friederike, ja diese Worte erheben auch den, dem sie gelten, zu einer höheren Sphäre; er kann wohl ein schwankender, haltloser, aber kein ganz schlechter Mensch sein. Der Tod vollends und die aufrichtige Reue vor dem Tode sichern ihm trotz seines Treubruchs unser Mitleid.

Sein Verführer ist Carlos, eine selbständige und zugleich ganz neue Schöpfung Goethes. „Der Bösewichter müde,“ so motiviert er selbst diese Figur, „die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zugrunde richten, wollte ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängnis wirken lassen.“ Die antike Tragödie stürzt die Helden durch das Schicksal, die moderne durch den Intriganten, den Bösewicht. Goethe suchte die Tragik

ganz wo anders und muß sie wo anders suchen, weil er auch in dem Gegenspieler ein Stück von sich selbst darstellt. Er stellt zwei an und für sich berechnete Gegensätze, die Vertreter zweier Anschauungen, die von ihrem Standpunkte aus beide recht haben, nebeneinander. Mögen sie feindlich wie Egmont und Alba, Tasso und Antonio gegeneinander wirken, oder aus freundschaftlichem Gefühl die Oberhand zu gewinnen suchen, wie Carlos, der Vertreter des Verstandes bei dem Gefühlsmenschen Clavigo, das Gemeinsame bei ihnen ist, daß nur eine der beiden Anschauungen bestehen kann, daß die andere trotz ihrer Berechtigung unterliegen muß. Als ein wesentliches Erfordernis des Tragischen erklärt der alte Goethe einmal das „injustum“, das Ungerechte. Trotz der Schuld des Clavigo fehlt dieses Merkmal auch hier nicht. Die von Carlos vorgebrachten Gründe, die Clavigos Handlung zuletzt bestimmen, wird niemand, so roh sie klingen, widerlegen können. Er spricht das deutlich und rücksichtslos aus, was Clavigo seit jenem Augenblick, da er die todfranke Marie wieder gesehen hat, im Innersten mit Schauern und Entsetzen fühlt. Dieser Clavigo wird eher sterben, als sein Wort halten. Er kann nicht anders handeln, mit zwingender Notwendigkeit folgt der neue Treubruch aus seinem Charakter.

Wenn auch die äußere Technik des Clavigo in schroffem Gegensatz zum Götz steht, in dem Charakter und in der Sprache des Dramas fehlen nicht Anklänge an Sturm und Drang. Der tatkräftige, aber gutherzige Beaumarchais, der, einer Aufwallung der Empfindung folgend, die Erklärung Clavigos zerreißt und nach dessen zweitem Treubruch in maßloser Übertreibung wie außer sich geraten, an Übermaß der Leidenschaftlichkeit selbst die aufständigen Bauern im Götz übertrumpft, ist ganz eine Gestalt nach dem Herzen der Klinger und Lenz.

Noch mehr innerlichen Zusammenhang mit den Ideen, die Götz und besonders Werther predigten, zeigt das im Äußeren ebenso wie Clavigo trefflich aufgebaute Schauspiel *Stella*, das im März 1775 geschrieben wurde und im nächsten Jahre erschien. *Stella* ist ein gesteigerter Werther. Die Verherrlichung der Empfindung, der Leidenschaft ist das Thema beider. Dort bei Werther führt die haltlose Schwäche gegenüber den Forderungen des Gefühls zum Selbstmord, hier zu einem unsittlichen Zustand. Dort wird der Konflikt durch die Liebe zweier Männer zu demselben Mädchen herbeigeführt, hier lieben zwei Frauen denselben Mann, mit der Steigerung, daß die Gedankensünde Werthers bereits zur Tat geworden ist. Die Atmosphäre ist unreiner und unwahrscheinlicher.

Fernando hat seine Gattin Cäcilie und seine Tochter Lucie plötzlich verlassen, ein junges Mädchen, *Stella*, entführt und nach längerem Zusammenleben mit ihr auch sie verlassen, und das alles ohne erkennbaren Grund, nur den Launen

des Herzens folgend Als ihn eben diese Launen wieder zu Stella zurüdtreiben, findet er bei ihr seine Gattin und Tochter. Man einigt sich dahin, wie der Graf von Gleichen mit seinen beiden Frauen, ein Leben zu Dreien zu führen Den Namen und vielleicht auch die Anregung zur Bearbeitung des Stoffes gab dem Dichter Swifts Verhältnis zu Stella und Danessa, aber auch hier mußten eigene Erlebnisse hinzutreten, bis der Stoff sich dramatisch gestaltete

Als das Stück entstand, war seine Liebe zu Lili Schönmann in Frankfurt in der Blüte, und zugleich trat der Gedanke an die gefürchtete eheliche Fessel und an die Möglichkeit, sich ihr zu entziehen und Lili zu verlassen, wie er Friederike verlassen hatte, hervor. Zwei Mädchen, von demselben Manne verlassen! Das Thema der Stella durchlebte er nun selbst in der dichterischen Phantasie. Und noch ein anderes trat hinzu Goethes Freundin Johanna Sahlmer stand zu Fritz Jacobi in einem zarten, sehr freundschaftlichen Verhältnis, das, wie Frau Betty sagte, „immer ein Rätsel blieb für Herrn Dr. Goethe lobesan“. Dieser Seelenbund stand dem Dichter bei seiner Schöpfung vor Augen, ja Jacobi und Johanna Sahlmer waren die Liebenden, für die Goethe die Stella dichtete: „Ich wußte,“ schreibt er in demselben März 1775 an Johanna, „was Stella Ihrem Herzen sein würde . . . Was wird Fritz eine Freude haben?“ Sie soll es für Jacobi abschreiben, dem es von ihrer Hand zehnmal lieber sein wird, und an Fritz Jacobi schreibt er: „Wenn Du wüßtest, wie ich Stella liebe, und um Deinetwillen liebe“ Bei ihm hoffte er Verständnis und ein liebevolles Urteil zu finden. Aber wie sehr auch Jacobi über die ersten Akte erfreut war, über den Schluß kam er nicht hinweg und schrieb Goethe eine geharnischte Antwort. Merd und andere Freunde urteilten ähnlich. Möchte Goethe die Auffassung, daß sein Stück mit einer Bigamie schlosse, als roh zurückweisen, da doch Cäcilie, die hochherzige, in Wirklichkeit verzichte, unsittlich blieb der Schluß dennoch. Es hieß die Forderung der Stürmer und Dränger auf die Spitze treiben, die dem Einzelnen gestatten wollten, sich eine eigene Moral, unabhängig von Sitte und Gesetz, zu schaffen. Dem allgemeinen Urteil hat sich Goethe später gefügt; er erklärte selbst, daß dieser Schluß gar kein Abschluß wäre, sondern nur ein Fallen des Vorhanges. Der Konflikt drängt auf einen tragischen Ausgang hin. In der Ausgabe von 1807 wurde daher aus dem Schauspiel ein Trauerspiel: Stella und Fernando nehmen sich das Leben. Aber auch in dieser Form hat das Drama sich wenig Freunde erworben. Alle die Vorzüge, der straffe Aufbau und die sichere, dramatische Gestaltung mit der ergreifenden Peripetie am Schlusse des dritten Aktes, der glühende Ausdruck der Leidenschaft, der das ganze Stück durchdringt, der schöne Gegensatz in den weiblichen Charakteren, der hochherzigen, charakterfesten Cäcilie und der liebeseligen und leidenschaftlichen Stella, der naïv-schnippischen Lucie, die

allein in dieser siedenden Atmosphäre nichts von Liebe weiß, die leidenschaftliche, alle Schmerzen und Freuden der Liebe erschöpfende Diktion, alle diese Vorzüge helfen uns nicht hinweg über den haltlosen, unsittlichen und, was noch schlimmer ist, ganz unwahrscheinlichen Jammerhelden Fernando.

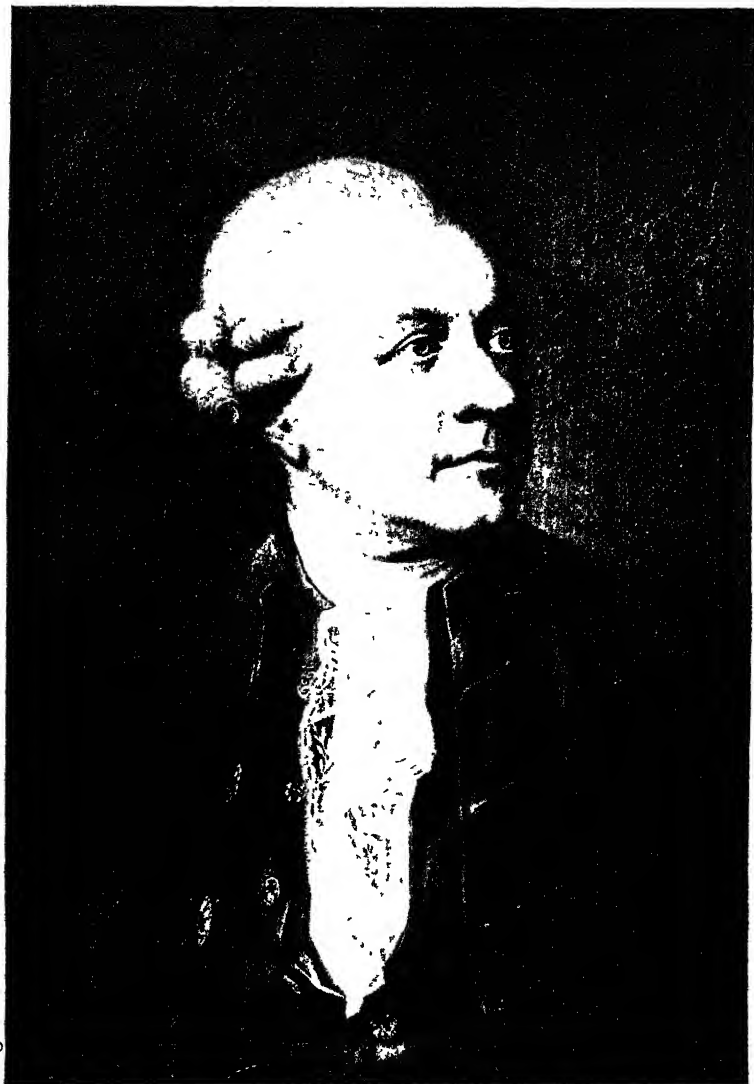
Im Juni 1774 erfahren wir zuerst etwas von dem Plan zu einem großen religiösen Epos *Der ewige Jude*, von dem nur Fragmente einiger Seiten, wie Goethe in dem übermutigen Ton, in dem das Ganze geschrieben ist, die Gesänge nennt, ausgeführt worden sind. Die Quelle war das alte Volksbuch „Kurze Beschreibung und Erzählung von einem Juden mit Namen Ahasverus“ (Leyden 1602). Zum Modell für seinen Helden wählt er sich den aus Dichtung und Wahrheit bekannten Dresdener Schuster Form und Ton wurde Hans Sachs entlehnt. Des Dichters Absicht war, „die hervorstechendsten Punkte der Religions- und Kirchengeschichte“ zu schildern, und als Leitfaden dieser Darstellung wählte er die Wanderungen des ewigen Juden. Den Schluß sollte die Wiederkunft des Herrn bilden. „Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, gerät in Gefahr, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende *Venio iterum crucifigi* sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen.“ Das Fragment enthält „den Anfang, zerstreute Stellen und den Schluß“, in dem jedoch der Dichter plötzlich abbricht. Von dem eigentlichen Plan ist wenig, von den Wanderungen nichts ausgeführt. Man konnte das Erhaltene mit mehr Recht „Gedicht von der Wiederkunft des Herrn“ nennen. Denn der Dichter scheint seinen Helden, den ewigen Juden, ganz zu vergessen. Wahrscheinlich sollte er von dem wiederkehrenden Heiland erlöst werden. Wahrhaft groß ist das Fragment, das die Erdenfahrt Christi behandelt. Die Gestalt des Heilands in ihrer heilvollen Würde und erbarmungsreichen Milde prägt sich uns unvergeßlich ins Herz. Das Thema von Christi Wiederkunft hat Goethe in Italien und im Jahre 1808 beschäftigt. Auch den Plan zu einem religiösen Drama faßt Goethe in dieser Zeit. Durch eine französische Biographie *Ma homets* wurde seine Aufmerksamkeit auf das Leben des großen Religionsstifters gelenkt. Wie Mahomets edle und reine Absichten durch die Verhältnisse getrübt werden, das sollte, wie Goethe selbst in Dichtung und Wahrheit erzählt, der Inhalt der Tragödie werden: „Weil nicht alles durch Kraft zu tun ist, muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. . . Mahomet verfolgt seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benützt werden, es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn.“ Von diesem Entwurf sind auf uns gekommen eine Hymne, „welche Mahomet allein unter dem heiteren Nachthimmel an-

stimmt“, ein Gespräch zwischen Mahomet und seiner Pflegemutter und das Gedicht Mahomets Gesang ursprünglich gedacht als Zwiegespräch zwischen Ali und Fatime, der Tochter Mahomets, das „auf dem höchsten Punkte des Gelingens“ vorgetragen werden sollte. Dieses Lied wurde im Herbst 1773 gedruckt und ist von Goethe unter seine Gedichte aufgenommen, die Hymne und die Prosaſzene ſind erſt in dem Nachlaſſe der Frau von Stein gefunden worden.

Etwas abſeits von den Stürmern und Drängern, aber in vielem mit ihnen verbunden, ſtanden die Dichter des im September 1772 gegründeten Göttinger Hainbundes und ihre Freunde, wie Boie, Voß, Miller, Hahn, Hölty und die Grafen Stolberg. Mit einigen von ihnen war Goethe perſönlich befreundet. Zur Boies Almanach, den dieſer mit Gotter herausgab, ſandte er im Jahre 1774 die Gedichte Der Wanderer, Die Sprache, Mahomets Geſang, Der Adler und die Taube; für 1776 die Gedichte. Der Kenner, und Kenner und Künſtler.

In der Betonung des Nationalen, in der Verherrlichung des Genies und in dem Streben nach Freiheit und Gleichheit waren die Stürmer und Dränger und die Göttinger Hainbündler einig, aber die Göttinger verſtanden unter dem Nationalen etwas anderes als Herder und Goethe, die zuletzt doch Kosmopoliten blieben. Herder meinte mit dem Nationalen das Volksthümliche und das Individuelle, mit der Freiheit die Unbeſchränktheit des Einzelnen in ſeinen Meinungen und ſeinen Wörtern, die Göttinger faßten das Nationale in patriotiſchem Sinne mit dem Zuſatz des Haſſes gegen das Fremde auf, was ja Herder und Goethe ganz fern lag. Die Freiheitsbeſtrebungen der Göttinger waren alſo politiſch gemeint; ſie hatten ein greifbares Angriffsobjekt, die Fürſten und Tyrannen. Und wenn Goethe ebenſo wie ſie ſeine Blicke in die deutſche Vergangenheit richtete, ſo behielt er doch die engſte Fühlung mit der Gegenwart, indem er dort eingriff, wo die deutſche Entwicklung ſtehen geblieben war; die Göttinger jedoch gingen in die graue Vorzeit zurück, zu Idealen, die ſie gar nicht mehr verſtanden, ſie wollten eine erträumte deutſche Dichterkaſte kopieren. Und ein zweiter, nicht weniger wichtiger Unterſchied! Der Kampf gegen die Franzoſen entſprang bei ihnen nicht bloß äſthetiſchen oder politiſchen Rückſichten; es war zugleich ein Kampf gegen die ſittenloſe Poeſie. Wurden doch bei ihren Hainbundfeſten die Werke Wielands, des „Sittenſchänders“, zerriffen. Tugend und Unſchuld zu verherrlichen war die ausgeſprochene Tendenz. Nicht bloß der Geſchmack, ſondern auch die Moral ſollte ein Kriterium der Dichtung ſein. Mit einem Worte, nicht Hamann und Herder, ſondern Klopſtock war ihr faſt vergöttertes Muſter.

Die Verehrung des Knaben für Klopſtock, den Sänger des Meſſias, war auch dem Jüngling Goethe geblieben. Voller Ehrfurcht ſchaute er zu ihm hin=



Hr Gottl Klopstock.

Von Juel

Original im Besitze des Freiherrn Sahrer von Sahr auf Dahlen.

auf, dem ersten Genius Deutschlands, dessen Poesie das Kind in seinem frühesten Gedicht als unerreichbares Ideal vor Augen gehabt hatte. Als der berühmte gewordene Verfasser des Götz und Werther an Klopstock schrieb, redete er ihn „Lieber Vater“ an.

Durch den Umgang mit Herder vollzog sich in Goethe eine völlige Umwandlung fast aller seiner bisherigen künstlerischen Anschauungen und Neigungen; die Verehrung für Klopstock wurde durch ihn nur noch verstärkt. Das Ideal, das Herder sich vom Genie und insbesondere vom lyrischen Dichter geschaffen hatte, war ihm in Klopstock schon verkörpert. Seine Oden sind für ihn und Hamann der Gipfelpunkt der deutschen Lyrik; er stellt ihn als gleichberechtigt neben Homer und Ossian: alle seine Vorgänger verfertigten Gedichte, erst Klopstock dichtete.

Mit Klopstock trat in die Erscheinung, was Hamann und Herder verlangten: ein Dichter, der, einer göttlichen Eingebung folgend, in den Stunden der Weihe aus eigenem tiefem Gemüt, aus der Empfindung allein, der Eingebung seiner Phantasie, ohne Rücksicht auf Lehre und Regel, wie die Natur selbst, herrliche Werke schuf. Hier war ein selbständiger, von der Würde der Poesie durchdrungener Geist, der die Poesie als ein heiliges unantastbares Gut auffaßte, als ein Mittel, die höchsten Fragen, die Rätsel der Menschheit zu lösen, die tiefsten Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Und nun erst die Sprache Klopstocks! Wenn Herders schöne Lehre für die jungen Dichter Theorie blieb, hier war des Lebens goldener Baum. „In der Sprache des Herzens“, rief Herder begeistert aus, „ruht Klopstocks große Kraft.“ Bodmer und Breitinger hatten gegenüber der künstlichen literarischen Buchsprache Gottscheds auf die natürliche, die Sprache der Empfindung hingewiesen. Was sie geahnt und gewollt, Klopstock führte es glanzend durch. Nach langen Jahrhunderten ertönte hier zum erstenmal wieder die Sprache wirklicher Leidenschaft und wahrer Empfindung. In den Oden Klopstocks lernte Goethe, was lebendige Sprache gegenüber der Buchsprache ist. Er hatte die bisher schlummernden dichterischen Elemente der deutschen Sprache erweckt und den Beweis der Möglichkeit gebracht, der Empfindung den ihr entsprechenden, sie erschöpfenden Ausdruck zu geben. Sprachschöpferisch und zugleich begabt mit der Fähigkeit, der Sprache die tiefsten Geheimnisse abzulauschen, schuf Klopstock die Sprache der Dichtung, auf der Goethe weiter baute. Zum Entsetzen und Staunen der Gottschedschen Schule hörte man hier Kühne Wortverbindungen, die neu geschaffen wurden, um dem Simplex stärkere Kraft zu verleihen. Statt abgeblaßter Komposita gebraucht er das Simplex, das nun kraftvoller klingt, und statt des verbrauchten Simplex ein neues Kompositum; intransitive Verba verbindet er mit einem inneren Objekt oder macht sie zu transitiven durch die Verbindung mit Präpositionen;

den Infinitiv verwendet er als Substantivum und den Komparativ zur Verstärkung, nicht nur zur Steigerung des Begriffes. Auch in diesen Neuschöpfungen, die der Sprache Lebendigkeit, Kraft, Erhabenheit geben sollten, war Goethe Klopstocks gelehriger Schüler. Man vergleiche nur seinen Gesang Mahomets, seine Seefahrt, seinen Werther und alle Werke jener Zeit.

Und am frühen Morgen ward's Getummel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne löst mit Feuerliebe,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach

Nur Klopstock, dem Lyriker, galt die große Verehrung und die Nachahmung Goethes. Die Schwächen des Epikers und vor allem des Dramatikers blieben ihm nicht verborgen: „Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg“

Es bedarf nicht der Erinnerung, geschweige der Erörterung der Tatsache, daß Klopstock ein Dichter der Empfindung und der Empfindsamkeit ist. Der Ernst und das tiefe Gefühl seines Gemüts verlor sich in den meisten Oden in Gedanken über den Tod, das Grab und die Unsterblichkeit, die von Tränenflüssen begleitet werden. So war er denn auch der vergötterte Liebling des Darmstädter Kreises, und die drei Oden, die Goethe den Darmstädter Freundinnen widmet, verraten nicht nur im Inhalt und in der Sprache, sondern auch im Versmaß ihr Urbild. Nicht nur die berühmte Szene im Werther, wo Werther und Lotte in seligem Gedenken an Klopstocks Frühlingsfeier schwärmerisch schwelgen, der Werther selbst ist ein Denkmal des großen Dichters. Er ist in seinen Ideen und seiner Sprache ganz durchtränkt von Klopstockischem Geiste.

Durch einen Freund erfuhr Goethe von Klopstocks Wunsch, „einige seiner Arbeiten zu sehen“. Mit Freuden ergreift der junge Verehrer die Gelegenheit zur Anknüpfung eines schriftlichen Verkehrs. „Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?“ so lesen wir in dem Briefe vom 28. Mai 1774. Welche Freude für ihn und Frau Aja, als der erste Dichter Deutschlands im Herbst desselben Jahres auf der Reise nach Karlsruhe im Goethischen Hause einkehrte! Die Würde, mit der er gleichsam als Vertreter der Religion, der Sittlichkeit und der Freiheit auftrat, und seine diplomatische Haltung ist Goethe in der Erinnerung besonders haften geblieben. Die an Frau von La Roche im November gerichteten Worte: „Klopstock ist ein edler, großer Mensch, über dem der Friede Gottes ruht“, geben den Eindruck des Verkehrs am schönsten wieder.

Daß eine mit so revolutionären, umsturzenden Ideen auftretende Partei, wie die Stürmer und Dränger, nicht ohne Kampf sich behaupten konnte, ist selbstverständlich, ebenso, daß ihr Führer in den Kampf eingriff; nur insoweit er dies getan hat, sollen uns die Gegner der Partei beschäftigen.

Die Anhänger der französischen Richtung, deren Hauptvertreter Wieland war, sind ihre natürlichen Gegner, und weiter einigten sich auch die beiden religiösen Gegenfüßler in der Feindschaft gegen die neuen Ideen. Die Orthodoxen fürchteten für das Heil der ihnen anvertrauten Seelen und sahen mit Schaudern, welche Lehre im Werther gepredigt wurde. Der durch Lessing unsterblich gewordene Hauptpastor Göze griff zu dem altbewährten Mittel, die hohe Obrigkeit gegen ein Buch anzurufen, das den Selbstmord verteidige. Die Aufklärer dagegen fanden sich unmittelbar in der neuen Lehre angegriffen. Um sie zu vernichten, hatte ja Hamann hauptsächlich seine Waffen geschmiedet. Die Kraft des Glaubens an etwas Göttliches, Uebernatürliches im Menschen war für Herder die Quelle aller Tugend und alles Guten, auch der Poesie. Der Rationalismus, der den Verstand zur Norm nahm, ohne das Gefühl zu fragen, für den nichts existierte, was er nicht verstand, der die Wunder summerlich als natürlich nachweisen wollte und zwischen unnötigem und nötigem Glauben schied, er war der geborene Gegner der Richtung, die das Gefühl auf den Thron setzte. Gegen einen ihrer leichtesten Vertreter, Karl Friedrich Bahrdt, Professor in Gießen, den Verfasser der „Neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“ (1773), wandte sich Goethe 1774 in seinem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt“. Der philisterrhaft hochmutige Standpunkt dieses Mannes gegenüber der Bibel, der Goethe Verehrung und Ehrfurcht entgegenbrachte, war ihm in tiefster Seele verhaßt. Darum laßt Goethe in seinem Prolog die vier Evangelisten in ihrer biblischen Gestalt vor ihrem Erklärer auftreten, aber alle sich wieder heimlich wegschleichen, als er von ihnen verlangt, ihre rauhen Sitten, Bart und Gewand abzulegen, um „gepußt, gestuht und glatt in seidenem Mantel und Kräglein flink“ sich mit ihm der Gesellschaft zu produzieren.

Wie die Orthodoxen mit den Waffen der Religion, so griffen die Aufklärer und Philister den Werther mit den Gründen des Verstandes an, es gehört freilich wenig Wiß dazu, die krankhafte Empfindsamkeit Werthers zu ver-spotten. Das Haupt der Philister, Christoph Friedrich Nicolai, ließ unter Mendelssohns Segenssprüchen eine Parodie drucken, „veranlaßt“, wie er selbst sagt, „durch einige von einer schalen Philosophie erzeugte Grundsätze, welche in den Leiden Werthers durch eine treffliche Schreibart und einen blendenden Romancharakter aufgestuht sind“. Es ergibt sich schon hieraus, daß

Nicolai ſich nicht gegen die Kunſt des Dichters wendet, ſondern gegen die Gefährlichkeit der im Werther gepredigten Lehren. Der Hauptwitz der „Freuden des jungen Werther“, der die Lacher auf Nicolais Seite ziehen ſollte, beſtand darin, daß Albert ahnungsvoll die Piſtole, mit der Werther ſich erſchießen wollte, mit Hühnerblut geladen hat. Der unglückliche Handel endigt mit einem „ſchmußigen Spektakel“. Werther heiratet Lotte, und es folgen nun „die Leiden und Freuden Werthers, des Mannes“, die ebenſo platt wie geiſtlos ſind. Goethe ärgerte ſich über das „Berliner Hundezeug“ mehr, als es wert war. Sein derbes Gedicht „Nicolai auf Werthers Grabe“ ſandte er im erſten Zorn an Boie zum Abdruck, der es aber, als Redakteur kühler denkend, zurücklegte. Mehr humorſtiſch behandelte Goethe die Parodie in ſeiner „Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers“, einem Geſpräch zwiſchen Lotte und dem durch den Schuß faſt erblindeten Werther, das erſt in den ſechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gedruckt worden iſt.

Daß ſelbſt ein Mann wie Wieland, ein ſo reich begnadeter Dichter, dieſe Nicolaiſche Parodie für „ein Wort, geredet zur rechten Zeit“ erklärte, iſt nur aus der perſönlichen Gereiztheit dieſes leicht beſtimmbaren und veränderlichen Mannes gegen Goethe und die Genoffen von Sturm und Drang zu verſtehen. Zu dem einſt in Leipzig und Frankfurt geprieſenen Dichter war Goethe in offenen Gegenſatz getreten. Auch über Wieland hatte ihm Herder in Straßburg die Augen geöffnet. Lernte er doch hier ſich abwenden von der „anti-galliſchen Kultur“, deren Hauptvertreter in Deutſchland Wieland war. Jenes von Goethe gebrauchte Wort kennzeichnet den Gegenſatz am allerbeſten. Die Nachahmung der Franzoſen und die franzöſiſche Auffaſſung der Griechen war der jungen Schule an Wieland beſonders verhaßt. Die keuſchen deutſchen Jünglinge, die Verehrer Klopſtocks, haßten Wieland, weil er die frivole, unmoralische, leichtfertige Art der Franzoſen, wenn auch mit Grazie, nachahmte. Aber es war nicht bloß Nachahmung, was den einſtigen Prinzenenerzieher zu ſo laſziven Schriften veranlaßte, es war ein tiefgreifender, grundlegender Unterſchied zwiſchen ſeiner Poeſie und der neuen. Wieland ſaßte die Poeſie als heiteres Spiel auf, einen Gegenſatz zum Ernſt des Lebens; in eine erträumte Welt wollte er den Leſer führen, in ein Paradies, wo keine ſtrenge Moral an dem Genuß der Freuden hinderte, kein Geſetz und keine Rückſicht die Freiheit beſchränkte. Hier konnte ſich der Dichter um ſo mehr der Leiſenſchaft, den Trieben des Herzens, auch der Sinnlichkeit hingeben, je deutlicher er durch ſein Leben die Abſicht einer Darſtellung phantaſtiſch erdichteter Zuſtände bewies. Dem trat Herders neue Lehre von der Dichtung als Ausdruck ureigener Empfindung, von der Einheit vom Leben und Dichten, vom Fühlen und Schaffen ſchroff entgegen. Einſt hatte Goethe Wieland als den Erneuerer

der Antike gepriesen. In Straßburg und Wehlar lernte er die Griechen durch eigenes Studium kennen, und voller Ingrimms verbrannte er nun, was er früher angebetet hatte. Als nun gar Wieland sein Singspiel „Alceste“ veröffentlicht und im Merkur sich bescheiden-prahlende Bemerkungen über die gleichnamige Dichtung des Euripides erlaubt hatte, da brach der von den Freunden, besonders von Lenz genährte Unwille Goethes hervor. Eines Sonntagnachmittags, wahrscheinlich Anfang Oktober 1773, erfaßte Goethe „die Mut zu dramatisieren“, und in einer Sitzung wurde niedergeschrieben und gleich darauf vorgelesen die Farce. Götter, Helden und Wieland, die Lenz im März 1774, nachdem er Goethe die Erlaubnis abgerungen hatte, drucken ließ.

Die Absicht der Farce war, zu zeigen, daß Wieland weder Griechen noch andere Menschen, sondern Puppen, „abgeschmackte, gezierte, hagere, blasse Püppchen, die sich einander Alceste! Admet! nannten“, dargestellt hätte, und daß die Süßlichkeit und Matthezigkeit der Darstellung das Werk ganz un-griechisch erscheinen ließe. Boshafte Anspielungen auf Wielands lächerliche Überhebung über Euripides und Shakespeare, auf die von ihm so hochgepriesene Kunst, ein regelrechtes Stück zu schreiben und auf seine frivolen und sittenlosen Schriften erhöhten die Würze der Lektüre.

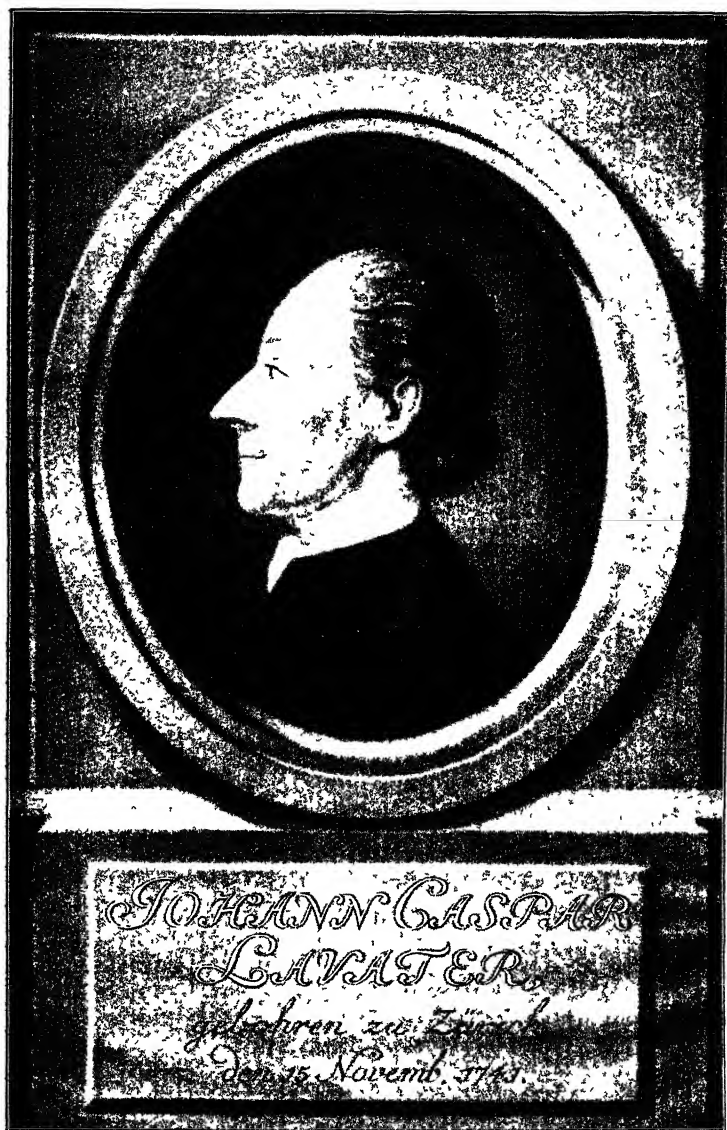
Wieland benahm sich wie ein guter, mehr noch wie ein kluger Mensch. Mit Spannung wartete Goethe auf das Juniheft des Merkur: es brachte einmal eine Verteidigung des Götz gegen einen früheren Rezensenten im Merkur, von Wieland geschrieben, und zwar so fein geschrieben, daß Goethe nach der Lektüre ausrief: „Besser als Wieland versteht mich doch keiner . . . Nun, Wieland, unsere Fehde ist aus; Dir kann ich nichts mehr tun.“ Und dieselbe Nummer des Merkur enthielt eine Besprechung der Farce, die, ohne sich auf den Inhalt oder ihre Berechtigung einzulassen, sie „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Wiß empfiehlt, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist!“ Als Tante Fahlmer Goethe diese Rezension übergab, wurde er rot und rief aus: „Besser hätte er es gar nicht machen können, sehr gut! . . . Wieland gewinnt viel bei dem Publico dadurch, und ich verliere. Ich bin eben prostituiert.“

Das letzte Jahr im Vaterhause. Der Bräutigam Goethe.

Die führende Stellung, die Goethe in der Literatur einnahm, war nicht ohne Einfluß auf das Privatleben des jungen Dichters. Die bedeutendsten Männer drängten sich danach, die Bekanntschaft des jungen Genies zu machen. Der

Vater, der an und für sich nicht unempfänglich für literarische Ehren und für Ruhm war, aber gern zurückgezogen und für sich lebte, mußte sich zu ausgedehnter und ihm sehr unbequemer Gastfreundschaft entschließen. Seine üble Laune wurde noch vermehrt durch die Beobachtung, daß dem Sohne sein Beruf als Nebensache erschien. Er gönnte ihm Zeit und Muße genug für seine dichterischen Liebhabereien und arbeitete mit einem gewandten Schreiber auch in der Abwesenheit des viel reisenden und viel besuchten Autors, aber es durfte nur nicht die Hauptsache versäumt werden, die brotlosen Künste sollten den jungen Juristen nicht an seiner Laufbahn hindern, die der Vater ihm fest vorgeschrieben hatte. Zu dieser gehörte auch ein Aufenthalt in Regensburg und Wien, eine Reise nach Italien und endlich eine feste Stellung in Frankfurt. „Er suchte ihn deshalb täglich mehr in die Stadtzivilverhältnisse einzuspinnen.“ Wie Wolfgang darüber dachte, erfahren wir aus einem Briefe an den vertrauten Keßner: „Ich lasse es geschehen. So lang meine Kraft noch in mir ist! Ein Riß! und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei!“ Schließlich wurde der Vater selbst gegen eine Anstellung in fremdem Staate nichts gehabt haben; aber die Abneigung Wolfgangs lag tiefer. „Unter allen meinen Talenten“, gesteht er einmal selbst, „ist meine Jurisprudenz der geringsten eins.“ Der Sohn, genial, im Vollgefühl seiner großen Kraft, durchdrungen von dem Recht der individuellen Selbstbestimmung; der Vater, alt, pedantisch, philiströs, fleinlich in seiner Art für das Wohl des Sohnes besorgt, aber nicht des Gedankens fähig, daß große Geister auch auf anderen als den vielbetretenen Pfaden zum Ziele kommen: so stehen sich die beiden gegenüber. Wir verstehen die Klage Wolfgangs, nachdem er einen Brief des Vaters gelesen hatte: „Lieber Gott, wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden? Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß, da man glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist. Er wird immer irdischer und kleiner.“ Der einzige Sohn wohlhabender Eltern mußte sich mit einem kärglichen Taschengeld begnügen, bei Freunden und sogar bei Frau von La Roche Geld borgen; nicht einmal die Summe für das Papier zum Götz wollte der Vater bezahlen.

Der erste bedeutende Mann, der damals im Goethehause einkehrte, war der berühmte Prophet und Züricher Prediger J o h a n n C a s p a r L a v a t e r. Durch Goethes Rezension seiner Schrift: „Ausichten in die Ewigkeit in Briefen an Zimmermann“ war der um acht Jahre ältere Lavater auf den jungen Dichter aufmerksam geworden. Auf die Übersendung des Götz, die der Verleger Deinet vermittelt hatte, schrieb Lavater im August 1773 einen begeisterten Dankbrief, dem noch in demselben Jahre eine Reihe anderer, nicht weniger warm gehaltener Briefe folgte. Der Goethische „Brief des Pastors zu ****“



Nach dem Schabkunsftblatt von J A Haid.

der das Gefühlschristentum predigte, war ihm aus der Seele geschrieben. „Ich kann nicht aussprechen,“ schreibt er am 1. September 1773, „wie meine Seele dürstet, von einem Doktor Juris Theologie zu lernen“; er bittet Goethe, sein Lehrer zu bleiben. Große Erwartung beweisen Lavaters Briefe an Herder aus dem Winter desselben Jahres: „Goethe nennt mich Bruder — und wie soll ich ihn nennen, den Einzigen?“ . . . „Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Zittern: unter allen Schriftstellern kenne ich kein größeres Genie.“ Im November wendet er sich an ihn mit der Bitte, Mitarbeiter an der Physiognomik zu werden, worauf Goethe sofort einen „Mischmaß“ sendet, und gleich der erste der erhaltenen Briefe (vom 26. April 1774), der im brüderlichen Genieton geschrieben ist, enthält einen Beitrag des Dichters, das Bild eines vagabundierenden Seemanns, den er nach dem Leben gezeichnet hatte, zugleich als Zeichen seiner großen Verehrung kündigt er ihm die Ankunft des Manuskripts des Werthers an, den Lavater also vor dem Druck lesen sollte.

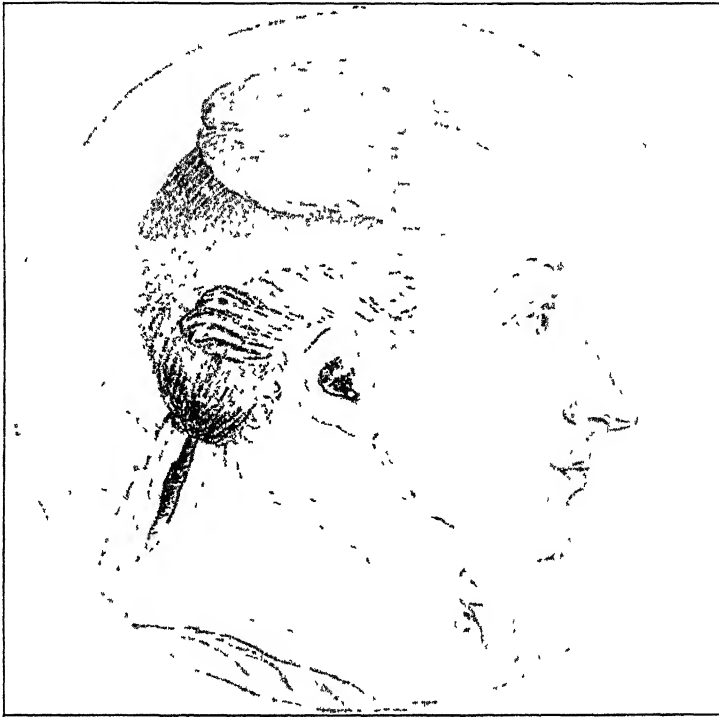
Am 23. Juni 1774 kam der sehnsuchtsvoll Erwartete in Begleitung des Zeichners Schmall in Frankfurt an. Es war selbstverständlich, daß sein erster Weg zu Goethe war, und daß er dort Wohnung nahm. Er selbst schildert die Begrüßungsszene in seinem Tagebuch: „Bist's? — bin ich's — Unausprechlich süßer, unbeschreiblicher Antritt des Schauens!“ Sein Erscheinen erregte ungemeines Aufsehen in Frankfurt. Man drängte sich herbei, den berühmten Prediger zu sehen und zu hören. Seine Predigt über das Buch Jonas erwarb ihm in Frau Rat eine begeisterte Freundin. „Die seligen Augenblicke,“ schreibt sie später an ihn, „da wir zusammen an einem Tische saßen, da Ihr Abends 9 Uhr in meine Stube kamt, da ich Euch kaum sah und doch gleich wußte, auf welche Staffel von der großen Leiter, worauf meine Söhne stehen, ich Euch stellen sollte.“ . . . „Tausend Dank, nochmals, liebster, bester Sohn, für Euren Aufenthalt bei uns. Abschied konnte ich nicht nehmen, mein Herz war zu voll. Niemals, niemals verliere ich Euer Bild aus meiner Seele.“

Man fragt sich heute, wenn man Lavaters Schriften liest, befremdet, woher sich dieser Eindruck, der außer durch Frau Rats begeisterte Worte noch von vielen Hunderten bezeugt ist, herschreibt. Seine fast dämonische Persönlichkeit, sein fester, durch nichts zu heirrrender religiöser Standpunkt, der Glaube an sich selbst und an seine göttliche Sendung, seine gewaltige Rednergabe, die tiefe Sanftmut seines Blickes, selbst der durch seine Sprache durchtonende treuherzige Schweizerdialekt und der innere Zusammenhang seines Wirkens mit der Zeitströmung, alles das vereinigte sich, um jene Wirkung hervorzubringen.

Das große Lebenswerk Lavaters, die schon genannte *Physiognomie*, scheint auf den ersten Blick keine Beziehung zu seinem religiösen Standpunkt

gaben sie dem Gespött preis. In späteren Jahren blickte Goethe, der exakte Forscher, auf diese Spielereien mit Geringschätzung herab; sie standen so sehr in Widerspruch mit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, daß er seinen Anteil daran möglichst zu verbergen suchte.

Zu derselben Zeit meldete sich noch ein anderer berühmter Gast, der Lavater kennen lernen wollte, im Goethehause an, J o h a n n B e r n h a r d B a s e d o w; er hatte sich die Reform des Erziehungswesens nach Rousseauscher Me-

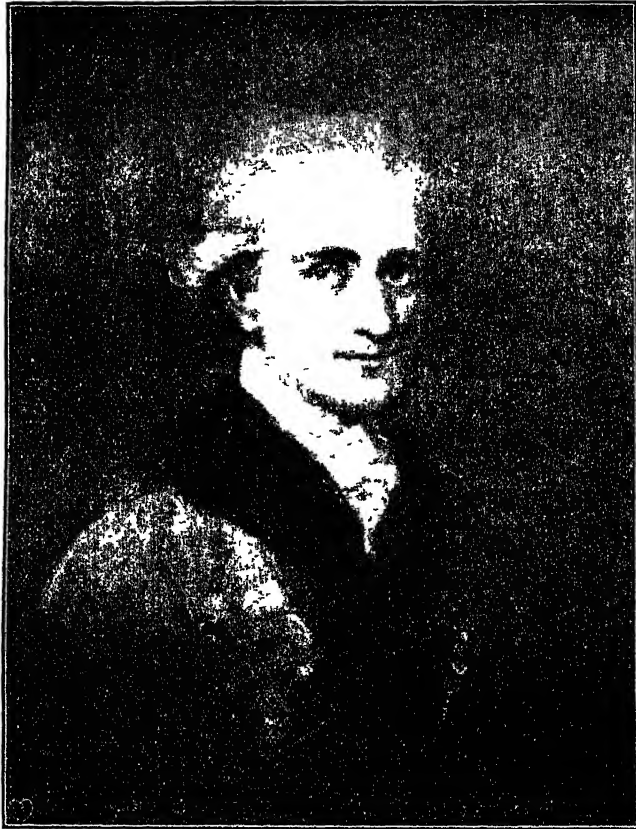


Goethe, gezeichnet von Schmoll am 25 Juni 1774

thode zur Lebensaufgabe gemacht. Da Lavater unterdessen nach Ems gereist war, begab sich Basedow ebenfalls dorthin und Goethe folgte ihm (Mitte Juli) nach. Das ausgelassene, heitere Leben dieser Tage, das nur von den Gesprächen mit beiden Propheten unterbrochen wurde, der Besuch bei Frau von Stein, der Mutter des großen Staatsmannes, in Nassau, die Reise von Lavater, Schmoll, Goethe und Basedow die Lahn herab bis nach Lahneck, wo Goethe angesichts des Schlosses das Gedicht *G e i s t e s g r u ß* in Lavaters Tagebuch diktirte, und von dort nach Koblenz, wo das berühmte, von Goethe schalkhaft

besungene gemeinsame Diner im Gasthause zu den drei Reichskronen stattfand, das ist alles aus Dichtung und Wahrheit wohlbekannt.

Es war ein Akt der Freundschaft für Betty Jacobi und Tante Sahlmer, wenn Goethe sich entschloß, im Anschluß an die Reise Fritz Jacobi zu besuchen und ihm persönlich die Hand zur Versöhnung zu bieten.



Fritz Heinrich Jacobi.

Original im Besiz von Fritz Jacobi in Aachen.

„Nicht eingeführt, marschalliert, erlöst,“ so schildert er Frau Betty Jacobi voller Freude die Begegnung in Elberfeld; „grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin. Und er endlich und ich und er! Und waren schon, eh' noch ein schweesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten.“ Vor Goethes persönlicher Erscheinung schwand aller Groll und Zorn. „Da ist kein Widerstand,“ so schildert Heinse den Dichter aus eben jenen Tagen,

„er reißt alles mit sich fort, . . vom Wirbel bis zur Zehe ist er Genie und Kraft und Stärke, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer.“ Man eilte nach Pempelfort, um im Kreise der Freunde den Bund noch fester zu schließen; hier fand sich auch G e o r g J a c o b i, der Lyriker mit versöhntem Gemüt ein.



Johann Georg Jacobi

Nach Familienüberlieferung gemalt von Tischbein
Original im Besitz von Albano von Jacobi in Rom

Auf dem Schloß zu Bensberg verlebten die Freunde Stunden vertrauester Aussprache, an die der greise Fritz Jacobi noch im Jahre 1812 in begeisterten Worten Goethe erinnerte. In Köln, wo Goethe am 24. und 25. Juli weilte, galt der erste Besuch dem Rubensschen Gemälde der Kreuzigung des Petrus; dann führten die Brüder und Heinse den jungen Kunstfreund in den Tabachschen Hof, wo Goethe vor dem Bilde der Familie Tabach von Charles Lebrun,

von der Vollkommenheit des Gemäldes überwältigt, seiner verzühten Begeisterung Ausdruck verlieh, die auch noch in dem Bericht nach vierzig Jahren sich verrät. Und ein herrlicher Abend beschloß den der Freundschaft und der Kunst geweihten Tag. Es war in dem Saale des Gasthofes zum Geist; die Dämmerung war hereingebrochen, schweigend sahen die Freunde dem Schauspiele zu, wie der Mond über das Siebengebirge langsam heraufstieg. Da begann Goethe seine Balladen, die eben damals entstanden waren: *Es war ein König in Thule* und *Es war ein Büble frech genug*, vor den lauschenden und tief ergriffenen Freunden zu rezitieren. „Welche Stunden! Welche Tage!“ schreibt Jacobi nach vierzig Jahren. „Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf. Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich dich nicht mehr lassen.“

In der Mitte des August 1774 ist Goethe wieder in Frankfurt, besucht seinen Freund Merck, schwärmt mit Klinger und Wagner in alter Weise und sieht sehnsüchtig dem Erscheinen des Werther und seiner Wirkung entgegen. Außer dem Besuch Klopstocks, dem er einige Szenen seines Faust vortrug, ist das Eintreffen des Dichters und Herausgebers des *Musen Almanachs*, Heinrich Christian Boie, in der Mitte des Oktober bemerkenswert, der die in Frankfurt verlebten Tage nicht genug zu preisen weiß und wiederholt hervorhebt: „Goethes Herz ist so groß wie sein Geist“, und der Besuch des Pädagogen und Begründers des Philanthropins in Haldenstein, Karl Mlysses von Salis. Kleinere Dichtungen, das leidenschaftlich gepflegte Zeichnen und Malen und die durch Klopstock wieder angeregten Gistfreuden nahmen im November und Dezember die freie Zeit in Anspruch. Aber das Jahr 1774 sollte nicht enden, ohne daß die folgenschwerste Verbindung angeknüpft wurde. Im Dezember lernte Goethe den jungen Erbprinzen von Weimar, Karl August, kennen. Am 11. Dezember abends trat ein großer, schlanker, wohlgebildeter Fremder in Goethes Zimmer, der sich ihm als preußischer Major und seit kurzem Instruktur des weimarischen Prinzen Konstantin vorstellte *Karl Ludwig von Knebel*, damals dreißig Jahre alt, hatte als ein in der deutschen und in den fremden Literaturen wohl bewandeter Offizier die Freundschaft Nicolais, Mendelssohns, Gleims und Ramlers gewonnen und benutzte seinen Aufenthalt in Frankfurt, wie natürlich, um den Dichter des Götz und Werther zu sehen. Aber nicht nur sein Wunsch war dies; auch die weimarischen Prinzen, die, begleitet vom Grafen von Görz und dem Stallmeister von Stein, sich auf der Bildungsreise nach Paris befanden, wollten gern die Bekanntschaft Goethes machen. Noch an demselben Abend wurde Goethe *Karl August* vorgestellt. Das Gespräch ging, wie selbstverständlich, bald auf das literarische Gebiet über. Mößers patriotische Phantasien lagen zufällig auf dem Tisch; Goethe waren sie wohl-

bekannt, und ihre warme Verteidigung der kleinen Staaten Deutschlands und ihrer Notwendigkeit für die Ausbreitung der Kultur, die geistreiche Beredsamkeit, der tiefe Ernst in anmutiger poetischer, oft humorvoller Form, die verklärende Betrachtung deutscher Großtaten der Vergangenheit, wie die Unternehmungen der Hanse, fand seine volle Anerkennung. Ein Gespräch über dieses Thema war zugleich das beste Mittel, dem jungen Fürsten zu zeigen, daß der Dichter des Werther kein schwärmerischer Träumer sei, sondern ein klar denkender, in Politik und Staatswissenschaft wohl bewandelter Mann. Das erste Gespräch und die Unterhaltung bei Tisch waren entscheidend. Der Wunsch Karl Augusts, diesen Feuergeist, der ihm wie bisher kein anderer Mensch imponierte, an sich zu fesseln, entstand damals und wurde festgehalten. Er lud ihn nicht nur ein, ihm nach Mainz zu folgen, die Prinzen ließen sich auch die Eltern vorstellen, wie wir aus ihren Briefen an ihre Mutter erfahren. „Wir hoffen uns schmeicheln zu dürfen, die so sehr verehrte Frau Goethe, mit der es sich gut zu leben scheint, und deren Sohn ganz ihre Augen besitzt, hat auch uns ein wenig lieb gewonnen.“ Am Tage danach folgten Goethe und Knebel den Prinzen nach Mainz. Knebel war hingerissen von dem Geist und dem Auftreten des jungen Dichters.

Gerade in diesen Tagen beschloß in Frankfurt Gräulein von Klettenberg ihr frommes Leben. Goethe war tief erschüttert: „Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb, so viel war,“ schreibt er an Frau von La Roche gegen Ende des Monats. Ein Band hatte sich gelöst von denen, die ihn an das Vaterhaus fesselten; denn in Susanne von Klettenberg war eine Verlöbte und Vermittlerin zwischen ihm und dem Vater gestorben. Auch die neue vornehme Bekanntschaft deutete verheißungsvoll nach der Fremde. Er ahnte damals wohl nicht, daß noch kurz vor der Entscheidung ein neues, liebes Band sich um den Ruhelosen schlingen würde, das kraftvoll genug erschien, ihn für immer an die Vaterstadt zu fesseln.

* * *

Den nach der Ferne sich Sehrenden Sohn der Heimat durch die Liebe zu erhalten, hatte unterdes Frau Rat nicht unversucht gelassen. War doch Platz genug in dem großen Hause für eine zweite Familie, und eine behagliche Existenz für sie zu schaffen, schien nicht schwer. Auch die Hauptperson, „der passende Schlußstein zu dem schon aufgemauerten, zugerundeten Gewölbe“, ein Mädchen, wie man sich eine bessere Schwiegertochter nicht denken konnte, war gefunden; es war die Frankfurterin *S u s a n n a M a g d a l e n a M ü n c h*, die Goethe als die „Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose“ bezeichnet.

Aber leider fehlte eines zur Verwirklichung des schön ausgedachten, auch vom Vater gebilligten Planes, die Zustimmung Wolfgangs. Die ersten Tage des neuen Jahres 1775 machten all den flüchtigen Neigungen des leicht entflammten und viel begehrten Jünglings ein Ende. Eine wahre, tiefe Leidenschaft ergriff ihn, der bis dahin tänzelnd von Blume zu Blume geflogen war,



Lili Schönmann.

Nach einem Ölgemälde (1782) auf Schloß Dackstein im Elsaß

in diesen Tagen. An einem Abend wurde Wolfgang durch einen Freund zu einem Konzert in das schöne Haus „zum Siebeneck“ auf dem großen Kornmarkt, unfern dem Hirschgraben, eingeführt, das die Besitzerin, die verwitwete Frau Bartschier Schönmann, einige Jahre vorher hatte aufbauen und glänzend einrichten lassen. In den zu ebener Erde gelegenen geräumigen Wohnräumen war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Als Goethe eintrat, saß die einzige, damals sechzehnjäh-

rige Tochter des Hauses, Lili Schönmann, am Klavier und spielte „mit bedeutender Fertigkeit und Anmut“. „Ich stand“, erzählt er selbst, „am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können: sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht.“ Als sie geendigt hatte, traten die beiden Hauptpersonen des Liebesdramas, das sich

nun abspielen sollte, zu einander: ein schönes, herrliches Paar, wie geschaffen zu glückseliger Verbindung „Auf zierlich gestalteten Schultern“, so wird sie in Berichten von Zeitgenossen geschildert, „schwebte ein anmutiger Kopf vom schönsten Oval, mit feingeregelten Zugen; blondes Haar, große, dunkelblaue Augen mit dem Ausdruck reinster Herzensgüte, ein reizend lächelnder Mund und eine durchsichtige Haut voller Jugendfrische.“ Noch kurz vor seinem Tode, beim Besuch von Lilis Enkelin, brach Goethe, durch die Erinnerung begeistert, in die Worte aus: „Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili.“

Es folgten selige Stunden und Tage In großen, prachtigen Gesellschaften sah er jetzt häufig staunend Lili ihre gesellschaftlichen Talente entfalten, in traurem Verkehr öffnete sich ihm ihr edles, liebevolles Herz Das Kindlich-reine, Unschuldige ihres Wesens, zugleich das Charakterfesteste offenbarte sich dem bewundernd Liebenden um so mehr durch den Gegensatz zu ihrer oberflächlichen Umgebung und zu dem Glanz ihres äußeren Lebens Ohne daß er es merkte, schloß sich um den Widerwilligen ein liebes, und starkes Band; erstaunt über die mächtige Veränderung besang er die Geliebte und ihre Macht in den Gedichten: Herz, mein Herz, was soll das geben? und An Belinden:

Reizender ist mir des Frühlings Blute
Nun nicht auf der Flur,
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Gute
Wo du bist, Natur.

Inniger und vertrauter wurde der Verkehr, als die wärmere Jahreszeit Lili nach Offenbach zu ihren Verwandten führte. Der Komponist und Musikverleger Johann André, bei dem Goethe in Offenbach wohnte, Johann Nikolaus Bernard, der Gründer der großen Schnupftabakfabrik, von Goethe Onkel Bernard genannt, Johann Georg d'Orville, ein Frankfurter Kaufmann, und der reformierte Prediger Ewald, das waren die Bekannten und Verwandten Lilis, deren Mutter eine geborene d'Orville war Sie wohnten unweit voneinander am nördlichen Ende der Herrengasse, an der Ecke des Einsenberges; die prächtigen Gärten, „Terrassen, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend“, wie sie Goethe bezeichnet, gehörten den Familien Bernard und d'Orville Sie reichten damals noch bis an den Main, auf dessen anderer Seite das hochgelegene Bergen sichtbar wird, „da links unten liegt

das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Turm, . . . da rechtsauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinunter". Das war der Schauplatz der Festlichkeiten der Familien und zugleich der Liebe Goethes im Sommer 1775.

Eine bessere Quelle für diese Zeit, als die durch lange Zwischenzeit verblaßte Erinnerung Goethes in Dichtung und Wahrheit, haben wir in seinen Briefen an die Gräfin Auguste von Stolberg. Als die Tochter des frühverstorbenen Hofmarschalls der Königin von Dänemark lebte Gustchen, wie sie stets von Goethe genannt wird, in Kopenhagen, seit dem Tode der Mutter als Stiftsdame in Uetersen. Durch ihre Brüder war sie in die Bestrebungen der Stürmer und Dränger und der Hainbündler eingeweiht, und so begeisterte Anhängerin Klopstocks geworden. Von Werthers Leiden aufs tiefste ergriffen, schrieb sie an den damals fünfundzwanzigjährigen Verfasser des Romans einen anonymen Brief, der durch ihre Brüder an seine Adresse befördert wurde. Der Dichter wurde durch die Teilnahme einer Unbekannten gerührt; so mächtig ergriff ihn der Inhalt und die Frage, ob er glücklich sei, daß er „die teure Ungenannte“ zur Vertrauten seines Herzens, zur Beichtigerin seiner Schmerzen und Freuden machte. Als ihm ihr Name verraten wurde, nennt er sie die liebe Schwester, das liebe Gustchen und gibt ihr das brüderliche Du. Sie, die er nie gesehen hatte, wird allein in sein Verhältnis zu Lili eingeweiht.

Gleich der zweite Brief von Mitte Februar führt uns in die Gesellschaft im Haus Siebened: „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf bis zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchten und Kronenleuchten, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft, ins Konzert, von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Faschnachts Goethe.“

Es war jener Goethe verhaßte Kreis von Verwandten und Bekannten und Anbetern, deren fades Gespräch ihm widerwärtig, deren „onkelhaft aufdringliches Benehmen“ Lili gegenüber seine Eifersucht weckte. Launig-grimmig hat er in dem Gedicht *Lilis Park* die Schar dieser Anbeter und seine Lage geschildert. Mit einem Ball zu Faschnacht werden die Festlichkeiten geschlossen, und schon Anfang März führen uns die Briefe nach dem lieblichen Offenbach. „Auf dem Lande bei sehr lieben Menschen“, in dem (jetzt abgebrochenen) Hause Andrés, schreibt er den Anfang des Briefes: „Gott weiß, ich bin ein armseeliger Junge. . . . Großer Gott, was ist das Herz des Menschen!“ Von seiner Liebe und seinen Gedichten, „den aufbewahrten Freuden und Leiden

seines Lebens", berichtet er, besonders von der Stella, die ja Züge der geliebten Lili aufweisen sollte, und vom Faust. Schon der nächste Brief führt uns mitten in die Liebesfreuden und -Leiden, in jene Stimmung, die an das damals entstandene Lied Klärchens im Egmont anflingt. Es ist die Zeit, da die Liebenden nicht mehr getrennt voneinander leben können, und als der Gedanke, Lilis Geschick an das seinige zu knüpfen, an Goethe herantrat „In mir ist viel wunderbares neues, in drei Stunden hoff ich Lili zu sehen. — Nehmen Sie das Mädchen an Ihr Herz, es wird euch beiden wohlthun", schreibt er an Johanna Sahlmer und einige Wochen später: „Sie war schon wie ein Engel, und, lieber Gott, wieviel ist sie noch besser als schön " Seine Liebe und Leidenschaft zauberte ihm ein nahes Glück vor die Augen: „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt, und die ich schon solange in rotierender Oszillation auf und zutrille, sich endlich knüpfen wollten."

In dieselben Tage (Februar) fällt die Vollendung des Schauspiels mit Gesang *Erwin und Elmire*, das Goethe schon früher beschäftigt hatte; es ist eine dramatische Darstellung der Romanze von Edwin und Angeline aus dem *Vicar of Wakefield*, die von André komponiert und von dem Dichter der geliebten Lili-Belinde gewidmet wurde. Aufgeführt wurde das kleine Drama in Frankfurt am 13. September 1775. Ihm folgte bald ein zweites Schauspiel mit Gesang: *Claudine von Villa Bella*, dessen Heldin die Züge der Geliebten erhielt. Beide sind nicht als Dramen, sondern als Libretti zu Operetten aufzufassen. Nicht ihr etwas dürftiger Inhalt, sondern die eingestreuten Lieder sind das Wesentliche. Wir brauchen nur an die Lieder: *Ein Veilchen auf der Wiese stand und Ihr verblühet, süße Rosen*, sowie an die Ballade: *Es war ein Bühlchen* zu erinnern, um auch für diese Parerga die Unsterblichkeit zu erweisen.

Aber mitten in dem Liebesglück befiel ihn wie eine böse Ahnung der Gedanke, daß dieses Glück nicht dauernd sein werde, daß er nicht geschaffen sei, eine Lili, so wie sie es verdiente, glücklich zu machen. Er kannte seine unbezwingliche Liebe zur Freiheit; mit Schauern dachte er an die einstige Trennung von Friederike. In solchen Augenblicken schreibt er flehend an Gustchen: „Rette mich von mir selbst." Dem Schwanken Wolfgangs machte eine energische Freundin beider Familien, die „Handelsjungfrau" *Dorothea Delph* aus Heidelberg, ein Ende. Sie holte die Einwilligung der beiderseitigen Eltern ein und trat eines Abends zu dem jungen Paare. „Gebt euch die Hände," rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. „Ich stand", so lautet Goethes Schilderung, „gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme."

Ein wunderlicher Bräutigam! Zu eben der Zeit, die andere für die glücklichste ihres Lebens halten, spricht er in Briefen an Knebel und Klopstock von der Verworrenheit seines Lebens, von dem Keld, den er wie jeder andere austrinken müsse, von den Falten seines Gesichts, die sich in seinen Briefen abdrücken, und nicht ungern ergreift er Mitte Mai die Gelegenheit, durch eine Reise mit den Brüdern Stolberg nach der Schweiz den Versuch zu machen, wie lange er es ohne Lili aushalten könne. Eine Flucht vor Lili nennt er diese Reise, sich selbst einen durchgebrochenen Bären, eine entlaufene Katze. Aber so leicht wurde das herrliche Mädchen nicht aus dem Herzen gerissen. Die „goldenen Träume“ ließen sich nicht verschrecken, und bei dem Anblick der herrlichen Alpenlandschaft bricht der fluchtige Bräutigam in die Worte aus: „Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte, Wä', was wä' mein Glück?“ Auf dem Gotthard am 22. Juni sieht er das seit frühester Kindheit geliebte und heiß ersehnte Italien vor sich. Es bedarf nur des Entschlusses, und die Sehnsucht ist gestillt. Aber der Frankfurter Magnet war stärker.

Stieh' ich, Lili vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Taler und Walder wallen!
Ach, Lilis Herz konnte sobald nicht
Von meinem Herzen fallen

Ende Juli 1775 ist Goethe wieder in Frankfurt. Die Szenen vom Frühjahr wiederholen sich, auch die Lage ist dieselbe geblieben, ärgerliche Auftritte mit Lilis Mutter mögen dazu gekommen sein; manchmal hält er sich für unglücklicher als Gustchens Bruder Fritz, dessen Liebe nicht erwidert wurde. Es ist derselbe Widerstreit seiner Gefühle, der einst Friederike unglücklich gemacht hatte. Er will sich nicht binden und kann doch ohne Lili nicht leben. In seinem Gedicht *H e r b s t g e f ü h l*, das dort im Hause Andrés entstand, hat er das Leid seiner Liebe verewigt. Als Galgenhumor möchte man es bezeichnen, wenn er der Sendung eines Käses an Rahel d'Orville die Worte hinzufügt: „Der Kerl ist wie ich: solange er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, so sind wir feste, tapfere Kerls. Drum in den Keller mit ihm, wo ich auch gegenwärtig in Frankfurt sitze, vollkommen wie in einer Eisgrube.“ Und in solcher Stimmung möchte er manchmal von neuem entfliehen und fragt bei Merck an, ob er ihn mit etwas Geld für diesen Fall unterstützen wolle.

Die Briefe jener Zeit lassen auf vertrautesten Verkehr in Offenbach schließen. So schreibt er aus dem Zimmer Lilis: „auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Pannier, ein Halstuch darüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel, . . . hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten,“ und ein andermal schreibt er an Gustchen, während

Lili im „Negligee“ am Kaffeetisch sitzt „und ihm den Rücken zukehrend ihr Frühstück schlurft“.

Die gemeinsam verlebten Tage in Offenbach, die Feste, wie Ewalds Hochzeit, und die Gartenfeste, wo er an Lilis Seite „in der grausamst feierlichst süßesten Lage seines ganzen Lebens war“, sie schließen das Band immer fester, das zu lösen sein Wille war. Nur Gustchen erfährt von diesem Willen „War ich das los,“ schreibt er mitten in den Offenbacher Freuden (am 18. September), „o Gustchen, und doch zittere ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib meinem Herzen treu und laß es gehen.“ Noch einige Wochen qualvollen Kampfes, dann hat er entschieden. Er sagt sich allmählich los; seine Abreise nach Weimar war der deutliche Ausdruck seines Willens. Auf der Reise schrieb er in Eberstadt in sein Tagebuch: „Lili adieu, Lili zum zweiten Male! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden, wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht.“

Man vermißt bei der Goethischen Schilderung ein überzeugendes Motiv für die Notwendigkeit der Trennung. In der Koketterie Lilis haben viele es sehen wollen; sehr mit Unrecht. Lili hat durch ihr späteres edles und großes, man kann sagen, heldenhaftes Leben einen solchen Vorwurf entkräftet; auch hat sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele an Goethe festgehalten und wäre ihm überallhin gefolgt. Der Hauptgrund lag in der Ehescheu Goethes und in dem Gefühl, daß er zu etwas anderem auserlesen sei, als in der Tretmühle seiner bisherigen Berufstätigkeit für eine Familie zu sorgen und philisterhaft damit sein Tagewerk für vollendet zu halten. Die anderen Hindernisse hätte der ernste Wille des Bräutigams beseitigt oder unbeachtet gelassen. Es waren dies besonders die Gegensätze in den äußeren Verhältnissen der beiden Familien. Die Schönemanns gehörten zur reichsten Handelsklasse und hielten sich zur adeligen Gesellschaft. Goethes Vater war zu stolz, eine Gesellschaft aufzusuchen, der er sich weder an Herkunft, noch an Reichtum gleichstellen konnte, und wo er Gefahr lief, wegen seiner Abstammung gering geschätzt zu werden. Darum hören wir auch gar nichts von einem Verkehr der beiden Familien, trotz der Verlobung und trotz der Nähe der Wohnungen. Frau Aja vollends hätte sich nie in dem vornehmen Ton zurechtgefunden. Auf der Schweizerreise kam Goethe zu seiner Schwester. Mit eindringlichen, warnenden Worten setzt die selbst in der Ehe unglückliche Cornelia ihm auseinander, daß ihre Eltern und Lili sich nie verstehen würden, und daß es eine Grausamkeit wäre, das in Glanz und großen Verhältnissen aufgezogene Mädchen in ein ganz anders geartetes Haus zu verpflanzen.

Kein Wort der Klage hat Goethe oder ein anderer von dem herrlichen Mädchen vernommen. Ruhig und stolz verbarg sie den Schmerz verschmähter Liebe in ihrem Inneren. Wenn Goethe in ihrer Gegenwart getadelt wurde, hat sie ihn mit den Worten verteidigt, daß man den großen Dichter mit keinem anderen, noch so ausgezeichneten Liebhaber auf eine Stufe stellen dürfe. Die Erinnerung an die Zeit seiner Liebe trug sie als ein heiliges Vermächtnis in ihrem Herzen. „Ich lasse ihn grüßen,“ so sprach sie im Jahre 1795, nachdem sie trübe Schicksale mit Heldenmut ertragen hatte, zu Bäbe Schultheß, der wärferten Schweizerin, „und freue mich beim Andenken an ihn, das reine Bild, das



Christian Graf von Stolberg.
Handzeichnung von Cavaters Fragmenten

er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren und werde es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen.“ „Es war mir so wohl neben ihr,“ fügt Bäbe diesem Bericht hinzu, „als wenn ich in Deiner Iphigenie lese.“

Bei Goethe machte in Weimar die Leidenschaft einer ruhigen, bewundernden Verehrung Platz, von der er ihr selbst, wo ihre Lebenswege sich noch kreuzten, und der Mit- und Nachwelt in Wort und Tat rührendes Zeugnis abgelegt hat.

Kurz vor seiner Abreise nach Weimar, in der erzwungenen Ruhe der letzten Wochen, warf Goethe einen Rückblick auf die verflossenen neun Monate des Jahres und nennt sie „die zerstreuesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten seines Lebens.“

Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die See Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen? zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht.“ Liebe und Freundschaft, Besuche und Reisen, Berufstätigkeit, Dichtung und Zeichnen — kaum reichte der Tag aus, um dem allen zu genügen.

Der Besuch vieler bedeutender, edler Menschen, die aus allen Gegenden des Vaterlandes zu ihm kamen, machte ihn damals ganz glücklich. Der erste im neuen Jahre war der von Fritz Jacobi, der im Januar und Februar zwei-

mal mehrere Wochen in Frankfurt weilte. Ihm schloß sich Jung = Stilling an, der Freund aus der Straßburger Zeit Auch kam am 30. März Klopstock wieder nach Frankfurt, ließ sich von Wolfgang morgens auf dessen Zimmer die neuesten Szenen des Faust vorlesen und beehrte die Eltern mittags mit seiner Anwesenheit Bald darauf meldete sich wieder vornehmer Besuch. Die beiden Grafen Stolberg, deren Schwester wir schon kennen gelernt haben, langten in Begleitung ihres Freundes, des Freiherrn von Haugwitz, Mitte Mai in Frankfurt an. Die Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg waren von ihren Eltern fromm erzogen worden und in der Verehrung Klopstocks, des Freundes der Eltern, aufgewachsen. Der Götz ließ sie in Goethe den genialen Führer und Leiter der neuen Richtung erkennen, der Werther steigerte die Begeisterung zu glühender Verehrung; in überschwenglichen Briefen baten sie ihn um seine Freundschaft Jetzt ruhen sie nicht, bis sie „den herrlichen Goethe, den wilden, aber sehr, sehr



Friedrich Leopold Graf von Stolberg.
Gemälde von J. B. Lampi.

guten Jungen, voll Geist, voll Glamme“, näher kennen gelernt hatten.

Die jungen Brauseköpfe begnügten sich nicht damit, die neue Lehre anzuerkennen oder in ihren Gedichten zu befolgen; in das Leben übertrugen sie, was sie für recht erkannt hatten. Werther hatte die Gleichheit der Stände gepredigt; die adeligen Herren führten sie durch. Sie bieten nicht nur Goethe, der ihnen gegenüber die Äußerung wagen darf: „Hol's der Teufel, daß Gustchen Reichsgräfin ist“, das brüderliche Du an, auch mit dem armen, von geringen Eltern abstammenden Klinger schließen sie innige Freundschaft und

nehmen ihn in ihre Wohnung auf, weil er „ein treffliches Herz hat und ein herrlicher Dichter ist“ Das Recht des Individuums verfochten Goß und Werthner; sie saßen es auf als das Recht, das Tolle und Maßlose, das aller konventionellen Sitte Entgegengesetzte zu tun.

Schon der Stil, in dem die Freunde miteinander verkehrten, ging an Natürlichkeit und Derbheit über das Erlaubte Ihre Freiheitsliebe artete in rohen, unverständigen Tyrannenhaß aus, und Vater und Mutter Goethes mußten Zeuge sein der ungeheuerlichsten Brandreden, denen bekanntlich Frau Aja durch ihr „Tyrannenblut“ eine andere Richtung zu geben wußte. Der Vater war wohl froh, als die rauhen Naturburschen das Haus verließen, wenn sie ihm auch Wolfgang auf einige Zeit entführten. Nach dem Lande der Freiheit, nach der Schweiz, war ihr Sinn gerichtet In Wertherkleidung, blauem Frack mit gelber Weste, dazu runden grauen Hüten, traten die vier Freunde die Geniereise an. Man begann die Fahrt gleich mit einer Menge Tollheiten, unter denen das offene Baden bei hellem Sonnenschein noch die geringere war. In Karlsruhe traf man den Erbprinzen Karl August von Sachsen-Weimar mit seiner Braut, „dem Engel Louise, dem blinkenden Stern“; auch wurden die Freunde dem markgräflichen Paare vorgestellt. Dann ging es nach Straßburg, wo Goethe Salzmann und Lenz wieder sah; drei prächtige Maitage schwelgte er dort in freundlicher Erinnerung, suchte mit Lenz den Wasserzoll auf, bestieg das Münster und verkehrte mit den Meininger Prinzen, mit denen er schon im Februar Freundschaft geschlossen hatte. Am 27. Mai reiste er in Begleitung Lenzes nach Emmendingen zu der an Körper und Seele kranken Schwester; von da über Schaffhausen, wo er bewundernd vor „dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins“ stand, nach Zürich (am 8 Juni). Hier warteten auf ihn mit Verlangen und Sehnsucht Lavater und Pfenniger und die Frankfurter Jugendfreunde, der Theolog Jakob Ludwig Passavant und der Musiker Philipp Christoph Kayser.

Zürichs große literarische Bedeutung gehörte der Vergangenheit an. Die einstigen Führer und Leiter waren literarisch tot, Paläophron und Neoterpe begegneten sich, als der jugendfrische Dichter Bodmer, „die griesgrämige, literarische Mumie“, respekt- und pietätvoll begrüßte.

Während sich die Grafen Stolberg, die sich ein kleines Landhaus gemietet hatten, ihren extravaganten Neigungen überließen, unternahmen Goethe und Freund Passavant eine Reise durch die Schweizer Hochalpen. Am 15. Juni, „an einem glänzenden Donnerstagmorgen“, fuhren die Freunde über den vielgerühmten Vierwaldstätter See nach Richterswyl. Goethes Dichtermund entquoll hier ein prächtiges Lied:



Barbara Schultheß.

Gemalde von Joh Wilh Tischbein (Mai 1781)
Original im Besitz von Frau Geßner-Ernst in Zürich

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die turmende Serne,
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reisende Frucht.

Und nun hieß es hinauf! hinauf! zu den in der Sonne glänzenden Höhen. Unter fröhlichem Scherzen und Jauchzen erstieg man den Bergpfad am linken Seeufer nach Maria Einsiedeln, den nächsten Tag ging es nach Schwyz, „von Platte zu Platte, von Klippe zu Klippe hinunter“; dann über den Lowerzer See nach Rigi Klösterli und am 18. Juni nach Rigi Kaltbad, wo sie „in Wolken und Nebel rings die Herrlichkeit der Welt“ erblickten. Der nächste Tag war für die schönste der Schweizer Herrlichkeiten bestimmt. Von Vitznau aus fuhren die Freunde auf einem Nachen nach Gersau und dann über den Urner See, am Rütli und der Tellsplatte vorbei nach Glüelen. Die viel begangene Gottshardstraße führte die Reisenden am 20. Juni über Amsteg nach Wassen, am nächsten Tage nach Göschenen, über die Teufelsbrücke nach Andermatt, wo man in den „Drei Königen“ sich an einfachster Kost erfreute; abends langte man nach mühsamer Wanderung auf dem Gotthardhospiz an.

Nun eilte man schnell zurück über Andermatt, Küßnacht und den Zuger See nach Zürich, wo die Freunde am 26. Juni wieder ankamen. Hier sollte Goethe durch Savaters Vermittlung dem Kranze seiner Freundinnen eine neue Blume hinzufügen. Mit Barbara oder B ä b e S c h u l t h e ß, der damals dreißigjährigen Gattin des Kaufmanns David Schultheß, der damals dreißigjährigen Gattin des Kaufmanns David Schultheß, knüpfte er hier einen Freundschaftsbund, von dessen Stärke und Innigkeit wir jetzt genauere Nachricht erhalten haben. Die „Immergleiche“ nennt sie Savater und preist als ihre Haupttugend „die Stäte“. Der ernste Zug ihres Wesens schreckte Goethe nicht ab; er erkannte die darunter sich verbergende Innigkeit und Treue. „Wer durch diesen Nebel durchdrang,“ sagte ihr Schwiegersohn später von ihr, „der ward von ihrer heiteren und warmen Sonne erquickt.“ Goethe verkehrte mit ihr bald in dem Tone des brüderlichen Du, gab ihr in zahlreichen Briefen nicht nur Einblick in sein geistiges Schaffen, das sie mit Verständnis verfolgte, sondern öffnete ihr auch sein Herz und weihte sie in seinen Liebeskummer ein. Er sandte ihr manche seiner Werke, wie Meisters theatralische Sendung, die Iphigenie, die erste Fassung des Tasso und eine Anzahl Gedichte im Manuskript zu.

Am 13. Juli war er wieder auf dem Münster in Straßburg. Seine Gefühle, die die Erinnerung an die gewaltigen Werke der Natur und die Gegenwart

der großen Weisheit der Kunst in ihm aufregten, ergossen sich in ein Gebet: Die dritte Wallfahrt nach Erwins Grab. Nachdem er noch in Darmstadt Merck und das Herdersche Ehepaar begrüßt hatte, traf er etwa am 24. Juli bei Frau Aja ein, die sehnsüchtig seiner harrte. Sobald der berühmte Sohn des Hauses wieder bei den Eltern war, stellten sich neue Besuche ein. Der wichtigste war der des Herzogs von Weimar, der Anfang September die Regierung angetreten hatte und am 20. September, auf der Reise zur Vermählung mit Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, in Frankfurt eintraf. Die Einladung an Goethe wurde dringend wiederholt, auch die junge Herzogin schloß sich bei der Durchreise des jungen Paares nach Weimar am 12. Oktober der Bitte ihres Vaters an. Die Mutter setzte nach längeren Verhandlungen die Erlaubnis des Vaters, wenn auch mit großer Mühe, durch.

Nach den Stürmen im Sommer trat im Beginn des Herbstes Ruhe und ein friedlich schönes Verhältnis im Hause ein. Ein Brief Goethes an Lavater schildert uns eine Szene dieses Familienfriedens: „Zimmermann ist fort, und ich bin bis zehn im Bett liegen geblieben, um einen Katarrh auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärm der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen, es ward vertraulicher diskutiert, ich hab meinen Tee getrunken, und so ist's besser. Ich hab wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt.“

Die Erzählung des Mißgeschicks, das Goethe durch das Ausbleiben des weimariſchen Wagens traf, seines vergeblichen Wartens vom 15. bis 29. Oktober, wo er nur in der Dunkelheit und in einen Mantel gehüllt auszugehen wagte, gehört zu den bekanntesten Episoden der Selbstbiographie. Die unfreiwillige Ruhe und Muße kam dem Drama *Egmont* zugute. Am 30. Oktober früh sechs Uhr verließ er Frankfurt, des langen Wartens müde, um, von dem Burſchen Philipp Seidel begleitet, nach Italien zu reisen. „Ich packte für Norden,“ so heißt es im Tagebuch, „und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme! Grisch also, die Torſchließer klumpen vom Burgemeister weg, und eh' es tagt und mein Nachbar Schußflicker seine Werkstätte und Laden öffnet: fort. Adieu Mutter!“

In Heidelberg nahm ihn die uns schon bekannte Freundin Dorothea Delph auf; sie war durchaus nicht über das Scheitern des von ihr protegierten Heiratsplanes unwillig geworden, sondern bereitete schon einen anderen, der mit einer von ihr geplanten Anstellung Goethes in kurfürstlich-pfälzischen Diensten zusammenhing. Auf eine von den vier Töchtern des kurfürstlichen Landſchreibers und Hofrates, Ferdinand Joseph von Wreden, des ersten Beamten der Stadt, war es abgesehen; es war wohl dieselbe, die zu den Adoptivtöchtern

von Frau Rat gehörte, und mit der Goethe schon früher korrespondiert hatte. Aber auch diesmal hatte „Delphin politica“, wie sie von Frau Rat genannt wurde, kein Glück. Das Eintreffen des weimariſchen Kuriers, der von Frankfurt Goethe nachgereist war, machte allen Plänen, auch dem einer Reise nach Italien, ein Ende. Nach kurzer Rast in Frankfurt lenkte Goethe nach dem gastlichen Lande Weimar, ohne noch zu ahnen, daß ihm das Schicksal hier eine zweite Heimat bereiten wollte.

Unter den Entwürfen von größeren und kleineren Dichtungen, die Goethe mit nach Weimar nahm, befand sich auch das Manuskript der ersten Bearbeitung des *Sauſt*. Die Klage über den Verlust dieses „alten, noch vorrätigen, höchst konfuseu Manuskripts“, wie er es in dem Briefe an Schiller vom 5. Mai 1798 nennt, ist verstummt, seitdem durch Erich Schmidts glücklichen Fund im Jahre 1887, wenn auch nicht der *Urfauſt* selbst, so doch eine zusammenhängende Reihe ältester *Sauſt*-Szenen, wie sie Goethe in der ersten Weimarer Zeit am Hofe vorgelesen hat, in sorgfältiger Abschrift des Frauleins von Gochhausen, der Hofdame der Herzogin Anna Amalie, wieder ans Tageslicht gezogen worden ist. Der Kurze halber bezeichnet man diese Abschrift als *Urfauſt*. Ihm soll in dem Kapitel dieses Buches, das sich mit dem *Sauſt* beschäftigt, eine eingehende Betrachtung gewidmet werden.



Goethe. Relief von Joh Peter Melchior, 1775
Original im Schloß Tiefurt

Im Staatsdienste.

Der Weimariſche Hof.

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß das erſte Geſpräch zwiſchen Karl Auguſt und Goethe an Juſtus Möſers Patriotiſche Phantaſien anknüpfte. Was dieſer weitblickende Philoſoph und Jurist mitten in dem Unglück der deutſchen Kleinſtaaterie zum Vortheil der kleinen Staaten, und was er von ihrer wichtigen Bedeutung für die Kultur Deutſchlands geſagt hatte, niemand hat das ſo glänzend verwirklicht, als gerade Karl Auguſt.

Ein Lieder- und ſangesfrohes, mit der Geſchichte unſerer Dichtung unauflöslich verbundenes Land war es, in das der junge Dichter Wolfgang Goethe am 7. November 1775 einzog. Schon den großen Meiſtern mittelhochdeutſcher Poeſie hatte T h ü r i n g e n und ſein Landgraf Hermann eine gaſtliche Statte bereitet. Hier hatte Wolfram von Eſchenbach ſeinen Parzival gedichtet; hier Walther von der Vogelweide ſeine Lieder erſchallen laſſen, und die Sage vom Tannhäuſer und von dem Sängerkrieg auf der Wartburg wird noch den ſpäteſten Geſchlechtern von dem Glanz des Muſenhofes, von dem Beſchützer der Dichtung, dem freigebigen Landgrafen, verkünden. Ein Jahrhundert ſpäter finden wir in Eiſenach eine der erſten Spuren der Aufführung eines deutſchen Dramas. Weiter bot die Wartburg dem geächteten Luther ſchützendes Obdach: hier vollzog ſich die Geburt der deutſchen Schriftſprache. So hatte denn Karl Auguſt von ſeinen Vorfahren ein theures Erbe, den Schutz deutſcher Dichtung, empfangen. Die kläſſiſche Zeit Weimars und der edle Bund Schillers und Goethes, der ohnegleichen iſt in der Geſchichte des Geiſteslebens der Völker, war nicht der Beginn, ſondern die Höhe des Ruhmes.

Aber Anna Alia, die ſechzehnjährige Gattin des Herzogs Konſtantin von Sachſen-Weimar-Eiſenach, brachte dem Geſchlecht, das mit dem letzten Sproß, dem ſiechen und kraftloſen Herzog, auszusterben drohte, noch ein anderes Gut als Mitgift. Es war das Erbtheil ihrer Vater, der Weißen, des älteſten deutſchen Fürſtengeſchlechts: Tatkraft, Entſchloſſenheit und Ausdauer. Karl Auguſt war der glückliche Erbe welfiſcher Energie und Tapferkeit und des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Sinnes der Wettiner.

Der braunſchweigischen Prinzessin Anna Amalia waren nicht Tage voller Freude und Wonne, wie ſie nach kindlicher Volksvorſtellung das Leben der Großen dieſer Erde ausfüllen, beſchieden geweſen. Schon von der eben geborenen Prinzessin wandte ſich der Vater, Herzog Karl von Braunſchweig, der an ihrer Stelle den heißerſehnten Stammhalter erwartet hatte, unmutig und grollend ab, und auch die Mutter verbarg ihren Schmerz und ihre Enttäuſchung nicht. Dieſe Stimmung der Eltern verfolgte das körperlich wenig anmutige Mädchen die ganze Kindheit hindurch. „Nicht geliebt von meinen Eltern,“ ſo ſchildert ſie ſelbſt die erſten Jahre ihres Lebens, „immer zurückgeſetzt, meinen Geſchwüſtern in allen Stücken nachgeſetzt, nannte man mich nur: den Ausſchuß der Natur.“ So ſchien es ihr eine Erlöſung zu ſein, als ihr Vater ſie, ohne ihr Herz zu fragen, im Jahre 1756 mit dem neunzehnjährigen Herzog Erſt Auguſt Konſtantin von Weimar verheiratete. Auch er war ſoeben erſt einer drückenden und harten Erziehung, der Vormundſchaft in Gotha, die faſt einer Gefangenſchaft gleichkam, entronnen. Ein neues, glückliches Leben, ſegensreich für das arg vernachläſſigte Land, wollte das jugendliche Paar beginnen, und die Geburt des Erbprinzen (am 3. September 1757) war glückverheißen für die Eltern und das ſo lange herrenlos geweſene Land; aber ſchon im Mai des nächſten Jahres ſtanden die Untertanen und die Herzogin am Grabe des im zweiundzwanzigſten Lebensjahre dahingerafften Fürſten.

Vor zwei große Aufgaben ſtellte das Schickſal die ſelbſt noch unmündige Herzogin und Mutter: die Verwaltung des Landes in ſchwerer Zeit und Kriegsnot und die Erziehung des Erbprinzen und des vier Monate nach dem Tode des Vaters geborenen Prinzen Konſtantin. Die erſte hat Anna Amalia auch nach dem Urteile ihres Oheims, des großen Friedrich, glänzend gelöſt, dabei auch Kunſt und Wiſſenſchaft gefördert, indem ſie tüchtige Kräfte an die Univerſität berief und ihre Untertanen die Benützung der fürſtlichen Bibliothek und den unentgeltlichen Beſuch eines Theaters gewährte. Daß ihr auch die zweite gelungen iſt, hat Karl Auguſts Regierung bewieſen. Sie ſelbſt war freilich in den Jahren ihrer Vormundſchaft mit der Erziehung des Erbprinzen und deren Ergebniſſen nicht immer zufrieden. Eben das, was die Mutter manchmal an ihm irre werden ließ, die Gegenſätze in ſeinem Charakter, haben zu widerſprechenden, oft ſich gegenseitig aufhebenden Urteilen über ihn geführt. Derſelbe Goethe, der ihn Eßermann gegenüber „als gebornen großen Menſchen und dämoniſches Weſen mit faſt unbegreiflicher Tat- und Anziehungskraft“ geprieſen, hat ihn in Stunden des Unmuts ſcharf getadelt und ſogar, wie man ſagt, einmal den Ausſpruch getan: „Karl Auguſt hat mich nie verſtanden.“ Und noch in neuerer Zeit iſt der „Auguſt und Mäcen“ unſerer klaſſiſchen Literatur von einem feinfinnigen Goetheforſcher als eine „rohe



Herzogin Anna Amalia von Weimar
Gemalt um 1780 von einem unbekannten Künstler
Original im Wittumpalais in Weimar

Natur" bezeichnet worden, „die sich nur durch den Verkehr mit dem großen Freunde in ein Interesse für geistige Dinge hineinlog“

Der Grundzug des Charakters des Herzogs Karl August war ein leidenschaftlicher Drang zur Betätigung der Kräfte seines Geistes und Körpers, sei es im Guten oder im Bösen. „Ein Herzogtum geerbt zu haben," sagt einmal Goethe von ihm, „war ihm nichts; aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen“

Solche Naturen schaffen und arbeiten weniger um des Zieles, als um der Aufregung willen; die Bergspitze verliert für sie den Reiz, wenn sie erklimmen ist. Und die innere Unruhe zu beschwichtigen, suchen sie Gefahren. Darum wurde Karl August Soldat mit Leib und Seele, ein leidenschaftlicher Jäger, ein tollkühner Reiter; darum ward ihm auch nicht wohl im eigenen Hause, auf der Jagd und auf Reisen verbrachte er einen großen Teil seines Lebens. Das Unbändige äußerte sich auch in der Form des Auftretens. Einem burschikosen Leben zugetan, ein



Karl August, 1775.

Pastellbild von Schroeder. Original im Schloß in Weimar

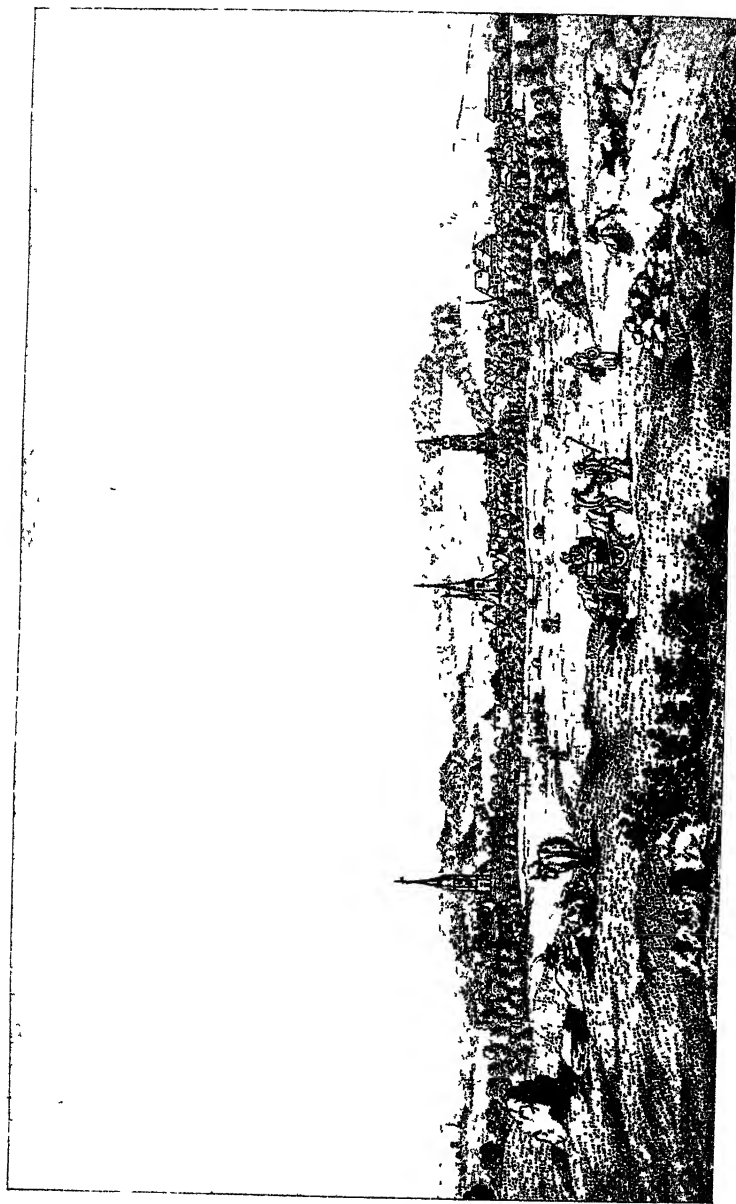
Verächter aller Etikette, hieß er noch in hohem Alter „der Student von Jena“. Nicht selten aber sah dieser Mangel an Form Gefühl- und Herzlosigkeit tausend ähnlich. So derbe, auf das Wirkliche gestellte Naturen wie Karl August ahnen gar nicht, daß sie mit ihrer Derbheit zartbesaitete und empfindungsreichere Menschen beleidigen und sich für immer verschließen. Sie beleidigen, wo sie es nicht gewollt, und fühlen es nicht, wo sie beleidigen.

Es ist, als wenn das treue, scharfblickende Auge der Mutter das alles vorausgesehen hätte. Sie hätte glücklich und beruhigt sein können; denn der Knabe

entwickelte sich geistig geradezu glänzend, und auch sein Großoheim, Friedrich der Große, versicherte, nie einen jungen Fürsten gesehen zu haben, der zu so großen Hoffnungen berechnete. Aber wichtiger als die Geistesbildung erschien der Mutter die Bildung des Charakters, und zu ihrem Schmerze sah sie, daß der unbändige Troß und die Härte des Charakters, die sie für ein großes Laster „und ein doppelt großes bei einem Regenten“ hielt, von Jahr zu Jahr zunahm. Sie glaubte seinem Erzieher, dem *Grafen von Götz*, der früher ihr volles Vertrauen besessen hatte, ihr aber nun „ehrgeizig, intrigant und unruhig“ erschien, die Hauptschuld beimessen zu müssen. In der Wahl eines zweiten Erziehers, Wielands, des Verfassers des Buches von der Fürstenerziehung, „des goldenen Spiegels“, war sie nicht glücklicher. Denn der geistreiche, liebenswürdig schwache, launenhafte Dichter war wohl geeignet, des Prinzen Geist zu fordern, aber nicht auf seinen Charakter zu wirken. Was Anna Amalia durch ihre Strenge, in der sie dem Sohne sogar die ihm zukommenden herzoglichen Rechte verweigerte, erreichte, das schienen ihr die Schmeicheleien der Erzieher der aufgehenden Sonne gegenüber wieder zu verderben. Der Gegensatz und Widerstreit zwischen ihr und dem Sohne in den letzten Jahren der Vormundschaft ließ sie, wenn auch nicht ohne Bangen für das Land, die Zeit herbeisehnen, wo sie das verantwortungsvolle Amt niederlegen könnte, nachdem es ihr noch gelungen war, Karl Augusts Vermählung mit einer der edelsten deutschen Prinzessinnen, *Luisen von Hessen-Darmstadt*, durchzusetzen und ihm, wie sie hoffte, in dieser Lebensgefährtin einen sicheren Halt zu geben. So übernahm denn Karl August am 3. September 1775 die Regierung. Die bangen Befürchtungen der Mutter schienen zuerst nicht unberechtigt gewesen zu sein. Ohne von jemandem sich raten zu lassen oder auf jemandes Warnung zu hören, gab er sich wilden und rauschenden Vergnügungen hin und genoß das Recht, Alleinherrscher zu sein, in vollen Zügen. Aber hinter all dem Troß und dem Ungestüm sah Goethe zwei Tugenden: den guten Willen, dem die Tatkraft nicht fehlte, und das treue Festhalten an dem einmal gewonnenen Freund. Die Freundschaft dieses treuen, begabten Fürsten weckte in Goethe, der nur als Gast gekommen war, zuerst den Gedanken, hier ein neues Heim zu suchen. Denn die Stadt Weimar und das Leben darin hätte ihn nicht locken können.

Man denke nur nicht bei *Weimar* an die schmutze und stolz-vornehme Hauptstadt Thüringens; das damalige Weimar war ein armseliges Landstädtchen mit etwa 6000 Einwohnern. Die Stadt war ringsum von Wasser umschlossen, im Osten durch die Ilm, im Süden und Westen durch Arme der Lotte, im Norden durch eine Reihe Teiche. An dieser Wassergrenze zog sich außen an der Ostseite eine Mauer hin, mit Überresten der Festungswerke und

vier Toren, durch die der strengbewachte Verkehr der Außenwelt mit der Stadt vermittelt wurde. Den dritten Teil der ganzen Stadt hatte das Schloß mit seinen Nebengebäuden bis zum Jahre 1774, da es völlig niederbrannte, eingenommen. Goethe fand an seiner Stelle einen großen Trümmerhaufen vor. Der jetzige Platz vor dem Schlosse nach dem Parke zu war damals ein großer Teich. An ihm standen an der Seite nach der Ilm zu eine Reihe von Wirtschaftsgebäuden und die Bibliothek, an der anderen Seite des Teiches das rote Schloß, der Gleichische Hof und das gelbe Schloß. Südlich davon auf einem freien Platz stand das Fürstenhaus. Es ist dies für die Zeit des Goethischen Aufenthaltes eines der wichtigsten Gebäude Weimars. Nach der Zerstörung des Schlosses wurde es die Residenz des jungen herzoglichen Paares und blieb dies auch trotz seiner Enge und Beschränktheit dreißig Jahre lang. Den ersten Stoß bewohnte Herzogin Luise, den zweiten Karl August. Hier fanden die Sitzungen des geheimen Conseils statt, hier öffnete sich in vertrautem Gespräche dem Freunde die Brust seines hohen Gönners, der ihn oft Tag und Nacht nicht von sich ließ. Und nicht weniger bedeutungsvoll und teuer war Goethe das dem Fürstenhaus gegenüberliegende Gebäude, in dem Frau von Stein wohnte, die spätere russische Königin Anna Amalia bewohnte seit dem Schloßbrande das sogenannte Palais, dem Theater gegenüber, später Wittumspalais genannt. Von diesem Palais bis zum inneren Frauentor zog sich die Esplanade hin, die heutige Schillerstraße, damals ein unbedeutender Spazierweg, an dem erst später einzelne Häuser, wie das Schillerhaus, erbaut wurden. Hinter dem inneren Frauentor folgte der Frauenplan, mit dem Hause, das später Goethe gehörte. Die Plätze jenseits der Mauer, die heute von Straßen durchzogen werden, waren Gärten und Feld. An den Ufern der Ilm lag der Weiße Garten, wo Tänze und Spiele abgehalten wurden, und der eine Insel bildende Stern, der seinen Namen von den in seiner Mitte strahlenförmig auslaufenden Gängen erhalten hat. Südöstlich von ihm lag das Goethische Gartenhaus. Im Nordwesten ist der Schweinemarkt mit seinen strohgedeckten Magazinscheunen und Bürgerscheunen den monumentalen Gebäuden des Karlsplatzes gewichen, der zu Goethes Zeiten zum Teil sumpfiger Teich war. „Weimar ist“, so schilderte ein Zeitgenosse die Stadt, „ein mittelmäßiger Ort, dessen Gassen weder an Reinlichkeit und Anlagen, noch an Bauart der Häuser dem heiteren und lustigen Jena gleichkommen. Die Häuser sind meist alle dürrig gebaut, und es hat fast alles das armselige Ansehen einer nahrungslosen Landstadt. Man darf sich nicht weit von den Hauptstraßen entfernen, um in Winkel und Lächer zu kommen, welche noch mehr dieses Ansehen haben. Kein einziger Platz ist, der der Stadt eine residenzähnliche Ansicht gäbe.“ Alles lebte mit oder vom Hofe. Auch die lieblichen Lustörter in der weiteren Umgebung, wie Bel-



Weimar von der Weisseite (um 1780). Kupferstich von G. M. Kraus
Original im Besitz von Prof. Dr. A. Kippenberg in Leipzig



Herzogin Luise.

Zeichnung von Goethe.

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

vedere im Süden, Tiefurt im Osten, Ettersburg im Norden, waren nur für die hohen Herrschaften vorhanden; ihre jetzige Gestalt ist ihnen zum Teil erst nach Goethes Ankunft gegeben worden

Ebenso wenig wie die Stadt konnten Goethe die Verhältnisse am Hofe fesseln. Anna Amalia hatte freilich die Schwiegertochter sich ausgesucht, aber größere Gegensätze als diese Frauen konnte man sich kaum denken. Schon das Äußere verriet diesen Kontrast. Die kleine unansehnliche Gestalt der verwitweten Herzogin mit dem kurzen Hals und dem großen, unschönen, unruhigen Kopf und den durchdringenden „Friedrichsaugen“, und daneben die schlanke, ungewöhnlich große Herzogin Luise, aus deren klassisch ruhigen Zügen Vornehmheit, ja Majestät sprach. Wenn die heitere, lebenslustige, nicht selten burschikose Anna Amalia, gerade so wie ihr Sohn, die Etikette haßte und es liebte, Mensch unter Menschen zu sein, wenn ihr lebhafter Geist sich in vielen, oft über dilettantischen Versuch hinausgehenden Talenten, dem musikalischen, zeichnerischen und schriftstellerischen, offenbarte, bei Luise waren die Mäusen ausgeblieben, „sie hatte kein Talent, welches ihr Wesen einolte und biegsam erhielt“, und ihre scheue, ungesellige Natur empfand die Etikette nicht als Zwang und die Abschließung vor dem profanum vulgus als Wohltat. Der großen, edlen Fürstin fehlte das Liebliche, der Gattin das schmiegsame Element, das sich in alle Lagen zu finden weiß, und jene schöne Gabe, ihre Umgebung zu beglücken; ihr Charakter, nicht der Mangel an gutem Willen, machte ihre Ehe unglücklich. Rührend klingen ihre Worte aus der ersten Zeit der Ehe an Lavater: „ich war fast zur Kleinmütigkeit gesunken — aber stark! hinauf bin ich wieder gestiegen! nichts von denen liebevollen Ausichten, alles düster und dumpf um mich, alle Hoffnung erloschen“ . . . Der Freund des Herzogs, der zugleich ihr begeisterter Verehrer war, suchte oft zwischen den beiden im Grunde ihres Herzens guten Menschen zu vermitteln. Der derbe Ton, das rücksichtslose Benehmen, das tolle Jagen und Hasen Karl Augusts waren ihr bis auf seine Vorliebe für Tabak und Hunde und seine handfeste Komik in der Seele zuwider. Sie zog sich von dem Hofe und ihrem Gatten beleidigt zurück, und er suchte draußen das Glück, das ihm zu Hause nicht geboten wurde. „Sie haben immer beide Unrecht“, ist Goethes abschließendes Urteil über die jungen Gatten.

Daß der Hof auch innerlich in zwei Parteien geteilt war, ergab sich hieraus fast mit Notwendigkeit. An der Spitze der Mißvergnügten stand der Oberhofmeister der Herzogin Luise, Graf von Götz, uns schon bekannt als früherer Erzieher des Herzogs. Ihm zur Seite in nörgelndem Benehmen und Verbreitung übertriebener Nachrichten über das Treiben Karl Augusts und seiner Intimen trat Karl Sigmund von Seedenhoff, Komponist und

Dichter, früherer ſardiniſcher Oberleutnant, dann Kammerherr in Weimar, dem Karl Auguſt früher auf die Stellung Hoffnung gemacht hatte, die Goethe erhielt, und der nun mißgunſtig und immer wieder getröſtet auf die Erfüllung der Verſprechungen wartete. Zu der Partei des Herzogs gehörte außer Knebel, der mehrere Jahre mit dem Prinzen Konſtantin in Tiefurt lebte, und Wieland der Kammerherr und ſpättere Oberhofmeiſter Amaliens Hilbrand von Einſiedel, ein gutmütiger Mann, allgemein als l'amī bezeichnet. Als luſtiger Geſelle mit Feuereifer an dem tollen Treiben beteiligt, machte er ſich beſonders durch ſeine reiche muſikaliſche und dichterische Beanlagung nützlich. Ferner der ob ſeiner Schönheit berühmte Kammerherr Moriz von Wedel, der ſtete Begleiter und Freund Karl Auguſts, ein vorzüglicher Jäger und um drollige Einfälle nie verlegen; der Schriftſteller und Kabinettsſekretär des Herzogs Friedrich Juſtus Bertuch; der Oberhofmarſchall von Wißleben und der Reiſemarſchall von Klinkowſtröm. Von den zahlreichen Hofdamen ſei außer Frau von Stein die Geſellſchafterin und Hofdame der Herzogin=Mutter Fräulein Luise von Göchhausen genannt. Körperlich mißgeſtaltet und ſehr kleiner Statur, hatte ſie um ſo mehr geiſtige Vorzüge aufzuweiſen. Ihre friſche und derbe Lebensluſt, ihr lebhaft geiſtreiches Weſen machte ſie zum Liebling ihrer Herrin und zugleich zum Gegenſtand wißiger, von ihr ſtets mit gleicher Münze bezahlter Neckereien Karl Auguſts und Goethes, die ihr wegen ihrer Verehrung Klopſtocks nach Stolbergs Vorgang den Namen Thusnelda gaben und für ſie ſogar einen Orden ſtifteten. Auch einen Landsmann, den Maler Georg Melchior Kraus, fand Goethe in Weimar als Leiter einer Zeichenschule.

Wie ein glänzendes Meteor erſchien der berühmte Dichter, der beneidete Götterjüngling, in dieſer Geſellſchaft. Frauen und Männer huldigten ihm, dem bevorzugten Gaſt des jungen Herrſchers, in gleicher Weiſe. Seine Schönheit, ſeine Lebenswürdigkeit, ſein Geiſt, alles wirkte zuſammen, um den Eindruck bezaubernd zu machen. Selbſt Wieland vergaß ob der herrlichen Erſcheinung allen Groll und warf ſich dem Zauberer an die Bruſt. Vom 10. November, drei Tage nach Goethes Ankuſt, haben wir einen glühenden Bericht von ihm an Jacobi erhalten: „O beſter Bruder, was ſoll ich dir ſagen! Wie ganz der Menſch beim erſten Anbliſ nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tiſch ſaß! Seitdem iſt meine Seele ſo voll von ihm wie ein Taotropfen von der Morgenſonne.“

Mit ſeinem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterbliden,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,



Goethe

Ölgemälde von Georg Melchior Kraus, 1775–76
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

und gejagt, geſpielt und getanzt, oder auf Parforceritten über Hecken und Gräben geſetzt, nachts unter freiem Himmel kampiert, oder die Nacht bei Muſik und Fadelbeleuchtung auf dem Schwanenteich Schlittſchuh gelaufen, eine Kunſt, die Goethe erſt in Weimar heimisch machte „Eine Weile muß er's ſo treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu ſtiften, ſo denk ich davon,“ ſchrieb damals Frau von Stein an den Arzt Zimmermann. Teufelszeug nannte Goethe es ſelbſt, was er hier dem Herzog zu Gefallen trieb. Beide vergnügten ſich, in Werthertracht gekleidet, an ſtudentiſchem Scherz, an Trinkelgelagen und Liebeleien mit den „Mijels“, wobei beide nicht gerade wähleriſch waren, und als nun noch die Stolbergs, dieſe Meiſter in extravaganten Ideen, erſchienen, da wurden wahre Orgien gefeiert, die Brüderlichkeit bis zur Geſamtheit des Beſitzes durchgeführt, die Kleider vertauſcht, der Wein aus Schädeln getrunken, die Philiſter in der Nacht nach Kräften verhöhnt und geärgert und andere Späße mehr getrieben, wie ſie überſchäumende Lebenskraft der Jugend zeitigt.

Spätere Äußerungen Goethes über dieſe Zeit, wie die aus Ilmenau, dem Hauptſchauplatz der Jagden: „Die Geiſter der alten Zeit laſſen mir hier keine frohe Stunde, ich habe keinen Berg beſteigen mögen, die unangenehmen Erinnerung ſind alles befleckt,“ zeigen uns, wie er darüber dachte; und er ſelbſt nennt ſich in dem Gedicht Ilmenau: „Unſchuldig und geſtraft, und ſchuldig und beglückt“

Es war der leitende Schutzgeiſt der Geſellſchaft, der maßhaltende, maßgebende ältere Freund, der, wie ein Zuſchauer jener „Übeltaten“ treffend ſagt, „durch einen in überſpannter Luſtigkeit mitgemachten halben Schritt die Möglichkeit erhielt, von der anderen Hälfte deſto gewiſſer den heranreifenden, mächtigen Freund abzuhalten“; er ſorgte dafür, daß das Abenteuerliche, Verwegene, wenn es ſchon geſchehen mußte, mit Humor und Geiſt geſchaß, und daß das Rohe durch den Beiſtand der Grazien und der Kunſt gemildert wurde.

Und wenn der Fürſt, überdrüſſig des rohen Vergnügens, bei ſeinem großen Freunde die Ruhe ſuchte, die ihm ſein Inneres nicht bot, ſo führte dieſer ihn unmerklich und leiſe zu den höheren Vergnügungen des Geiſtes, die auch innerlich befriedigen. „Er ſchloß ſich bald“, ſagt Goethe in ſeinem ausführlichen Bericht über den Großherzog nach deſſen Tode, „auf das Innigſte an mich an und nahm an allem was ich trieb, gründlichen Anteil. Daß ich faſt zehn Jahre älter war als er, kam unſerem Verhältnis zugute. Er ſaß ganze Abende bei mir in tieſten Geſprächen über Gegenſtände der Kunſt und der Natur und was ſonſt allerlei Gutes vorkam.“ Sein erſtes Ziel hatte Goethe erreicht. Die Freundschaft und Liebe des Herzogs hatte er für immer gewonnen. Nun galt es, ihn auf dieſer Grundlage durch Beiſpiele in Wort und Tat zu

dem Ziele zu fuhren, zu der selbstgewählten Einschränkung, zur Überwindung des eigenen starren, herrischen Charakters. Diese Erziehung hat Goethe anfänglich viel Not und Sorge gemacht, wie er das in dem Gedicht *I m e n a u* geschildert hat.

Auch die mehr ubellaunig-humoristischen Klagen an Frau von Stein beweisen, daß das Ziel nur allmählich erreicht wurde. Unter vielen bitteren, allein für das Ohr der „Beichtigerin“ bestimmten Aussprüchen finden sich hier die Worte „So passioniert er für das Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darin wohl als im Unschädlichen; es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, und doch, wenn er sich etwas zugute tun will, so muß er etwas Albernnes vornehmen, und wenn's Wachslichter zerfinaupeln wäre.“ Eigensinn und Trotz, Launenhaftigkeit und Übermut, auch leidenschaftliche Neigungen des Herzogs, so für die Sängerin Corona Schroeter und die Gräfin Werthern auf Neunheiligen, zerstörten nicht selten die schönsten Hoffnungen. Aber zuletzt mußte der angeborene gute Charakter und der Verstand des Herzogs siegen.

Die im Jahre 1779 unternommene gemeinsame Reise in die Schweiz, die den jungen Fürsten herausreißen sollte aus dem alltäglichen, trivialen Hofleben, verhalf durch die großen, erhabenen Eindrücke der gewaltigen Natur und den innigen Verkehr mit Goethe dem Großen und Guten in Karl August zum siegreichen Durchbruch. Anfang der achtziger Jahre war der Herzog dort, wo ihn Goethe haben wollte. Der stürmisch-überschäumende Jüngling war zum zielbewußten Manne herangereift. Den festen Vorsatz, dem treuen Führer zu folgen, spricht der Brief Karl Augusts an Merck aus, in dem er ihm für den Glückwunsch zur Geburt des Erbprinzen (1783) dankt. „Wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun ist aber ein fester Hafen eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethes und des guten Glucks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenchaft sagen soll: *Ed egli fu pittore*“

Während Goethe auch in der Zeit des lustigen Lebens seine Aufgabe nicht aus dem Auge ließ, drangen die übertriebensten Gerüchte durch die Briefe der Herzogin Luise, des Oberhofmeisters von Görz und des Kammerherrn von Sedendorff in die Welt. Auch andere Neider und Hasser am Hofe taten das ihrige, dem Klatsch immer neue Nahrung zuzuführen. Es war ja auch zu toll. Ein Fremder, ein Bürgerlicher, ein Belletrist der vertrauteste Freund und Ratgeber des regierenden Herzogs! Frau Rat hat wieder den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn sie Freund Krespel über die böswilligen Angriffe schrieb: „Sie können nicht begreifen, wie man, ohne von Adel zu sein, Verstand haben könne“

Dieſe Gerüchte waren auch zu Klopſtock gedrungen. Er betrachtete ſich als Vater und Gönner der jungen Dichter. Sein Wirken hatte ja dem Dichter und der Dichtung in Deutſchland erſt eine würdige Stellung verſchafft. Die glänzende Aufnahme Goethes in Weimar begrüßte er daher als ein Zeichen der Anerkennung der deutſchen Poeſie auch am Fürſtenthron. Und nun mußte der begünſtigte Dichter ſeine Stellung, um einen edlen, jungen Fürſten durch tolles Leben und wüſte Maßloſigkeit körperlich und geiſtig zu ruinieren. Deshalb ſchrieb er einen Brief im Tone des warnenden Meiſters, der die übertriebenen Gerüchte für wahr annahm und Goethe als den Anſtifter des Unglücks hinſtellte. Goethes ſcharf ablehnende Antwort vom 21. Mai 1776: „Verſchonen Sie uns ins Künftige mit ſolchen Briefen, lieber Klopſtock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böſe Stunden. . . Dem Herzog tat's einen Augenblick weh, daß es von Klopſtock wäre. Er liebt und ehrt Sie. Von mir wiſſen und fühlen Sie ebendas,“ . verſetzte dem Freundschaftsverhältnis der beiden Dichter den Todesstoß.

Man wird begreifen, mit welchem Mißtrauen die Staatsräte die immer inniger werdende Freundschaft des Herzogs mit dem Belletristen, um den ſich bald eine ganze ſchar ihnen höchſt zweifelhaft erſcheinender Geſtalten, wie Lenz, Klinger, Kaufmann, verſammelt hatte, ſich entwickeln ſahen. Man brauchte nicht erſt in die Vergangenheit zurückzugehen, um Beiſpiele anzuführen, wie männliche und weibliche Günstlinge Hof und Land ruiniert hatten. Und wirklich ſchien Goethe Einfluß auf Hof- und Staatsgeſchäfte zu gewinnen. Stolbergs Berufung in eine Kammerherrnſtelle war ſein Werk, und nach ſeinem Wunſch ſollte gar die höchſte geiſtliche Stelle einem der Genies angeboten werden. Nach dem Tode des Generalſuperintendenten Baſch (1771) war die Stelle noch nicht wieder beſetzt worden. Karl Auguſt fragte Goethe, und dieſer ſchlug auf Anraten Wielands Herder vor, worauf der Fürſt ſofort einging; freilich galt es erſt den Widerſtand der erſten Geiſtlichen zu beſiegen, die aber Karl Auguſt, wie Goethe ſich kräftig ausdrückt, mit der Heßpeitsche zuſammentrieb.

Am 1. Februar 1776 war trotz aller Einſprüche und Widerreden die offizielle Anfrage in Herders Händen. Wie hatte ſich das Blatt gewendet! Für all den Hohn und Spott in der Straßburger Zeit konnte Goethe ſich dadurch rächen, daß er dem Meiſter eine ſichere Lebensſtellung verſchaffte. Trotz einiger bei Herders Charakter faſt unausbleiblichen Verſtimmungen hatte Goethe Herder nicht undankbar vergeſſen. In die Rechte, die ihm Herder von neuem bot, ſchlug er gern und freudig ein. „Laß uns ein neu Leben beginnen miteinander,“ hatte er ihm im Januar 1775 geantwortet. „Denn im Grunde habe ich doch biſher für Dich fortgelebt, Du für mich . . . mir wird's recht wohl, daß

ich an euerm Buben und Haushalt wieder Teil habe. „Nun folgte ein herzlicher schriftlicher Verkehr und eine zufällige Begegnung in Darmstadt am Schluß der Schweizerreise, über die beide sehr erfreut berichteten, bis Anfang Oktober 1776 die alten Freunde sich zum Beginn gemeinsamen Lebens unter dem Schutze des edlen jungen Fürsten die Hand drücken konnten. So ist denn jetzt auch Herder des Lobes voll über den früher oft verachteten Freund. „Goethe schwimmt“, schreibt er im März an Zimmermann, „auf den goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit!“ und er, der am Götz so bittere Kritik geübt hatte, nennt Stella, „ein paradiesisch Stüd, das Beste, was Goethe geschrieben hat“

Die Festigkeit Karl Augusts in dieser Angelegenheit hatte den Raten sagen müssen, daß seine Absicht, Goethe in den Geheimen Rat zu ziehen, sobald er sie gedauert hatte, unabänderlich war. Im Januar erfahren wir zuerst durch einen Brief Goethes an Merck, daß er mit dem Gedanken, in Weimar zu bleiben, sich zu befreunden beginnt. „Die Herzogtumer Weimar und Eisenach sind immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stünde.“ Ebenso spricht dafür, daß er sich eine eigene Wohnung mietete, während er bis Mitte März beim Präsidenten von Kalb gewohnt hatte. Die neue Wohnung, die er aber erst im Juni bezog, und deren Möblierung brachten Ausgaben mit sich, zu deren Bestreitung der bis dahin „gehaltlose“ Gast des Herzogs sich an die Eltern wenden mußte, damit die Mutter, die schon nach Kräften zugesteuert hatte, die schwierige Aufgabe, vom Vater Goethe Geld zu erhalten, auf sich nehme. Unterdes war Minister von Sritsch energisch gegen Goethes Ernennung vorgegangen. Er erklärte, mit Goethe wegen dessen Unkenntnis der Geschäfte, und weil durch seine Ernennung andere ungerecht zurückgesetzt würden, nicht in einem Kollegium zusammensitzen zu wollen und bat um seine Entlassung. Der Herzog antwortete am 11. Mai in einem prächtigen Briefe, der allein schon genügen würde, die Einsicht und die edle Denkart des neunzehnjährigen Fürsten zu beweisen. „Die Welt urteilt nach Vorurteilen,“ so lautet der Schluß des Briefes, „ich aber Sorge und arbeite wie jeder andere, der seine Pflicht tun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können.“

Bald darauf, nachdem der Minister von Sritsch besonders durch die Vermittlung der Herzogin-Mutter umgestimmt worden war, mußte von Kalb, der in Goethes Vaterhause nicht unbekannt war, Goethes Eltern im Namen des Herzogs die Ernennung Wolfgangs mitteilen. „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen Ihren vortrefflichen Sohn,“ so beginnt der Brief, „das unbeschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es beiden unmöglich, sich von-

einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, seinem Goethe eine andere Stelle, einen anderen Charakter als den von seinem Freunde anzutragen, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nötig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will, wird unser junger Fürst, in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines Geheimen Legationsrates mit einem Gehalt von 1200 Taler in sein Ministerium ziehen. " Das Dekret der Ernennung ist datiert vom 11. Juni 1776. Am 25. Juni fand die Einführung in das Konseil und die Eidesleistung statt „Der Herzog,“ so teilte Goethe die freudige Kunde dem alten Freunde Kestner mit, „mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden. Aus unserer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne "

Der Staatsmann.

Schon bevor Goethe offiziell zum Mitgliede des Geheimen Rats ernannt worden war, hatte Karl August keine wichtige Sache ohne seinen Rat entschieden. Das Streben des Staatsbeamten Goethe ging dahin, die Fäden der gesamten Verwaltung in die Hände zu bekommen und die Finanzen des Staates auf eine solidere Grundlage zu stellen. Zuerst hatte er nur auf die Bitten des Herzogs sich bereit erklärt, den Staatsdienst zu versuchen: „Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann.“ Aber bald sah er ein, daß ihm hier ein weites, großes Arbeitsfeld, wert seiner Tätigkeit, gegeben war, das aber nur dann erfolgreich bestellt werden konnte, wenn sein ganzer Umfang und alle Teile ihm bekannt und von ihm mit gleicher Liebe und Sorgfalt gepflegt würden. So sehen wir ihn denn einen Zweig nach dem andern an sich ziehen; nicht der immer wachsenden Mühe und Sorgen achtet er, nicht der begonnenen Dichtungen, die lockend und reizend ihn zu lohnenderer, schönerer Tätigkeit rufen; er ruht nicht eher, bis er in Theorie und praktischer Tätigkeit über allen anderen steht. Von der Mitte des Jahres 1782 an ist er der leitende, regierende Minister im Lande, der nur den Herzog über sich hat.

Zuerst nahm die Wiederherstellung des Ilmenauer Bergbaues beider eifrigstes Interesse in Anspruch. Die alten Öfen, die noch als traurige Überreste von dem seit über dreißig Jahren aufgegebenen Silberbergwerk dastanden, erinnerten an eine bessere Zeit des von der Natur mit so schönen Reizen ausgestatteten, und nun verarmten Ilmenau. Die Hoffnung, diese Zeit wieder-erstehen zu lassen, trieb den Herzog und Goethe zu schnellen Maßregeln. Um

den Bergbau und den lebendigen Betrieb genauer kennen zu lernen, reiste Goethe, ohne jemand, selbst nicht dem Herzog oder Frau von Stein, etwas zu sagen, Ende November 1777 in den Harz, wo er in den Hütten an der Oker die Messingarbeit und das Hüttenwerk besichtigte und in Klausthal in die Schächte und bei Andreasberg in die tiefe Silbergrube Samson einfuhr. Der 15. Februar 1784, der Fastnachtsdienstag, war ausersehen als der Tag, an dem mit der Er-

öffnung eines neuen, des Johannis-schachtes, der Bergbau wieder begonnen werden sollte. Nach beendigtem Gottesdienste zogen die Bergleute nach dem Bergwerke, wo sie von Goethe mit einer feierlichen Rede begrüßt wurden. Dann tat er selbst den ersten Hieb zu dem neuen Schacht; er schenkte dem anfänglich gut gedeihenden Werke anhaltende Sorgfalt und Tätigkeit, so lange er an der Spitze der Regierung stand. Gerade

diese Tätigkeit brachte ihn in nä-

here Berührung mit einem als Menschen und Beamten gleich ausgezeichneten Kollegen, Christian Gottlob von Voigt, mit dem ihm auch später gemeinsame Tätigkeit für die Universität Jena, sowie gemeinsame wissenschaftliche Interessen und nicht weniger freundschaftliche Beziehungen verknüpften. Bis zu Goethes italienischer Reise war Voigt Goethes treuer Mitarbeiter, später, von 1794 an als wirklicher Geheimrat, je mehr sich der Dichter zurückzog, sein Nachfolger und die Seele der Verwaltung.

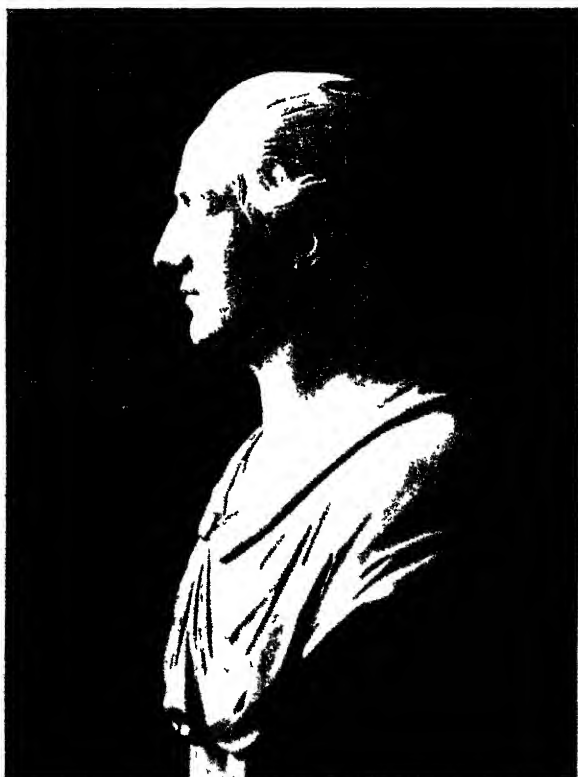


Bleistiftzeichnung von Georg Melchior Kraus 1776
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Selbstverständlich war Goethe der Leiter aller in Weimar oder Ettersburg und Tiefurt veranstalteten Aufführungen des Liebhabertheaters. Ebenso wie diese Tätigkeit war auch die Anlage eines großen Parkes mehr eine Arbeit für den Hof als für den Staat. Der Besuch in Dessau und der Anblick der großartigen Anlagen in Wörlitz erweckten in Goethe den Gedanken, den sogenannten Stern zu einer großen künstlichen Gartenanlage umzugestalten. Es entstand die schönste landschaftliche Zierde Weimars, der vom Süden der Stadt bis nach Ober-Weimar sich erstreckende Park, die eigenste Schöpfung Goethes. Goethes Gedichte nannte Wieland diese köstlichen Anlagen, um anzudeuten, daß die Seele und das tiefe Gemüt des Dichters ebenso großen Anteil an dieser Schöpfung hatten als die Kunst. Ein großer Felsblock mit der Inschrift: *Francisco Dessaviae Principi* soll dankbar bezeugen, wer Goethes Lehrmeister in dieser Kunst gewesen ist. Auch der Plan für den Tiefurter Park ist von Goethe entworfen worden.

Weniger erfreulich war die Tätigkeit in zwei anderen Kommissionen, deren Führung sich Goethe im Januar 1779 übertragen ließ; es war die Kriegs- und die Wegbaukommission. Das Land hatte noch an den Folgen der Soldatenliebhaberei und der Kriegslust des Herzogs Ernst August zu leiden. Goethe führte die Reduktion der Truppen mit aller Energie durch und zog die gesamte Weimarsche Kriegsmacht in ein Jägerbataillon von sechshundert Mann zusammen. Er stürzte sich mit dem Feuereifer der Jugend in das ihm bisher ganz fremde Geschäft. Auf eigene Kosten reiste er durch das ganze Land, das genauer kennen zu lernen er gleich von Beginn seiner Tätigkeit für eine seiner ersten Pflichten gehalten hatte, und nahm die Aushebung überall persönlich vor. So mißt denn der Dichter die jungen Leute des Landes und wählt die Rekruten aus, während seine Gedanken bei den Tauriern weilen und in seinem Inneren Iphigenie nach Gestaltung ringt. Für die Soldatenkinder sorgte er durch eine Spinn- und Strickschule. Um die Reise recht fruchtbar zu machen, nahm er zugleich die Besserung der Straßen und Fahrwege in die Hand, während die Sorge um die Wasserbauten ihn häufig nach Jena führte.

War sein Hauptaugenmerk auf die Erleichterung des großen Steuerdrucks und auf bessere Ausnutzung der natürlichen Quellen des Landes gerichtet, so wurde ihm bald klar, daß eine eingehende Kenntnis der Landwirtschaft für ihn unumgänglich notwendig war. Freund Merck, der im Sommer 1779 zum Besuche nach Weimar kam, bestärkte ihn in seiner Meinung, daß die Ergiebigkeit des Bodens durch Wiesenbewässerung erhöht werden könnte. Auf Mercks Empfehlung wurde ein Engländer Namens Batty nach Weimar berufen, der bald der dankbar anerkannte Lehrer Goethes wurde und in seiner Tätigkeit dessen höchstes Lob und das des Herzogs erlangte. Mit ihm gemeinsam be-



Goethe

Büste von Klauer, 1778–79
Original im Schloß Tiefurt

reitete Goethe eine Verbesserung der Bodenverwertung und Pachtordnung vor und beriet sich über die Güterzerschlagung.

Daß er auch schon damals der Universität in Jena, der Berufung der Professoren und der Errichtung wissenschaftlicher Institute, soviel sich bei der Beschränktheit der Mittel tun ließ, seine Aufmerksamkeit schenkte, ist selbstverständlich. Hier geschah nichts ohne seinen Rat und ohne seine Einwilligung. Für die Besserung der Schulen konnte er, trotz Herders Mahnungen, vorläufig nichts erreichen. Der Zeichenschule widmete er aus alter Vorliebe sein besonderes Interesse; er hielt selbst Vorlesungen über das menschliche Skelett. Und so vielseitig war die Tätigkeit des jungen Rates, daß er selbst für die Lösung der in Weimar sehr häufigen, zumeist sehr gefährlichen Feuersbrünste eine besondere Brandordnung besorgte.

Die Verleihung des Titels Geheimrat am 6. September 1779, zwei Jahre später die Erhöhung des Gehaltes auf 1400 Taler, waren der äußere Ausdruck des Dankes, den Karl August für Goethes hingebende Tätigkeit zollte. Aber er wollte und konnte noch nicht rasten; noch harrte seiner eine große Aufgabe. Kammerrat von Kalb, dem Karl August trotz dessen Jugend den Vorsitz in der Kammer übertragen hatte, und der von Goethe als Bruder und von Frau Rat als Sohn begrüßt worden war, hatte alle auf ihn gesetzten Hoffnungen unerfüllt gelassen, er hatte sich „als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, als Mensch abscheulich aufgeführt.“ Der gewissenlosen Verwaltung Kalbs war Goethe oft scharf entgegengetreten. Im Juni 1782 machte der Herzog durch Entfernung Kalbs der Sache ein Ende. Die Mißbräuche in der Verwaltung des fürstlichen Vermögens, in der Domänenwirtschaft und dem Rechnungswesen hatte der junge Staatsbeamte nach langem Studium erkannt. Daß die Finanzen das A und O der Verwaltung sind, war ihm zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Die Quelle des Übels zu verstopfen und durch geordnete Finanzen die Staatsverwaltung auf eine gesunde Grundlage zu stellen, war daher schon lange sein sehnlichster Wunsch, und ein sorgfältig ausgearbeiteter Reformplan wartete auf seine Verwirklichung. Nun stellte ihn das Vertrauen des Herzogs an den ersten Platz. Er übernahm das Präsidium der Kammer, wenn er auch den Titel eines Präsidenten ablehnte, und die Ökonomie der Verwaltung; jetzt liefen alle Fäden bei ihm zusammen. „Was nun geschieht,“ schreibt er Ende Juli an Knebel, „muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den dritten und vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich.“ Zwei Jahre seines Lebens wollte er der großen Aufgabe widmen. Es wurden derer vier, und was er gewollt und ersehnt hatte, erfüllte sich nur zum kleinen Teil. Seine wichtigste Absicht, die er

einmal die Sorge nennt, daß das ganze Land gedeihe und nicht bloß ein privilegierter Garten, stieß auf zwei unüberwindbare Hindernisse, einmal das unglaublich komplizierte Staatswesen selbst, das aus drei getrennten Ländern mit besonderen Ständen, besonderer Verwaltung und eigenen Landtagen bestand, und zweitens die Weigerung Karl Augusts, auf eine politisch-militärische, außerhalb seiner Stellung als regierender Fürst liegende Rolle zu verzichten.

Es führt uns das auf Karl Augusts und Goethes politische Tätigkeit während der zehn Jahre gemeinsamer Regierung. Sich mit Politik zu befassen, war Karl August trotz der kleinen Macht, die er vertrat, auch abgesehen von Neigung und Vorliebe, durch die Feindschaft und Rivalität Österreichs und Preußens genötigt. Der plötzliche Einfall preußischer Werber in herzogliches Gebiet gab Goethe, dem Leiter der Kriegskommission, Veranlassung zu einem ausführlichen Gutachten, das nicht sowohl durch die Vorschläge zur Heilung des augenblicklichen Übels, als vielmehr durch eine neue Beleuchtung der politischen Lage wichtig, ja für die Entwicklung der Dinge höchst bedeutungsvoll geworden ist. Dieses Gutachten enthielt die Aufforderung, Karl August solle sich an Hannover, Mainz und die sächsischen Höfe mit dem Plan wenden, eine nähere Verbindung zwischen ihnen zum Zweck der Abwehr österreichischer oder preußischer Zumutungen oder Übergriffe zu schaffen.

Es war wohl selbstverständlich, daß der Mann, von dem der Gedanke ausgegangen war, in die diplomatische Verhandlung eingeweiht wurde; auch in dem kleinen Zuge zeigt sich das, daß die diese Verhandlungen betreffenden Korrespondenzen von Goethes Hand für den Herzog abgeschrieben wurden. Es ist hier zuerst von Goethe der Gedanke ausgesprochen worden, der die Ursache des Fürstenbundes wurde. Wenn dieser Bund auch später unter preussischer Führung stand, ursprünglich war seine Spitze gegen Österreich und Preußen gerichtet, ja man dachte sogar an eine Anlehnung an England oder Frankreich. Allen diesen eifrigst betriebenen diplomatischen Unterhandlungen machte der große König Friedrich ein Ende. Er schuf kurz vor seinem Tode den sogenannten Dreifürstenbund zwischen Preußen, Sachsen und Hannover, dem die anderen Staaten wohl oder übel beitreten mußten, und machte aus dem gegen Preußen und Österreich gerichteten Fürstenbund einen preussisch-deutschen Bund, dessen Führung Preußen hatte.

So weit dieser Bund sich von dem ursprünglichen Goethischen Plan entfernte, so weit waren auch Karl Augusts und Goethes politische Anschauungen auseinander geraten, oder immer getrennt gewesen; man möchte fast sagen: die alte und die moderne Zeit traten sich gegenüber. Ruhige Entwicklung und Bewahrung der Selbstständigkeit innerhalb des Staatenbundes war Goethes Wunsch für Weimar. Die Kriege könnten, meinte er, die großen Staaten aus-

sechten. Man wird an Frau Rat erinnert, der trotz der furchtbaren Leiden der wehrlosen, von niemandem beschützten Stadt die Hauptsache ist, daß Frankfurt freie Reichsstadt bleibt. Etwas von dieser Anschauung hat dem geborenen Reichsstädter immer angehangen.

Ganz anders dachte Karl August. Der „Kurier des Fürstenbundes“, wie er wegen seines Eifers für den Bund hieß, war mit der Wendung der Dinge durch das Eingreifen des großen Königs nicht unzufrieden, ja er hatte durch Verbindung mit dem Thronfolger schon Ähnliches geplant. Denn ihm stand das felsenfest, wozu er Goethe nicht befehlen konnte: daß nur in einem kräftigen und starken Preußen das Heil Deutschlands zu suchen sei, und daß die kleinen Fürsten sich nicht auf guten Willen Österreichs oder Preußens zur Verteidigung des Reichs verlassen dürften, sondern selbst das Ihrige zur Aufstellung einer Truppenmacht beitragen müßten. Er selbst schloß eine Militärkonvention, trat in preußische Dienste und ließ sich ein Kurassierregiment übertragen.

Auf welcher Seite die höhere, die patriotischere Gesinnung war, brauchen wir nicht zu erörtern. Es war schon, daß Karl August so dachte und sein Unglück war, daß er allein so dachte. Aber auch Goethe, dem Minister, gereicht es nicht zur Unehre, daß er seine warnende Stimme erhob. Zehn Jahre hatte er geschaffen und gearbeitet, um das Land auf sichere Grundlagen zu stellen; jetzt sah er den Boden wanken, da der Fürst, dessen Tätigkeitstrieb an der Regierung seines kleinen Herzogtums kein Genüge fand, sein Interesse außerhalb des Landes suchte und immer neue Lasten dem Lande auferlegte, um eines Zieles willen, dessen Erstrebung Goethe nicht billigen konnte. Er sehnte sich danach, eine Tätigkeit aufzugeben, bei der der Wille eines Mannes jahrelange, heiße Arbeit vergeblich machen konnte. Schon 1782 hatte er über Karl August in mißmutiger Stunde an Knebel geschrieben: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät, und jene himmlische Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich verlassen.“ Unter diesem Gesichtspunkte bekommt die sogenannte Flucht nach Italien eine besondere Beleuchtung.

Welch ein Gegensatz, der himmeltürmende Prometheus, der Verfasser des Götz und des Werther, und dieser ruhig überlegende und überlegene, alle Verhältnisse ängstlich abmessende, fast furchtsame und auf das sicher Erreichbare sich beschränkende Staatsmann!

Das Jahrzehnt vor der italienischen Reise ist die Entwicklung des Stürmers und Drängers zum praktischen, maßvollen Geschäftsmann, des demokratischen Reichsstädters zum Adligen und Hofmann. Die Arbeit im weimarischen Staatswesen und der Verkehr mit den adligen Kreisen bringen diese große Wandlung zuwege.

In stolzer Ueberhebung hatte der jugendliche Dichter, sobald ihm das Gefühl seiner gewaltigen Kraft deutlich geworden war, durch einen genialen Wurf Großes schaffen zu können geglaubt. Daß nur dem Fleiß, den keine Mühe bleicht, Unsterbliches zu wirken vergönnt ist, konnte das dichterische Schaffen den verschwenderisch ausgestatteten Dichter nicht lehren. Die prosaische Tätigkeit des Staatsmannes, die seinem Talente heterogene Arbeit, war von einem gütigen Schicksal dazu bestimmt „Der Druck der Geschäfte“, so lautet die neu-gewonnene Erkenntnis, „ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihn eitel.“ Und wenn er in Stunden des Zweifels über den Erfolg sich mit einem Schwimmenden vergleicht, dem im Anfange der Atem versagt, oder dem Vogel im Zwirn, der wohl merkt, daß er Flügel hat und sie doch nicht brauchen kann, gerade in der Schwierigkeit der Aufgabe lag ihr Segen. An Stelle des maßlosen Schwärmens, des unablässigen Projektierens, des Aufbaus und Abbrechens immer neuer Pläne lehrt die stille Arbeit ihn „Ordnung und Präzision“ und Ausharren trotz aller Mißerfolge bei der gegebenen Arbeit „Schöne Aufklärungen über mich selbst und unsre Wirtschaft, Stille und Vorahnung der Weisheit, immerfortwährende Freude an Wirtschaft, Ersparnis, Auskommen. Schöne Ruhe in meinem Hauswesen gegen vorm Jahr,“ lesen wir im Februar 1778, und ein Jahr später: „Ich lasse nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, sollt ich mir die Hüfte ausrenken. . . Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen.“

Wenn er früher im selbstgefälligen Kraftgefühl mit Geringschätzung auf die philiströsen Pedanten der Pflicht herabsah, jetzt macht das Gefühl erfüllter Pflicht sein ganzes Glück aus, und er, der noch in der ersten weimarischen Zeit im Taumel der Vergnügungen, im lärmenden Leben Befriedigung suchte, er ruft jetzt aus: „Das Beste ist die Ruhe und Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können,“ er zieht sich vom Hof in die Einsamkeit und in sich selbst zurück, und die Einschränkung, „die zugleich die wahre Ausbreitung ist“, wird das Zauberwort seines Lebens: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.“

Saß zu derselben Zeit, da Goethe das Kammerpräsidium übernahm, übersandte ihm Karl August das von Kaiser Joseph II. unter dem 10. April 1782 ausgestellte Diplom seiner Erhebung in den Adelsstand. Karl August und Anna Amalia hatten die Bedenken Goethes gegen die Annahme verschweigt. Dieser brauchte den Adel auch nicht als unwahr oder als widerstreitend mit seinen damaligen Anschauungen zurückweisen. Der leidenschaftliche Verehrer Rous-

seauscher Umsturzgedanken und Freiheitsideen war zum Hofmann und Aristokraten geworden. Der Sänger der Freiheit und Schrankenlosigkeit hatte mit eingestimmt in die Tiraden der Stürmer und Dränger gegen Tyrannen und Fürsten. Der Werther preist gegenüber dem korumpierten geistlosen „adligen Geschmeiß“ die Armen und Niedrigen als die wahren unverfälschten, die wahrhaft adligen Menschen, und auf der Harzreise schreibt Goethe von seiner Liebe zu der Klasse der

Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist. Noch in der ersten Weimarer Zeit bewegt er sich mit Vorliebe in der Sprache des niederen Volkes oder, wie Frau von Stein das ausdrückt „er zeigt ein unanständiges Betragen und Fluchen, mit pöbelhaften Ausdrücken“, er verdirbt, wie sie klagt, den Herzog, der durch ihn sogar zu der Meinung gekommen ist, „daß alle Leute mit Anstand, mit Manieren nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könnten“. Mit den Hofleuten machte er



Goethe. Portrat von Juel, 1779.

Original verfallen

zwar die Vergnügungen und das tolle Hezzen in der ersten Zeit mit, aber innerlich findet er keine Verbindung mit ihnen: „ich spüre sie kaum, denn mein inneres Leben geht unveränderlich seinen Gang“, er lachelt über ihre arme Kunst, „sich künstlich zu betragen“. Aber dennoch vollzieht sich gerade in der ersten weimariſchen Zeit in Goethe eine Wandlung, die um ſo wichtiger iſt, weil ſie ihm das bleibende Gepräge für ſein ſpäteres Leben aufgedrückt hat. In dem Verkehr mit vornehmen oder fürſtlichen Perſönlichkeiten, wie Frau von Stein, Herzogin Luise, der Gräfin Werthern, lernte er die ungeheuren

Vorteile kennen, die adlige Geburt und Erziehung edeln Menschen verleihen. Geburt und Selbsterziehung gemeinsam erzeugen jene überlegene reine Lebensauffassung, jene imponierende Sicherheit in allen Lebenslagen, jene beneidenswerte Behandlung der Menschen, die zwischen ablehnendem Stolz und Mangel an Selbstgefühl die rechte Mitte zu halten weiß. Das sieht er staunend in der ihm bisher fremden Welt der Höfe; ein Hofmann in diesem Sinne des Wortes zu werden, ist nun sein Ideal, dem er in rastloser Arbeit an sich selbst zustrebt. Sein Roman Wilhelm Meister schildert die Erziehung des Helden zu eben diesem Ideale. Daß er hierin ein gelehriger Schüler der geliebten Frau von Stein war, beweisen viele Stellen aus seinen Briefen, so die vom 31. März 1782: „Ich versuche alles, was wir zuletzt über Betragen, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben.“ Das gehaßte, weil so oft gehörte Wort Welt haben bekommt nun auch für ihn Inhalt: „Den sogenannten Weltleuten such ich nun abzapassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt? Was sie guten Ton heißen? Worum sich ihre Ideen drehen, und was sie wollen? und wo ihr Kreischen sich zuschließt?“ Durch die von Karl August geliebte Frau von Werthern auf Neunheiligen wird ihm Klarheit hierüber: „Dieses kleine Wesen hat mich erleuchtet. Diese hat Welt, oder vielmehr sie hat die Welt, sie weiß die Welt zu behandeln, sie ist wie Quecksilber, das sich in einem Augenblicke tausendfach teilt und wieder in eine Kugel zusammenläuft. Sicher ihres Werts, ihres Rangs handelt sie zugleich mit einer Delikatesse und Aisance, die man sehen muß, um sie zu denken. Sie scheint jedem das Seinige zu geben, wenn sie auch nichts gibt, sie spendet nicht, wie ich andere gesehen habe, nach Standesgebühr und Würden jedem das eingeseigelte zuge dachte Paketchen aus, sie lebt nur unter den Menschen hin, und daraus entsteht eben die schöne Melodie, die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die auserwählten berührt. . . . Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens.“

Es ist leicht zu erklären, weshalb Goethe sich so ausführlich über diese vornehme Dame verbreitet. Er hat ihre Kunst nicht bloß erkannt, er hat sie abgelauscht und sich angeeignet. Ein Stück des eigenen, neuen Wesens schildern jene Worte. Jetzt siegt Antonio über den Tasso, jetzt wird Wilhelm Meister zur Vollendung seiner Erziehung in adelige Kreise geführt, jetzt verteidigt Goethe die „nach seiner Überzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie“. Daß eine abgeschlossene Epoche in Leben und Dichten hinter ihm lag, darüber ist der Dichter selbst im klaren. „Ich lasse nicht ab,“ schreibt er im November 1782 an Knebel, „ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes, durchwandertes Tal vom Hügel gesehen wird.“ Auch in der Dichtung Goethes bezeichnet das Jahr 1782 einen tiefen Einschnitt. Sturm und Drang ist nun endgültig verflungen, der Übergang zum Klassizismus vollendet. Der stürmisch

leidenschaftliche Jungling, der treuherzige, natürliche junge Goethe entschwindet vor unseren Blicken, der kühl vornehme, ruhig und ernst über den Dingen stehende Minister tritt auf

Frau von Stein.

Im Gartenhause. Das Noviziat.

Frau von Stein, der das beneidenswerte Schicksal zuteil geworden ist, von Goethe heiß geliebt, von Schiller wie eine mütterliche Freundin verehrt zu werden, nahm das Denken und Empfinden, das Dichten und Leben Goethes während des ersten Weimarer Jahrzehnts so sehr in Besitz, daß wir mit der Schilderung dieses einzig dastehenden Freundschafts- und Liebesbundes zugleich das ganze reiche geistige und äußere Leben Goethes, des Dichters und des Menschen, umfassen können

Charlotte Albertine Ernestine von Schardt wurde am 25. Dezember 1742 zu Weimar geboren. Ihr Vater war der weimarsche Hofmarschall Johann Christian von Schardt; ihre Mutter, Concordia Elisabeth geborene Irving of Drom, stammte aus Schottland. Mit dem sechzehnten Lebensjahre wurde sie, eine wenn auch nicht auffallend schöne, so doch anmutige und vornehme Erscheinung, Hofdame der Herzogin Anna Amalia; sie blieb in dieser Stellung bis zu ihrer Verheiratung mit dem weimarschen Stallmeister Josias Friedrich Freiherrn von Stein auf Kochberg bei Rudolstadt, die am 8. Mai 1764 stattfand. Charlotte folgte mehr dem Wunsche der Mutter als dem eigenen Herzen, als sie das Jawort gab. Ihr Gatte war wohl tüchtig in seinem Berufe, aber ein herzlich unbedeutender Mann, der dem seelischen und geistigen Leben seiner Frau fremd gegenüber stand; auch hatten die beiden Gatten nicht viel Gelegenheit, sich näher zu kommen; der Dienst fesselte den Freiherrn fast den ganzen Tag an den Hof. Neben den Mutterfreuden gab das Schicksal der jungen Frau schon in dem ersten Jahrzehnt der Ehe auch die Schmerzen und Leiden einer Mutter vollauf zu kosten. Von den sieben Kindern, die in dieser Zeit geboren wurden, blieben nur drei Söhne am Leben. Schilderungen von ihr besitzen wir nur aus der späteren Zeit. Knebel rühmte von ihr, „daß sie sich durch Fleiß und den Umgang mit vorzüglichen Menschen zu einem Wesen gebildet habe, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zustande kommen dürfte“. „Ihr Gesicht“, so berichtet Schiller von der funfundvierzigjährigen Frau, „hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.“

Schon bevor Goethe nach Weimar kam, begann ein freundliches Geschick

um diese beiden Menschen, die sich nach Gesetz und Sitte nie angehören konnten und durften, leise aber sicher die Fäden spinnen. Es ist für diesen Liebesbund bezeichnend, daß nicht der Mensch, sondern der Dichter des Werther und Clavigo sich zuerst in das Herz der einsamen, unverstandenen Frau stahl. Durch den Arzt von Zimmermann erfuhr Goethe von diesem Erfolg. Unter eine Silhouette der Frau von Stein, die Zimmermann im Sommer 1775 ihm in Straßburg zeigte, schrieb Goethe die Worte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftmut der allgemeine Eindruck.“

In der Mitte des Novembers 1775 wurde Goethes Sehnsucht erfüllt, und im Januar des nächsten Jahres begann jener Briefwechsel, dessen erhaltener

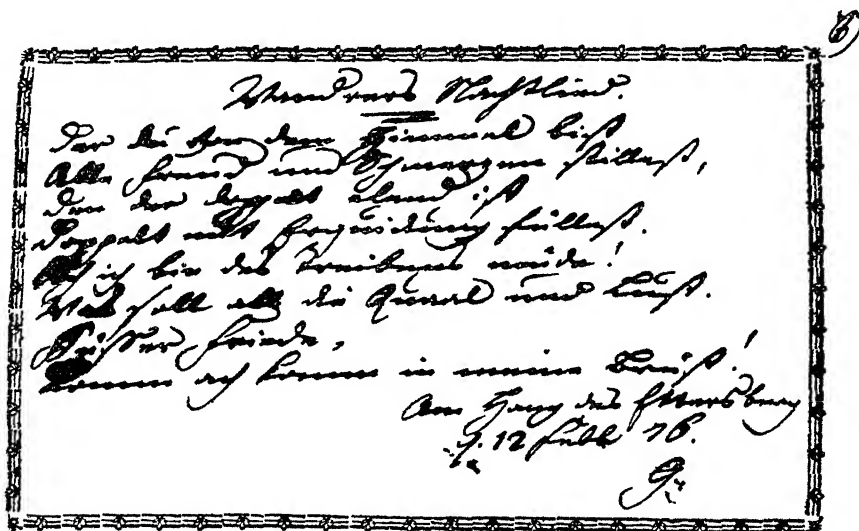


Charlotte von Stein und ihre Schwester Luise von Imhof.
Miniaturen auf Armbändern im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Teil, wie man mit Recht gesagt hat, Goethe als den ersten Lyriker der Deutschen erweist. Wer diese vielen Hunderte von Briefen und Zetteln, den reinen und wahren Ausdruck innigster Liebe, der immer wiederkehrt und doch immer neu ist, in dichterischer Prosa oder in herrlichster Poesie unbefangen gelesen hat, der wird die hier und da noch laut werdenden Verleumdungen des Freundschaftsbundes mit Verachtung zurückweisen. Wie sinnliche Glut auf den Dichter wirkte, beweisen die römischen Elegien. Wenn es noch eines Beweises für die Sittlichkeit des Verhältnisses bedurfte, dieser Grund wäre schon an und für sich entscheidend.

Zum ersten Male empfindet Frau von Stein das beseligende Glück der Liebe. Das Sehnen und Ahnen ihres Herzens erfüllt sich. Was Mariannens Mutter

Charlotte an Wilhelm in den „Geschwistern“ schreibt, es sind wohl Frau von Steins eigene Worte: „Die Welt ist mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie; mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen bereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und bin's nicht mehr.“ Eine Frau, die, so besungen und verherrlicht, so angebetet und in unsterblichen Gestalten der Dichtung gepriesen, von einem körperlich und geistig vollkommenen Manne jahrelang leidenschaftlich umworben, keinen anderen berechtigten Vorwurf sich zugezogen hat, als den, ihre wahre und aufrichtige Neigung eingestanden zu haben, die kann



Original im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

stolzen und erhobenen Hauptes, wie die nach ihrem Ebenbild geschaffenen Gestalten Iphigenie und Leonore, durch alle Zeiten wandeln.

Wenn auch zuerst die Verehrung mehr den Charakter der galanten, von Goethe oft geübten Spielerei annahm, bald wurde es dem Dichter klar, daß ihn eine ernsthaftige Neigung erfaßt hatte, und zugleich, daß die Liebe unglücklich bleiben mußte. Beweisend für den leidenschaftlichen Charakter ist nicht sowohl der Ton der Briefe und die vertraute Ansprache, die mehr Modesache der Stürmer und Dränger war, als das Gedicht, das, am 12 Februar 1776 am Hange des Ettersberges für Frau von Stein gedichtet, mit den ergreifenden Worten schließt:

„Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!“

Das Gewissen und die Geliebte selbst wiesen ihn in die Schranken der Sitte, aber er findet nicht die Kraft, gegen die neue Leidenschaft anzukämpfen, und seine Klagen ergießt er in erschütternden Tönen in das Lied An das Schicksal: Warum gabst Du uns die tiefen Blicke?

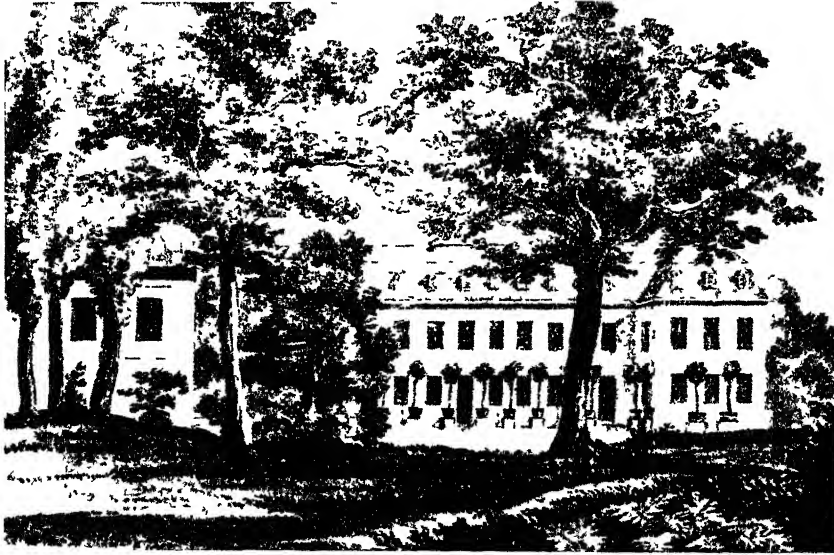
Nur uns armen liebevollen beiden
Ist das wechselseit'ge Gluck versagt —
Sag, was will das Schicksal uns bereiten,
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau

Und fast an demselben Tage schreibt er an Wieland: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. — Ja — wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns — verhüllt in Geisterdunst — Ich habe keinen Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All.“

„Liebe Schwester, weil's denn so sein soll . . . Sollst Ruhe vor mir haben“: das wiederholt gegebene Versprechen verrät uns deutlich die Zurückweisung und Mahnung der Frau und die Leidenschaft des Liebenden, die er vergeblich zu bezwingen sucht. Dann will er in tollem Treiben mit dem Herzog und in Ausflügen nach Waldeck, Erfurt und Gotha sein Leid vergessen, aber wo er auch ist, von allen Orten versichern Billetts die beständige Liebe, und auf der etwas größeren Reise nach Leipzig wird kaum eine Poststation von dem Liebenden übergangen. Er besuchte hier „sein erstes Mädchen“, Käthchen, jetzt Frau Dr. Kanne, wird von Oeser und seiner Tochter Friederike freundlich und herzlich aufgenommen und bringt der in der Blüte ihrer Jahre und ihrer Schönheit stehenden Sängerin Corona Schroeter seine Huldigung dar. „Sie ist ein Engel“, schreibt er in einem Bericht. „Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich euch könnt in Frieden lassen.“ Die Vergleichung zwingt ihn hinzuzufügen: „ein edel Geschöpf in seiner Art — ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! beste Frau, was sollte aus der werden!“

Als er zurückkam, begann das Spiel des Begehrens und Entsagens von neuem. Wieder muß ihn die Freundin von sich verbannen, wieder muß er in rührenden Worten klagen: „Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört!“ — Der Besitz des Gartenhauses schafft ihm nun auch die Möglichkeit, die Geliebte bei sich zu empfangen. Bis zum 18. März 1776 hatte er als Gast in dem von Kalbschen Hause am Töpfermarkt gewohnt, zu Johannis desselben Jahres sich eine selbständige Wohnung in dem damals freigelegenen Hause des Hofassessiers König am heutigen Burgplaz, wahrscheinlich in dem

zweiten Stock, gegen einen Zins von vierteljährlich fünfzehn Talern gemietet. Ostern 1777 zog er in das Fürstenhaus, wo er sich im Parterre eine Stadtwohnung einrichtete. Diese Wohnung, wie auch die nächste im ersten Stock des damaligen Volgstedtschen Hauses neben der Wohnung der Frau von Stein, die er von August 1779 bis Juni 1781 inne hatte, kurz bevor er in dem Hause am Frauenplane Fuß faßte, waren mehr Absteigequartiere für den Fall, daß die Witterungsverhältnisse oder andere Umstände ihn zwangen, in der Stadt zu bleiben. Denn sein eigentlicher Wohnsitz während der ersten sieben Jahre war sein Gartenhaus. Während Goethes Reise nach Leipzig hatte der Herzog



Wohnung der Frau von Stein
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

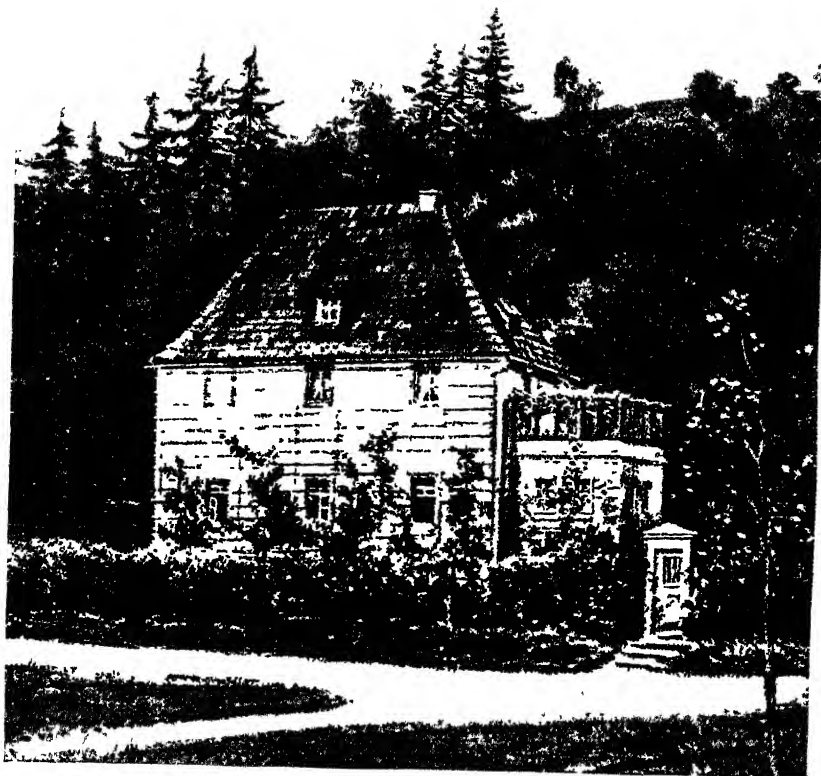
seines Freundes Lieblingswunsch, um ihn dadurch um so mehr an Weimar zu fesseln, erfüllt: An der Straße nach Ober-Weimar an der Ilm lag ein Garten mit einem Häuschen, nicht weit von der Stadt, aber einsam und ungestört, von Wiesen und hohen Bäumen umgeben. Durch Bertuch ließ ihn der Herzog kaufen und schenkte ihn Goethe. Das Innere des Häuschens war einfach. Ein Zimmer nebst Küche und Flur im unteren, ein Zimmer mit zwei Kabinetten im oberen Stock, das ist der ganze Raum; das Arbeitszimmer im ersten Stock hat nur ein Fenster. In dieser reizenden Einsamkeit wurde Iphigenie begonnen, hier dichtete er das Tasso-fragment und Wilhelm Meisters theatrales Sendung. Hier empfing er zu heiterem Gespräch und gastlicher

Aufnahme die Weimarer Freunde und das herzogliche Paar. Am 22. April 1776 wurde der Garten ihm übergeben. Am 19. Mai hat er Nachts zum ersten Male darin geschlafen; er meldet das der Geliebten mit den an das Märchen vom Erdkühlein anflingenden Worten. „Nun Erdkühlin auf ewig.“ Nichts Schöneres kannte er, als im Frühjahr, in einen Mantel gehüllt, auf dem Altan die Nacht hindurch zu schlummern, oder hinaufzuschauen zu der Pracht der Sterne, oder in den Glutten der Imn während der Nacht Erfrischung zu suchen. Er genoß nun das Glück, ein Plätzchen Erde sein zu nennen, ein verwaßtes Stück Land zu einem lieblichen Garten umzuschaffen und selbstgezoene Blumen oder Früchte der Geliebten senden zu können. Keine Stelle war in diesem Hause und Garten, wo er nicht der Geliebten gedacht, wo er nicht für sie eine Freude oder Überraschung eronnen hätte.

Ende Januar 1776 hatte der Dichter in dem Widmungsexemplar seiner *Stella Lili* seine unveränderliche Liebe beteuert. Jetzt, im Juli, begrüßt er die Nachricht von Lilis Verlobung mit den Worten: „Wie ich das Schicksal an bete, daß es so mit mir verfährt! So alles zu rechter Zeit“, und ebenso verblaßt auch allmählich der neu aufgehenden Sonne gegenüber das Bild der früheren Herzensvertrauten, der Gräfin von Stolberg. Das Glück, das ihm die Liebe gewährt, findet seinen Abglanz in dem Schluß der prächtigen Verherrlichung Hans Sachsens, die eben damals entstand und der Freundin am 22. April mit den Worten zugesandt wurde: „Hier ein Zeichen, daß ich lebe, daß ich Sie liebe und immer Ihr voriger, gegenwärtiger und zukünftiger bin.“

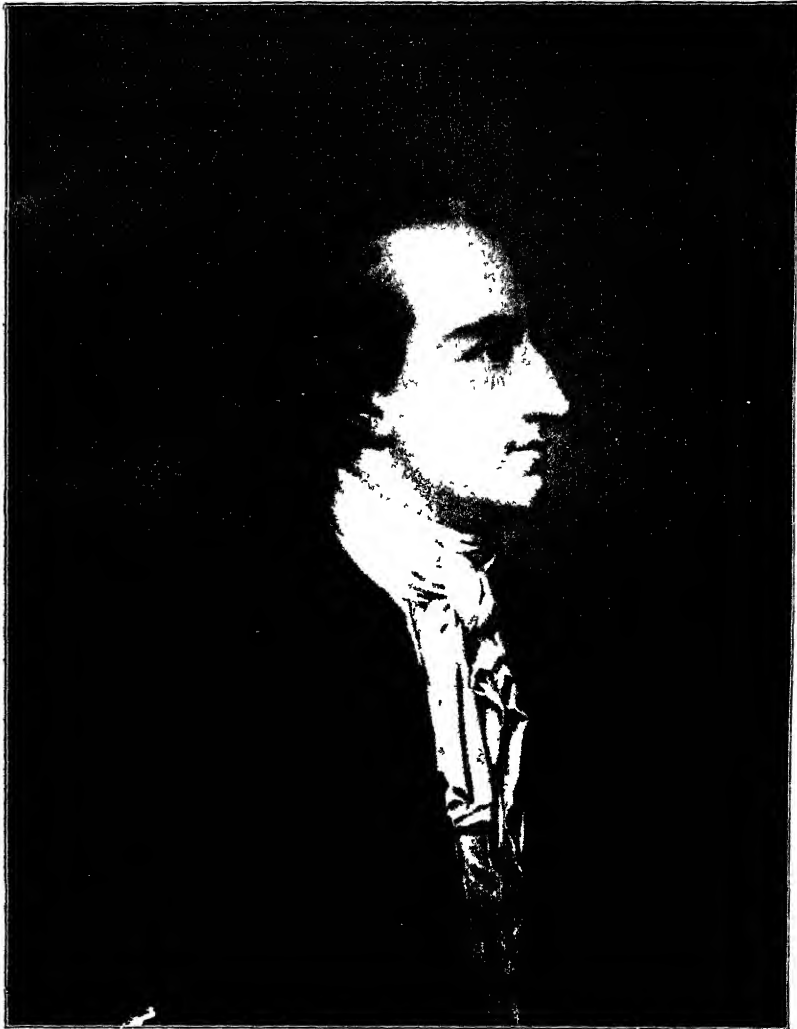
Aber gerade weil er sich jetzt frei von Leidenschaft für Lili wußte, so sollte seine Dichtung das herrliche Mädchen, das er so heiß geliebt hatte, „aus der idealen Ferne der Erinnerung“ preisen, und wie in „Jägers-Abendlied“ sich dieses Gedenken und die neue Liebe wunderbar vermischen, so faßte er den Plan, in einem Drama, *dem Salen*, Lili und Charlotte in einer Gestalt zu verbinden. „Dein Verhältnis zu mir“, fügt er seiner Bitte um Frau von Steins Erlaubnis hinzu, „ist mir so heilig sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühlte, es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden. Menschen können's nicht sehen.“ Er schrieb das von Immenau aus, wo Frau von Stein ihn auf der Rückreise von Pyrmont besuchte und mit ihm in der Hermansteiner Höhle weilte. Die Heldin des „Salen“ sollte Giovanna in Boccaccios Erzählung sein, bei deren Besuch Sederigo sein letztes, teures Gut, seinen Salen, opfert. Doch ließ der Dichter den Plan wieder fallen.

In dieser Zeit entstand das kleine Drama *Die Geckwister*; erfunden wurde es am 26. Oktober 1776 auf dem Heimwege von Jena; am 31. war die Abschrift vollendet. Es wurde am 21. November auf dem Liebhabertheater des Hofes aufgeführt; Goethe selbst spielte den Wilhelm, Amalie Koheue



Goethes Gartenhaus

Aus dem Werke Das klassische Weimar
von P Wolke und E Scheidemantel (Weimar 1907)



Goethe

Von G. O. May, 1779

Ölgemälde im Besitz der Familie Cotta in Stuttgart

die Marianne, August, ihr Bruder, der spätere Lustspielsdichter, den Briefträger Für uns liegen die Beziehungen der „Geschwister“ zu Goethes Leben, die damals wohl nur die Geliebte verstand, klar und offen da. Frau von Stein hatte dem sturmischen, leidenschaftlichen Liebhaber nur das geschwisterliche Verhältnis gestattet. Er sollte als ihr Bruder sich benehmen und glaubte doch, von der Natur zu ihrem Gatten bestimmt zu sein. Am 14. April 1776 dichtet



Charlotte von Stein

Zeichnung von Dora Stock. Nach dem Selbstportrat der Frau von Stein.
Original in Kochberg

er an sie die Verse: „Ach, Du warst in abgelebten Zeiten Meine Schwester oder meine Frau“ und zwei Tage darauf schreibt er an sie „Adieu, liebe Schwester, wenn's denn so sein soll.“ Ebenso muß der liebende Wilhelm der Geliebten gegenüber sich als Bruder benehmen. Aber noch viel mehr als Marianne ist die Gestalt, die Charlottens Namen trägt, Frau von Stein nachgebildet und Charlottens oben zitierter Brief an Wilhelm kann als Brief der Frau von

Stein an Goethe gelten. Wie die edle Besänftigerin den leidenschaftlichen, überschäumenden, in erträumten Idealen schwärmenden jungen Goethe zur Beschränkung und zur wahren Freiheit emporhob, so hatte die Charlotte des Dramas den unstill lebenden, der Leidenschaft und dem Genuß fröhnenden, sein Vermögen vergeudenden Kaufmannssohn Wilhelm zur Ordnung und Arbeit und zu einem geregelten Leben erzogen und ihn gelehrt, den holden Wert der Güter dieses Lebens zu schätzen. Sie stirbt, als Wilhelm sich auf der Höhe seines Glückes wähnt; so müssen auch Goethes Wünsche in seiner Brust verwehen.

Die neugewonnene Lebensanschauung spiegelt sich in der über das Stüd und die Personen sich ausbreitenden Stimmung wider, in der köstlich naiven Marianne nicht weniger, die ihre innige, hingebungsvolle Liebe den Bruder nicht fühlen lassen darf, als in dem empfindungsvollen Wilhelm und dem etwas pedantisch-trockenen, aber charaktervollen Fabrice. Es ist die einfache, natürliche Welt der Wirklichkeit, die in der Beschränkung zufriedene Pflichterfüllung. Das schlichte Leben bescheidener Menschen wird dargestellt, aber doch poetisch verschönt durch die typische Gestaltung, durch das warme innere Leben und den fast an den Werther heranreichenden Reichtum der Empfindung. Die Prosa des Lebens ist zu köstlicher Poesie geworden.

Dieselbe Zeit brachte einen neuen, vielbewunderten Gast nach Weimar, der nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Freundschaftsbundes bleiben sollte. Der Gedanke, die durch Schönheit und Kunst gleich ausgezeichnete Sängerin Corona Schroeter nach Weimar zu ziehen, ist wohl von Anna Amalia ausgegangen. Daß Goethe gern hierauf einging und den Plan nach Kräften förderte, wird uns selbstverständlich erscheinen, zumal er wußte, daß Corona sich in Leipzig nicht glücklich fühlte. Im November 1776 traf sie in Weimar ein. Am 30. Januar des nächsten Jahres trat sie wohl zum erstenmal in dem Goethischen Festdrama *Lila* als See Sonna auf. Das kleine Drama war der Herzogin Luise zur Geburtstagsfeier bestimmt, es sollte ursprünglich dem Gedanken Ausdruck geben, daß der Herzog und die Herzogin durch sich selbst, durch gegenseitige Anerkennung ihres Wertes und durch Nachgiebigkeit das Glück ihrer Ehe begründen könnten. Der Arzt und Zauberer der die beiden von bösem Wahn befallenen Gatten befreit, ist Goethe selbst. Auch in diesem Drama ist Frau von Stein unter dem Namen Marianne dargestellt, ihr Gatte ist der Graf Altenstein. Leider sollte gerade Corona Schroeter, die in dieser Aufführung ihre ersten Triumphe feierte, die Erfüllung der Hoffnung, die das Drama aussprach, wenn auch ohne eigenes Verschulden, gefährden. Karl August wurde von den Reizen des schönen Mädchens entflammt und stellte ihr nach. Erst Goethes eindringlichen Vorstellungen gelang es, den Herzog zur



Kochberg, von Goethe gezeichnet
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Pflicht zurückzuführen. Auch Goethe selbst blieb von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Coronas nicht ungerührt. Das verrät uns der Eintrag im Tagebuch vom 6. Januar 1777 „Bis 10 Uhr bei Kronen. Nicht geschlafen, Herzklopfen und fliegende Hitze.“ Beim beginnenden Frühling empfing Goethe Corona und andere Freunde öfters in seinem Garten, wo er mit ihnen ausgelassene, lustige Abende verlebte, aber Frau von Stein duldet keine Götter neben sich. Denn bald war der Dichter wieder an der Seite der Geliebten in Kochberg, ihrem zwei Stunden von Rudolstadt gelegenen Gut, wo er frohe, heitere Tage genoss, ohne zu ahnen, daß ihm ein schwerer, unersehlicher Verlust bevorstand.

Als Goethe am 16. Juni 1777 früh aus Kochberg zurückkehrte, fand er einen Brief aus Emmendingen vor, der ihm die Nachricht von dem Tod seiner Schwester Cornelia brachte. „Dunkler, zerrissener Tag Leiden und Träumen“, lautet der Eintrag im Tagebuch. Wenn je auf einen Menschen, so paßte auf Cornelia der Ausspruch: des Menschen Schicksal ist sein Charakter. Ihr eigentliches Unglück lag in ihr, in dem Mißmut und der Unzufriedenheit mit sich selbst und anderen, in der schwermütigen, schwarzseherischen Betrachtung der Ereignisse und Dinge. Die Leiden ihrer Ehe haben wir schon berührt. Die Gegensätze in den Charakteren der Gatten waren immer schroffer hervorgetreten. Wie Schlossers derbe und robuste Art vor Corneliens überzarter Empfindlichkeit gegen alle äußeren Einflüsse gleich wie vor einem Ratsel stand, so waren ihm auch die geistigen und seelischen Bedürfnisse „dieser tiefen und zarten Natur“ und „ihr über ihr Geschlecht erhabener Geist“ unverständlich. Aber das eigentliche Unglück der Ehe war, daß der derb sinnliche Mann sich mit einer Frau verbunden hatte, der schon „der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, widerwärtig war“. Das furchtbare Wort, das alles erklärt: „Ihr eckelt vor meiner Liebe“ steht in Schlossers Parabel „Eine Ehestands Szene“, die im Jahre 1776 erschien. Daß auch die Geburt eines Kindes (im Oktober 1774) nicht das Glück brachte, beweist mehr als alles andere eine Stelle aus einem Briefe der jungen Mutter: „Es ist sehr lustig und will den ganzen Tag tanzen, deswegen es auch bei jedem lieber als bei mir ist.“ Der Nervenarzt Möbius hat ihren Zustand geradezu als manial-depressives Irresein bezeichnet. „Sie wurde unglücklich, weil sie von vornherein abnorm war.“ Dazu kam die öde Einsamkeit Corneliens in dem weltabgeschiedenen Emmendingen, wo sie abgeschnitten war „von allem, was gut und schön in der Welt ist“, und die Trennung von dem vielgeliebten Bruder, auch stellten sich schwere körperliche Leiden ein, die sie zwei Jahre ans Bett fesselten. So wird man es verstehen, daß der Bruder später ihren Tod eine Erlösung nannte. Tief ergriffen von dem unglücklichen Zustand der Schwester suchte er Hilfe bei der Geliebten und sandte ihr im Mai 1776 einen Brief von Cornelia mit den Worten: „Sie fühlen, wie

er mir das Herz zerreißt Ich hab' schon ein paar von ihr unterschlagen, um Sie nicht zu quälen. Ich bitte Sie flehentlich, nehmen Sie sich ihrer an, schreiben Sie ihr einmal, peinigen Sie mich, daß ich ihr was schide." Daß Frau von Stein seiner Bitte mit Freuden willfahrte, erfahren wir aus dem tiefempfundnen Danfſchreiben Corneliens an ſie, das einen auffallend mutigen Ton anſchlägt. Der Arzt Zimmermann hatte ſie von ihren Leiden, wie ſie hoffte, für immer, und zugleich von ihrer melancholiſchen Stimmung befreit. Doch die Hoffnung war trügeriſch, und Frau von Stein konnte das von Cornelia mit überſchwenglicher Freude angenommene Verſprechen, ſie zu beſuchen, nicht erfüllen. Nachdem Cornelia am 10. Mai 1777 einem Mädchen das Leben geſchenkt hatte, ſtarb ſie am 8. Juni. In den Tagen vom 17. bis 20. Juni fehlt außer den Worten „Leiden und Träumen“ in Goethes Tagebuch jeder Eintrag, auch der Troſtbrief an die Mutter iſt erſt am Ende des Monats geſchrieben; es iſt das ein echt Goethiſcher Charakterzug: im tieſten ſeeliſchen Schmerz verſtummt er. Aber die Wunde bricht wieder auf, als im November deſſelben Jahres Schloſſer ſich wieder verlobte und zwar mit der vertrauten Freundin Goethes, Johanna Fahlmer. „Mit meiner Schweſter“, ſchreibt er der Mutter, „iſt mir ſo eine ſtarke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Äſte, von oben, die davon Nahrung hatten, auch abſterben müſſen“, und die Braut bittet er, ihm die Tränen bei ihrem Gluck zu verzeihen: „Das Schickſal habe ſeine Mutterhand über dir und halte dich ſo warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit dir die Freuden genieße, die es meiner armen erſten verſagt hat.“

In den nächſten Monaten folgen Reiſen durch Thüringen und im September ein Aufenthalt auf der Wartburg, wo der Naturfreund, hingeriſſen von der Schönheit der Umgebung, begeiſterte Briefe an die Freundin ſchreibt und den Beſuch des alten Freundes Merdä erhält. Charlotte hatte unterdeſſen für einige Zeit Goethes Schützling, den von dem hannöveriſchen Baron von Lindau Goethe überlaſſenen Knaben Peter im Baumgarten aus Toggenburg in der Schweiz an ſich genommen, deſſen Erziehung Goethe nach dem im ameriſaniſchen Freiheitskrieg erfolgten Tode Lindaus übernahm; eine andere gute Tat, die Sorge für einen verarmten, heruntergekommenen Mann, von ihm Kraft genannt, deſſen Körper und Seele er in rührender Weiſe zu heilen ſuchte, hat Goethe ſelbſt vor ihr, die ſonſt alle ſeine Geheimniſſe kannte, verborgen, Goethes Güte war grenzenlos. Das zeigt ſich hier auch darin, daß er dem Schützling die Annahme der Wohlthat mit den ſchönen Worten erleichtert: „Der Wuſch, Gutes zu tun, iſt ein kühner, ſtolzer Wuſch; man muß ſchon ſehr dankbar ſein, wenn einem ein kleiner Teil davon gewährt wird.“ Mit Recht konnte er ſpäter von ſich ſagen, daß er ſo viel, vielleicht mehr als billig für

andere getan, und sich und die Seinigen vergessen habe. Im November 1777 unternahm der Dichter, wie wir schon wissen, allein eine Reise nach dem Harz, um den Bergbau dort näher kennen zu lernen. Auch wollte er einen hypochondrischen Selbstqualer Plessing aus Wernigerode, „der sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trant“, und der bei dem Dichter des Werther Teilnahme und Hilfe gesucht hatte, besuchen und wieder aufrichten. Er entfloß der Jagdgesellschaft und dem Hofleben, um in der Natur und bei natürlichen, unverbildeten, einfachen Menschen als ihresgleichen zu leben. Nicht genug kann er der Geliebten die Freude und den Nutzen schildern, den ihm dieser Verkehr gewährt. „Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer burgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen, kräftigen Leben zusammenzieht . . . es ist kurios besonders die Tage her in der freiwilligen Entäußerung, was da für Lieblichkeit, für Glück drinne steckt“ Auf den Brocken, das verlockend winkende Ziel, den er in Klauenthal bei herrlichem Mondschein erblickte, wollte ihn niemand aus Furcht vor der Gefahr begleiten. Endlich erklart sich der Förster bereit. Am 10. Dezember in der Mittagsstunde stand Goethe, grenzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens. Seiner freudig bewegten Seele, die auch hier in der Großartigkeit und Erhabenheit der Natur die Geliebte nicht vergißt, entströmte der schöne Gesang: *Harzreise im Winter*; „Altar des lieblichsten Dankes wird ihm des gefürchteten Gipfels schneebehängener Scheitel“.

... den Einsamen hüll'
In Deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, Deines Dichters

Die reine Stimmung und Stille, die in Goethes Tätigkeit und innerem Leben gerade in dieser Zeit so schön hervortritt, äußert sich auch in seinem Verhältnis zu Frau von Stein. Ein Vertrauen ohne Grenzen bringt er ihr entgegen. Die Worte: „Sie und der Herzog wohnen über mir wie Nagel und Schleife, daran Rahm und Gemälde hängt“ sind wenig später geschrieben. Sie ist die Vertraute, die harmonisch gestimmte Seele, der er bei seiner großen Aufgabe bedarf. Mahnende Zurückweisung seiner aufwallenden Leidenschaft nimmt er nicht zornig auf, sondern mit der Bitte um Verzeihung und um ferneres Vertrauen; und den grenzenlosen Dank, das Glück und das Leid der entsetzungsreichen Liebe hauchte er in das zu Anfang des Jahres 1778 verfaßte Lied, das die Krone der Goethischen und somit der deutschen Poesie ist, das Lied *An den Mond*. In späterer Zeit hat der Dichter grausam jede Beziehung auf

die ehemals Geliebte entfernt, und sogar „der Liebsten Auge“ hat dem des „Freundes“ weichen müssen.

Selbst wenn die Liebenden getrennt sind, bleibt, wie er in einem feinsinnigen Gedichte schreibt, sein besseres Selbst bei ihr. Über Leipzig, wo Goethe bei zweitägigem Aufenthalt Oeser, Clodius, Langer aufsuchte und im Hotel de Bavière wohnte, reiste er mit dem Herzog am 10. Mai 1778 nach Wörlitz, dessen Park er in begeisterten Worten mit den elysaischen Feldern vergleicht: „es ist wie ein Traum, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird“, und nun ging es von dem Zaubergarten, den Natur und Kunst geschaffen hatten, von dem Paradies der Ruhe und Einsamkeit in den betäubenden Lärm und die Pracht der königlichen Stadt Berlin, die Goethe damals zum ersten- und letztenmal sah. Aber gerade im Gedränge der Menschen fühlte er sich einsam: „Je größer die Welt, desto garstiger wird die Sarce, und ich schwöre, keine Zote und Eserei der Hanswurstdiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander.“ Die Abneigung Goethes gegen Preußen und preußisches Wesen, von der er sich sein Leben lang nicht losgemacht hat, trat hier an der Quelle besonders stark hervor. Den großen König selbst sah er nicht, da dieser sich im Lager bei Schönwald befand, aber er hörte, wie er sagt, über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren. Indessen wenn auch der Mensch sich hier nicht wohl fühlte, der Staatsmann und Dichter gewann doch außerordentlich. Politische Lehrstunden für ihn waren die Besuche bei den leitenden Staatsmännern und das Gastmahl beim Prinzen Heinrich, wo Goethe den Gesprächen der alten ergrauten Strategen lauschen konnte. Aber auch bei der Tafel und in dem Glanz und der Pracht schweiften seine Gedanken hin zu der geliebten Freundin, und er freut sich darauf, ihr bald ein farbenprächtiges Bild dieses reichen, auf ihn einstürmenden Lebens zu geben und zugleich seine Ruhe und stille Freude in Weimar zu preisen, wohin er am 20. Mai zurückkehrte.

Wie Goethe die Geliebte hatte teilnehmen lassen an dem Unglück und Leid der Schwester, so ward sie auch die Vertraute des Glückes, das ihm das Geschick durch den Besitz seiner herrlichen Mutter vergönnt hatte. Vertrat ja Frau von Stein jetzt beide, die tote Schwester und die ferne Mutter. Aus etwas späterer Zeit stammt das schöne Wort an die Freundin: „So lange ich Dich noch habe und die Mutter, kann mir's an nichts fehlen.“ Die mündlichen Berichte des Herzogs, Knebels, von Kalbs, Mercks und vor allem Wolfgangs selbst, ihre Briefe und die begeisterten schriftlichen Schilderungen Zimmermanns, Lavaters und anderer hatten in der Weimarer Gesellschaft große Begierde erweckt, die originelle, so viel gepriesene Frau, die Elisabeth des Götz kennen zu lernen. Als Wieland durch Zimmermann erfuhr, daß Frau Rat ihm wegen

seiner Freundschaft mit Goethe von Herzen zugetan war, konnte er die Zeit gar nicht erwarten, sie zu besuchen „Ich muß Goethes Mutter sehen, da hilft nichts für,“ schreibt er an Merck im Mai 1777 Im Dezember desselben Jahres kehrte er und der Weimarer Musiker Kranz bei Goethes Eltern ein. Wer die Dankbriefe der beiden Männer für die Aufnahme an Frau Rat gelesen hat, wird es verstehen, daß ein förmlicher Aja-Kultus in Weimar nach ihrer Rückkehr ausbrach und unter den Freunden und Freundinnen kaum jemand war, der sich nicht vorgenommen hatte, die casa santa zu besuchen. So war es denn fast selbstverständlich, daß Anna Amalia auf ihrer Reise nach dem Rhein auch Frankfurt und Frau Rat besuchte Am 15. Juni 1778 kehrte sie mit Graulein von Göchhausen und dem Kammerherrn von Einsiedel dort ein und wiederholte den Besuch auf der Rückreise Die beiden in ihrer Natürlichkeit und ihrer an das Derbe grenzenden Frische und der Abneigung gegen alle Etikette und Verstellung wesensgleichen Naturen mußten aneinander das herzlichste Gefallen finden; es knüpfte sich hieran eine Freundschaft, die gewiß einzig da steht Anna Amalia nannte Frau Rat nicht nur „liebe Mutter“, sondern behandelte sie auch als solche, und bei Frau Rat blieb es unvergessen, daß die Herzogin, die treue Freundin des Sohnes, einst in der Zeit der Umtriebe gegen ihn seine feste Stütze gewesen war. Ein neues Band hatte sich zwischen Anna Amalia und Goethe geknüpft, und so folgte er wohl dem Drange des Herzens, wenn er bald nach ihrer Rückkehr in demselben „Kloster“, wo die Herzogin Luise gefeiert worden war, ein Fest zu Ehren der verwitweten Herzogin veranstaltete. Sie dagegen beschloß, Goethes Jahrmarktsfest zu Plundersweilern auf dem Schlosse Ettersburg so glänzend als möglich aufführen zu lassen (am 20. Oktober).

Wir nähern uns der Entstehung der zwei großen Dramen, die die schönste Frucht des Liebesbundes sind, und die klarer als alles andere die hohe Weiblichkeit und den Seelenadel der von Goethe fast vergötterten Frau verkünden. Die *Iphigenie* und der *Tasso* sind mit dem Namen der Frau von Stein für ewig unlösbar verbunden.

Am 14. Februar 1779 begann Goethe die Ausführung der *Iphigenie*, gerade zu derselben Zeit, so wollte es der Zufall, als ihn die Kriegskammer vollauf beschäftigte und die Rekrutenaushebung bald nach Jena und der lieblich gelegenen Dornburg, bald nach dem häßlichen, lärmenden Apolda führte „Meine Seele löst sich“, schreibt er aus seinem Gartenhaus am 22. Februar 1779, „nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro neben in der grünen Stube, sitz ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Szene soll sich heut absondern.“ Dann wieder meldet er aus Apolda: „Hier will das Drama gar nicht fort, es ist verflucht, der König

von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.“ Am 15. März werden die drei ersten Akte an Knebel gesandt und der vierte am 19. März *sereno di quieta mente* auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau geschrieben; am 28. war der erste, prosaische Entwurf beendet. Bei der ersten Aufführung am Osterdienstag, dem 6. April, spielte Goethe den Orest, Corona Schroeter die Iphigenie, Knebel den Thoas, Prinz Konstantin den Pylades. Corona und Goethe feierten den schönsten Triumph. Augenzeugen konnten das Junonische der Gestalt, die Majestät in Anstand, Wuchs und Gebärden bei Corona, an Goethe die Vereinigung geistiger und körperlicher Vollkommenheit nicht genug bewundern. Bei der Wiederholung der Aufführung im Juli auf der Ettersburg gab Karl August selbst den Pylades.

Ein Zusammenhang zwischen dem einer antiken Sage entnommenen Stoffe des Dramas und der Liebe Goethes zu Frau von Stein scheint ausgeschlossen; und doch läßt sich nach den ausdrücklichen Zeugnissen nicht daran zweifeln, daß selbst hier Leben und Liebe zusammengefloßen ist.

Bei der Übersendung des Dramas an Friß Jacobi schrieb Goethe: „Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide, wo andere genießen, genieße, wo andere leiden. — Wenn Du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst Du nicht, daß so viel Schlacken darin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. — Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen . . .“ Und aus den Briefen an Frau von Stein aus Italien hören wir: „Ich las Tischbeins meine Iphigenie vor . . . die sonderbare, originale Art, wie dieser das Stück ansah und mich über den Zustand, in welchem es geschrieben, aufklärte, erschreckte mich. Es sind keine Worte, wie fein und tief er den Menschen unter dieser Helden Maske empfunden.“ In dieser Verbindung werden auch die Worte verständlich: „heute geht auch Iphigenie ab, o möchtest Du fühlen, wie viel Gedanken zu Dir herüber gegangen sind, bis das Stück erstand!“

Worin der fast anbetungsvoll geschilderte Einfluß bestand, inwiefern Orests Heilung durch die Schwester mit der Einwirkung der Frau von Stein auf Goethe sich vergleichen kann, das haben wir schon früher angedeutet; es ist daselbe, was der Tasso und der Faust predigen, die veredelnde Macht des Weibes, die dort den seelisch kranken Orestes heilt, hier den unstillen, freiheldendürstenden, auf das Recht der Leidenschaft pochenden Jüngling zum reifen, in der freiwilligen Anerkennung der sittlichen Ordnung die wahre Freiheit erkennenden Mann erzieht. Wie einst Orest von dem Gluch und dem Wahnsinn, so wird Goethe von dem sündhaften Begehren, von dem Wahn, durch unerlaubte Liebe glücklich zu werden, geheilt. Es ist die Zeit, da nach den

Stürmen der Jugend eine reine Ruhe den Dichter umgibt und sein Glück ausmacht, da er in seinem Tagebuch freudig den inneren Wandel mit den Worten bezeichnet: „Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.“ Indem er einer unerlaubten Liebe entsagt, wird aus der Geliebten die Schwester, und ein neuer Gedanke kommt plötzlich über ihn. Nicht das Bild der Schwester des Apollo, wie Euripides will, sondern die Schwester des Orest hat ihn vom Wahnsinn geheilt. Nun hatte Goethe das Urbild seiner Iphigenie gefunden.

Diesen Frieden, den er nicht müde wird zu preisen, auch dem geliebten Freunde und Herrn zuteil werden zu lassen, der ihn noch immer nicht in sich und in seinem Hause, sondern im Jagen und Treiben des fürstlichen Lebens suchte, war nun das Ziel seines Strebens. „Den guten Lands- und Hausvater“, so schreibt Goethe an Lavater, „würdest Du näher mehr bedauern. Was da auszustehn ist, spricht kein Zeuge aus, Herrschaft wird niemand angeboren, und der sie ererbt, muß sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer.“ Goethe hoffte viel für ihn von einer gemeinsamen Reise in die Schweiz, wo der Herzog, herausgerissen aus dem kleinlichen Getriebe des Hoflebens und dem Verkehr mit alltäglichen, trivialen Menschen in der großartigen Umgebung den höheren Zweck und die wahren Güter des Lebens erkennen sollte.

Am 12. September 1779 brachen der Herzog, der unter dem Namen Baron von Wedel reiste, Goethe und der Kammerherr von Wedel nebst einigen Dienern, darunter auch der treue Seidel, von der Ettersburg auf. Von Frankfurt sandte er der Geliebten einen Gruß „vom Angesicht der väterlichen Sonne“. Meinen Vater habe ich verändert getroffen, er ist stiller, und sein Gedächtnis nimmt ab, meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe.“ Nur vier Jahre waren vergangen, seitdem Frau Aja ihren Einzigen in die Ferne hatte wandern lassen; aber welche Wandlung in dieser Zeit! Als der intime Freund eines Herzogs, der wie ein Sohn des Hauses aufgenommen sein wollte, als Geheimrath und in Wirklichkeit der Leiter eines Herzogthums kehrte er zurück. Die Freude und das Glück der guten Frau spiegelt nichts schöner wider als ihre Beschreibung der Ankunft des Herzogs und Wolfgangs in ihrem Hause, die sie an Anna Amalia richtet: „Nun stellen sich Thro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubentür aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhans ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint, halb lacht, gar nicht weiß, was sie tun soll, wie der schöne Kammerherr von Wedel auch allen Anteil an der erstaunlichen Freude nimmt — Endlich der Auftritt

mit dem Vater, das läßt sich gar nicht beschreiben " — Und der Herzog setzte diesem freudig begeisterten Ton in einem Briefe an Anna Amalia: „Beste Mutter! Es ist aus Goethes Haus den ersten Morgen, den ich daselbst zubringe, daß ich Ihnen schreibe. Goethens Mutter ist eine herrliche Frau. Ich freue mich erstaunlich sie zu kennen . . . die alte Mutter habe ich erstaunlich lieb bekommen, und ich denke sie mich auch ".

Nach einem kurzen Besuch in Sesenheim, den wir schon früher erwähnt haben, traf er wieder mit dem Herzog zusammen und reiste mit ihm nach Straßburg; er eilte, um den „Rosenkranz der treuesten und bewährtesten Freundschaft abzubeten“, zu Lili, der nunmehrigen Gattin des Barons von Türheim, die er in glücklichen Verhältnissen und in unveränderter Freundschaft für ihn fand. Er schrieb die Schilderung dieser Tage an einem für ihn schmerzlichen Orte. Der Herzog hatte ihn an das Grab der Schwester nach Emmendingen begleitet.

Anfang Oktober betraten die Reisenden die Schweiz. Von Münster ab ist die Reise aus Goethes Schrift *Briefe aus der Schweiz*, Zweite Abteilung bekannt. Sie sind bis zum zweiten Abschnitte fast wörtlich den Briefen an die Freundin, die Goethe selbst schrieb oder seinem Diener Philipp Seidel diktierte, entnommen. Die Darstellung der Fahrt durch das Berner Oberland und das Waadtland, die in „den Schweizer Briefen“ sonderbarerweise fehlt, kennen wir nur aus den Berichten für Frau von Stein.

Am 9. Oktober des Nachmittags stand Goethe vor dem vielgerühmten Staubbach. Diesem „erhabenen Gegenstande“, wie er selbst sagt, widmet er seinen für die Freundin gedichteten *Gesang der Geister über den Wasserfall*, in dem er in unerreichbar schöner Sprache den Eindruck des großartigen Schauspiels wiedergibt und die Schilderung durch den sinnigen Vergleich des Wassers mit der Seele des Menschen einfaßt und belebt. Der Weg über die Mergenthal, der den Anblick der Jungfrau am schönsten bietet, war leider ungangbar, deshalb ging man durch das Lütchental nach Grindelwald; nach der Wanderung durch das Haslital kam man über den Briener See nach Interlaken, das damals aus einem Kloster und einigen Bauernhäusern bestand. Von Thun, dem Schlußpunkt der Reise durch das Bernerland, nach einer Fahrt auf einem Rachen über den Thuner See, wo Goethe „aus dem Homer von den Sirenen“ vorlas, schreibt er, neben der Klage über die böse Art der Herzogs, „wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Mühe und Gefahr ist, noch ein Stiegelehen ohne Zweck und Not mit Mühe und Gefahr zu suchen“, sehr befriedigt über die bisherige Reise: „Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten.“

war, sondern weil Goethe eine gewaltige Entwicklung durchgemacht hatte. Schon in Frankfurt hatte sich Goethe innerlich von dem schwärmerischen Propheten losgelöst, und die gemeinsame Arbeit an den Physiognomischen Fragmenten hatte ihn nur noch weiter von Lavater entfernt. Seine Bearbeitung der Offenbarung Johannis und seine Messiade fanden so wenig den Beifall Goethes, daß er noch vor dem Wiedersehen von Genf aus an den Verfasser die bezeichnenden Worte schrieb: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch. . . Ich



Goethe. Schattenriß um 1780.
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne“ und ganz ähnlich, aber noch viel deutlicher erscheint der Gegensatz in dem Briefe, den Goethe auf die Zusendung des ihm besonders fatalen und widrigen Buches „Pontius Pilatus“ im August 1782 schrieb: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Toter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lasterungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.“

„Bei diesem Manne“, so schließt er eine ausführliche Darstellung seines Verhältnisses zu Lavater, „knüpfte sich der höchste Menschenverstand und der kraßeste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen.“ Lavaters Intoleranz und seine religiöse Schwärmerie, die ihn sogar ein Opfer des Abenteurers Cagliostro und des Teufelsbanners Gafner werden ließ, macht die Kluft unüberbrückbar. Jetzt half auch persönlicher Verkehr nicht mehr darüber hinweg. Im Juli 1786 kam Lavater nach Weimar und wohnte bei Goethe. Wie anders lautet jetzt der Bericht an die Freundin: „Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. . . . Ich habe auch unter sei n e

Existenz einen großen Strich gemacht, und weiß nun, was uns per Saldo von ihm übrig bleibt.“ Mit einer Konsequenz, die man fast Grausamkeit nennen könnte, schrieb Goethe als Antwort auf die Widmung von Lavaters „Nathanael“ vom 26. Februar 1786: „An einen Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen ist, Edler! Trugloser! Lieber! Lieber!“ die Worte für sich nieder: „Du kommst mit Deiner Salbaderei an den Unrechten . . . Pack Dich, Sophist, oder es gibt Stöße.“ Als er auf der Rückreise aus Italien durch die Schweiz kam, war der einstmals schwärmerisch geliebte Freund für Goethe nicht mehr vorhanden. In den Venetianischen Epigrammen und den Xenien fand Goethes Stimmung gegen ihn erbarmungslosen Ausdruck.

Neben Lavater und der seit einem Jahre verwitweten Freundin Bäbe Schultzeß, deren Briefe Goethe der über diesen Freundschaftsbund bedenklich gewordenen Geliebten später mit den Worten übersandte „Mein Herz hat vor Deinem nichts verborgen“, tritt der Landsmann und Komponist Kayser unter den Züricher Bekannten in den Vordergrund. Trotz mehrfacher Mißerfolge, die den Unmut des etwas schwerfälligen Mannes noch gesteigert hatten, hielt Goethe an seiner Absicht fest, sich in Kayser einen Komponisten für seine Operetten und Lieder zu gewinnen. Er schrieb eigens für ihn auf der Rückreise durch die Schweiz eine Operette *Jeru und Bätely*, die er schon Ende Dezember an Kayser schicken konnte. Er ermahnte ihn zu schleuniger Vollendung der Komposition, damit das Stück gegeben werden könnte, „bevor das Interesse der Schweizer Erzählungen verarracht ist“, wenn es auch außer der Szene und einigen Namen wenig an die Schweiz erinnert, und die Personen, wie Goethe selber sagt, Leute „seiner Fabrik“ sind und „edle Gestalten, in Bauernkleider gesteckt“. Der Inhalt ist heiter, aber wenig bedeutend. Doch sollte ja auch das musikalische Element das wichtigste sein. Beweis dafür sind die ausführlichen theoretischen Anweisungen, die Goethe seinem Komponisten gab, sie sind für uns ungemein wichtig, weil sie Goethes Verständnis und Meisterschaft auch auf diesem Gebiete beweisen. Wenn auch Kayser mit seiner Komposition nicht zur Zeit fertig wurde, so daß Sedendorff mit seiner Kunst dafür eintreten mußte, so ließ ihn Goethe doch nicht fallen, sondern übertrug ihm auch die Musik zu der Operette *Scherz, List und Rache*, einer Nachahmung der italienischen *opera buffa*, zu der er durch Aufführungen der Bellomoschen Truppe in Weimar angeregt worden war. Goethe war mit Kayzers Komposition zufrieden; aber zu einer Aufführung kam es nicht. Unverdroßen machte sich der Dichter darauf an ein neues Libretto, *Die ungleichen Hausgenossen*, mit der bestimmten Absicht, Kayser zu einem Erfolg in München zu helfen. Doch blieb es bei einem Bruchstück.

Anfang Dezember nahmen die Reisenden von Zürich Abschied. Über Schaff-

hausen und Konstanz eilte man nach Stuttgart. Nun begannen die Besuche der süddeutschen Höfe: in Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Hanau und Hornburg. Die drei letztgenannten Reisen wurden von Frankfurt aus unternommen, wo Frau Rat Ende Dezember den Sohn wieder in die Arme schließen konnte und auch den hohen Gast auf längere Zeit aufnahm. Die Schilderung dieser Anstandsbesuche an den Höfen enthält die bezeichnenden Worte: „Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies.“

Die beiden größten Goethischen Dichtungen des ersten Weimarer Jahrzehntes liegen kaum ein Jahr auseinander. Am 6. April 1779 ist Iphigenie zuerst aufgeführt worden, und am 30. März 1780 lesen wir im Tagebuch. „Hatt' ich den erfindenden Tag . . . Zu Mittag nach Tiefurt zu Fuß. Gute Erfindung Tasso,“ worauf am 14. Oktober die Worte folgen: „Tasso angefangen zu schreiben.“

Wenn wir Goethe auch deswegen als unseren ersten Dichter preisen, weil seine größeren Dichtungen nicht dem Spiel des Zufalls ihr Dasein verdanken, sondern fast mit Notwendigkeit als der dichterische Ausdruck eigener Lage und Stimmung entstanden sind, so gilt das ganz vornehmlich vom Tasso. Nicht ohne Grund hat er selbst von dieser Dichtung gesagt: „Sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. . . Der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, entstand aus dem Innersten meiner Natur. . . Ich hatte das Leben Tassos und mein eigenes, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand mir das Bild des Tasso.“ Die Frage, worin die Ähnlichkeit bestand, ist nicht schwer zu beantworten. Tasso und Goethe sind beide große Dichter, beide der Stolz und der Ruhm eines Staates, der zwar klein, aber der erste Musensitz des Vaterlandes war; Tasso und Goethe, beide sind in den Banden einer leidenschaftlichen und ausichtslosen Liebe zu einer edlen, sie an Lebensweisheit überragenden Dame des Hofes.

So ist in Wahrheit die Liebe Goethes zu Frau von Stein der Ausgangspunkt der Dichtung in ihrer ersten fragmentarischen Fassung, und zwar nicht bloß ein äußerer Anlaß, sondern die Entstehung der einzelnen Szenen hängt mit der Liebe des Dichters innig zusammen: das Drama stockt, wenn die Geliebte zürnt; die Dichtung fließt aus dem Herzen des Dichters, wenn die liebende Fürsorge der Geliebten sie begleitet. Und so sehr verband sich Liebe und Dichtung, daß der Dichter jenen tiefempfundenen Monolog im zweiten Akte (in der Fassung des ersten, prosaischen Entwurfs) als Anrufung an Frau von Stein schreiben konnte, unbekümmert, „ob er als Szene und an dem Orte gut sein würde“. Nicht nur im Befreiten Jerusalem Tassos, auch bei Goethe wird „das Geheimnis einer edlen Liebe dem holden Lied bescheiden anvertraut“.

Man lese nur die Briefe Goethes von 1780 und den folgenden Jahren, besonders die Stellen vom 16. November „Behalten Sie den Akt, wie Sie wollen, er wird mir erst lieb, da Sie ihn lieben,“ oder vom 19.: „Mein Stud' ist heute vorgerückt, dessen Ende Sie mit feinen freundlichen Erinnerungen zu beschleunigen gesinnt sind,“ ferner vom 25. März 1781: „An Tasso wird heute schwerlich gedacht werden. Merken Sie aber nicht, wie die Liebe für ihren Dichter sorgt? Vor Monaten war mir die nächste Szene unmöglich, wie leicht wird sie mir jetzt aus dem Herzen fließen,“ und endlich aus dem April 1781: „Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so habe ich heute schon so viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann. . . Ich habe gleich am Tasso schreibend Dich angebetet. Meine ganze Seele ist bei Dir . . . Ich summierte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit und fand eine ungeheure Summe. Ich werde wohl an Tasso schreiben können.“ Die Worte Tassos

„Ist dir's erlaubt, die Augen aufzuschlagen?
Wagst du's, umherzusehen? Du bist allein!
Vernahmen diese Säulen, was sie sprach?
Und hast du Zeugen, diese stummen Zeugen
Des höchsten Glücks zu fürchten?“

Wie kostlich wird der heiße Wunsch belohnt!
Ich traunte mich dem höchsten Glücke nah',
Und dieses Glück ist über alle Träume“ —

sind, was ihren Inhalt betrifft, am 25. März 1781 gedichtet worden Gerade in diesen Tagen verzeichnet der Dichter ein neues Stadium seiner Liebe. „Mein Noviziat“, schreibt er am 12. März, „war doch lange genug, um sich zu bedenken Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte.“ Diese Änderung, die Beendigung des Noviziats bestand in der ihm nun geoffenbarten Erwidern seiner Liebe, die die vorsichtige, Goethes aufwallende Leidenschaft fürchtende Freundin bisher in sich verborgen hatte. Eine Ahnung dieses Glückes hatte er schon im Dezember vorher empfunden und sein Glück jubelnd in dem Lied an seine Bäume ausgesprochen, und im Tasso verkündet er:

„So seh ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen“

Die Antwort der Prinzessin:

„Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen,
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist Das bedenke wohl!“

enthält das Thema, das sich durch die Briefe Goethes in hundert Variationen schlingt, nur daß seit den Märztagen 1781 ein tragischer Ausgang nicht zu fürchten war. Nach vielen Kämpfen hatte Goethe entsagt, und dafür war ihm aus ihrem Munde die Gewißheit der Gegenliebe und der untrennbaren seelischen Gemeinschaft geworden. Die Liebe ist jetzt auf ihrem Höhepunkt, aber es ist die reine, himmlische Liebe, die Harmonie der Seelen. „Adieu meine Neue“, so schließt ein Brief vom 23. März 1781. „Ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt . . . Deine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf. Ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebenden Kranz flicht. . . Wir sind wohl verheiratet, das heißt: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Einschlag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht. . . . Hilf mir glauben und hoffen. . . Durch alles das begleitet mich der vielgeliebte Talisman, und Abends und Morgens, und Nachts, wenn ich aufwache, nenn ich Deinen Namen und hoffe auf Dich“ . . . „Aus allerlei beschwerlicher Arbeit ruf ich Dir zu, daß ich Dich liebe. Beste, so wie Du nie aufhören wirst, so schaffe und bilde mich auch so, daß ich Deiner wert bleibe und laß es uns so halten, daß Dein liebes Herz Dir nicht widerspricht.“ In der Mitte des November 1781 war der zweite Akt vollendet. Von da an ruht die Arbeit am Tasso bis gegen Ende des Aufenthaltes in Rom.

In daselbe Jahr 1781 fällt der Anfang der Bearbeitung eines Dramas, das wie der erste Entwurf des Tasso nur bis zum zweiten Akt gediehen ist, des *Elpenor*.

Am 11. August 1781 wurde das Drama begonnen. Man hoffte in dieser Zeit auf die Geburt des langersehnten Erbprinzen. Zur Feier dieses hochbedeutsamen Ereignisses wollte Goethe ein anti-klassisches Drama, ein Gegenstück zur Iphigenie, schreiben, wie diese in rhythmischer Prosa; die Jambenform, in der wir es jetzt lesen, stammt aus späterer Zeit. Er meldet der Geliebten von dem Fortschreiten der Arbeit. Sollte doch ein Knabe der Held des Stückes sein, wie er ihnen beiden in Fritz von Stein aufwuchs, ihr, der Mutter, und Goethe, dem Pflegevater, der ihn bei sich erzog. Die Vereitelung der Hoffnung vereitelte auch das Drama. Aber zwei Jahre später, als der Erbprinz am 2. Februar 1783 nun wirklich geboren wurde, sehen wir den Dichter bemüht, das Drama „bis zum Ausgange der Herzogin“ zu vollenden. Doch blieb es bei der Absicht und bei dem Fragment von zwei Akten.

Schon der Zweck, dem das Drama dienen sollte, deutet darauf hin, daß ein versöhnender Schluß beabsichtigt war. Der Sieg und die Thronbesteigung des

Elpenor mußte das Ziel des Dichters sein. Die Vermutung, daß die jetzige Bezeichnung des Dramas als Trauerspiel irrig ist, hat die Veröffentlichung der ersten Bearbeitung bestätigt. Der Name weist auf den Erbprinzen als auf die Hoffnung des Landes, und mehrere Stellen deuten unmittelbar auf ihn, unter anderem die Worte Evadne:

Laßt mich ihn segnen, ihn, der Tausenden
Ein neues Licht des Glücks aufgehend scheint

Nicht ohne Absicht hat Goethe seine ganze Kunst auf die Darstellung des Knaben gelegt. Eine Lichtgestalt, strahlend von Schönheit, so tritt er vor uns, ein Liebling der Pflegemutter und seiner Umgebung, guten Herzens und mitleidig, trotz der Jugend kühn und tapfer, ein Stück Philotasnatur und dabei kostlich naiv und echt kindlich. Im Gegensatz zu ihm ist sein vermeintlicher Vater ein düsterer Tyrann, auf dessen Gewissen Verwandtenmord lastet. Antiope, wenn auch zu furchtbarer Rache gezwungen, verlorpert doch im Innern des Herzens die schönen Worte einer anderen antiken Frauengestalt: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Die symbolische Handlung, durch die sie sich für immer von der Last des Hasses befreit, deutet auf die Entführung. Wie Goethe sich die weitere Entwicklung gedacht hat, darüber sind viele Vermutungen aufgestellt worden; aber keine befriedigt, und sie können es auch nicht, weil Goethe selbst die Unmöglichkeit der weiteren Ausführung einsah. Als er das Fragment, ohne den Namen des Verfassers zu nennen, im Juni 1798 an Schiller sandte, schrieb er dazu: „Es mag ein Beispiel eines unglaublichen Vergreifens im Stoffe und weiß Gott für was noch anders ein warnendes Beispiel sein.“ Der Stoff nahm unter der Hand eine tragische Wendung. Eine Tragödie aber, womöglich am Schluß Antiope an der Leiche des Sohnes, konnte er nicht zu der genannten Feier darbringen. Daran scheiterte das Stück im Jahre 1783. Daß Goethe später, wo derartige Rücksichten wegfielen, das Interesse daran verloren hatte, ist sehr zu beklagen. Nur aus der fragmentarischen Gestalt der Dichtung erklärt sich, daß sie wenig geschätzt wird. Wer sich in sie vertieft, wird den Worten Victor Hehns recht geben, „daß die beiden Akte vielleicht das Höchste enthalten, was an seelen- und gedankenvollem Ausdruck, an Adel und Höheit der deutschen Sprache und ihrem größten Bildner Goethe jemals gelungen ist“.

Auch an dem weiteren Gedeihen und Wachsen eines älteren, unvollendet gebliebenen Dramas, des *Egmont*, das dem Dichter im April 1778 wieder in den Sinn gekommen war, hatte die Freundin lebhaften Anteil. Und wie an den Abenden, die beider Glück ausmachten, nicht nur die Dichtungen Goethes, sondern auch seine wissenschaftlichen Studien gemeinsam erörtert und gefordert

werden und die gelehrige Schülerin gern bereit ist, die Gedanken Goethes auf- und nachzuschreiben, so ist sie auch die erste, die etwas von seinem Plan erfährt, eine Antwort auf des großen Königs damals erschienene Schrift *De la littérature allemande* zu schreiben. Das Schreiben des Königs an den Minister Herzberg, das er Ende November 1780 unter dem Titel *De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger* in französischer und deutscher Sprache hatte drucken lassen, hatte die literarische Welt Deutschlands in eine fast fieberhafte Aufregung versetzt. Auf den größten Deutschen des Jahrhunderts hatten ein Klopstock und Lessing, Gleim und das ganze dichtende Deutschland ihre Hoffnung gesetzt. Mit schmerzlicher Resignation hatte man es allmählich aufgegeben, von ihm etwas zu erwarten, wenn man sich auch zu der hochstehenden Auffassung Goethes, die er später in Dichtung und Wahrheit niedergelegt hat, nicht aufschwingen konnte. Nun schrieb derselbe große Mann gewissermaßen seine Verteidigungsschrift und wies die Schuld der Dichtung selbst oder vielmehr der deutschen Sprache zu. Nicht weil der König Goethes Götz von Berlichingen abstoßend gefunden hatte, worüber der Dichter sich in einem Brief an die Tochter Mößers mit den Worten tröstet: „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit seinem eisernen Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden“, beschloß Goethe die Flut von Gegenschriften um eine neue zu vermehren, sondern seine Stellung als berühmtester Schriftsteller Deutschlands und die Ehre des gänzlich ignorierten Münsingers Weimar drückte ihm die Feder in die Hand. Am 6. Januar 1781 begann er mit der *L i t e r a t u r*, wie er die Schrift immer kurz benennt, und am 24. desselben Monats „hilft er auf der Göchhausen Stube der ‚Literatur‘ auf mit einer Flasche Champagner“, in der sicheren Hoffnung auf baldige Vollendung. Die erste Leserin ist, wie immer, auch hier Frau von Stein; dann erhalten die Schrift der Herzog und Herder, deren Urteil die Vertraute überbringen soll. Von Auswärtigen erhielt es die Mutter, die den Sohn in einem prächtigen Briefe an Großmann gegen „das schöne Gelese des königlichen Verfassers“ warm verteidigt, und Freund Merck. Dann verschwindet die Schrift, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen. Nur durch Herders Bericht an Hamann wissen wir, daß sie in der Form eines Gespräches über die Schrift des Königs abgefaßt war, das zwischen einem Deutschen und einem Franzosen an der Wirtstafel eines Gasthauses in Frankfurt am Main geführt wird.

Der große Roman Goethes *W i l h e l m M e i s t e r s L e h r j a h r e*, der sich durch viele Lebensjahre Goethes hindurchzieht, hat alle Phasen seiner Liebe durchgemacht und sie selbst überdauert. Er ist lange Zeit das Thema



Corona Schroeter
Von ihr selbst gemalt
Original im Goethe Nationalmuseum in Weimar

der Unterhaltungen mit Frau von Stein und der Gegenstand gemeinsamer Tätigkeit „Wenn ich schreibe,“ so lesen wir in den Briefen, „denke ich, es sei auch Dir zur Freude . . .“ „An Wilhelm habe ich fortgefahren . . . ich denke immer dabei an die Freude, die ich Dir damit machen werde.“ Der ursprüngliche Titel war: *W i l h e l m M e i s t e r s t h e a t r a l i s c h e S e n d u n g*. Wie sich aus dieser ersten Fassung die „Lehrjahre“ entwickelt haben, das muß einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben. Die theatralische Sendung steht im engen Zusammenhange mit einer nicht unwichtigen Episode in Goethes Leben, seiner Leitung des Weimarer Liebhabertheaters.

Vor Goethes Eintreffen hatte die Seylerische Truppe ziemlich regelmäßig im Schlosse Vorstellungen gegeben. In dem 1775 erbauten Redoutengebäude war nach dem Brande des Schlosses eine kleine Bühne errichtet worden. Erst 1780 erbaute der Unternehmer Hauptmann mit Unterstützung des Herzogs ein größeres einstöckiges Haus, dessen oberer Raum einen großen Tanzsaal mit einer unbeweglichen, geräumigen Bühne enthielt. Aber wenn bis dahin auch ein festgefügtter Theaterbau fehlte, die Bühne war bald aufgeschlagen:

In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf hohen Ettersburgs, in Tiefurts Tal
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht

Diese Verse sind einem Gedicht entnommen, das die Tätigkeit dieses einzig in der Welt dastehenden Theaters dem Gedenken der Nachwelt bewahren und einen poetischen Bericht über das Wirken des technischen Leiters abgeben sollte. Darum ist auch das Gedicht mit dem Namen dieses Theatermeisters für immer verknüpft. Es war der Tischler *M i e d i n g*, der durch Fleiß und großes Kunstverständnis seine schwierige Aufgabe bei geringen Mitteln und unglaublich einfachem Apparat glänzend gelöst hatte.

Doch der Dichter konnte „den Zauberer des Wunderbaues“ nicht preisen, ohne der Künstlerin einen unverwelflichen Kranz zu flechten, die durch ihren herrlichen Gesang, ihr seelenvolles Spiel, ihre Schönheit und Anmut der glänzende Mittelpunkt des Theaters geworden war. Am Grabe Miedings läßt er Corona Schroeter Dank und Anerkennung dem Verstorbenen nachrufen in ihrer Worte „weichem Ton, der sich ums Herz ergießt“. Es ist die Gestalt Iphigeniens, die er vor uns hervorzaubert.

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Kunstlein nur erscheint.

Und nicht bloß die Künstlerin, auch ihr edles Herz und ihre Liebenswürdigkeit pries er in diesem Gedicht, er konnte es mit Ruhe und Resignation; denn das „so lange schwebende Verhältnis“, in dem bald die Neigung zu dem schönen und guten Mädchen, bald die Verehrung für die große Künstlerin mehr hervortrat, hatte nun eine feste Gestalt angenommen. Coronas kühle Haltung, ihre Liebe zu einem anderen Manne, dem Oberhofmeister von Einsiedel, und nicht zum wenigsten Goethes immer mehr wachsende Liebe zu Frau von Stein hatten das allmählich bewirkt. Bei einem der häufig im Tagebuch bemerkten Besuche „Kronens“ und ihrer Gesellschafterin (im April 1780) wird hinzugefügt: „Kam der Herzog abends, und da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lavaoberfläche verfühlt ist, ging's recht munter und artig; nur in die Ritzen darf man noch nicht visitieren, da brennt's noch.“ Einen solchen Brand unter der kühlen Außendecke verrät der einzige erhaltene Brief Goethes an Corona, der aus äußeren Gründen in das Jahr 1781 gesetzt wird und uns den Verlust der übrigen besonders schwer empfinden läßt: „Wie oft habe ich nach der Feder gegriffen, mich mit Dir zu erklären . . . aber ich kann mich nicht entschuldigen, ohne an Saiten zu rühren, die zwischen uns nicht mehr klingen müssen . . . vergib mir, ich habe Dir ja auch vergeben, und laß uns freundlich zusammenleben“

Abgesehen von Corona hatte Goethe nur über Liebhaber der Kunst und Dilettanten zu verfügen, wie Knebel, Bertuch, Prinz Konstantin, Musäus, Gräulein von Göschhausen, von Wollwarth und andere Freiwillige; auch Karl August verschmähte es nicht, hin und wieder aufzutreten. Da war es denn schwierig, ein Repertoire festzustellen. Hans Sachsens Fastnachtsspiele, Gozzis, Molières und Destouches' Dramen, Goethes ältere kleine Dramen, wie Die Laune des Verliebten, Die Mitschuldigen, Erwin und Elmire machten den Hauptbestandteil, und sogar an Lessings Minna von Barnhelm wagte man sich; aber die geringe Auswahl der für die Bühne und die Mitwirkenden geeigneten Stücke zwang den Direktor und Regisseur mit seinem Talent einzutreten. Einsiedel und Sedendorff unterstützten ihn mit eigenen Stücken, und Anna Amalia und Corona bewiesen ihre musikalische Begabung bei der Komposition der Lieder. So verdanken wir denn dem Liebhabertheater eine Reihe Goethischer Singspiele und Dramolets oder „dramatischer Grillen“, deren Hauptzweck war, den Theaterabend auszufüllen, wenn auch der Dichter gern, wo es anging, höhere Absichten mit seiner dramatischen Tätigkeit verband.

Zu diesen kleinen Dramen gehört, außer den schon besprochenen Silla und Jery und Bätely, der Zeit nach zuerst der *Triumph der Empfindsamkeit oder die geflügelte Braut*, das am 30. Januar 1778 zur Feier des Geburtstages der Herzogin aufgeführt wurde. In Eisenach im Sep-

tember des vorhergehenden Jahres war „eine Tollheit, eine komische Oper so toll und grob als möglich“ erfunden und der Freundin sofort Mitteilung davon gemacht worden. Aus der komischen Oper wurde eine „dramatische Grille“; die Tollheit bestand in der Karikierung und Übertrumpfung der Empfindsamkeit. Die fast bis zum Wahnsinn und Unsinn verirrte Nachäffung des Werther wollte Goethe verspotten, die alle Empfindung zur Gefühlschwärmerei, allen wahren Ausdruck des Gefühls zu süßlichem, inhaltlosem Gerede steigerte, Natur darstellen wollte und krasseste Unnatur darstellte.

Goethe faßte in seiner Verspottung dieser ungeheuerlichen Narrheit das Wesentliche ins Auge. Sein Held, der Prinz Oronaro, „ist der empfindsamste Mann von allen Männern, der ein für die Schönheiten der Natur gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht so sehr schätzt als den zärtlichen Umgang mit der Natur“; aber da er so zärtliche, äußerst empfindsame Nerven hat, daß er sich vor der Luft sehr hüten muß und sehr leicht einen Schnupfen bekommt, hat er sich die Natur in seiner Stube verschafft. „Seine Zimmer gleichen Lauben, seine Säle Waldern, seine Kabinette Grotten, so schön und schöner als in der Natur.“ Und um alles zu übertrumpfen, hat ihm der Dichter eine Puppe machen lassen, ganz ähnlich seiner Geliebten Mandandane, der Gattin des Königs Andrajon, in deren Innerem der Werther, der Siegwart und andere empfindsame Schriften verborgen sind. In diese Puppe ist er so vernarrt, daß er um ihrerwillen die ihn liebende Mandandane verschmäht. Diese wird dadurch von ihrer Verirrung geheilt, und das Glück kehrt wieder in das Haus des Fürsten zurück. Corona trat in den Rollen der Mandandane und Proserpina auf. Goethe spielte den Andrajon. Um ihrerwillen schaltete Goethe in dieser Posse „freventlich“ das herrliche, nach Geist und Inhalt der Iphigenie und dem Prometheus nahestehende Monodrama *Proserpina* ein, das er ursprünglich wahrscheinlich zu Ehren der im Jahre 1776 gestorbenen Nichte Glücks gedichtet hatte.

Im Winter des Jahres 1778 wurde die Ettersburger Bühne zu Aufführungen mehrfach benutzt, am 20. Oktober wurde Der Jahrmart von Plundersweilern gegeben, im nächsten Jahre folgte die viel gerühmte Aufführung der Iphigenie. Die neuen, von Oeser im Sommer 1780 gemalten Dekorationen der Ettersburger Bühne gaben die Veranlassung zu dem Goethischen Einakter *Die Vögel*. „Ich will's“, so lautet der erste Bericht an Frau von Stein vom 14. Juni 1780, „der Gockhaußen diktieren, und wie ich's im Kopfe habe, soll's in zwölf Stunden inklusive Essen und Trinken fertig sein.“ Dieser dramatische Scherz, wenn auch vom Dichter selbst als Platitute bezeichnet, war ihm doch besonders nach der trefflich gelungenen Aufführung (am 18. August 1780) lieb und wert. Der Witz besteht in dem Sieg der Redekunst Treufreunds, der

es versteht, sich durch prächtigen Humor aus der Schlinge zu ziehen und sein feindseliges Publikum durch Schmeichelei und Erregung der Leidenschaften für die törichtsten Vorschläge zu begeistern und zur Unterwerfung zu zwingen.

In demselben Jahre ersann der unerschöpfliche Theaterdichter eine neue Dichtungsart für die Aufführungen bei den Redouten: den Maskenzug. Ganz im Gegensatz zu seinen derben satirischen Schwänken und Saftnachts- und Schönbartspielen nach Art des Hans Sachs, legte der Dichter in seinen Maskenzügen, einer Nachahmung der italienischen Festspiele des 15. und 16. Jahrhunderts, als deren beste und glänzendste wir den Nummenschanz im zweiten Teile des Faust besitzen, auf eine künstlerisch abgerundete Form, auf symbolische, durch Humor gewürzte Darstellung den Hauptwert. Ein Zug Lappländer, aufgeführt am Geburtstage der Herzogin 1781, war der erste Maskenzug; der zweite, Aufzug des Winters, hat für uns besonderes Interesse, weil in ihm Frau von Stein als Nacht auftrat, während Goethe den Schlaf darstellte. Dem pantomimischen Ballett vom 30. Januar 1782, Geist der Jugend, verdanken wir das schöne Gedicht: Amor, das dem Ganzen eine höhere Bedeutung gibt. Die Maskenzüge, die weiblichen Tugenden, der Aufzug der vier Weltalter fallen noch in dasselbe Jahr, der Planetentanz, der letzte aus dieser Periode, in dem die Planeten um den Stern, die Herzogin Luise, tanzten und ihre Glückwünsche aussprechen, in das Jahr 1784.

Unter den kleinen Singspielen für das Liebhabertheater ist die am 22. Juli 1782 in Tiefurt aufgeführte Fischerin zu nennen. Die Aufführung fand „auf dem natürlichen Schauplatz“ im Tiefurter Park statt; die Wirkung war besonders auf die Rembrandtsche Beleuchtung der nächtlichen Landschaft berechnet. Das etwas schnippische, naiv liebenswürdige Dortchen wurde von Corona Schroeter gegeben, die das Fischermädchen sonderbarerweise im Reifrock darstellte. Für ihre Stimme waren auch die meisten aus den alten Volksliedern genommenen Gesänge berechnet, wie das litauische Brautlied und die Ballade Der Erlkönig, die auch diesem für den Augenblick geschriebenen Singspiel die Unsterblichkeit verlieh.

Weihnachten darauf stellt Goethe in der kleinen Dichtung Das Neueste von Plundersweilern ein Bild der deutschen Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde dar.

Mit Absicht hat Goethe dieses Gedicht gerade für Anna Amalia bestimmt. Er war gewiß, bei ihr Verständnis zu finden, auch zugleich Verzeihung für etwas derbe Kost, wofern sie nur geistreich und witzig war.

Diese lebendige, geistig immer tätige und beschäftigte, für französische und deutsche Literatur sehr interessierte Frau, die stets bereit war, sich zu bilden

und zu lernen, hatte gerade in jenem Sommer (1781) den Plan gefaßt, die reichen Geisteskräfte, die in Weimar vorhanden waren, auszunutzen und zugleich für anmutig geistreiche Unterhaltung zu sorgen; sie beschloß, ein Journal, das von der Weimarer Hofgesellschaft selbst geschrieben werden sollte, zu gründen. Das Journal de Paris schwebte ihr als Muster vor. Das Neue dabei war, daß es an einem deutschen Hofe in deutscher Sprache geschrieben, und ferner, daß auch das weibliche Geschlecht zur Mitarbeit herangezogen wurde. Nach dem lieblichen Landwohnsitz der Fürstin Tiefurt hieß das neue Werk Tiefurter Journal. Wöchentlich sollte ein Bogen ausgegeben werden;



Tiefurt.

Nach einem Stich von C. Hummel nach Holdermann.

abonnieren konnte man mit barem Geld oder „mit beschriebenem Papier“. „Es ist ein kleiner Spaß,“ schreibt die lebenslustige Frau an ihre „liebe Mutter“, Frau Aja in Frankfurt, „den ich mir diesen Sommer gemacht habe, und der so gut reüssiret hat, daß er noch bis jetzt kontinuieret wird; vielleicht wird es Ihnen auch einige gute Stunden machen. Die Verfasser sind Hätschelhans, Wieland, Herder, Knebel, Kammerherr Sedendorff und Einsiedel. Der Frau Rätin weltberühmte Kennerchaft wird ihr leicht die Stücke von jedem Autor erraten lassen.“ Zum Redakteur hatte sie den Kammerherrn von Einsiedel bestellt, dem im Eifer der Mitarbeit nur von Sedendorff annähernd gleichkam, auch das schöne Geschlecht war durch das lustige, lebhaftes Fräulein von Göckhausen in der Redaktion vertreten. Es sind unter den Beiträgen selbst:

verständlich recht dürftige, auch unter Goethes Einsendungen eine, das Fragment *Der Hausball*, das man unschwer missen würde. Diese Lukenbücher nehmen sich neben den Perlen Goethischer Lyrik recht wunderbar aus. Aber das Ganze macht doch einen höchst erfreulichen Eindruck und ist ein schönes Zeugnis des anmutigen Tons und des freien Geistes am Weimarer Hofe. Man suche nur einen Hof des vorvorigen Jahrhunderts, wo derartiges möglich gewesen wäre. Die meisten Goethischen Beiträge, um derentwillen man überhaupt vom Tiefurter Journal heute noch spricht, sind vom Dichter für die Geliebte geschrieben und seiner Liebe zu ihr entsprossen. Das begeisterte Preislied auf die Phantasie: *Welcher Unsterblichen soll der Preis sein?*, das im fünften Stück des Journals erschien, war ein Jahr vorher von Kaltennordheim der Geliebten mit den Worten zugesandt worden: „Dies zum Dank für Ihren Brief und statt alles anderen, was ich von heut zu sagen hätte“ Das sein Liebesglück verkündende Gedicht. *Eu ch b e d a u' i ch, u n g l ü c k s e l g e s t e r n e*, dessen Übersendung er hinzufügt: „Was beiliegt, ist Dein. Wenn Du willst, so geb' ich's ins Tiefurter Journal“, und das Liebeslied: *Der Becher*, in dem die Freundin als „ein schönes Gefäß gepriesen wird, wert, die ganze Seele drein zu senken“, sie wurden mit der Überschrift „Aus dem Griechischen“ nebst der Übersetzung des Anacreontischen „An die Heuschrecke“ in das Journal gesandt, um die Fiktion glaubhafter zu machen, und die reifste und schönste Frucht dieser Jahre, die Ode: *Edel sei der Mensch, hilfreich und gut*, war so sehr Eigentum der geliebten Frau, daß er sie von ihr zur Einsendung erbittet mit der Beteuerung: „Du kannst sie immer wieder haben“ Das Gedicht *Auf Miedings Tod* und das vielumstrittene Fragment *Über die Natur*, das großartigste Bekenntnis der damaligen Naturanschauung Goethes, reihen sich gleichwertig an dieses kostbare Eigentum des Tiefurter Journals.

Anna Amalia drang auch darauf, daß Goethe sich ein Haus in der Stadt mietete und von nun an das Gartenhaus nur als Sommerwohnung benutzte. Es war das Haus am Frauenplan, das Goethe vom Oktober 1782, außer der Zeit vom November 1789 bis zum Sommer 1792, wo er im Jägerhause wohnte, bis an seinen Tod und zwar von 1794 an als Besitzer bewohnt hat. Der Gartenausgang führte damals unmittelbar zu der Wohnung der Frau von Stein.

Am Frauenplan.

Gerade in dieser Zeit hatte Frau von Stein Gelegenheit, sich um Goethe und den auch mit ihr eng befreundeten Herder durch eine echt weibliche Tat verdient zu machen. Nach der freudigen Erneuerung der alten Straßburger

Freundschaft und ihrer Befestigung durch Herders Berufung nach Weimar war bei diesem eine immer wachsende Verstimmung eingetreten, ein bis zur völligen Verkenntung des Freundes steigender Groll, dem Goethe seine bekannte, oft ubel gedeutete Schweigsamkeit entgegensetzte

Der Hauptgrund für Herders unfreundliche Haltung lag in der Wandlung der Stellung beider Männer zu einander. Daß Goethe, sein einstiger Schüler, die erste Stellung in dem Staate einnahm, während er als einer der Kirchen-



Goethes Haus am Frauenplan in Weimar.
Zeichnung von O. Wagner Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

beamten ihm unterstellt war; daß Goethe „Regen und Sonnenschein im Herzogtum machte“ und Bußenfreund des Herzogs war, während er als höchstes Ziel die Wirkung einer Sonntagspredigt auf eine tief unter ihm stehende Gemeinde ansehen mußte: das wurmte den bei aller geistigen Größe kleinlichen und neidischen Mann, das konnte er Goethe nicht verzeihen. Es verrät sich das unter vielem anderen auch darin, daß er Karl Augusts Ausspruch: „Herder gibt mir nur Bliklicht in der Religion, Goethe das wahre, bleibende Licht“, nicht verwinden konnte. „Ich wollte,“ schrieb er darüber entrüstet, „daß meine Bliße ihm etwas anderes als Licht wären.“ Er hatte die Stellung in Weimar

angenommen in der Hoffnung, das ihm unterstellte Kirchen- und Schulwesen auf eine neue Grundlage zu stellen. Daß ihn Goethe, der vorerst mit anderen, ihm wichtiger scheinenden Teilen des Staatswesens vollauf zu tun hatte, hier im Stich ließ, sah er als persönliche Beleidigung an. Eine Gefühlsnatur, die in ihren Urteilen immer von augenblicklichen Stimmungen abhängig war, trat er nun ganz auf die Seite der Mißvergnügten, beurteilte das Verhältnis Goethes und Karl Augusts etwa im Sinne Klopstocks und ließ sich durch seinen leidenschaftlichen Groll zu unedlen, lieblosen Äußerungen verleiten, die wir nicht anzuführen brauchen, weil er sie später durch entgegengesetzte und ihnen widersprechende zurückgenommen hat. Frau Karoline, stets das getreue Echo des Gatten und stets auf der Höhe der Gefühle, überschwenglich in der Liebe und im Haß, sekundierte dem mißmutigen Gatten und schürte das Feuer nach Weiberart. Goethe behandelte den Freund nach seinem in einem Briefe an Knebel empfohlenen Rezept: „Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Tagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können.“ Sur Frau Karoline hatte er die scharfen Worte: „Ich habe beschlossen, die Frau nächstens beim Lippen zu kriegen und ihr meine Herzensmeinung zu sagen, sie mag alsdann referieren, und es ist sehr gut, daß man sich erklärt und gewisse Dinge ein für allemal nicht leidet.“ Die Versuche Goethes, durch kleine Aufmerksamkeiten, wie die Übersendung der „Literatur“ und durch eine poetische Einladung zur Aufführung seiner Fischerin, die Mißstimmung zu heben, führten nicht zum Ziel, vielmehr erreichte der Unmut der beiden Gatten, „die lange schon für eines galten“, gerade in demselben Jahre (1782), als sie von Goethes Adellung erfuhren, den höchsten Grad. In höhnischer Weise zählte Herder in einem Briefe an Hamann alle Würden des Herrn Geheimrat von Goethe auf, und Frau Karoline fügte der Liste in einem anderen Briefe hinzu: „Directeur des plaisirs, Schauspiel-dichter, Komödiant und Favorit des Herzogs.“

Lange stand auch Frau von Stein so leidenschaftlicher Verkennung und dem selbstgeschaffenen Grimm machtlos gegenüber. Nach vielen Versuchen, durch Rücksprache mit Karoline den Boden günstiger zu gestalten, bestimmte sie Goethe, Herder an seinem Geburtstag (1783) eine Aufmerksamkeit zu erweisen und den Hauptanlaß der damaligen Verstimmung, der das Schulwesen betraf, durch einen Brief zu beseitigen. Ihr Wirken wurde mit Erfolg gekrönt. Die Freunde fanden sich wieder, und nun ist Glückseligkeit und Freude, als wären sie nie getrennt gewesen. An Lavater schreibt Goethe bald darauf: „Eine der vorzüglichsten Glückseligkeiten meines Lebens ist, daß ich und Herder nichts mehr zwischen uns haben, das uns trennte“; und Herder meldet jetzt dem Freunde Hamann, der so viel Böses über Goethe hatte hören müssen: „Goethe

hat sich sehr freundlich und mit seiner alten Biedertreue zu uns gehalten. Sein Herz hat einen tiefen Ton der Freundschaft " Selbst von Karoline hören wir nun: „Neben unserm lebendigen Reichtum im Haus ist Goethe das Beste, was wir hier haben, . . er ist und bleibt ein edler Mensch und man muß ihn lieben " Im Gefühl des begangenen Unrechts geben sich die Gatten das heilige Versprechen: „Wir wollen ihn nicht mehr verlieren.“

Die ersten Schritte des Dichters Goethe hatte einst Herder geleitet, und laut und bewundernd hat der Schüler Herders Gefühl für wahre Poesie und sein feines, untrugliches Urteil gepriesen. So sollte denn der gewissermaßen neu gewonnene Freund Führer und Helfer sein bei der großen Aufgabe, die Goethe in diesem Jahrzehnt beschäftigte, einer Gesamtausgabe seiner Werke. Herder wird nun der Korrektor und Generalbevollmächtigte, nicht bloß für Orthographie und Interpunktion, die schwachen Seiten Goethes, sondern in allem, was die Form betraf, deren endgültige Feststellung er oft dem feinen Gefühl und der großen musikalisch-rhythmischen Begabung Herders überließ, und in allen Fragen, die das künstlerische Urteil angingen Wielands Korrekturen bekommt Herder zur „Revision“. Karoline, Herder und Goethe beraten dann in den Fällen, wo Einigkeit nicht gleich erreicht worden war, und Frau von Stein vertritt das erste kritische Publikum, da ihr das Vollendete von Goethe vorgelesen wird. Die Briefe Goethes sind voll von Lobsprüchen für Herders Tätigkeit, und noch kurz vor der Abreise nach Italien hören wir öfters: „Herder hilft mir treulich.“ Goethe wird wieder, wie in längst vergangenen Zeiten, der gelehrige Schüler des verehrten Freundes, nimmt Unterricht bei ihm in griechischer Metrik und schickt ihm endlich das fertige Manuskript der Iphigenie aus Rom mit der Bitte, den mangelhaften, von ihm unterstrichenen Versen nachzuhelfen: „Du verbesserst das mit einem Federzuge.“ Und wie Herder mit seiner ganzen Seele bei dieser Arbeit war, die die gemeinsam verlebte Zeit noch einmal vor ihm erstehen ließ, beweisen die dem Manuskript des Götz hinzugefügten Worte: „Lieber Bruder! Hier hast du deinen Götz, deinen ersten, einzigen, ewigen Götz, mit innig-bewegter Seele. . . Gott segne dich, daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig.“

Gerade in dieser Zeit (im August 1784) faßte er den Plan, ein großes Gedicht zu schreiben, in dem er von Frau von Stein und seiner Liebe zu ihr in tausend Formen sprechen könnte, ohne daß es jemand anders merke, als sie allein. Mit der Nachricht von dieser Absicht sendet er ihr eine Strophe aus diesem Gedicht:

„Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehängen.

Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne,
 Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
 Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
 Mein Leben nur an deinem Leben hängt."

Drei andere Stanzas haben sich auf einem Blatte in den Briefen an Frau von Stein gefunden, von denen die eine in dem großen Fragment: *Die Geheimnisse* an zweiter Stelle steht.

Dieses religiöse Gedicht bietet uns freilich in der jetzigen, Gestalt gar keinen Anhalt für die Verwirklichung der Goethischen Absicht und hat auch keinen Raum für die Verherrlichung der Liebe, wohl aber erkennen wir seine Beziehung aus dem Gedicht, das Goethe später unter dem Titel „Zueignung“ an die Spitze seiner Werke setzte. Die Zueignung war ursprünglich der Anfang des später *Die Geheimnisse* genannten Gedichtes, das er in Dingelstädt am 8. August 1784 dichtete und der Freundin durch Herder übersandte: „Du wirst Dir daraus entnehmen, was für Dich ist, es war mir gar angenehm, Dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich Dich habe.“ Die Idee dazu war ihm im Tale von Jena gekommen.

Die Göttin der Wahrheit, aus deren Hand er der Dichtung Schleier empfängt, ist unter der Gestalt der Geliebten gedacht. Ihr galten die Verse:

„Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
 Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt,
 Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
 Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt,
 Du schenkest mir der Erde beste Gaben,
 Und jedes Glück will ich durch dich nur haben“ —

und noch mehr die Fortsetzung, die Goethe gerade deshalb, weil sie mehr an Frau von Stein als an die Göttin gerichtet war, später nicht aufgenommen hat:

„Denn was der Mensch in seinen Erdenstranken
 Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
 Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
 Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
 Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
 Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt:
 Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
 In dir entdeckt und es für mich gefunden."

Die „Geheimnisse“ blieben trotz der Mahnungen der Freundin ein Fragment, ein Rätsel mehr noch, als sie sein wollten. Was er damit bezweckt hat, hat Goethe erst 1816, als er von Königsberger Studenten darum gefragt wurde, verraten. Wie in Herders großem Werke: Ideen zur Philosophie der

Geschichte der Menschheit „die Geschichte der Völker als eine Schule des Wettlaufs zur Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde“ dargestellt wurde, so sollten in den „Geheimnissen“ die um Humanus sich scharenden Brüder die verschiedenen, durch „Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfnis, Gewohnheit“ gesonderten Religionen und Empfindungsweisen repräsentieren, die sich in ihrer höchsten Blüte mit dem Vertreter des religiösen Ideals vereinigen und alle dieselbe Frucht zeitigen. die werthtätige Liebe. Was Goethe später in dem Maskenzug zum 18. Dezember 1818 an Herder preist:

(Das Menschliche,) er muß es aufzufinden,
 Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
 Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
 Humanität sei unser ewig Ziel —

das sollte der Humanus der Geheimnisse verkörpern Lessings Nathan, Herders Ideen, Goethes Geheimnisse berühren sich in ihrer Tendenz Ihre Idee ist die Frucht der Arbeit ihres Jahrhunderts, für die sie den klassischen Ausdruck fanden

So nahe standen sich damals Goethe und Herder nicht bloß als Freunde und Menschen, sondern auch in ihrer Weltanschauung, daß Herder für seine Charakteristik des Christentums in den „Ideen“ eine Strophe aus den Geheimnissen als poetische Einleitung nehmen und Goethe „viele Ideen“ in Herders Lebenswerk als die seinigen bezeichnen konnte. „Ihr beide geht wie zwei Genien der Menschheit zu einem Ziel“, so bezeichnet Karoline in ihrer schönen Sprache das Verhältnis. Wie Frau von Stein zuerst Anteil erhält an dem geistigen Schaffen Goethes, so ist Karoline — den autor autoris seiner Schriften nennt sie der Gatte scherzhaft — die treue Förderin der Werke Herders. Oft besucht Goethe das befreundete Ehepaar in dessen Hause hinter der Kirche, „wie ein Stern in der Nacht“, um in Karolinens Sprache zu reden, oder man traf sich abends bei Frau von Stein oder bei Goethe, wobei die geistreiche Frau von Schardt an der gelehrten Unterhaltung öfters teilnahm. Hier wurden naturwissenschaftliche Bücher oder Reisewerke mit Karten zur besseren Anschauung gelesen, hier las Herder die ersten Kapitel seiner „Ideen“ vor oder seine Paramythien und seine Blumen aus der griechischen Anthologie, hier weihte Goethe seine Freunde in seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien ein. Von dem Manne, neben dem er jahrelang ohne Berührung gelebt hat, trennt Herder sich jetzt auch nur für wenige Tage ungern, „weil er gar zu lieb und herzlich ist“.

Als Goethe die Herderschen Gespräche über Gott gelesen hatte, rief er begeistert aus: „Wir sind so nahe in unseren Vorstellungsarten, als es möglich

ist, ohne eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten.“ Beide fanden eine Bestätigung ihrer Anschauungen in der Lehre Spinozas. Ohne es zu wollen, gab Goethe den Anlaß zu einem gründlichen Studium und einer besseren Würdigung dieses großen Philosophen.

Jacobi hatte das schon 1774 entstandene Gedicht Goethes, *Prometheus*, in der 1785 erschienenen Schrift: *Über die Lehre Spinozas in Briefen an den Herrn Mendelssohn* abgedruckt. Das Gedicht rief, wie Goethe in seiner Selbstbiographie ausführlich erzählt, eine große Erregung in der literarischen Welt hervor wegen der spinozistischen Ideen, die in ihm ausgesprochen sein sollten. Spinozismus hielt man damals für Atheismus. Worum es sich im „*Prometheus*“ handelt, das hat Lessing richtig erkannt, indem er das Gedicht als ein „Wagnis gegen die außerweltliche Gottheit“ bezeichnete. Goethe glaubte an den Gott in der Brust des Menschen, aber eine persönliche, die Gebete der Menschen erhörende Gottheit lehnte er ab und darin traf er mit Spinoza zusammen. Seinem Panentheismus hatte er schon im *Werther* und im *Urfauft* begeistertsten Ausdruck gegeben. Durch Jacobis Abdruck des *Prometheus* und die sich daran knüpfende literarische Sehe trat der bis dahin fast ganz unbekannt gebliebene jüdische Philosoph in den Mittelpunkt des Interesses.

Trotz seiner Spinoza feindlichen, von Goethes und Herders Anschauung ganz abweichenden Auffassung belebte Jacobi auch in Weimar, wohin er Mitte September 1784 zum Besuch kam, durch seine Gespräche und Versuche, sich mit Goethe und Herder zu einigen, das Interesse an Spinoza. Die einst so stürmisch geschlossene Freundschaft zwischen Goethe und Jacobi war in der Zwischenzeit durch manches, vor allem durch die Goethische Verhöhnung des Jacobischen *Romanes Woldemar*, einer abgeschmackten Nachahmung des *Werther*, erschüttert worden. Erst der Schmerz beider um die Anfang des Jahres 1784 verstorbene Gattin Jacobis, die von Goethe hochverehrte Betty, brachte die alten Freunde wieder näher. Als im Jahre 1794 eine zweite Auflage des *Woldemar* erschien, rächte sich Jacobi in edler Weise, indem er den verbesserten Roman Goethe widmete.

Bald nach der Abreise Jacobis vertieften sich Goethe und Frau von Stein in die Ethik Spinozas. Herder nahm führend und leitend daran teil. An ihrem Geburtstag, dem 25. Dezember, schenkte er Frau von Stein einen Spinoza mit folgender Widmung:

Deinem und unserm Freund sollt' heut den heil'gen Spinoza
Als ein Freundesgeschenk bringen der heilige Christ.
Doch wie kämen der heilige Christ und Spinoza zusammen!
Welche vertrauliche Hand knüpfte die beiden in eins?
Schülerin des Spinoza und Schwester des heiligen Christes,
Dein geweihter Tag knüpft am besten das Band.



Eriz von Stein
Statuette von Klauer Original in Tiesfurt

Reich ihm seinen Weissen, den du gefällig ihm machtest,
Und Spinoza sei euch immer ein heiliger Christ.

Es ist bezeichnend für das Wesen der Liebe Goethes zu Frau von Stein, daß der Philosoph der Resignation die Lektüre der Liebenden bildete. Das Gefühl der sicheren, geistigen und seelischen Gemeinschaft beglückte beide. Es gibt kaum einen Brief dieser Jahre, in dem er nicht diesem Glück eines schönen und sicheren Freundschaftsbundes mit der verehrten Frau überströmende Worte lieh. In diesen, im Augenblick und für den Augenblick geschriebenen Zeilen verrät sich der große Dichter, der den einen Gedanken tausendfach in immer wieder neue Worte und Formen zu kleiden weiß: „Lebe wohl, Du süße Freude meines Lebens, Du einzige Sehnsucht meines ganzen Wesens. . . Das Andenken Deiner Liebe ist immer bei mir, und meine Neigung zu Dir, wie die Furcht Gottes, der Weisheit Anfang. . . Meine Nähe zu Dir fühl ich immer, Deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch Dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht, daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar; . . . ich gönne jedem das seinige und freue mich heimlich in der Vergleichen, einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen.“

Das sind einige Brieffschlüsse, wie sie die Briefe an Frau von Stein aus dieser Zeit zu Hunderten aufweisen.

Frau von Stein wurde als Mutter Goethe zu besonderem Dank verpflichtet durch treue Fürsorge für ihren Sohn F r i z. Goethes Vorliebe für Kinder ist uns schon aus den Wehlarer Tagen bekannt, er hat sie sein Leben lang betätigt, in geradezu ruhrender Weise als Vater und besonders als Großvater; er weiß sich in ihren Gedankenkreis zu finden, erträgt auch geduldig ihre Unarten und gewinnt so ihre herzlichste Zuneigung. So war es denn natürlich, daß ihm der 1773 geborene Lieblingssohn der Frau von Stein ans Herz wuchs. Ihm wurden die Liebeskosen zuteil, die eigentlich der Mutter zugedacht waren. Allmählich zog der Knabe selbst Goethes pädagogisches und fast väterliches Interesse auf sich; er nimmt ihn mit sich auf seinen Reisen nach Leipzig, in den Harz und nach Kassel, und auf den kleinen Touren nach Jena, Ilmenau, Eisenach und weiß der Mutter nicht genug zu erzählen, welche Freude er an dem aufgeweckten und lieben Kinde hätte. In Wilhelm Meisters Selig hat er seine Neigung zu dem Knaben und dessen Erziehung dichterisch dargestellt. Bald gewinnt er die Mutter für seinen Plan, Fritz ganz in sein Haus zu nehmen: „Ich will ihm alles sein, was ich kann,“ verspricht er ihr. Und er war ihm von 1783 bis zur Reise nach Italien Freund, Lehrer und Vater. Fritz von Stein nannte später diese Zeit die glücklichste seines Lebens. Einen Beweis seiner großen Neigung gab Goethe ihm auch dadurch, daß er ihn an seiner Liebe zur

Mutter in Frankfurt teilnehmen ließ. Seit dem 25. Mai 1782, dem Todestage des Herrn Rat, lebte die gute Mutter ganz einsam in dem großen Hause. Die Pflege des schwachsinmig gewordenen und auch körperlich schwerkranken Gatten hatte die Jahre vorher für sie zu einer wahren Leidenszeit gemacht. Nun, nachdem diese Last von ihr genommen, waren alle ihre Gedanken in Weimar; darum antwortete sie auf einen Brief Fritzens hocherfreut, weil sie in dem elfjährigen Knaben sogleich den besten Korrespondenten vermutete. Der „liebe Sohn“, wie sie ihn anredet, geht gern auf ihren Vorschlag, ein Tagebuch für sie einzurichten, ein und erfüllt die Aufgabe so gut, daß die gute Frau ihn nicht genug zu rühmen weiß. „Die Entfernung von meinem Sohn“, so schreibt sie im Februar 1784, „wird mir dadurch unendlich leichter, weil ich im Geiste alles das mitgenieße, was in Weimar getan und gemacht wird.“ Sie ruhte denn auch nicht, bis sie den jungen Freund von Angesicht zu Angesicht kennen lernte; Anfang September 1785 schickte ihn Goethe nach Frankfurt; das waren für Fritze köstliche Tage, wie sie jeder in der Nähe der prächtigen Frau genoß. An Fritzens Besuch knüpfte sich auch ein Briefwechsel der beiden Mütter und später ein Besuch der Frau von Stein in Frankfurt.

Das seelische und geistige Zusammenleben Goethes und der Frau von Stein wurde nur unterbrochen durch ihren Aufenthalt auf dem Landsitz Kochberg und durch Goethes Reisen, deren er in diesen Jahren mehrere unternahm. Im Dezember 1782 finden wir ihn in Erfurt bei dem ihm wohlgesinnten kurmainzischen Statthalter F r e i h e r r n v o n D a l b e r g. An die gemeinsam verlebten Tage knüpfte sich eine Freundschaft, die Goethe dem später hochgestiegenen, dann aber gestürzten Mann in allen Lagen seines vielbewegten Lebens bewahrt hat.

Bald darauf, Ende Dezember 1782, reiste Goethe mit dem Herzog nach Dessau und Leipzig. Im September des Jahres 1783 finden wir ihn in Langenstein bei der „überschönen“ Branconi, die er auch im nächsten Jahre besuchte, wobei er es immer für nötig hält, Frau von Stein seine Treue zu versichern, dann auf einer Wanderung mit Fritze von Stein durch den Harz, bei der er den Brocken besteigt, später in Göttingen und Kassel, wo er die Naturforscher Sömmering und Forster besuchte; im nächsten Jahre (1784) folgt er dem Herzog nach Braunschweig, lehnt aber die Reise nach Frankfurt und Zweibrücken ab und besteigt dafür mit dem Maler Kraus zusammen wiederum den Brocken.

Der alte Freund Knebel, der seinen Wohnsitz in Jena genommen hatte, begleitete Goethe in der Mitte des Jahres 1785 nach Karlsbad. Zum Besuche dieses Bades hatte der Arzt Goethe geraten. „Er ist“, schreibt damals der Herzog an Savater, „das Frühjahr krank gewesen, jede kleine Umwandlung drückt ihn wie ein ausländisches Gewächs; er braucht dann lange, um sich zu erholen.“

künftigen Monat geht er ins Karlsbad, das soll ihm gut tun, hoffe ich," und um selber etwas dazu zu tun, schenkte er Goethe 40 Louisdor für die Reise und erhöhte sein Gehalt „als ein großer Freund von Gewissensreinigungen" um 200 Taler. Die Gewißheit, Frau von Stein in Karlsbad zu finden, ließ Goethe seinen Entschluß bald ausführen. Am 23. Juni reisten die Freunde von Jena ab. Auf dieser Reise entdeckte Goethe, als einer der ersten Botaniker, eine der insektenfressenden Pflanzen in einem Torfmoor zwischen dem Ochsenkopf und Schneeberg. Als er in Neustadt an der Orla krank wurde, blieb Knebel bei ihm. Hamlet war hier der Gegenstand ihrer Gespräche, die dann ihren poetischen Niederschlag in Wilhelm Meister fanden. Der geliebten Frau sendet er das Mignonlied: „Nur wer die Sehnsucht kennt" mit den Worten „Ein Lied, das nun auch mein ist." Als die Freunde am 5. Juli 1785 in Karlsbad ankamen, fanden sie den thüringischen Musenhof plötzlich nach Böhmen verlegt, die Herzogin Luise, Voigt, Bode, Herder nebst Gattin und Frau von Stein waren dort zur Kur. Zu diesen gesellte sich eine vornehme, interessante Gesellschaft, wie der Fürst Czartoryski und seine Schwester, die Fürstin Lubomirska und das Ehepaar Graf Bruhl, mit denen Goethe sehr angenehme und heitere Tage verlebte. „Vom Granit," schreibt er an den Herzog, „durch die ganze Schöpfung durch bis zu den Weibern, alles hat beigetragen, mir den Aufenthalt angenehm und interessant zu machen," und er selbst, der geistige Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, weiß sie für seine botanischen Studien zu interessieren.

Im nächsten Jahre, 1786, beschloß man die Kur in Karlsbad zu wiederholen. Ende Juli traf Goethe dort ein; schon vorher war Frau von Stein angekommen, Karl August und die Herders folgten bald. Diesmal war das Badeleben besonders heiter und anregend; es waren lustige Tage, die mit witzigen Anekdoten und Mystifikationen und mit geistreichen Versuchen, das Vergel-



Goethe und Frñß von Stein.
Silhouette von Klauer (?)
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

tungsrecht aneinander auszuüben, ausgefüllt wurden. Vor der Abreise hatte Goethe sich mit dem Verleger *Georg Joachim Göschen* in Leipzig geeinigt. Für die achtbändige Ausgabe seiner Werke sollte er 2000 Taler und 40 Freie Exemplare erhalten. Für den sechsten und siebenten Band waren *Egmont*, *Elpenor*, *Tasso*, *Sauft* bestimmt. Die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches, ein längerer Aufenthalt in Italien, sollte ihm Ruhe und Stimmung geben, diese Dramen zu vollenden. Er las manche Fragmente den Freunden in Karlsbad vor; an seinem Geburtstage machte man daher den Scherz, jedes der Fragmente beim Dichter selbst durch ein Gedicht Beschwerde über die Vernachlässigung führen zu lassen. Schon vorher, am 14. August, hatte er die abreisende Freundin bis Schneeberg begleitet. Er brachte es über sich, von ihr zu scheiden, ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu verraten. Am 23. August richtete er an die Ahnungslose die Worte: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch alles so sanfte endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit *Dir* leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind. . . . Ich habe Dich herzlich lieb, und das Leben wird mir erst wert durch Dich.“ Der Abschiedsgruß ist vom 1. September 1786 datiert: „Deine Versicherung, daß Dir wieder Freude zu meiner Liebe aufgeht, kann mir ganz allein Freude ins Leben bringen. Ich habe bisher im stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne.“

In Italien. Der Bruch der Freundschaft.

Die Anschauung, daß Goethes Reise nach Italien eine Flucht vor Frau von Stein gewesen und aus dem Bedürfnis entsprungen sei, die lästig gewordenen Fesseln allmählich zu lösen, ist durch die Veröffentlichung der Briefe und des Tagebuchs aus Italien widerlegt worden. Die Liebe des Dichters zu Frau von Stein ist dieselbe geblieben bis zu der Rückkehr nach Weimar. Der Ton der Briefe bleibt derselbe, ja er erscheint oft durch die Sehnsucht noch gesteigert und leidenschaftlicher. Um ihretwillen legt er ein Tagebuch an, und für sie schreibt er die Schilderungen seiner Reise, so daß wir auch das Werk Goethes, *Die Italienische Reise*, diesem Freundschaftsbunde verdanken. Es wurde ihm unmöglich, in diesen für die Freundin bestimmten Schilderungen den Ton, der sie auch zur Lektüre für Fremde geeignet machte, festzuhalten. Unwillkürlich fließen Ausdrücke der Sehnsucht, Beteuerungen der Liebe, der Freude, der Geliebten wenigstens im Brief Anteil geben zu können an den herrlichen Seiten Italiens, in die Feder. So wird denn die Freundin gebeten, die Berichte

abzuschreiben, das für sie allein Bestimmte wegzulassen und das Du in der Anrede in Sie zu verwandeln. Später fugte er öfters den Briefen an Frau von Stein ein sogenanntes ostensibles, für die Freunde bestimmtes Blatt bei. Sie erhält die ersten Lebenszeichen und zwar aus Verona, wenn auch der Ort seines Aufenthalts noch nicht verraten wird, und bald darauf aus Venedig.

Nicht die Absicht, sich den lieben, längst gewohnten Sesseln zu entziehen, ganz andere Gründe waren für Goethes Entschluß, die italienische Reise endlich und gerade damals anzutreten, entscheidend. Frau Rat traf wieder einmal das Richtige, als sie auf den ersten Brief des Sohnes aus Rom schrieb: „Jubilieren hätte ich vor Freude mogen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist.“ Dem freudig aufhorchenden Knaben hatte der Vater immer und immer wieder von dem Glanzpunkt seines Lebens, der Reise durch Italien, erzählt, die im Vorjahl des Hauses aufgehängten Prospekte von Rom und selbst ein Gondelspielzeug wirkten schon früh auf die lebhafteste Phantasie Wolfgangs. In seinem vom Vater vorgezeichneten Lebensplan stand auch eine Reise nach Italien, und zweimal schon hatte er die Reise, wenn auch vergeblich, begonnen. Je mehr sich Goethe in die Antike einlebte, um so größer wurde die Sehnsucht; die Reise mit dem Herzog in die Schweiz ließ ihn wieder in das Land der Verheißung blicken, ohne daß er es betreten konnte. Goethe, der größte Feind der leeren Worte, wollte nun auch das vielgespriesene sehen. Er wurde fast krank vor Sehnsucht und konnte „keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, ohne die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden“. Seiner Mignon ließ er für Gefühle, die auch die seinigen waren, Worte in dem Liede: „Kennst du das Land?“

Dazu kam seine Ungewißheit, ob sein künstlerisches Talent ihn befähige, als Maler etwas Tüchtiges zu leisten. Die Weimarer Diensjahre hatten ihn wenig zu der früher so viel geübten und geliebten Kunst kommen lassen. Nun sollte Italien entscheiden. Aber viel wichtiger noch sollte, so hoffte er, der Aufenthalt in Italien für den Dichter sein.

Wir haben über Goethes Tätigkeit im Amte ausführlich berichtet. Zuletzt lasteten auf ihm fast alle Zweige der Verwaltung. Es konnte nicht die Absicht seines fürstlichen Freundes sein, den Mann, dessen Dichterruhm die Welt erfüllte, für immer an die Staatsgeschäfte zu fesseln. Von vornherein hatte sich



Ludwig von Knebel.
Miniaturopportrat von
Chr. A. K. von Imhof
Original im Besitz von
Frau Dr. Buchholz in Jena

ja auch Goethe die Freiheit der Entschliehung hierüber gewahrt. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo durch Goethes Bemühungen die Staatsmaschine so weit im Gange war, daß auch ein anderer sie leiten konnte. Seine Abwesenheit sollte einen neuen Zustand allmählich einleiten. Vorläufig erbat er sich einen längeren Urlaub. Selbst der Herzog erfuhr nichts Bestimmtes. Nur der getreue Seidel wurde eingeweiht und zum Vermittler des Verkehrs zwischen Goethe und Weimar ausersehen.

Nach so langem Stillstand schriftstellerischer Tätigkeit forderte der Dichter in Goethe energisch sein Recht. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke nahm damals, wie wir wissen, seine Fürsorge in Anspruch. „Die vier ersten Bände“, schreibt er in dem Abschiedsbrief an den Herzog, „sind endlich in Ordnung, Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden; zu den vier letzten bedarf ich Mühe und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu tun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dieses alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin; ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das beste.“

Er reiste unter dem Namen eines Kaufmanns Möller aus Leipzig und nahm es so ernst damit, daß er sogar den Herzog bat, mit diesem Namen unterzeichnete Briefe als die seinigen zu behandeln. Folgen wir nun zunächst den Spuren Goethes, wobei das Tagebuch und seine Briefe an Frau von Stein uns als Hauptquelle dienen sollen.

„Den 3. September früh drei Uhr stahl ich mich aus dem Carlsbad weg, man hätte mich sonst nicht fortgelassen.“ So beginnt das Tagebuch und die „Italienische Reise“. Eine der ersten Betrachtungen ist die über das Wetter und das Klima, und das erste, was er überhaupt bemerkt, geben die Worte wieder: „Um zwölf Uhr in Eger bei heißem Sonnenschein. . . . Ich fand, daß Eger dieselbe Polhöhe wie Frankfurt hat und freute mich, einmal wieder nahe am fünfzigsten Grade zu Mittag zu essen.“ Die Beobachtungen von Witterung und Klima, die einen großen Raum der Beschreibung einnehmen, entsprangen ebenso dem wissenschaftlichen wie dem persönlichen Interesse Goethes. Eine Flucht vor dem Klima Weimars könnte man die Reise nennen. Unter dem trüben Himmel des Nordens und dem „graulichen Tag“ hatte er, „das dezi=dierteste Barometer, das existiert“, unsäglich gelitten.

Von Eger führte der Weg bald über die bayrische Grenze, dann an dem prächtigen Stift Waldsassen vorüber nach Tirschenreut und Weiden. Von hier aus ist der Weg Goethes fast derselbe wie der heutige Schienenweg bis nach Regensburg, wo Goethe am 4. September früh zehn Uhr über die altehr=

würdige, steinerne Brücke einzog. Von Regensburg, von wo er am 5. um Mittag aufbrach, brauchte er bis München auf der Straße Neustadt-Pfaffenhofen-Unterbrud fast achtzehn Stunden, so daß er am anderen Morgen früh sechs Uhr in der bayrischen Hauptstadt anlangte. Er wohnte hier im „Schwarzen Adler“ bei dem sogenannten lateinischen Wirt in der Kaufingerstraße. Die Bildergalerie, die sich damals im oberen Stockwerk der Arkaden des Hofgartens befand, und der Antikensaal im Antiquarium in der alten Residenz waren die ersten großen Kunstsammlungen, die Goethe seit seinen Besuchen in Mannheim und Düsseldorf sah. Rubens und Dürer fielen ihm besonders ins Auge und erweckten sein freudiges Wohlgefallen; aber er fühlte doch hier und noch mehr im Antikensaal, daß sein Auge noch nicht genügend geübt war.



Goethe. Porträt von Darbes, 1787.

Original im Besitz des Grafen von Brühl auf Senfersdorf

Während jetzt der Schienenweg über Kufstein nach Innsbruck führt, brachte den Reisenden damals die direkte

Fahrstraße bis Benediktbeuren, an dem Kochel- und Walchensee vorüber nach Mittenwald, wo Goethe die Nacht blieb und dann nach Seefeld an der Martinswand vorbei. Nach kurzem Aufenthalt in Innsbruck ging es die altberühmte Brennerstraße über Schönberg und Steinach zum Brennerpaß hinauf, wo Goethe am 8. September abends nach sieben Uhr anlangte.

Wer heute diese herrlichen Gegenden mit dem Zug der Brennerbahn durch-eilt, wird entzückt sein von dem Ausblick, der sich nach beiden Seiten bald in

die Tiefe der in üppigem Grün prangenden oder mit tiefdunklem Wald bedeckten Täler, bald auf die hoch emporragenden, schneebedeckten Gipfel der Berge bietet. Um wieviel mehr Goethe, der Naturfreund, der in gemächlicher Fahrt die Schönheit der Natur wahrhaft genoß und seinen Betrachtungen über Pflanzen, Früchte, Gebirge, Steinarten, Polhöhe, Klima, Witterung und die Menschen ausführlich in kleinen Abhandlungen seines Tagebuchs Ausdruck verlieh!

„Endlich“, so beschreibt er seine Ankunft auf dem Brenner, „ward es dunkel und dunkler, das Detail verlor sich, und die Massen wurden größer und herrlicher. Endlich, da alles nur wie ein tiefes geheimnisvolles Bild vor mir sich bewegte, sah ich auf einmal die hohen Gipfel wieder vom Monde erleuchtet und die Sterne herabblinken . . . Gedanke an mich in dieser wichtigen Epoche meines Lebens.“ Wichtig war dieser Tag und Aufenthalt deshalb, weil hier die Grenzscheide zwischen Norden und Süden war. Den ganzen nächsten Tag (9. September) brachte er auf dem Brenner zu und beschäftigte sich mit dem für die Geliebte begonnenen Tagebuch. Am Abend nahm er die Iphigenie aus dem Bücherpaket: „Ich nehme sie mit in das schöne, warme Land als Begleiterin. Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervor.“ Ein wohlgebautes, reinliches, bequemes Haus nennt Goethe sein Wohnhaus auf dem Brenner. Es war das Wirtshaus zur Post, das auch noch heute vorhanden ist und durch eine Gedenktafel und eine Sgraffitozeichnung Goethes die Erinnerung an den 9. September 1786 bewahrt.

Auf die kurze Rast folgte eine fast fünfundzwanzigstündige Fahrt. Das Bewußtsein, dem Ziele schnell näher zu kommen, überwog das Bedauern, gerade die schönen Gegenden von Sterzing und Brigen in der Nacht „wie der Schuhu“ zu durchfahren. Bei Tagesanbruch erblickte er Rebenhügel, die ersten frohen Boten des Südens; die Sonne stand schon hoch, als er in die damals bedeutende Handelsstadt Bozen „mit den vielen Kaufmannsgesichtern“ einfuhr, wo ihn zuerst ein fast italienisches Klima begrüßte. Über Neumarkt und Salurn ging es in zehn Stunden nach Trient, der ersten in Bauart der Häuser und Sitte der Bevölkerung völlig italienischen Stadt. Der heitere Himmel, die warme, milde Luft, der stolz dahindrauschende Fluß, die wunderbare Vegetation, Wein- gelände, Mais, Heideforn, Maulbeerbäume, Frucht- bäume, Nuß- und Quitten- bäume, „so ineinander gepflanzt, daß man denkt, es müßte eins das andere ersticken“, alles das übte einen zauberhaften Eindruck auf ihn, der jahrelang nach Sonne, Licht und Leben geschmachtet hatte: „Es ist mir, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem

Walfischfang zurückkame. Alles ist mir willkommen, auch der vaterländische Staub, der manchmal stark auf den Straßen wird und von dem ich nun solange nichts gesehen habe. . . .“

Am 11. September abends fuhr er weiter nach Roveredo, wo damals die Sprachgrenze war. „Wie froh bin ich, daß die geliebte Sprache nun die Sprache des Gebrauchs wird.“ Alles wird fremdartig, italienisch: „Es macht niemand mehr die Türen zu, die Fenster stehen immer offen, es hat kein Mensch Stiefeln an, kein Tuchrock zu sehen.“ Der Wunsch, „die schöne Naturwirkung am Wege“, den Gardasee zu sehen, ließ auf einen Augenblick das Verlangen nach Verona, der ersten Stadt Italiens, zurücktreten. Heute fuhr den Reisenden eine Nebenbahn von Mori über Nago und Arco nach Riva. Damals war das an der Nordostspitze des Sees gelegene Torbole der Ausgangspunkt für die Überfahrt. Aber auch der heutige Reisende wird es nicht bereuen, in Nago den Zug zu verlassen und nach Torbole zu wandern. Ist man an die Pforte des unterhalb Nago gelegenen Orts gelangt, so bietet sich ganz plötzlich und überraschend ein großartiger Blick über den Gardasee in seiner ganzen Länge von Torbole bis zu dem in weiter Ferne schimmernden Desenzano. Im Tal begrüßen uns Oliven- und Feigenbäume und auch die Botin des Südens, die schlanke Pinie. In Torbole wohnte Goethe in der Casa Alberti, heute „Zur Rose“ genannt. „Aus dem Zimmer, wo ich saß,“ schreibt er am 12. September an Frau von Stein, „geht eine Türe in den Hof hinunter, ich habe meinen Tisch davor gerückt, und Dir die Aussicht mit einigen Linien gezeichnet.“ Am Ostufer erhebt sich der gewaltige Gebirgszug des Monte Baldo, bis zur Hälfte der Höhe mit Olivenbäumen malerisch bewachsen, hoch oben die schneebedeckten Gipfel, auf der Westseite das reizend gelegene Riva, versteckt in den hochragenden Bergen; soweit das Auge reicht, die brausend am Ufer sich brechende Flut des Sees mit ihrem wunderbaren Farbenwechsel. Unwillkürlich wandten sich hier seine Gedanken der Heldin des Dramas zu, an dessen neuer Bearbeitung er hier die ersten Linien zog, „als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb.“ Auch er stand hier „so allein, wie Iphigenie am Gestade von Tauris“, wie sie das Land der Griechen mit der Seele suchend. Die Verse:

Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber

sind hier entstanden.

Heute braucht der Reisende sich nicht nach den regelmäßig um Mittag wechselnden Winden zu richten. Damals aber mußte Goethe schon früh drei Uhr aufbrechen und kam doch nur bis hinter Malsene, als die gegen Mittag regelmäßig sich erhebende Ora ihn wieder an diesen Ort zurücktrieb.

Bei der Landung betrat Goethe zuerst italienischen oder, genauer gesagt, venezianischen Boden. Das zinnengekrönte, jetzt wieder benutzte alte Schloß, eine höchst malerische Ruine, mit seinem auf den Felsen gebauten Turm erweckt auch heute noch des Reisenden Aufmerksamkeit. Goethe benutzte den unfreiwilligen Aufenthalt zum Abzeichnen des Turms. Das Abenteuer, das ihm, weil er der Spionage verdächtig erschien, hierbei begegnete, hat er im Tagebuch nur angedeutet, in der „Italienischen Reise“ mit köstlichem Humor und ausführlich erzählt. Diesen Abend brach er schon vor Mitternacht auf. Am Morgen lag der Glanzpunkt des Sees, die Westküste von Gargnano bis Saldò, vor seinen Augen. „Ich endigte nicht, von dieser Schönheit zu reden,“ schreibt er entzückt der Freundin. In Bardolino, wo er morgens am 14. September zehn Uhr den See verließ, bestieg er ein Maultier, das ihn durch „einen meilenlangen Garten“ in drei Stunden nach Verona brachte.

Was ihn besonders nach Verona zog, war die Gewißheit, nach den Gipsabgüssen, die Mannheim ihm geboten hatte, endlich Originale der Antike und ein bedeutendes Denkmal antiker Architektur zu sehen. Sein erster Weg galt dem Amphitheater. Zwar war der Eindruck nicht so gewaltig, wie er geglaubt hatte; das Theater, so meinte er, müsse nicht leer, sondern mit Menschen angefüllt gesehen werden. In geistreicher Weise versucht er die amphitheatralische Form zu erklären. Das zweite, wohin es ihn zog, war das Museo Lapidario, das mit dem Namen Maffei verbunden ist und in der Vorhalle des Teatro Filoharmonico untergebracht ist. Hier interessierten ihn besonders die Grabdenkmäler. Sie gaben ihm zu einer schönen Unterscheidung der christlichen und antiken Auffassung des Todes Veranlassung: „Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knien, der einer fröhlichen Auferstehung wartet, hier hat der Künstler mit mehr oder weniger Geschick immer nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände zusammen, schauen nicht gen Himmel, sondern sie sind, was sie waren, sie stehen beisammen, sie nehmen Anteil aneinander, sie lieben sich . . . Bei den Grabdenkmälern,“ so schließt die Schilderung, „habe ich viel an Herder gedacht.“ War es doch ein Herderscher Gedanke aus der Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“, dem er hier nachging. Im Dom macht er zur Tizianischen Assunta die hübsche Bemerkung: „Der Gedanke gefällt mir, daß er die himmelfahrende Maria nicht hinaufwärts, sondern nach ihren Freunden niederwärts blicken läßt.“ Er trifft damit die Hauptursache der Wirkung dieses rührenden Bildes von vollendeter Anmut.

Am 19. September verließ Goethe Verona und war noch denselben Tag in Vicenza. Der Magnet, der ihn dorthin zog, war Palladio, der große Architekt, dessen Werken Goethe großes Interesse und Bewunderung entgegen-

brachte. Kaum war er in der Stadt angelangt, die ihr dankbarer Sohn mit so vielen Zeugnissen seiner Kunst geschmückt hat, als er sie schnell durchlief, um die aus Abbildungen ihm wohlvertrauten Bauten Palladios im Original zu sehen „Wenn man diese Werke“, schreibt er unmittelbar darauf der Freundin, „nicht gegenwärtig sieht, hat man doch keinen Begriff davon Palladio ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen.“ Das Olympische Theater, wenn auch erst nach dem Tode des Meisters, so doch ganz nach seinen Plänen vollendet, zog zuerst Goethes Auge auf sich, er fand es unaussprechlich schön, aber zu erhaben für das moderne kleine Geschlecht. Die Basilika Palladios und die Rotunde des Marchese Capra, das vielbewunderte Meisterstück Palladios, werden von ihm immer und immer wieder studiert; und das kostliche kleine Haus, die Casa di Palladio. — „Du Erinnerst dich vielleicht dessen, ich hatte immer eine besondere Vorliebe dafür,“ schreibt er der Freundin — begeisterte ihn so, daß er es „gleich mochte zeichnen und illustrieren lassen, wie es da steht mit einigen Nebenhäusern“ So gründlich nahm er es mit dem Studium, daß er sich die Smithsche Ausgabe der Werke Palladios in Kupfern kaufte Palladio ist auch allein die Ursache, daß der Dichter, der bisher so große Ungeduld nach Rom gezeigt hatte, bis zum 26. September in Vicenza bleibt. Er entschließt sich sogar, seiner Mignon Vicenza zum Vaterland zu geben. Auch hier kann er nicht scheiden, ohne der Freundin zu versichern: „Ich schreibe Dir eben immer so fort, weil ich weiß, daß es Dir Freude machen wird. Alles wird sich besser und bestimmter sagen lassen. Mein ganzes Gemüt ist bei und mit Dir, und meine beste Hoffnung ist, Dich wiederzusehen.“

In vier Stunden führte ihn die Sediola am 26. September durch die fruchtbare Ebene zwischen Hecken und Bäumen nach P a d u a. Vom Observatorium verschaffte er sich zuerst einen Überblick über die Stadt, dann eilte er zur Besichtigung der von Volkmann, seinem Reiseführer, angegebenen Merkwürdigkeiten, um den Besuch bei dem, was ihm wichtig schien, am nächsten Tage zu wiederholen.

Eine schöne Bestätigung seiner botanischen Ideen fand er im botanischen Garten in Padua. Schon in Weimar hatte ihn der Gedanke viel beschäftigt, alle Pflanzen aus einer Urpflanze entwickeln zu können In der „Geschichte meines botanischen Studiums“ erzählt er, daß eine Fächerpalme durch die Stufenfolge der Veränderungen, die sie an den Blättern bis zur Blüte zeigte, ihm hierüber schöne Aufklärung gegeben hätte „Die einfachen, lanzettförmigen ersten Blätter standen noch am Boden, die sukzessive Trennung derselben nahm zu, bis endlich das Fächerartige in vollkommener Ausbildung zu sehen war.“ Diese 1585 gepflanzte Palme ist Goethe zu Ehren in ein Glashaus gesetzt worden und wird als Goethepalme den Besuchern gezeigt; sie hat jetzt die

stattliche Höhe von zehn Metern Auch die von Goethe an derselben Stelle erwähnte *Bignonia radicans*, „die ihm mit ihren feuerroten Glocken zauberisch entgegenleuchtete“, wird heute nach Goethe genannt.

Am 27. September schloß Goethe wieder ein Stück des Tagebuches für die Freundin, und zwar mit den Worten: „Wie gewöhnlich, meine Liebe, wenn das Ave Maria della Sera gebetet wird, wend ich meine Gedanken zu Dir; ob ich mich gleich nicht so ausdrücken darf, denn sie sind den ganzen Tag bei Dir. Ach, daß wir doch recht wüßten, was wir aneinander haben, wenn wir beisammen sind. . .“

Nächst Rom gab es in Italien keinen Ort, dem Goethe mit größerer Spannung und Sehnsucht entgegenfuhr, als Venedig. Wie einen „langentbehrten, freundlichen Jugendeindruck“ begrüßt er die ersten Gondeln, dann den Kanal und die Paläste, kurz all die Herrlichkeiten, von denen dem Knaben zu erzählen der Vater nie müde geworden war, und das Gefühl der Feierlichkeit, das ihn bei seiner Ankunft überkam, spricht sich in den Worten aus, mit denen er seine Ankunft der Freundin meldet: „So stand es denn in dem Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich den 28. September abends, nach unserer Uhr um fünf, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblickte und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch Gott sei Dank Venedig kein bloßes Wort mehr für mich, ein Name, der mich, der ich von jeher ein Todfeind von Wortschällen gewesen bin, so oft geängstigt hat.“

Nachdem er in dem Gasthause zur „Königin von England“ (jetzt Hotel Vittoria), nicht weit vom Markusplatz, ein Zimmer gemietet hatte, dessen Fenster auf einen schmalen Kanal gingen, eilte er zuerst, wie wohl jeder Reisende, auf den Markusplatz, das Wunder Venedigs, von dem erst die eintretende Nacht ihn vertrieb: „So ist denn mein Geist auch um dieses Bild reicher und weiter.“ Venedig hat sich in den hundertunddreißig Jahren wenig verändert; nur auf dem Markusplatz haben wir uns gegenüber der Markuskirche an Stelle der *Fabbrica Nuova*, der Verbindung der beiden *Procurazien*, die Kirche *S. Geminiano* zu denken. Zuerst schildert er das Labyrinth der Stadt mit ihren kleinen, oft kaum eine Armeslänge breiten Gassen, den Uferstraßen, den engen Kais, den zu Straßen gewordenen schmalen Kanälen. Dann durchfuhr er den *Canale grande* von der Insel *S. Chiara* bis zum *Canale della Giudecca*; eine herrliche Fahrt, die ihren vollen Reiz ausübt, wenn der Vollmond, wie einige Tage später, „an einem ganz reinen Himmel über den Lagunen, den Inseln, der sonderbaren Stadt, dem Markusplatz, der einer seltsamen Operndekoration gleicht, sein malerisches Licht verbreitet“.

Einen schönen Überblick über die ganze Stadt und zugleich über ihr ver-

schiedenartiges Aussehen bei Ebbe und Flut gewann er durch zweimalige Besteigung des Markusturmes zur Zeit der Ebbe und zur Zeit der Flut. Über dem Lido, dem Streifen Landes, der das Meer von den Lagunen scheidet, sah er zum erstenmal ein Stück des Meeres und einige Segel darauf. Auch der Wunsch, an einer Meeresküste zu stehen, sollte sich bald erfüllen. Nachdem er mit seinem Schutzgeist, wie er den gemieteten Führer nannte, zum Lido gefahren war, hörte er auf der Landzunge das Rauschen und Tosen und stand bald in dem „großen Anblick“ des Meeres, „es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, denn es war am Mittag.“ Den Binnenländer lockte es hinauszufahren in das gewaltige, unendliche Element, den Naturforscher, die Kenntnis von Tieren und Pflanzen zu vermehren.

Das Volk in seiner Eigenart zu studieren lag ihm, wie immer, so besonders in Venedig am Herzen, da ja dessen Bewohner ein ganz besonderes Volk für sich bilden. Bevor sein Studium der Kunst begann, widmete er seine Zeit dem Volksleben. Besonders interessiert ihn das „öffentliche Wesen und Weben ihrer Gerichtsplätze. Da sitzen die Notare usw., jeder hat seinen Pult und schreibt, einer tritt zu ihm, ihn zu fragen, ein Schreiben aufsehen zu lassen, andere gehen herum. . . Das lebt immer miteinander, und wie notwendig die Bettler in diesen Tableaus sind!“ Dann wieder die öffentlichen Erzähler, deren einen Goethe in einer seiner Episteln verewigt hat, die prächtigen, prunkhaften Feste, die noch einmal den Schein alter Macht und Herrlichkeit hervorzaubern, der dem Nordländer höchst befremdliche und peinliche Mangel an Reinlichkeit, das öffentliche Ballspiel und die komödienartigen Gerichtsszenen im herzoglichen Palaste mit ihren verabredeten Späßen, die Tragödien und Komödien im Theater, die beide nur zur Belustigung des leidenschaftlich beteiligten Volkes dienen; „und immer und überall ist das Volk dasselbe, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advokat und sein Gegner, alles lebt und treibt und läßt sich's angelegen sein und spricht und beteuert und schreit und bietet aus und singt und schilt und flucht und lärmt.“

In der Architektur, ja fast in der ganzen Kunst, war Palladio auch hier Meister und Führer. „Er hat mir“, so beteuert Goethe, „den Weg zu aller Kunst und Leben eröffnet.“ Bei dem Studium seiner Bücher über die Architektur fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. „Und was das für ein Mensch war!“ hören wir den begeisterten Schüler, „meine Geliebte, wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird, zum Großen überzugehen, das nur der höchste, reinste Punkt des Wahren ist.“

Venedig besitzt, wie bekannt, die schönsten Kirchenbauten Palladios: S. Giorgio Maggiore. Il Redentore auf der Insel Giudecca, und S. Francesco della

Vigna. Auch auf uns macht vor allem die Kirche auf der Insel Giudecca in ihrer einfachen, klaren antiken Schönheit, ihrer Fassade mit einer Säulenordnung, dem griechischen Giebel und dem Kranzgesims, der Kuppel mit den schlanken Türmen zur Seite und der vielbewunderten Treppe einen erhebenden Eindruck. Ähnlich wirkt auf uns die zuerst genannte Kirche, zumal in ihrer wunderbaren Lage, um wieviel mehr auf den begeisterten Verehrer Palladios. Gewisse Unschicklichkeiten in dieser Kirche führt er auf den Widerspruch zurück, daß Palladio die christliche Kirche der Form des antiken Tempels zu nähern suche. Ganz tadellos dagegen erscheint ihm ein anderes Werk Palladios, das leider nicht vollendet worden ist: das Kloster S. Maria della Carità, in dem sich heute die Akademie befindet. Immer und immer wieder kommt er „wallfahrend zu den großen Gedanken Palladios“, auf dies Fragment zurück. In dem Klosterhof ist nur der eine Flügel von Palladio aufgeführt worden, ein schöner, großartiger Bau, drei Säulenordnungen übereinander; wäre er fertig, meint Goethe, so würde vielleicht kein vollkommeneres Stück Baukunst auf der Welt existieren.

Neben Palladios Werken können andere Baudenkmäler nur geringere Aufmerksamkeit beanspruchen. Die mit großer Pracht erbaute Chiesa della Salute wird mit den Worten abgetan: „Das Ganze bis ins einzelne Muster über Muster eines schlechten Geschmacks.“ An dem Barockbau Scalzi vermißt Goethe den hohen Geist Palladios, „der sich allein in dem unnachahmlichen Maß, Ordnung, Harmonie spüren läßt“, und selbst die vielgepriesene Markuskirche, deren überaus prächtige, aber stillose Fassade freilich in schneidendem Gegensatz zu dem einfach ruhigen, edlen Baustil Palladios steht, muß sich ein so scharfes Urteil gefallen lassen: „Die Bauart ist jeden Unsinns wert, der jemals darinnen gelehrt und getrieben worden sein mag. Ich pflege mir die Fassade zum Scherz als einen kolossalen Taschenkrebs zu denken.“

Auf dem Gebiete der Plastik wurde der Antike die meiste Zeit gewidmet. Eingehender studiert wurden die Abgüsse von Antiken im Palazzo Sarfetti, ein Stück des Gebäudes vom Antoninustempel, die prächtigen Granitsäulen auf der Piazzetta, die beiden ungeheueren antiken Löwen vor dem Arsenal, auf die Goethe später ein Epigramm gedichtet hat, und die vier in Kupfer gegossenen, aus dem eroberten Konstantinopel stammenden Pferde auf der Markuskirche, bei denen es ihm wunderbar vorkommt, daß sie oben schwer und von unten leicht wie Hirsche aussehen.

In der Malerei studierte er weniger Paolo Veronese oder Tizian als den Naturalisten Tintoretto, „den ich lange lieb habe und immer mehr lieb gewinne“, wie er sich ausdrückt, dessen Hochzeit zu Kana, damals in der Salute, die Bilder in der Scuola di San Marco, wie das Wunder des heiligen Markus,

mal der gewaltigen Burg, der wohlbewahrten, trozig dreinschauenden einstigen Residenz der großen Fürsten Ferraras, gedenkt er. Der Gegensatz der trüben Gegenwart zu der glänzenden Vergangenheit und der Anblick der öden, entvölkerten Stadt, der ebenen, langweiligen Umgebung machten ihn mißgestimmt und unzufrieden. Er eilte weiter und nahm den Weg über *Cento*, die Geburtsstadt des geliebten Guercino, wo er ihn am besten zu studieren hoffte. Besonders gefiel ihm hier der auferstandene Christus, der seiner Mutter erscheint, und eine Madonna, die schamhaft zaudert, dem Kinde die Brust zu reichen, während ihm bei anderen Bildern „das leidige Sujet“ den Genuß verdarb. Die Bilder bekräftigten seine Vorliebe; „Guercin ist“, so lautet das Urteil, „ein innerlich braver, männlich gesunder Maler, ohne Roheit, vielmehr haben seine Sachen eine innerliche moralische Grazie, eine schöne Freiheit und Großheit“.

Er fühlt mit innerer Freude seine Fortschritte in dem Verständnis der Kunst Bologna und Florenz winkten ihm mit ihren herrlichen Schätzen; aber der Gedanke, Rom immer näher zu kommen, nimmt sein ganzes Denken in Anspruch: „Noch vierzehn Tage, und eine Sehnsucht von dreißig Jahren ist gestillt.“ Nach langem Zaudern faßt er den Entschluß, auf Florenz vorläufig ganz zu verzichten und es lieber „auf einer frohen Rückreise mit geöffneten Augen zu sehen“, als jetzt durch seine Kirchen und Sammlungen ohne Genuß zu eilen. Denn an dem Vorhaben, zu Allerheiligen in Rom zu sein, wollte er bestimmt festhalten. Er nennt diese Leidenschaft, die mit jedem Tage zunimmt, eine Schwachheit, die einzugestehen er sich nur der Freundin gegenüber nicht schämt. Während der Fahrt von Cento nach Bologna, „zwischen Schlaf und Wachen“, am 18. Oktober früh kommt ihm die Idee zu einem neuen Drama *Ipfigenie auf Delphos*, wie er es nennt, dessen Plan er später in der „Italienischen Reise“ mitgeteilt hat. Die Wiedererkennung im fünften Akte rührte ihn so, daß er weinte wie ein Kind.

Es ist wohl selbstverständlich, daß Raffaels Cäcilie, damals in der Kirche S. Giovanni in Monte, trotz der törichten Worte Volkmanns über sie, auf Goethe einen überwältigenden Eindruck gemacht hat. Über die Herrlichkeit des Bildes wagt er nichts zu sagen, als „daß man ihm eine Dauer in die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden“; aber der Frage, wie Raffael diesen Gipfel der Kunst erreicht hat, „bis er zuletzt, von einem himmlischen Genius erleuchtet, die Spitze der Pyramide, den letzten Stein aufsetzte“, will er näher treten, das heißt dem Studium seiner Vorgänger. Darum wendet er jetzt auch den älteren, bisher wenig geschätzten Meistern sein Interesse zu, so Francesco di Francia, Pietro Perugino, „einer ehrlichen deutschen Haut“. Im Palazzo Ranuzzi, vor einer „heiligen Agathe“, die von

ihm für ein Werk Raffaels gehalten wurde, bricht er begeistert in die Worte aus: „Es ist ein kostbares Bild. Raffael hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben ohne Reiz, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe sie mir wohl gemerkt und werde diesem Ideal meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht sagen konnte.“

Nun tritt Raffael bei Goethe neben Palladio an die erste Stelle. Ihnen beiden will er jetzt das Beiwort groß unbedingt geben. „Daß sie die Grenzen“, meint er, „und Gesetze ihrer Kunst im höchsten Grade kannten und mit Leichtigkeit sich darin bewegten, sie ausübten, macht sie so groß.“ Daneben wurden aber auch die alten Lieblinge, die Effektiver Giudo Reni, Domenichino, Guercino und die Caracci nicht vernachlässigt.

Am 21. Oktober abends treffen wir ihn auf der Weiterreise in L o g a n o, „auf dem Apenninischen Gebirge“, und am nächsten Abend in G i r e d o. Soweit es sein Begleiter, Graf Cesare, ein päpstlicher Offizier, der nach Perugia fuhr, gestattete, überließ er sich alten und neuen Dichtungsplanen. Darunter war ein neues Trauerspiel U l y s s e s a u f P h a a (bei den Phäaken) und ein großes episches Gedicht. Die A n k u n f t d e s H e r r n, eine Umarbeitung des „Ewigen Juden“. Am nächsten Tage früh sah er S l o r e n z in einem weiten Tal, „das unglaublich bebaut und ins Unendliche mit Häusern und Villen besät ist“, daliegen. An dem Entschluß, Florenz jetzt liegen zu lassen, hielt er fest, nur den Garten Boboli hat er durchlaufen und Baptisterium und Dom flüchtig gesehen — „er wollte die Augen nicht aufstun, das Herz nicht erheben, ehe er nach Rom gekommen . . . und sollte man ihn auch auf Ixions Rad dorthin bringen“. Nur e i n am Wege liegendes Denkmal durfte und wollte er nicht versäumen, es war das zweite antike Bauwerk, das er antraf, den aus der Zeit des Augustus stammenden Tempel der Minerva in Assisi. Am Fuße des Stadtberges, bei Santa Maria degli Angeli, stieg Goethe aus und ließ den Vetturin allein nach Soligno fahren. Ohne sich aufzuhalten, ließ er San Francesco, die berühmte, über dem Grabe des heiligen Franziskus erbaute gotische Kirche links liegen und eilte die Stadt hindurch, bis ihm an der Piazza der ersehnte Bau entgegenleuchtete. „Das schöne, heilige Werk“ nennt er es voller Begeisterung in seiner ausführlichen Beschreibung. „An der S a s s a d e“ — die zu den besterhaltenen altrömischen Italiens gehört — „habe ich die größte Freude gehabt, meine Ideen und Grundsätze bestätigt zu sehen.“

Noch denselben Abend eilte er zu Fuß nach S o l i g n o, das damals einen kostbaren Schatz, die sogenannte Madonna von Soligno (jetzt im Vatikan in Rom) besaß. Aber die Sehnsucht nach Rom war so groß, daß er den Genuß auf später verschob, wie er auch auf die Wasserfälle von Terni verzichtete. „Rom! Rom! Ich ziehe mich gar nicht mehr aus, um früh gleich bei der Hand zu sein.

Noch zwei Nächte," schreibt er von Terni am 27. Oktober, von wo er noch einmal kurz vor der Erreichung des Zieles der Geliebten in ergreifenden Worten die Unwandelbarkeit seiner Liebe versichert. „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu Dir, mein lieber Schutzgeist. Wie verwöhnt ich bin, fühl ich erst jetzt. Zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen anderen Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu endigen.“

Kurz vorher hatte er das dritte römische Bauwerk gesehen, den Aquädukt von Spoleto, an dem er wieder dieselben Eigenschaften „Natürlichkeit, Zweckmäßigkeit und Wahrheit“ bewunderte Nachdem er die nächste Nacht in Città Castellana zugebracht hatte — über Narni, Otricoli ging der Weg —, zog er am 29. Oktober durch die Porta del Popolo in Rom ein Die innigste Liebe zu Frau von Stein verraten die gleich nach seiner Ankunft geschriebenen Worte: „Mein zweites Wort soll an Dich gerichtet sein, nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat.“

Am nächsten Tage besuchte er sich, die wichtigsten Ruinen des alten Rom zu sehen, abends die Peterskirche. Der Mann, den Goethe sich zum Führer in der ihm unbekannten Wunderwelt ausersehen hatte, war der um zwei Jahre jüngere, in Haina in Hessen gebürtige Maler Wilhelm Tischbein. Durch Lavater hatte er Goethes und Karl Augusts Fürsprache bei dem Herzog Ernst II. von Gotha erhalten, mit dessen Unterstützung er im Oktober 1782 nach Rom gegangen war. Groß war die Freude, als Goethe, der verehrte Gönner, nun selbst ganz unerwartet in Rom erschien. „Nie habe ich“, schreibt Tischbein fünfunddreißig Jahre später an Goethe, „größere Freude empfunden, als damals, wo ich Sie zum ersten Male sah, in der Locanda auf dem Wege nach St. Peter. Sie saßen in einem grünen Rod am Kamin, gingen mir entgegen und sagten: ich bin Goethe.“ „Er begehrte ein kleines Stübchen,“ schreibt derselbe Tischbein im Dezember 1786 an Lavater, „wo er schlafen und ungehindert arbeiten konnte und ein ganz einfaches Essen . . . Da sitzt er nun jetzt und arbeitet des Morgens, um seine Iphigenie fertig zu machen, bis neun Uhr, dann geht er aus und sieht die großen Kunstwerke.“ Es war das Haus gegenüber dem Palazzo Rondanini, heute Nr. 18 des Corso. Es hat nicht mehr die ursprüngliche Gestalt, sondern ist 1833 umgebaut worden. In dem ersten Stock dieses Hauses wohnten im Jahre 1787 der Kutscher Santo Serafino Collina und seine Gattin Piera Giovanni de Rosse — „das redliche alte Paar, die alles selbst machen und für uns wie die Kinder sorgen,“ wie Goethe schreibt. Bei diesen hatten sich eingemietet Schütz, Bury, Tischbein und Silippo Müller, unter



Wilhelm Tischbein Selbstbildnis
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar



Goethe in der Campagna

Gemälde von J. H. W. Tischbein 1786—88 Original im Städtischen Kunstinstitut in Frankfurt a M



Friedrich Bury Selbstbildnis.
Ölgemälde Original im Besitz von Dr. O. Bury in Hanau

welchem Namen sich Goethe verbarg. Er wohnte bei ihnen bis Ende Februar 1788; vom Juni 1787 an in Tischbeins Quartier während dessen Abwesenheit. Am 1. März 1788 zog Goethe in den zweiten Stock zu dem Bildhauer Giuseppe Ceracchi, dessen Frau eine Deutsche war. Der Gemeinderat von Rom hat an das Haus die Inschrift anbringen lassen: In questa casa immagino e scrissi cose immortali Volfrango Goethe. Il Commune di Roma a memoria del grande ospite pose 1872

Nicht genug kann Goethe in seinen Briefen die Gefälligkeit und die Kenntnis seines Führers durch die Herrlichkeiten Roms preisen, der schon deswegen seinem Gönner sich zur Verfügung stellte, weil ihn Dankbarkeit verpflichtete und er zumeist auf Goethe seine Zukunft baute. Bald wird Tischbein ihm ganz unentbehrlich: „... es ist eine Lust,“ so schreibt Goethe, „Natur und Kunst mit ihm zu betrachten... Das Stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein, ich werde nie... so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes.“ Auch als Maler war Tischbein für Goethe tätig. Er zeichnete für ihn „Studien nach den besten Meistern“, das beste aber war das Bild Goethes selbst. „Es gibt ein glückliches Bild,“ so äußert sich dieser am 7. Februar 1787 darüber, „Tischbein nimmt zur Ausarbeitung seine ganze Kunst zusammen, da die Idee glücklich ist.“ Der Maler selbst schreibt an Lavater am 9. Dezember 1786: „Ich habe sein Porträt angefangen und werde es in Lebensgröße malen, wie er auf den Ruinen sitzt und über das Schicksal der menschlichen Werke nachdenkt... Sein Gesicht will ich recht genau und wahr zeichnen. Denn man kann wohl keinen glücklicheren und ausdrucksvolleren Kopf sehen.“

Durch Tischbein wurde der neue Gast sofort in den Kreis der deutschen Künstler, in dem er fast ausschließlich verkehrt hat, eingeführt. In demselben Hause wohnte mit ihm der jugendliche, treuherzige, aber noch unfertige, von Goethe mehr als Kind behandelte B u r y und der Landsmann Goethes, der Landschaftsmaler S c h ü ß. Den begeisterten Schilderungen und Lockrufen Windelmanns und Mengs folgend hatte sich eine Kolonie deutscher Künstler in Rom niedergelassen. Das Ideal der Zeit war die Rückkehr zur Natur, das reine, unverfälschte, von allen Fesseln der Kultur und Konvention befreite Menschentum, und die unbestrittene Meinung der Zeit war, daß dieses Ideal verwirklicht gewesen sei in der Antike. Und so zog denn einen Süßli, Trippel, Döll, Danneder, Scheffauer, Tischbein, Haßert und andere nicht bloß das Studium der Antike nach Rom, sondern auch die Hoffnung, hier die erträumte Freiheit genießen zu können. Daß sie sich darin nicht täuschten, beweisen ihre freudigen, überschwenglichen Schilderungen. Außer den Genannten gehörte

in diesen Kreis der Altertumsforscher A l o y s H i r t, der sich besonders mit der Baukunst der Alten beschäftigte, der aus Zürich stammende, im Kupferstich tüchtige Maler J o h. H e i n r i c h L i p s, A l e x a n d e r T r i p p e l aus Schaffhausen, der sich durch die idealisierte Goethebüste bekannt gemacht hat, M a x v o n D e r s c h a f f e l d t aus Mannheim, bei dem Goethe 1787 Unterricht in der Perspektive nahm, und der Gönner und Freund der deutschen



Alexander Trippel.

Kupferstich, gezeichnet von Joh. St. Clemens 1775, gestochen von Schulze.

Maler, zugleich der beste Vermittler zwischen ihnen und den vornehmen Reisenden, der Hofrat J o h. F r i e d r i c h R e i f f e n s t e i n, eigentlich Reiffsteingeheiß, aus Ostpreußen, der mit Windelmann intim befreundet gewesen war. Schon in der Mitte des Novembers finden wir GoethemitdenFreunden bei Reiffenstein in Frascati, wo er prächtige Tage verlebte.

Doch sind mit diesen Namen die wichtigsten Freunde, mit denen Goethe nicht bloß zusammen, sondern auch innerlich

verbunden lebte, noch gar nicht genannt. Das waren Angelika Kauffmann, Heinrich Meyer und Karl Philipp Moritz. Die Schweizerin A n g e l i k a K a u f f m a n n hatte schon als dreiuundzwanzigjähriges Mädchen (1764) durch ein Porträt Windelmans Aufsehen erregt; ebenso groß wie in der bildenden Kunst war ihre Begabung in der Musik und im Gesang. Aber nicht bloß wegen dieser Talente und ihrer anmutigen Schönheit wurde sie von Windelmann und vielen anderen gepriesen, noch mehr fesselte sie durch die Zartheit und Jungfräulichkeit ihrer Gesinnung, die sittliche Grazie, das Madonnenhafte, um mit Herder zu sprechen.



Angelika Kauffmann. Selbstbildnis 1784.
Ölgemälde. Original in der Münchener Pinakothek



Orest und die Furien.

Ölgemalde von J. H. W. Tischbein. Original auf Schloß Arolsen

Es ist eben daselbe, was allen ihren Bildern eingehaucht ist, weil sie stets ihre eigene Seele in ihre Bilder legte, am meisten in der Dresdner Vestalin, der Verkörperung keuschler Weiblichkeit. Darum gelangen ihr auch die Männer selten, wofür ihr Bild Goethes ein Beweis ist. Im Jahre 1781 hatte Angelika den viel älteren Maler Zucchi geheiratet, mit dem sie erst in Neapel, dann in Rom lebte. Ihre Wohnung in Rom war auf der Piazza della Trinità del Monti. Hier fand sich Goethe schon bald nach der Ankunft ein, „bei der trefflichen, zarten, flugen, guten Frau, seiner besten Bekanntschaft in Rom“; hier wurde gezeichnet, gemalt und von Roms Kunstschätzen gesprochen. Hier las Goethe aus seinen Werken, besonders der Iphigenie, vor, und die feinsühlende Hausfrau vertrat die Rolle der Weimarer Freundin. Sie hörte die Gedichte nicht nur, sie nahm sie mit der Seele auf, so stand ihr die Szene von Goethes Wanderer so lebhaft vor Augen, daß „es von ihrer Seite nichts weiter bedurfte, als einer treuen Kopie“. Aus der Iphigenie wählte sie für ihre Zeichnung den Moment, „da sich Orest in der Nähe der Schwester und des Freundes wiederfindet“, den Goethe später selbst für die Achse des Stüdes erklärt hat. Die kurz vorhergehende Szene wählte sich Tischbein für sein Olgemälde Orest und die Surien, das er für den Prinzen von Waldeck malte. Orest sollte die Züge Goethes, Iphigenie die von Miß Harte tragen.

Bedeutungsvoller für die Zukunft war die Bekanntschaft Goethes mit dem Schweizer Maler Heinrich Meyer, die er bald nach seiner Ankunft gemacht hatte, obgleich Meyer in den Briefen an Frau von Stein nicht erwähnt wird. Meyers große Kenntnis auf dem Gebiete der Kunst veranlaßte die Bekanntschaft; die allmählich immer mehr hervortretende Harmonie ihrer Kunstanschauungen, wohl auch „die englische Güte seines Herzens“ brachte beide Männer immer näher. Schon im Januar 1787 faßte Goethe den Entschluß, den „unvergleichlichen Mann“ an die Zeichenakademie in Weimar zu ziehen; es bildete sich zwischen den beiden Männern ein ideales Freundschaftsverhältnis, das nur noch in dem Bunde mit Schiller ein Gegenstück hat.

Als Schriftsteller war Goethe schon bekannt der Mann, der seit frühester Zeit dem Verfasser des Werther schwärmerisch zugetan und von dem Wunsch beseelt war, „sein Diener zu werden“, Karl Philipp Moriz. Nach einer sehr trüben, armseligen Jugendzeit und nach mehrfachen, vergeblichen Versuchen, Schauspieler zu werden, hatte Moriz in Erfurt Theologie studiert und sich dann dem Lehrfach gewidmet. Durch sein Buch über England war er so bekannt geworden, daß Goethe seine persönliche Bekanntschaft mit ihm Frau von Stein mit den Worten melden konnte: „Moriz ist hier, der die englische Reise schrieb, ein sehr guter, braver Mann, mit dem wir viel Freude haben.“ Im Jahre 1785 waren dann die ersten drei Teile des Morizschen auto=

biographischen Romans, Anton Reiser, erschienen, eines der wichtigsten und merkwürdigsten Denkmäler der Sturm- und Drangzeit. Die Wertherstimmung, die Wonne des Leides, der Überdruß am Leben und das Gefühl seiner Wertlosigkeit, der Haß gegen die Kultur und die schwärmerische Verehrung der



J. S. Reiffenstein.

Stich von G. Morghen nach Guttonbrunn. Original verschollen.

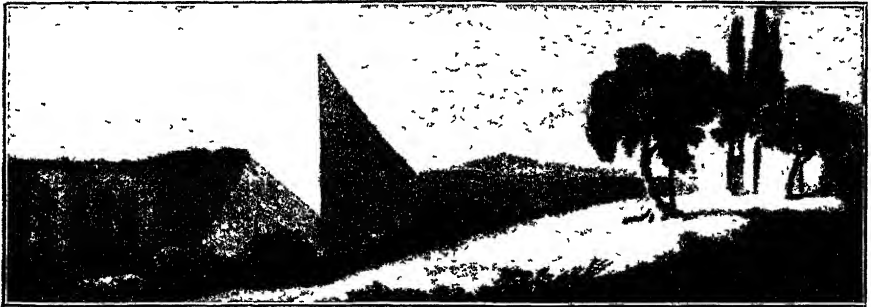
Natur, das waren Werthers und Moritz-Reisers Gedanken und Ideen, und in Anton Reisers Glauben „an seine theatraische Sendung“ fand Goethe Wilhelm Meister und sich selbst wieder. Nun verrät ihm auch noch der neue Freund, daß er seine Stellung aufgegeben habe und nach Italien gekommen sei, um eine unglückliche Liebe zu einer verheirateten Frau aus dem Herzen zu reißen. So verstehen wir Goethes Worte: „Moritz ist wie ein jüngerer Bruder von

mir, von derselben Art, nur da vom Schicksal verwahrloßt und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin.“ Als Goethe das schrieb, war er nicht bloß Beichtiger und Vertrauter, sondern auch Wärter und Pfleger seines Freundes, der sich auf einer Partie den Arm gebrochen hatte. Mit großer Sorgfalt wachte Goethe über ihn und bewog die anderen, ihn darin zu unterstützen. Hier am Krankenbette wurde der Bund geschlossen, der manches Schöne und Treffliche zeitigen sollte. Und Moriz war nicht nur der Empfangende: seine reichen altklassischen Kenntnisse halfen Goethe bei seinen Studien in der römischen Geschichte und den Altertümern, und Morizens eingehende prosodische Studien, die er in einer Schrift. „Versuch einer deutschen Prosodie“ niedergelegt hatte, kamen dem Dichter, der gerade seiner Iphigenie die klassische Form zu geben unternahm, vortrefflich zustatten.

Die Hilfe so vieler tüchtiger, in Rom wohlbekannter Künstler, besonders seines steten Begleiters Tischbein, versprach Goethe genug und erfolgreiche Studien. Da er das Tagebuch nicht weitergeführt hat, sind wir für das, was er täglich gesehen, nur auf seine Briefe und einige erhaltene Diarien angewiesen. Es hätte aber auch keinen Zweck, alle die Altertümer Roms hier aufzuzählen. Er sagt selbst von sich: „Ich habe alle Kräfte meines Geistes aufgespannt, um die Zeit, die ich hier zugebracht, aufs beste zu nutzen“; so wird er kaum ein Denkmal sich haben entgehen lassen. Das damalige Rom war nicht ganz das heutige, dieses hat viel verloren und viel gewonnen. Das große Forum war noch nicht ausgegraben, ebenso nicht das Trajans- und das Augustusforum, es fehlte das Museum des Vatikans und des Laterans. Die meisten der großen Kunstschatze waren noch an ihren ursprünglichen Orten, die Kirchen und Paläste insofgedessen jedes ein kleines Museum für sich. Im Belvedere des Vatikans befanden sich der Laokoön, der Apoll und der Herkules torso. Der farnejsche Stier und der farnejsche Herkules waren bei Goethes Ankunft noch in Rom. Das Kapitol, die Kaiserpaläste, die Reste der großen Wasserleitungen, die Thermen des Caracalla, das Kolosseum, die Pyramide des Cestius, die Via Appia mit dem Grabmal der Metella, das Pantheon, der Monte Cavallo mit den Kolossen des Kastor und Pollux, und wie sie sonst heißen, die herrlichen Überreste und Zeugen einer großen Vergangenheit, Goethe nahm sie in seine Seele als unverlierbaren Schatz auf. Dazu studierte er die römische Geschichte an ihrer Quelle und setzte das Studium Vitruvs eifrig fort, „daß der Geist der Zeit mich anwehe, wo das alles erst aus der Erde stieg“; auch Winckelmanns Werke halfen die Vergangenheit zurückzaubern, und „so steigt denn die alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe, doch ist's Anstrengung statt Genusses und Trauer statt Freude“. Nach zwei Monaten beginnt er die „besten Sachen zum zweiten Male zu sehen, wo denn das erste

Staunen sich in ein Mitleben und näheres Gefühl des Wertes der Sachen auflöst“.

Im Februar beginnt sich die ungeheure Masse zu ordnen. Jetzt versucht er mit Hilfe Winckelmanns und Meyers, „die Stile der verschiedenen Völker des Altertums und die Epochen dieser Stile“ zu sondern; auch die Frage wird lebendig, welchem unter den Denkmälern, die zuerst alle groß und herrlich erschienen, der höchste Preis zukomme. Das Pantheon und der Apoll vom Belvedere hatten von den Altertümern den größten Eindruck auf ihn gemacht; „der Apoll“, schreibt er an die Freundin, „übersteigt alles Denkbare: der höchste Hauch des lebendigen, jünlingsfreien, ewigjungen Wesens verschwindet gleich im besten Gipsabguß.“ Dazu tritt nun noch eine kolossale Büste Jupiters (der



Die Pyramide des Cestius. Zeichnung von Goethe
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Zeus von Otricoli), die er seinem Bette gegenüber aufstellt, damit er seine Morgenandacht an sie richten könne; ferner die Juno Ludovisi, seine Geliebte in Rom, „die einzige Nebenbuhlerin“ der Frau von Stein, von der er den schönen Ausdruck braucht: „Sie ist wie ein Gesang Homers“, und eine Minerva im Palazzo Grustiniani (jetzt im Braccio Nuovo des Vatikans), „von jenem hohen, strengen Stil, da er in den schönen übergeht, die Knospe, indem sie sich öffnet . . .“

Das Studium der Antike war für Goethe überhaupt und besonders in Rom die Hauptsache, aber doch nicht so Hauptsache, daß er nicht auch der neueren Kunst Interesse geschenkt hätte. Daß er die Peterskirche als Wunderwerk der Renaissance betrachtete, ist selbstverständlich; Raffaels Transfiguration (damals zu St. Peter in Montorio), die er später noch gegen Tadler zu verteidigen hatte, und seine Geschichte der Psyche in der Sarnesina, alte Bekannte und Freunde, lernte er nun von Angesicht kennen. Die Herrlichkeit der Stenzen und Loggien Raffaels ging ihm erst nicht völlig auf; dagegen erschließt sich

ihm in der Sixtinischen Kapelle die Größe Michelangelos, dessen Name bisher überhaupt noch nicht von ihm genannt worden war. „Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. . . Ich bin in dem Augenblick so für Michelangelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann.“ Und wie ihn einige Tage das Pantheon und dann wieder der Apoll gegen alles andere abstumpft, so macht ihn die Begeisterung für Michelangelo gegen Raffael ungerecht. Von Guercino und Guido schweigen jetzt die Briefe, die doch sonst voll Lobes dieser alten Lieblinge waren; der Brief vom 3. November in der „Italienischen Reise“, der ausführlich von Guercinos heiliger Petronella, Guidos Madonna mit zwei Engeln zu melden weiß, ist erst später eingeschoben worden. Auch die überschwenglich lobpreisenden Worte über die Freskogemalte von Domenichino in San Andrea della Valle und über die Galerie Sarnese von Annibale Caracci sind spätere Zutat

Die Zeit, die die Kunst frei ließ, war der Dichtung gewidmet. Iphigenie, „die süße Bürde“, war nach Rom mitgenommen worden. Egmont, Tasso und Faust drängten sich an ihren Schöpfer und forderten ihre Vollendung. Und wie alle seine Werke Teile seines Lebens sind, so mußte er „in tausend vergangene Situationen seines Lebens zurückkehren“, um die richtige Stimmung zu gewinnen. Daher wird auch nur Iphigenie vollendet und Herder am 13. Januar 1787 mit dankbaren, weisevollen Worten übersandt. Der Tasso begleitet ihn nach Neapel. In dem Entschluß, nach Neapel und Sizilien zu gehen, war er mehrmals wankend geworden; aber allem Zweifel hatte Karl August durch einen prächtigen Brief ein Ende gemacht, auf den Goethe ihm antwortete: „Sie schreiben mir, daß Sie mich vor Weihnachten nicht erwarten; der Himmel segne Sie für alles Gute, das Sie mir gewähren und gönnen.“ Karl August hatte ihm seine Geheimnistuerei nicht übel genommen; auch die Freunde, wie Herder, Wieland, Knebel hatten sich bald darüber beruhigt, und die gute Mutter, die monatelang ohne Nachricht geblieben war, vergaß alle Vorwürfe, als ein Brief vom 4. November aus Rom ihr endlich genaue Kunde brachte. Nur Eine konnte nicht verzeihen Frau von Stein, gerade sie, an die allein er täglich gedacht, für die allein er das Tagebuch geschrieben hatte, sie wandte sich von ihm ab; seine Reise erschien ihr wie ein Treubruch, eine Trennung für immer. In Rom hoffte er nun bestimmt, bald einen Brief zu erhalten. Aber wochenlang wartete er vergeblich, er wußte nicht, daß die Geliebte sein Tagebuch noch nicht erhalten hatte; am 9. Dezember erhält er in einem Briefe Seidels einen Zettel von ihrer Hand. Er findet nur die schmerzlich bewegten Worte als Antwort: „Das war also alles, was Du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich solange nach einem guten Worte von Di

sehnt, der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er Dich verließ, ohne an Dich zu denken.“ Er muß allmählich an absichtliches Schweigen denken. Wie sehr ihn der endlich erschienene erste Brief erschütterte, verrät uns die Antwort: „Meine Liebe! Meine Liebe! Ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeihe mir großmütig, was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf. Sage mir oft und viel, wie Du lebst, daß Du wohl bist, daß Du mich liebst.“ Am 17. Januar schreibt er. „Heute kommt mir Dein Brief, der mir die Ankunft des Tagebuchs meldet, wie erquickt er mein Gemut. Seit dem Tode meiner Schwester hat mich nichts so betrübt als die Schmerzen, die ich Dir durch mein Scheiden und Schweigen verursacht.“ . . . „An Dir hänge ich mit allen Fasern meines Wesens,“ lesen wir ein andermal. „Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angetan habe und antue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mag's nehmen und stellen und legen wie ich will, aufreißt und aufzehrt.“

Die Briefe aus Neapel und Sizilien an Frau von Stein sind später verbrannt worden; so hört für uns der persönliche Verkehr der beiden für die Zeit der Reise auf, und wir sind für die Erzählung auf die „Italienische Reise“, die aber auf diese Briefe zurückgeht, und einige dem Autodafé entgangene Reste angewiesen.

Am 22. Februar früh reisten Goethe und Tischbein von Rom ab über Genzano und Albano, wo sie von der Höhe die pontinischen Sümpfe und das Meer erblickten. Am nächsten Tage ging es durch die gefährlichen pontinischen Sümpfe, die der Papst damals mit großen Mitteln auszutrocknen versuchte, über Bocca di Fiume, Meza nach Terracina, wo der schöne Anblick des nahen Meeres die Reisenden erquickte. Abends war man in S o n d i, dem ersten neapolitanischen Ort. Bald erblickte man den Vesuv, „eine Rauchwolke auf dem Scheitel.“ Bei Gaeta kam man wieder ans Meer, wo sich eine prächtige Aussicht auf Ischia und den Vesuv bietet. Durch fruchtbare Felder führte dann der Weg an den Ruinen von Minturnä vorbei über den Garigliano nach St. Agata. In Capua war man den anderen Mittag; von dort ging es über Aversa nach Neapel, wo Goethe am 25. Februar abends anlangte.

* * *

Ganz andere Interessen zogen Goethe nach N e a p e l als nach Rom. Nicht um die antike Kunst zu studieren und sich in die Vergangenheit dieses ereignisreichen Ortes zu vertiefen, kam er nach Unter-Italien und Neapel; die seit Jahrtausenden als unvergleichlich gepriesene Natur wollte er genießen und

die unverfälschten Italiener studieren In Rom hatte er Livius und Plutarch gelesen; hier ist nur die Gegenwart sein Glück, weder Tiberius noch Totila, noch den bleichen Schatten Konradins will er heraufbeschwören. Pozzuoli und Bajae sind stumm für ihn, wie ihm auch der Monte Pellegrino, der alte Heirthe, nichts vom großen Hamilkar erzählen darf Aber die Steine reden zu ihm und offenbaren die vieltausendjährige Geschichte der Erde. Sobald er durch die Porta Capuana in die Stadt eingezogen und mit Tischwein in der Locanda des Signore Moriconi an der Ecke des ehemaligen Largo del Castello Wohnung genommen hatte, dessen Häuser zum Teil abgerissen worden sind und der heutigen stolzen Piazza del Municipio Platz gemacht haben, eilte er in das Gewühl der Straßen. Wer das Straßenleben Neapels gesehen hat, dem wird es als einzig und unvergleichlich stets in Erinnerung bleiben. So war auch Goethe zuerst wie betäubt. Um von dem dorfähnlichen Weimar nicht zu reden, welch ein ungeheurer Gegensatz zwischen Neapel und Rom! Ein stilles, übel placiertes Kloster nennt Goethe Rom im Vergleich zu dem unbeschreiblich schön gelegenen, larmenden, tobenden Neapel.

Auf die Besichtigung der landschaftlichen Reize Neapels folgte eine Wasserfahrt nach Pozzuoli, Landfahrten und Spaziergänge nach allen Richtungen, unter denen der schönste war der auf der Chiaja, „dem unermesslichen Spaziergang“, mit dem Ausblick auf das Meer, den Desuv, Portici, Sorrent und Capri, gegen Sonnenuntergang oder gar bei Vollmond; oder man fuhr nach Portici und Torre Annunziata, wo die Freunde am Strande des Meeres ein frugales Mahl einnahmen oder eine lustige Wasser Schlacht lieferten, während der Naturforscher sich mit Granitblöcken und Steinen unterhielt. Bei der Fahrt nach Pästum, wo Goethe selbst den leichten buntbemalten Wagen leitete, während Freund Kniep ihm zur Seite und ein neapolitanischer Knabe hinter ihm saß, wurde auch die vielgepriesene Schönheit Salernos genossen. „Nun erreichten wir“, so schildert Goethe die Rückfahrt nach Neapel, „eine Höhe; der größte Anblick tat sich vor uns auf: Neapel in seiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häusern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erbzungen, Selswände, dann die Inseln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick.“ Der begleitende neapolitanische Junge konnte sich bei diesem Anblick eines Freudengeschreies nicht enthalten. Erschreckt verwies ihm Goethe das Geschrei; „Signor! perdonate! questa è la mia patria!“ war die Antwort. „Mir armen Nordländer“, fügte Goethe der Erzählung zu, „kam etwas Tränenartiges in die Augen.“

Im Vergleich zu dem, was heutige Reisende in wenigen Tagen durchheilen, hat Goethe sich große Beschränkung auferlegt. Weder Capri und Ischia, noch Amalfi und Sorrent hat er besucht, Orte, die allerdings damals schwieriger zu

erreichen waren Unter den um Neapel liegenden Naturschönheiten und Naturphänomenen übte der Vesuv auf Goethe die allergrößte Anziehungskraft aus. Hier war nicht nur der Naturfreund, sondern auch der Naturforscher interessiert. Gleich in den ersten Tagen (am 2. März) wurde die Besteigung von Resina, von Südwesten her, unternommen. Von hier aus ritt er auf einem Maultier bis zur Lava. Nebel und Rauch zwangen ihn, zumal da der Führer ihn verlassen hatte, vor der Erstiegung der Spitze zur Umkehr. Am 6. März wiederholte er, von Tischbein begleitet, den Versuch. Von der Stelle an, wo die Pferde nicht mehr gehen, ließen sie sich von zwei Führern bis zum Kegelsberg ziehen, der in immer wiederholten Ausbrüchen Asche und Steine auswarf. In einer Zwischenzeit gelang es Goethe, bis an den Schlund des Kraters zu gelangen, wo er, gefesselt von dem großartigen Anblick, den richtigen Augenblick versäumte und eine Eruption zu überstehen hatte, deren Ladung glücklicherweise an ihm vorbeiflog. Die Nachricht von dem Ausfluß der Lava reizte Goethe zu einer dritten Besteigung des Vesuvs (am 19. März) und zwar von Norden aus. Es gelang ihm mit Hilfe derselben Führer unter großer Mühe an die Stelle zu kommen, wo die Lava aus dem Berge bricht, und so hatte er auch dieses langersehnte Naturphänomen beobachtet. Wie eine ewige Mahnung an die Furchtbarkeit und Heimtücke des „Höllengipfels des Paradieses“ liegen die beiden verschütteten Städte Pompeji und Herculaneum da. Der erste Eindruck Pompejis auf Goethe war nicht besonders bedeutend; es rührt dies daher, daß die Ausgrabungen noch nicht weit gediehen waren, und daß man, ebenso wie in Herculaneum, die aufgedeckten Gebäude, nachdem sie ihrer Schätze beraubt worden waren, wieder zugeschüttet hatte. Diese Schätze: Statuen, Münzen, Vasen, Bronzen, Wandgemälde und tausend andere Gegenstände der Kunst und des Kunstgewerbes, die aus der Unterwelt nach vielen Jahrhunderten wieder ans Tageslicht getreten waren, waren in dem Museum von Portici untergebracht worden, das Goethe am 18. März 1787 besichtigte. Heute bilden sie die Hauptzierde des Museo Nazionale in Neapel.

Mit größerer Spannung sah Goethe den Ruinen von Paestum, besonders dem vielgerühmten Neptuntempel, entgegen. Schon die Lage dieser gewaltigen Trümmer hat etwas Ergreifendes. Die tiefe, unheimlich stille Einöde und das weitab brausende, aber doch sichtbare Meer, der Gegensatz vollendetster Kunst und der sie umgebenden wilden, zügellosen Natur bringt jeden Empfindlichen in eine ernste, fast anbetende Stimmung, und nun dieser wunderbare Bau, der bei seiner Einfachheit und Strenge so mächtig und eindringlich zu dem Beschauer redet! Es war der erste griechische Tempel, den Goethe sah, eine völlig fremde Welt für ihn. „Die stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen“ kamen ihm zuerst lästig, ja furchtbar vor, aber er ruhte nicht,



Chr. H. Kniep.

Original im Museum in Hildesheim.

bis er in den Geiſt des Kunſtwerks ſich eingelebt und ſich die in der Einfachheit, in dem ſtrengen Ernſt ruhende Größe zum Bewußtſein gebracht hatte.

In Neapel ſelbſt war biſher wenig für die Kunſtſammlungen getan worden. Nur in Capo di Monte, dem königlichen Palaſt über Neapel, befand ſich die reiche Sarnesiſche Sammlung von Gemälden und Münzen, die Goethe am 9. März beſichtigte. Zu dem Museo Nazionale hatte der Maler Haßert ſoeben erſt Anregung gegeben, und die Schätze der Skulptur aus der Sammlung Sarnese, wie der Stier und der Herkules, ſollten gerade damals erſt nach Neapel gebracht werden, Goethe mußte alſo den Kunſtſchätzen in allen möglichen Villen und Kirchen nachgehen.

Wie in Rom, ſo fand Goethe auch in Neapel mehrere tüchtige deutſche Künſtler für ſeinen intimeren Verkehr. Gewißermaßen ihm ſchon aus Rom bekannt, da er in demſelben Kreis wie Goethe bis 1785 dort gelebt und hervorragend gewirkt hatte, war J a ſ o b P h i l i p p H a ſ ſ e r t aus Prenzlau, der durch den König nach Neapel berufen worden war und hier in hoher Gunſt ſtand. Auf der Reiſe nach Neapel hatte Goethe den um zehn Jahre älteren, damals ſchon ſehr berühmten Künſtler kennen gelernt; dann hatte er ihn öfter in ſeiner Wohnung in Neapel, einem Flügel des Schloſſes Francavilla (am Pizzo Salcone) und in Caſerta, wo Haßert wiederholt im alten Schloſſe Wohnung nahm, beſucht. Goethe gewann von ihm ein ſehr günſtiges Urteil: „Ein ſehr beſtimmter, kluger Mann, der bei unausgeſetztem Fleiß das Leben zu genießen verſteht.“ Er fragte ihn auch vertraulich aus, was er von ſeinem Zeichentalent halte. Es ward ihm die troſtreiche Antwort, er ſolle achtzehn Monate Unterricht bei ihm nehmen, dann würde er etwas Tüchtiges hervorbringen. Haßert begleitete ihn häufig in Neapel und verſchaffte ihm die Erlaubnis zur Beſichtigung der Sammlung Hamilton.

In noch näheren Verkehr trat Goethe mit dem ihm gleichalterigen Maler Chriſtoph Heinrich Kniep aus Hildesheim, der in Neapel in ſehr dürftigen Verhältniſſen lebte. Kniep hatte in ſeiner Jugend als Porträtmaler in Hamburg, Kaſſel und Berlin gelebt, bis ihm der Erzbischof von Ermeland die Mittel zu einem Aufenthalt in Italien gewährte. Nach deſſen bald darauf erfolgtem Tode erwartete er ſich kümmerlich ſeinen Unterhalt durch Zeichnung von Anſichten in Neapel, wo er auch bis zu ſeinem Tode geblieben iſt. Wiſchbein vermittelte die Bekanntschaft. Er bot ihm Kniep als Begleiter auf der geplanten Reiſe nach Sizilien an, und Goethe ging gern darauf ein. Goethe übernahm alle Koſten der Reiſe und des Aufenthaltes; der Künſtler dagegen überließ ihm die Konturen aller Zeichnungen während dieſer Zeit.

Nach langem Schwanken hatte ſich Goethe Ende März zu dieſer Reiſe feſt entſchloſſen. Die für den Morgen des 29. März, eines Donnerſtags, feſtgeſetzte

Abfahrt wurde durch einen widrigen Wind bis zum Abend verschoben. Als die Sonne aufging, war man zwischen Capri und Ischia. Erst gegen Abend des zweiten Tages gelangte man auf die hohe See. „Hat man sich nicht ringsum“, so berichtet er über die Reise, „vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältnis zur Welt Als Landschaftszeichner



Jakob Philipp Hackert.

Nach dem Bild von August Nicodemo

Original im Besitz von Prof Dr A. Kippenberg in Leipzig.

hat mir diese große, simple Linie ganz neue Gedanken gegeben.“ Aber der Genuß wurde ihm arg verkümmert durch einen Anfall der Seefrankheit, die ihn bald in seine Kammer trieb. Hier überließ er sich, in horizontaler Lage liegend, von Trank und Speise sich enthaltend, seinen Gedanken, die sich mit der Umarbeitung und Erneuerung des Tasso beschäftigten. Am nächsten Tage sah man wieder Land; es war die Insel Ustica. Gegen Mittag wurde die Küste Siziliens sichtbar, aber erst am nächsten Morgen Palermo; mittags lan-

dete das Schiff im Hafen. Die beiden Freunde konnten ſich lange vom Schiff und dem Anblick, der ſich hier bot, nicht trennen. Wer das Glück gehabt hat, dieſen Anblick zu genießen, wird freudig in Goethes begeisterte Worte einſtimmen: „Mit keinen Worten iſt die dunſtige Klarheit auszudrücken, die um die Küſten ſchwebte, als wir am ſchönſten Nachmittage gegen Palermo anfuhrten Die Reinheit der Konturen, die Weichheit des Ganzen und das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es geſehen hat, der hat es auf ſein ganzes Leben “

Durch die Porta Felice, das wunderbare, aus zwei ungeheuren Pfeilern beſtehende Tor, zogen Goethe und Kniep am Nachmittage des 2 April in Palermo ein Ihre Wohnung nahmen ſie gleich in der Nähe, an der Piazza S Spirito — in dem Hauſe, heute Via Vittorio Emanuele Nr 12, das mit der Inſchrift geziert iſt „Giovanni Volfango Goethe durante il ſuo ſoggiorno a Palermo nel 1787 dimorò in queſta caſa allora pubblico albergo “ Ein italieniſcher Gelehrter der Gegenwart behauptet allerdings, daß die Inſchrift an falſcher Stelle angebracht worden ſei In echt ſizilianiſcher Gaſtfreundſchaft überließ der Wirt dem Gaſt, die Bedingungen ſelbſt zu beſtimmen, indem er ihm ein großes Zimmer mit Alkoven und Balkon anwies, von dem man damals noch eine prächtige Ausſicht auf den Monte Pellegrino, das Meer und den Hafen hatte Als nun gar der volle Mond das Meer, das Vorgebirge und den Hafen beleuchtete, da verzweifelte ſelbſt Goethe, Worte für dieſe Pracht zu finden. „Es kommt“, ſchreibt er, „doch wie ein Eiſeln zu Euch hinüber, indes ich allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieſer meiner glücklichen Stunden bereite “ Dieſes Denkmal war Ulyſſes bei den Phäaken, oder wie er es jetzt nennen wollte, Nauſikaa, deren Entſtehung mit der Villa Giulia und der Umgebung des Roſalienberges für immer verknüpft iſt. Die Villa Giulia, damals Giardino Pubblico oder Flora genannt, iſt eine der prächtigſten Gartenanlagen der Welt Von der Mannigfaltigkeit der Blumen, dem Wetteifer der Farben, der Schönheit der Anlage, dem wunderbaren Duft macht man ſich ſchwer eine Vorſtellung. Der Glanzpunkt iſt ein ringsum mit kleinen Ausſichtstempeln umgebener runder Plaß, von dem aus gerade Wege mit faſt feenartig ſtrahlenden und duftenden Blumenbeeten ausgehen, während große marmorne Springbrunnen das Waſſer emporſchießen laſſen.

Dort dringen neben Früchten wieder Blüten,
Und Frucht auf Früchte wechſeln durch das Jahr,
Die Pomeranze, die Zitrone ſteht
Im dunklen Laube, und die Seige folgt
Der Seige

Der sechste und die folgenden Gesänge der Odyssee traten klar vor seine Seele, er selbst konnte sich dem vielumtriebenen Seefahrer Odysseus vergleichen, die Gestalt Nausiklaas, die ewig jugendliche, unvergängliche Schöpfung Homers, ward ihm lebendig Am 15. April kaufte er sich einen Homer, und zwar die Ausgabe Stephan Berglers aus dem Jahre 1777, die zugleich eine lateinische Übersetzung enthielt; er überträgt dem Freunde Kniep den geliebten Dichter ins Deutsche. Am Tage darauf sehen wir ihn wieder im Garten Giulia, und dann auf einem Spaziergange am Meer und am Fuße des Rosalienberges den Plan seines Dramas Nausiklaa und einige Szenen entwerfen und ausführen An jener Küste denken wir uns die Verse gedichtet:

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.

Gleich neben der Villa Giulia liegt der botanische Garten. Als Goethe am nächsten Tage mit den Gedanken an seine Dichtung hier eintrat, schwand „der Garten des Alkinous dem Weltgarten“ Die Hoffnung, die Urpflanze zu finden, machte der Gestaltung Nausiklaas vorläufig ein Ende Was er in Weimar bei seinen Pflanzenstudien vermutet und mit dem Mikroskop gesucht hatte, wird ihm hier mit bloßem Auge eine zweifelloße Gewißheit. Später berichtet er von seinen botanischen Studien in Italien: „Die Botanik übe ich auf Wegen und Stegen, und werde immer sicherer, daß ich die allgemeine Formel gefunden habe, die auf alle Pflanzen anwendbar ist.“

Auch an dem sizilianischen Gestein ging Goethe, der Mineraloge, wie erhaltene Aufzeichnungen und seine Sammlung beweisen, nicht achtlos vorüber; dies Interesse war ein Grund mehr, den Monte Pellegrino, „das schönste Vorgebirge der Welt“, dessen Schönheit jeden Reisenden zu sich hinauslockt, zu besteigen und zu studieren. Ein vortrefflicher, mit großen Kosten erbauter Weg führte damals schon wie heute „im Zickzack zwischen zwei Klippen“ den Rosalienberg hinauf. Man merkt es gleich, es muß ein besonderer Anlaß gewesen sein, der dem Wanderer diesen Weg geschaffen hat. Der heiligen Rosalie zu Ehren, der Schutzpatronin von Palermo, ist es geschehen, deren Gebeine von der Grotte in die Stadt (1624) gebracht wurden und die Stadt von der Pest befreiten. Die Grotte erreicht man nach anderthalbstündiger Wanderung. In sie ist eine Kirche so gebaut worden, daß der von Felsen umgebene Hof das Schiff bildet. Unter dem im Hintergrund der Höhle befindlichen Altar liegt eine Statue der Heiligen, die man nur durch Öffnungen bei Lampenlicht sehen kann: „Kopf und Hände“, sagt Goethe, der das Heiligtum ausführlich und mit Wärme beschreibt, „von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen, in einem hohen Stil, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, sie müßte Atem holen und sich bewegen.“

Sür die Kunststudien war Palermo, das doch vieles Treffliche bietet, nicht sehr ergiebig. Freilich waren die Antiken des Palazzo Reale und die Sammlung in San Martino damals in der größten Unordnung, so daß sich die spärlichen Mitteilungen Goethes erklären. Dagegen wird, wer Palermo auch nur oberflächlich kennt und Goethes Beschreibung liest, mit größter Verwunderung eine andere höchst auffallende Lücke wahrnehmen. Viele Seiten widmet er der törichten Sammlung des Prinzen Pallagonia, kein Wort dagegen hat er für die schönste Schloßkapelle der Welt, die Cappella Palatina des Palazzo Reale, in deren Räumen auch den Kunstlaien ein heiliger Schauer ergreift; er weiß nichts von der Kathedrale von Monreale zu melden, deren großartige, kunstreiche Mosaiken die Freude aller Beschauer erwecken, er schweigt von dem ältesten Bauwerke, der Normannenkirche S. Giovanni degli Eremiti, das noch ganz byzantinischen und mohammedanischen Charakter trägt. Daß er etwa trotz seines Aufenthaltes von über zwei Wochen diese Denkmäler überhaupt nicht besucht hat, ist ganz ausgeschlossen. Er hat sie also einer Beschreibung oder Erwähnung, ganz ebenso wie sein vielgepriesener Führer Riedesel in seiner „Reise durch Sizilien und Großgriechenland“, nicht für wert gehalten, wie er denn überhaupt nur ein einziges maurisches Gebäude, das Lustschloß La Zisa, erwähnt.

Durch einen Zufall hat sich einer von den Briefen Goethes an Frau von Stein aus Sizilien zum Teil erhalten. Diese Briefstelle, in Palermo am 18. April geschrieben, verrät uns sein Glück über die Herrlichkeiten Siziliens und die sichere Zuversicht, daß das alte, ihm unentbehrlich gewordene Verhältnis zwischen ihm und der Geliebten wiederhergestellt ist. Was wir durch den Verlust der Briefe verloren haben, läßt uns dieses Fragment erkennen. „Was ich Euch bereite, gerät mir glücklich, ich habe schon Freudentränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde. Leb' wohl, Geliebteste, mein Herz ist bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weg-geläutert hat, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen. Grüße Herders und alle und gedenke mein.“

Noch derselbe Tag, an dem diese Worte geschrieben wurden, sah die beiden Freunde aus dem schönen Palermo herausreiten. Alcamo war das Ziel, von wo aus ein Abstecher nach dem altberühmten Segesta gemacht werden sollte. Der Tempel in Segesta wirkt nicht bloß durch seine einfachen, strengen und doch schönen Formen, sondern auch durch seine Umgebung, die rings um ihn herrschende Ode und Einsamkeit und die großartige Gebirgswelt, die den Horizont abschließt. Von Alcamo ging es am nächsten Tage bei Salemi vorbei nach der südlichen Küste zu bis Castelvetro, wo, wie auf der ganzen Reise durch Sizilien, Goethe sich mineralogischen Betrachtungen und Untersuchungen

hingab, während Kniep stets bereit war, das Merkwürdige und Schöne durch den Stift festzuhalten.

Trotz der Nähe von Selinunt brachen die Freunde, ohne daß Goethe dieser größten Trümmerwelt Europas auch nur mit einem Worte gedenkt, wahrscheinlich weil Riedesel sie als „gänzlich niedergerissen“ bezeichnet, am nächsten Morgen, dem 22. April, nach Sciacca auf; die größere Hälfte des Weges am Meere reitend, erreichten sie das Ziel gegen Abend; schon der nächste Morgen fand die Reisenden auf dem Wege nach Girgenti. Die Tage bis zum 28. April waren dem alten Agragis und dem neuen G i r g e n t i gewidmet. Die großartige Lage der auf der alten Akropolis aufgebauten modernen Stadt, von wo aus der Blick auf die Saalfeder bis ans Meer schweift, die einst von den Häusern der ungeheuren Stadt bedeckt waren, erweckte die höchste Bewunderung der Reisenden. Nachdem sie eine Unterkunft in einem Privathause gefunden hatten, stiegen sie unter Begleitung eines „kleinen guten Weltgeistlichen“ empor zu dem 330 Meter über dem Meer erbauten Dom, hauptsächlich um den berühmten antiken Sarkophag mit Szenen aus der Sage von Hippolyt zu sehen und zu bewundern. Schon mit Sonnenaufgang eilten die Freunde am nächsten Morgen den Berg hinunter zu den vielgepriesenen Wundern der antiken Welt. Am weitesten sichtbar ist der schönste und, weil er im Mittelalter als Kirche benutzt wurde, am besten erhaltene Tempel der Concordia. Er stammt aus einer späteren Zeit, als die Strenge und Erhabenheit schon der Anmut Platz zu machen anfing. Darum war er Goethe verständlicher als der Tempel des Poseidon in Pästum; er verhält sich zu jenem, so urteilte er, „wie Göttergestalt zum Riesenbilde“. Auf hohem Felsen, unmittelbar neben der Stadtmauer, mit prachtvoller Aussicht, liegt der sogenannte Junotempel, den Menschenhand und Erdbeben zum Teil zerstört haben. Aber fünfundzwanzig (zu Goethes Zeit nur sechzehn) ganz erhaltene und neun halb wieder aufgerichtete Säulen zeugen noch von der ursprünglichen Pracht. Der Jupiter-tempel und der Herkulestempel waren schon damals Trümmerhaufen.

Für die Weiterreise wurde der Plan gefaßt, nicht an der Küste entlang, sondern durch die Insel zu reiten, um einen Eindruck von den altgerühmten Getreidefeldern zu gewinnen. Aus diesem Grunde entschloß sich Goethe, den Besuch von Syrakus aufzugeben, wodurch er sich der Kenntnis des für den Altertumsforscher wichtigsten Ortes der ganzen Insel beraubte. So zogen beide denn von jetzt an auf Maultieren durch diese „wüste Fruchtbarkeit“, diese meilenweiten üppigen Getreidefelder, ohne eine menschliche Wohnung zu finden, nach Caltanissetta. Unter vielen Beschwerden und unglaublichen Schwierigkeiten, Nachtquartier oder etwas Eßbares zu erhalten, ging es weiter über Enna, das heute nichts von seiner einst gepriesenen Herrlichkeit verrät,

über Molimenti und Misterbianco nach Catania, wohin man am 1. Mai gelangte. Auf ein Empfehlungsschreiben hin, das an den Hausgeistlichen des Prinzen di Biscari gerichtet war, den gelehrten Botaniker Abbate Sestini, wurde Goethe in dessen Palast empfangen, einem einstöckigen, aber großen, quadratförmigen Gebäude mit einem Hof und einem Museum, von dessen Schätzen Goethe besonders der „Sturz eines Jupiter“ fesselte. Der Empfang bei dem Prinzen und dessen Mutter, „der würdigsten Frau Siziliens“, war sehr freundlich. Der Prinz gewährte ihm in seine sehr bedeutende Münzsammlung Einsicht, und die Mutter zeigte ihm die Kunstschatze ihres verstorbenen Gatten. Später fuhrte ihn der befreundete Geistliche in das Benediktinerkloster, das als zweitgrößtes Kloster Europas durch seine großartige Anlage und seine weltberühmte Orgel Goethes Interesse auf sich zog. Ein anderer Cantanese, Ritter Gioeni, erfreute ihn durch Gewährung eines Einblicks in seine reiche Lavensammlung vom Atna. An Ort und Stelle sich Lava zu holen und den Riesen unter den Vulkanen zu besteigen, war sein lebhaftester Wunsch. Aber an die Besteigung der über 3300 Meter hohen Spitze war bei der frühen Jahreszeit nicht zu denken. Man begnügte sich mit der Besteigung des Monte Rosso, auf dessen Spitze Goethe zwar fast vom Sturm weggeweht wurde, aber doch eine herrliche Aussicht von Messina bis Syrakus genoß, während Kniep versuchte, durch Zeichnungen dem Eindruck Dauer zu verleihen.

Das hochragende Taormina, den Glanzpunkt jeder sizilianischen Reise, erreichte Goethe immer am Meere reitend, am 6. Mai gegen Abend. Sein erster Gang war, wie natürlich, der zum Theater. „Man muß gestehen,“ rief er begeistert aus, „daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite, auf höheren Felsen, erheben sich Kastele, weit unten liegt die Stadt, und ob schon diese Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor alters wohl ebendergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Atna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der ungeheuere, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schrecklich; denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter, als er ist.“

Am nächsten Morgen blieb Goethe unten am Meer in Giardini, wo er Wohnung genommen hatte. In einem schlechten, verwahrlosten Bauerngarten setzte er sich auf die Äste eines Orangenbaumes und überließ sich den Gedanken an seine Nautilaa, oder schaute vom Altan auf das schöne Ufer, während die Nachtigallen sangen und das rastlose Meer rauschte. Das waren Stunden, wo ihm die Odyssee „ein lebendiges Wort wurde“. Unterdes war Kniep von Taormina herabgekommen und brachte „zwei ungeheuere Blätter, reinlichst gezeichnet zum ewigen Gedächtnis an diesen herrlichen Tag“ mit.

Der Weiterritt nach Messina, dem Abschluß der Durchstreifung Siziliens, wurde am 8 Mai unternommen. Dieser Weg gehört auch für den heutigen Reisenden, der nur am Gestade vorbeifliegt, zu den schönsten von ganz Sizilien, um wieviel mehr für Goethe, der am Meere nach Norden dahintritt, zwischen Felsen und Lavafeldern oder Limonen- und Orangegärten, zur Seite des schneebedeckten Atna, mit dem Blick auf die hochragenden Kastele und Städte, an dem schönen Capo di San Alessio über den Fiume di Nisi und zahllose Bäche, bis die Nähe M e s s i n a s sich ankündigte. Ein trauriger Anblick bot sich den von Süden her einziehenden Fremden dar, die eine Vierteltunde lang bis in die Herberge an Trümmern vorbeirrten. In dem furchtbaren Erdbeben, das vom 5. bis 7 Februar 1783 hier gewüthet hatte, war die Stadt fast ganz zerstört worden, ein großer Theil der Bevölkerung umgekommen und der überlebende Theil gezwungen, in Hütten, Buden oder Zelten zu wohnen. Es verrät die Hand des Künstlers, daß Goethe gerade die Schilderung dieser beklagenswerten Stadt mit mehreren reizenden, drastisch und humorvoll geschilderten Episoden durchwoben hat. Der jähzornige, mehr polternde als bösertige Gouverneur, „ein Mann von sehr hohem Alter, gebuckten Hauptes, unter grauen, struppigen Augenbrauen schwarze, tiefliegende Blicke hervorjendend“, und seine Mittagstafel mit den furcht- und angstgepeinigten Gästen bleibt jedem Leser der italienischen Reise unvergessen. Es war der Marschall Michele Odea. In Messina blieb Goethe nur so lange, bis eine Fahrgelegenheit nach Neapel sich darbot. Ein Konful und ein französischer Sprachmeister nahmen sich in dieser Zeit seiner an, es war freilich nicht viel mehr zu sehen als die von dem Erdbeben unberührt gebliebene schöne Kirche der Jesuiten.

Auf einem französischen Kauffahrteischiff vertrauten sich Goethe und Kniep am 11. Mai dem Meere an. Leider mußte Goethe, nachdem er, wie billig, Scylla und Charybdis sich hatte zeigen lassen, wobei er im stillen das Recht des Dichters und seine Phantasie verteidigte, auf den Genuß der Fahrt verzichten, da ihn wieder die Seekrankheit befiel. Nach vielen Mühseligkeiten erreichte man endlich am Abend des 14. Mai die Nähe von Capri. Aber damit war der Hafen noch nicht erreicht. Völlige Windstille trat ein, und das Schiff lief Gefahr, auf die Felsen von Capri aufzulaufen und zu stranden. Verzweiflung und unbeschreibliche Verwirrung bemächtigten sich der zahlreichen Mitreisenden, und der Kapitän verlor alle Gewalt über die entfesselte Menge. Nur Goethe, den Gall nicht mit Unrecht für einen geborenen Volksredner erklärt hat, gelang es, durch eine ernste und strenge, auf die nie fehlende Hilfe Gottes und der heiligen Jungfrau und auf Christus auf dem See Tiberias hinweisende Rede die Tobenden zu beschwichtigen. Ein Anfall der Seekrankheit trieb ihn wieder in die Kajüte. Bald weckte ihn der freudige Zuruf Knieps,

der die Rettung verkündigte. Nach viertägiger Fahrt landete das Schiff im Hafen von Neapel, und die beiden Freunde eilten freudig zur wohlbekannten Locanda Moriconi

Mit welcher Befriedigung Goethe auf die sizilische Reise blickte, verraten uns die Briefe an die Freunde in der Heimat. „Ich finde mich“, schreibt er an Herder am 17. Mai, „recht glücklich, den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sizilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben“. An einer anderen Stelle nennt er sie einen „unzerstorlichen Schatz auf sein ganzes Leben“. Auch der gute Kamerad Kniep, „ein erzellenter Mensch, der wahre Hoffegut“, hatte durch sein Talent und seinen Künstlerhumor verstanden, wesentlich zur Erhöhung der Stimmung beizutragen. In Neapel wohnten sie zuerst beisammen und machten die Partien gemeinsam. So waren sie schon am zweiten Tage zum zweitenmal in Pastum. Hier zeigte sich gleich, daß die Reise von großem Einfluß gewesen war. Jetzt klingt Goethes Urteil anders als früher. Jetzt hören wir gerade von dem Neptuntempel, dem einst gescholtenen „Riesenbilde“: „er ist allem vorzuziehen, was man noch in Sizilien sieht . . . es ist die letzte und, fast möchte ich sagen, herrlichste Idee, die ich nun nordwärts vollständig mitnehme.“

Die beiden Reisegenossen Goethe und Kniep trennten sich in freundschaftlicher Gesinnung und „mit sicherer Aussicht künftiger, wechselseitig wirkender Tätigkeit“. Am 3. Juni 1787 verließ Goethe, diesmal allein reisend, Neapel, um nun mit gereifterem Urteil und geübterem Auge sein Studium der Kunstwerke Roms zu vervollständigen. Nach dreieinhalb Tagen langte er am 6. Juni wieder in Rom in seiner früheren Wohnung an, die er im Juli mit der Tischbeins vertauschte. Dieser einst so hoch gepriesene Freund war zwar mit dem Fürsten von Waldeck nach Rom zurückgekehrt, verließ aber Goethe zum zweiten Male, weil sich ihm die Aussicht bot, in Neapel eine bedeutende und sichere Anstellung zu erhalten. Dem naiven Egoisten lag deshalb weniger an guter Beziehung zum Herzog von Gotha und zu Goethe, wenn er sie auch vorläufig nicht ganz aufgeben wollte. Wie sehr Goethe darüber verstimmt war, erkennen wir aus einem Brief an Herder aus späterer Zeit (2. März 1789): „Tischbein ist ein Hasenfuß, ist faul, unzuverlässig, seitdem er von den Italienern in das Metier der Falschheit, Wort- und Bundbruchigkeit zu pfuschen gelernt hat.“

Der gewaltige Gegensatz zwischen Rom und Neapel prägt sich schon in der Geschichte beider Städte aus. Rom hat die Welt erobert, von Neapel weiß die Geschichte wenig Heldentaten zu melden. Diesen Gegensatz empfindet auch der Reisende, der nur vorübergehend Bewohner der Stadt wird. Die lockende Sirene Neapel mit ihren üppigen Reizen, die Stadt des *dolce far niente* lähmt die Arbeitskraft, ja es erscheint fast ein Verbrechen, hier etwas anderes tun

zu wollen, als staunend zu genießen Wie anders Rom! Auch hier werden uns Genuße und zwar die edelsten bereitet; aber dieser Genuß kann nur mit Arbeit errungen werden Nur dem wirklich Strebenden, der, im Besiße einer hohen Bildung, einzudringen sucht in das Wesen und in die Kultur vergangener Jahrhunderte, nur ihm leben die Schätze Roms wieder auf, nur ihm wird die tote Stadt lebendig.

So wird denn auch Goethes Leben in Rom ein ganz anderes als in Neapel Es teilt sich zwischen dem Studium der Kunst und eigener künstlerischer oder dichterischer Tätigkeit Schon mit Sonnenaufgang sehen wir ihn sich erheben und nach der Acqua Acetosa, „einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde vor dem Tor“, wandern. Der Morgen von acht Uhr an war dem Zeichnen und der Arbeit am Egmont gewidmet; die übrige Zeit gehörte der Kunst, bis der Abend die Freunde zu gegenseitigem lehrreichem Austausch der Meinungen und Kenntnisse vereinigte. Es waren noch dieselben Genossen wie beim ersten Aufenthalt. Tischbein freilich und Haßert blieben nur bis zum Juli in Rom. Unter den anderen Freunden bilden, wie beim ersten Aufenthalt, Moritz und Meyer den täglichen Umgang Besonders mit den ersteren gaben gemeinsame wissenschaftliche Interessen viel Stoff zu den Gesprächen auf den Abendspaziergängen. Moritzens Schrift „Über die bildende Nachahmung des Schönen“ bezeichnete Goethe später als „das eigentliche Resultat unseres Umgangs“.

In Angelikas Hause war Goethe auch immer willkommen und Sonntags regelmäßiger Tischgast. Oft besuchten beide, meist von Zucchi und Reiffenstein begleitet, Paläste oder Galerien, wie den Palazzo Barberini und die Galerie Aldobrandini, und Goethe wurde nicht müde „ihr sehr gebildetes Auge, ihre mechanische Kunstkenntnis und ihr feines Empfinden für alles Schöne, Wahre und Zarte“ zu bewundern „Man hat“, schreibt Goethe an Knebel, „keinen Begriff von einem solchen Talent, mit solcher Einfalt, Herzensgüte und echter Bescheidenheit.“ Aus den Briefen, die Angelika später an Goethe nach Weimar schrieb, ist die große an Verehrung grenzende Freundschaft Angelikas für Goethe auf jeder Seite zu erkennen. Seine Briefe sind „die Freude ihres Lebens“. Der Sonntag ist ihr ein Trauertag geworden und Goethes Wohnung für sie ein heiliger Ort. Die Pinie, die er einst in ihrem Garten gepflanzt hat, pflegt sie und besorgt sie täglich mit eigener Hand. Goethes Porträt freilich wollte ihr nicht recht gelingen. „Es ist immer ein hübscher Bursche,“ sagte Goethe, „aber keine Spur von mir“; dagegen war Tischbeins Bild vortrefflich geblieben, und auch die Büste, die Trippel für den Fürsten von Waldeck arbeitete, die bekannte apollinische Büste, nahte sich ihrer Vollendung. „Gewiß“, meinte der Dichter, „ist sie in einem schönen und edlen Stil gearbeitet,

und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt." In dem Kreise, dem sich, wie wir wissen, Hofrat Reiffenstein, auch hin und wieder der Maler und Kunstkenner Thomas Jenkins und der Kupferstecher Dolpato angeschlossen, herrschte Goethe unumschränkt durch das Gewicht seiner Person und den Geist seiner Unterhaltung bei geselligen Zusammenkünften und Ausflügen nach Albano oder Frascati. In Wahrheit war Goethe der Gebende, wenn er auch in seiner Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit für die Unterweisungen der befreundeten Maler immer sich als den Nehmenden, den Schulbenden darstellt. Der Zauber seines persönlichen Umganges muß damals bestrichend gewesen sein. Das verraten uns die Briefe des jungen, vertrauensvoll sich hingebenden, schwärmerisch angelegten Grik Bury, der später nur mit Tränen in den Augen an diese Zeit denken konnte, ferner des lustigen, lebensfrohen Schütz, den die Römer il Conte nannten, des sonst so zurückhaltenden Rehberg, und des gutmutigen, aber konfusem Verschaffelt. Sie alle verehrten in ihm ihr natürliches Oberhaupt und brachten ihm, wie auch Herder berichtet, eine geradezu unbeschreibliche Liebe entgegen. Ein Konzert, das Goethe, um sich bei den befreundeten Familien Zucchi, Reiffenstein, Jenkins, Dolpato erkenntlich zu zeigen, in seinem Saale veranstaltete und das die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zog, brachte ihn in den Ruf eines „reichen Milordo". Ein besonderes Fest bereitede der Künstlerkolonie der Fürst Aldobrandini, indem er sie auf seine Villa in Frascati einlud und hier bewirtete.

Das Studium der Antike ist für Goethe immer noch Anfang und Ende. Was er beim ersten Aufenthalt nur flüchtig gesehen hat, das wird jetzt eifrig studiert und mit den Freunden besprochen. Unter den Sarnesi'schen Schätzen fand man auch jenen Torso eines sitzenden Apoll oder Bacchus aus dem Korridor der Meisterwerke im Neapeler Nationalmuseum, den Goethe für das Schönste hält, was er je gesehen. In gleiche Begeisterung gerät er beim wiederholten Anblick der Medusa Rondanini. „Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, macht einen zum doppelten Menschen. . . Besonders ist der Mund unaussprechlich und unnachahmlich groß." Zweihundert Abdrücke der besten antiken Gemmen kaufte er sich „als das Kostbarste, was man von Rom mitbringen kann". „Die hohen Kunstwerke der Alten", so beschließt er einen begeisterten Lobspruch, „sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Notwendigkeit, da ist Gott."

In dem Studium der Renaissance hat Raffael und jetzt mehr noch Michelangelo alles andere verdrängt. Raffaels Teppichkartons führen den über den Mißgeschmack und die schalen Mummereien der Fronleichnamtsfeier Dei=

stimmten schnell zu höheren Betrachtungen, die er später in dem „Zweiten römischen Aufenthalt“ schriftlich niedergelegt hat. Die sogenannte Sornarina in der Galerie Barberini und der Mythos der Psyche in der Sarnesina werden mit steigendem Entzücken betrachtet, nur wenn, wie es damals Mode war, Streit zwischen den Künstlern ausbrach, ob Michelangelo oder Raffael der Größere sei, nahm er die Partei Michelangelos. Die Sixtinische Kapelle bleibt das Hauptziel seiner Studien und Wanderungen. Die schon im November gewonnene Überzeugung von der „über allen Ausdruck gehenden Großheit des Künstlers“ vertieft sich jetzt durch das eingehende Studium. Jetzt ist Michelangelo nicht ein, sondern d e r Künstler *κατ' ἐξοχήν* „Man hört und liebt“, so lautet jetzt das Urteil, „von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen.“ Er folgte hierin auch der herrschenden Meinung in Rom, die damals für Michelangelo sich aufs neue erwärmte, aber Raffael und Lionardo wurden deswegen nicht weniger von ihm studiert.

Während dieser Studien kommt ihm zum Bewußtsein, „daß man nichts richtig beurteilt, als was man selbst hervorbringen kann“. Darum wird das Zeichnen recht eifrig betrieben, und da es damit trotz der Unterstützung der Freunde nicht besonders vorrücken will, entschließt er sich zu modellieren: „Nun hat mich“, so lesen wir im August, „das A und O aller Dinge, die menschliche Figur angefaßt und ich sie, und ich sage: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen.“ Im August wurde Architektur und Perspektive, Komposition und Farbengebung der Landschaft getrieben, der September und Oktober war für das Zeichnen nach der Natur bestimmt, der November und Dezember für die Ausführung zu Hause und die ersten Monate des künftigen Jahres für die menschliche Figur. Die Überzeugung von der Notwendigkeit eines längeren Aufenthaltes in Rom hatte ihn um weiteren Urlaub bitten lassen, und der Herzog hatte gern eingewilligt. Bis Ostern hoffte er so weit zu sein wie ein Musikk Liebhaber, „der, wenn er sich vor ein Notenblatt setzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und anderen Vergnügen machen“. So bescheiden war er in seinen Hoffnungen geworden.

Noch bevor er den Herbstaufenthalt begann, konnte er ein Zeugnis seiner dichterischen Tätigkeit nach Deutschland schicken. Im September ging der *G g m o n t*, der vor zwölf Jahren begonnen war, nach Weimar ab. Der einige Jahre fast versiegte Born der Poesie beginnt wieder zu fließen. Das reine Glück, das er hier genießt, die völlige Freiheit von allen lästigen Schranken, die unablässige Beschäftigung mit der Kunst und idealen Fragen, alles das regt den Geist des Dichters zu neuen Schöpfungen an. „Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit, mich anzu-

Quelle seiner Kunst zu werden. Als er eines Abends die Geliebte aufsuchte, bot sich ihm von einem Pavillon aus die herrlichste der Aussichten. „Ich schweifte“, so erzählte er, „mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anderes vor als das Landschaftlich-Malerische; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne, noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war.“ Dieses andere, das ihm selbst die Natur verschönte und alles in herrlicherem Lichte erscheinen ließ, war das Gefühl des Glückes der Liebe, das ihn hier in seiner vollen Stärke überkam, eben das Gefühl der Seligkeit, das seinen Geist erhob zu neuem dichterischen und künstlerischen Schaffen. *Amor als Landschaftsmaler* nannte er das liebliche Gedicht, das diesem Gefühl dichterischen Ausdruck geben will.

Aber dieser schnell entfalteten Liebe wurde ein ebenso schnelles Ende bereitet. Ein wertherähnliches Schicksal sollte ihn hier nach so vielen Jahren ergreifen. Er erfuhr, was nur er allein bisher nicht gewußt hatte, daß Maddalena Braut wäre und ihre Hochzeit bereits bestimmt sei. „Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend,“ so schildert er seinen Zustand, „um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen.“ Er vermied ein Alleinsein mit ihr und suchte in der Natur und Kunst seinen Trost. Daß aber innerlich das Feuer noch lange brannte und das aufgeregte Herz sich nicht sofort beruhigte, das beweist wohl das damals für „Claudine“ geschriebene Gedicht, sein Leibliedchen, wie er es nennt. *Kupido, Iosser, eigensinniger Knaabe*.

Im Dezember erfuhr er, daß Maddalena Riggi von ihrem Bräutigam verlassen und aus „Schrecken und Entsetzen über das Ereignis in ein gewaltsames Sieber verfallen sei“. Goethes zarte und besorgte Aufmerksamkeit wurde endlich durch die erfreuliche Nachricht von der beginnenden Genesung belohnt, und im Februar hatte er das Glück, sie wieder im Wagen an der Seite Angelikas, die sich um Goethes willen ihrer mütterlich annahm, zu sehen. Noch vor seinem Abschied merkte er, daß ein wohlhabender junger Mann, der Sohn des berühmten, mit Goethe befreundeten Kupferstechers Volpato, sich um Maddalenas Hand bewerbe. So konnte Goethe innerlich und auch für ihre Zukunft beruhigt sich von ihr trennen: „es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch inneren Drang abgenötigtes lakonisches Schlußbekenntnis der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.“ In der Elegie *Alexis und Dora* und in dem Gedicht *An Mignon* fand diese Abschiedsjene den poetischen Niederschlag. Am 8. Juli 1788 vermählte sich Maddalena, und im November desselben Jahres meldet Frau Angelika nach Weimar von dem Glück des jungen Ehepaars Volpato. Einem italienischen Gelehrten Namens Carletta ist es gelungen, den Namen und das von Angelika Kauffmann gemalte Porträt

Maddalenas ausfindig zu machen. Er hat uns auch berichtet, daß Maddalena in hohem Alter (1825) als Mutter von acht Söhnen aus zwei Ehen in Rom gestorben ist.

Abgesehen von einigen Partien in die Umgebung Roms, nach Frascati, dem Monte Cavo, nach Rocca di Papa und Albano, ferner nach dem Nemisee im Dezember und der lustigen Unterbrechung durch den Karneval in Rom,



Maddalena Riggi

Gemälde von Angelika Kauffmann

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

ist Goethe eifrig den ganzen Winter über mit dem Studium der Kunst und eigener künstlerischer und dichterischer Tätigkeit beschäftigt. Im November unternahmen die Freunde eine Besichtigung der kapitolinischen und der vatikanischen Sammlung bei Fackelbeleuchtung, wobei der Laokoön, der Torso des Herkules, die kapitolinische Venus erst in ihrer vollen Schönheit hervortraten. Noch nach vielen Jahren schwebte Goethe die Erinnerung an diesen Umgang wie an einen „entzückenden, nach und nach verlöschenden Traum“ vor der

Seele. Bald darauf begannen die Freunde eine nochmalige Wanderung zu allen Sehenswürdigkeiten der Kunst, gleichsam als wären sie Fremde, die, eben erst angekommen, schnell das Beste und das Wichtigste sehen wollten, die letzten Wochen wurden dazu verwandt, das zu sehen, was übergangen oder verabsäumt worden war.

Den anschauenden und theoretischen Studien ging der praktische Unterricht zur Seite. Zeichnen der Landschaft und vor allem Zeichnen und Modellieren des Körpers erscheint Goethe das wichtigste. Meyer wird sein Lehrer in der Erforschung der Menschengestalt. Goethe sieht ein, daß er bisher nur mit der Kunst gespielt hat, und daß es um die Freude an der Kunst ein ernstes Ding ist. Jetzt hat er in Meyer den wahren Lehrer und im Studium der Menschengestalt das einzige Mittel, zu seinem Ziele zu gelangen, gefunden. „Er hat“, so preist er seinen Lehrer, „eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. . . . Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte. . . . Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfangen; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.“ Nun läßt er auch nicht ab, bis er das Ziel erreicht hat. Ende Januar ist der Kursus beendet. „Jetzt seh ich“, schreibt er erfreut, „jetzt genieß ich erst das Höchste, was uns vom Altertum übrig blieb, die Statuen. . . . Ich habe jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.“ Aber je mehr er arbeitet und zeichnet, um so stärker wird die Überzeugung, daß er mit dieser praktischen Tätigkeit zwar sein Kunstverständnis unendlich fördere, daß ihm aber zum bildenden Künstler die Hauptsache fehle, die große Begabung. Wenn er mit der frohen Hoffnung nach Italien ging, auch als bildender Künstler etwas Tüchtiges zu leisten, jetzt erklärt er entschieden: „Zur bildenden Kunst bin ich zu alt. . . . Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vorteil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht tue.“

Nun ward es ihm um so deutlicher, daß er eigentlich zur Dichtkunst geboren sei und daß er die nächsten zehn Jahre dieses Talent pflegen müsse, um noch etwas Tüchtiges zu leisten. Gerade die Kunststudien hatten auch belebend und erfrischend auf seinen dichterischen Genius gewirkt. Nachdem Egmont abgehandelt, Erwin und Elmire und Claudine vollendet worden waren, wird des Künstlers *Apollon* gedichtet, werden die vermischten Gedichte geordnet und der Plan zum Faust und Tasso überdacht, auch die Szene der Hengstliche in der Villa Borghese geschrieben. Besonders aber beschäftigten ihn seine kleinen Operetten. Denn zur bildenden und dichtenden Kunst war mit der Ankunft des alten Freundes Kayser Anfang November noch eine

dritte, schweſterliche hinzugetreten, die Muſik Goethes Beſtrebungen, die italieniſche Operette in Deutſchland einzuführen, bei denen ihm Kayſer be- hilfflich ſein ſollte, haben wir früher erwähnt. In Italien ſelbſt bemühte er ſich eifrig um die opera buffa, beſonders die Cimarofas. Er ſtudierte mit dem Freunde die Forderungen der lyriſchen Bühne und ſuchte den Italienern das Geheimnis der Wirkung abzulaufen. In Goethes Bibliothek iſt eine Samm- lung von Texten italieniſcher Opern erhalten, die er ſich in Venedig, Rom und Neapel angelegt hat. Dieſe Tätigkeit kam ſpäter dem Spielplan des Wei- mariſchen Theaters zugute. Goethe beteiligte ſich ſelbſt an der Überſetzung und Bearbeitung des Textes italieniſcher Opern, wie der „Theatraliſchen Aben- teuer“ und der „Vereitelten Ränke“ von Cimarofa. Freilich wollte die Kayſer- ſche Kompoſition zu „Scherz, Liſt und Rache“ auch jetzt nicht gedeihen. Aber ſchon hatte Goethe eine andere größere komiſche Oper nach italieniſchem Muſter in Ausſicht genommen, über die er bereits im Auguſt an Kayſer ge- ſchrieben hatte. Es war die Halsbandgeſchichte des Kardinals Rohan. Der in dieſen Prozeß verwickelte Graf Cagliostro hatte ihn in Palermo, mehr als er es verdiente, beſchäftigt. Fragmente des zuerſt „Die Myſtifiſierten“ ge- nannten Singſpiels, das ſpäter zu dem Luſtſpiel „Der Großophtha“ umgear- beitet wurde, haben ſich erhalten, leider kam Goethe mit dieſen Beſtrebungen an Kayſer, nicht an Mozart. Aber inſofern hat ſich Kayſer um Goethe ein Verdienſt erworben, als er ihn mit der Geſchichte der Tonkunſt und mit der alten kirchlichen Muſik bekannt machte. Auf ſein Drängen beſuchte Goethe mit ihm die hohen Feſte und ließ ſich in den Geiſt des kirchlichen Stils einführen.

Die Berichte, die Goethe nach Weimar ſandte, erweckten dort eine Begeiſte- rung, die ſich bald in Taten umſetzte. Lange bevor Herder, deſſen „Ideen“ Goethe und Moriz in höchſte Begeiſterung verſetzten und den ſie ſehnteſt zu ſich herbeiwünſchten, den Entſchluß faßte, der Einladung Dalbergs zu folgen, hatte die kunſtſinnige Herzogin Anna Amalia den Wuſch geäußert, Rom wo- möglich im Frühjahr unter Goethes Leitung kennen zu lernen. Eine nicht gerade freudig zugreifende Antwort Goethes, dem der Gedanke, Reiſemariſchall und Cicerone zu ſpielen, verhaßt war, verſtand der Herzog. Es wurde nun zwiſchen ihnen verabredet, daß Goethe im April Rom verlaſſen und im Juni nach Weimar zurückkehren ſollte.

In einer der letzten Nächte unternahm Goethe mit den Freunden noch eine Wanderung durch die vom Vollmond beleuchtete Stadt, durchwandelte den langen Korſo und beſtieg das Kapitol, „das wie ein Seenpalaiſt in der Wüſte daſtand“. „Ganz finſter, finſtern Schatten werfend, ſtand mir der Triumph- bogen des Septimius Severus entgegen; in der Einſamkeit der Via Sacra er- ſchienen die ſonſt ſo bekannten Gegenſtände fremdartig und geiſterhaft. Als

ich aber den erhabenen Resten des Coliseo mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hinein sah, darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte."

Wenn er auch die bestimmte Absicht hatte, später nach Rom zurückzukehren und auch in diesem Sinne von den Freunden Abschied nahm, so befiel ihn doch, als er nun wirklich scheiden mußte, das ahnungsvolle Gefühl einer Trennung für immer. Die schmerz erfüllten Worte auf den Lippen, mit denen sich einst der unglückliche Ovid die Trennungsnacht immer und immer wieder in das Gedächtnis zurückgerufen hatte, verlieh er am 22. April 1788, von Kayser begleitet, „die Hauptstadt der Welt“

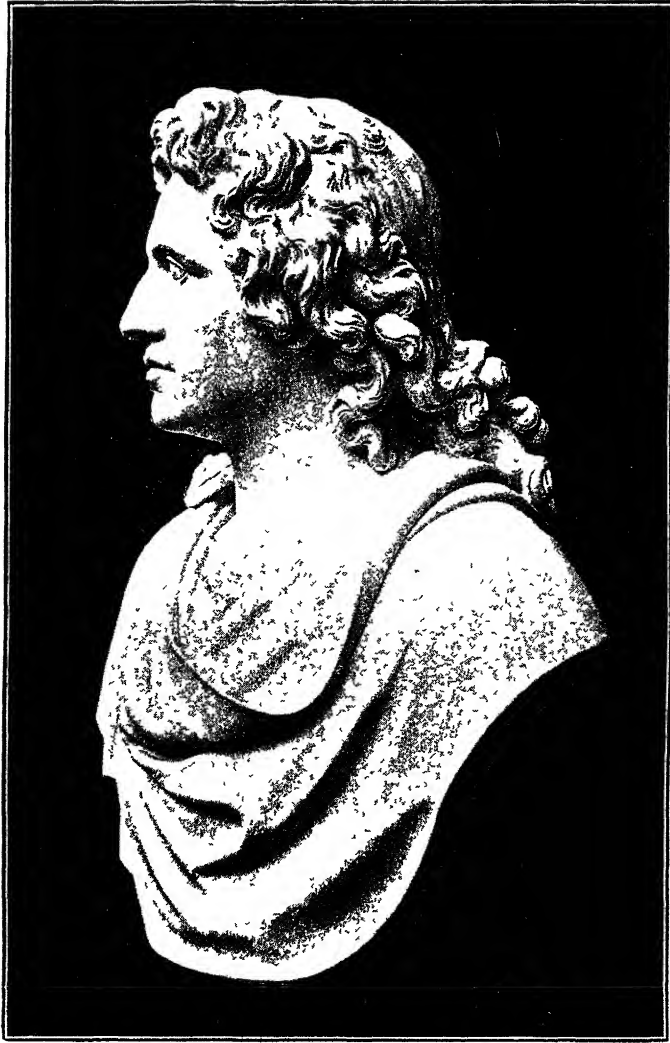
Über Siena gelangte er in den ersten Tagen des Mai nach Florenz, wo er das Versäumte nachholte, besonders die älteren Meister studierte und der alle Erwartung übertreffenden Mediceischen Venus seine Bewunderung zollte. Am 22. Mai finden wir ihn, nachdem er sich in Bologna, Parma und Piacenza aufgehalten hatte, in Mailand, in dem es dem verwöhnten Römer nicht behagen wollte. Für den gotischen Dom hat er keine anderen Worte als Bedauern mit den Steinen, „die man in die abgeschmacktesten Formen gezwungen hat“. Dagegen war ihm das Abendmahl Lionardos „noch ein rechter Schlußstein in das Gewölbe der Kunstbegriffe“. Über den Comersee, Chiavenna, Splügen, Chur, Seldkirch, eilte er dann nach Konstanz, um dort, Anfang Juni, die getreue Bäbe Schultheß zu treffen und mit ihr eine Woche zusammen zu sein, in deren Erinnerung diese Tage ihr Leben lang als die glücklichsten und seligsten standen.

Der Mutter hatte er schon vorher mitgeteilt, daß er seinen Besuch auf eine spätere Zeit verschieben müsse; so eilte er jetzt mit Kayser nach Nürnberg und über Koburg und den Thüringer Wald nach Weimar. Am 18. Juni 1788 abends 10 Uhr war er wieder in der Heimat.

* * *

Die Bedeutung der italienischen Reise für Goethes künstlerische Ausbildung und Anschauung ist oft überschätzt worden. Die Wiedergeburt, von der er öfters spricht, ist nicht so aufzufassen, als wenn er mit seinem bisherigen Standpunkt völlig gebrochen hätte. Er war schon vor Italien ein begeisterter Anhänger der Antike. Was unter der Wiedergeburt und dem neuen Leben gemeint ist, kann man nur verstehen, wenn man sich die Einflüsse, die auf Goethes künstlerische Ausbildung und Anschauung bis zur Reise nach Italien und während derselben eingewirkt haben, im Zusammenhange vergegenwärtigt.

Nicht mit Unrecht sagt Goethe, daß Oesers Einfluß für sein ganzes Leben entscheidend gewesen sei. Es war das neue „Evangelium des Schönen“, die



Goethe von Alexander Trippel. Rom 1789/90.
Marmorbuſte, Wiederholung. Auf der Bibliothek in Weimar

Lehre von der Herrlichkeit und unübertroffenen Größe der Antike, von der edlen Einfalt und stillen Größe der griechischen Kunst, das Winckelmann-Lessingsche Kunstideal, das Goethe als unzerstörbarer Schatz in Leipzig eingepflanzt wurde; damit verband sich Mißachtung der Gotik und des Barock, als der Kunst barbarischer Jahrhunderte

Wie in Straßburg neben der Verehrung der Antike die Begeisterung für die „national-deutsche Kunst“, die Gotik, trat, haben wir an anderer Stelle ausführlich dargelegt. Aber schon in Mannheim, auf der Reise von Straßburg nach Hause, weckte der Anblick der ersten trefflichen Gipsabgüsse keßerische Gedanken, und der Abguß eines Kapitäls des Pantheons „brachte den Glauben an die nordische Baukunst zum Wanken“. In Frankfurt legte Goethe sich ein kleines Museum von antiken Gipsabgüssen an, um sich den großen Mannheimer Eindruck lebendig zu erhalten; das in die Darmstädter Zeit fallende Gedicht *Der Wanderer* mit seiner wunderbaren italienischen Landschaft, den Trümmern des Tempels, den Säulen, dem Architrav, „dem Stein, in den der bildende Geist sein Siegel prägt“, atmet antikes Leben.

In dieselbe Zeit fallen die griechischen Studien Goethes, denen Herder so mächtige Anregung gab. Er lebte sich in den Ideenkreis der antiken Welt ein, nicht deutsch mehr, griechisch möchte er fühlen und empfinden, und seine Begeisterung für die Klassiker der Dichtung konnte nicht ohne Einfluß auf sein Urteil über die Künstler bleiben. Dieser Begeisterung für die Griechen wollen die Verse Ausdruck geben:

... sobald ich mündig bin.
Es sind's die Griechen.

Darum nimmt die Antike und die Kunst, die auf ihr beruht und mit ihr zusammenhängt, sein Hauptinteresse in Anspruch. Und sein Lehrer wird wieder Oeser. Oesers Beziehungen zu dem Hofe in Weimar führten ihn häufig dorthin, Goethe war auch einige Male in Leipzig, und so knüpfte sich denn an das Band, das Lehrer und Schüler vereinigt hatte, ein noch festeres, das der Freundschaft. In den ersten Weimarer Jahren zeigt sich Goethes künstlerisches Interesse nicht weniger für die Antike, wie für die Gotik oder die Niederländer oder Dürer; aber die Antike tritt immer mehr in den Vordergrund und behauptet schließlich das Feld. Gleichzeitig mit dem Entwurf der Iphigenie zeigt sich „die erste ausübende Hinneigung zur Antike, die erste Regung plastischen Empfindens“. Die Zeit der Träumerei in der bildenden Kunst sollte nun vorüber sein. An Stelle der Willkürlichkeit tritt nun das Gesetz, die Reflexion stellt er nun höher als naiven Genuß oder unkritische Empfindung, das Plastische höher als das Malerische. „Natur und Antike“, so lautet jetzt die Forderung. In gleichem Schritt wachsen Verehrung der Antike und Sehnsucht nach Italien.

Die Klassizisten, deren Hauptvertreter Oeser war, nahmen die griechische Kunst zum Maßstab jeder anderen. Je weiter sich die Kunst von diesem Ideal entfernte, um so tiefer stand sie bei ihnen im Werte. Darum war ihnen die gesamte Kunst bis auf die Renaissance Barbarei, auch Gotik genannt; die Vorläufer Raffaels wurden als rohe Stümper mißachtet, ebenso Michelangelo, weil unter seinem Einfluß das verhaßte Barock entstanden war. Raffael und neben ihm Andrea del Sarto werden gepriesen, weil bei ihnen die edle Einfachheit und stille Größe des Altertums am ehesten wiederzufinden sei, aber noch mehr nach dem Herzen Oesers waren die Effektier Guido Reni, Guercino, Domenichino, die sogenannte zweite Schule von Bologna, Meister, deren Anmut er, wie Goethe erzählt, höchlich zu preisen pflegte und mit deren Bildern ein ganzes Gemach auf der Pleißenburg geschmückt war. Daß dem Verehrer der strengen Antike das Süßliche, die formale Schönheit ohne Seele, das Affektirte der Bilder dieser späteren Meister besonders gefiel, erklärt sich daraus, daß Oeser und die meisten seiner Gesinnungsgenossen in falscher Auffassung der Antike unter dem Schönen mehr das Geschmacksvolle, Angenehme und Anmutige verstanden. Die Gemälde von Raffael Mengs hielt Oeser für die wahrhaftige Nachahmung der Antike. Unter den Architekten galt Palladio als das unerreichte Muster, er, der es verstanden hatte, die einfachen Formen der Antike noch einmal aufleben zu lassen. Das waren die Kunstanschauungen Oesers und seiner Kunstgenossen. Goethe wollte auch durchaus nicht eine andere Kunstanschauung gewinnen, als er nach Italien ging; er wollte *s e h e n*, wovon er bisher nur gehört hatte: die vielgepriesene Schönheit der Antike.

Ganz im Banne dieser Kunstanschauung und durchaus abhängig von seinem Führer, *V o l f m a n n s* historisch-kritischen Nachrichten von Italien, finden wir ihn in der ersten Zeit seiner Reise. Das erste, was er in Verona aufsucht, ist das Amphitheater, dann das Museo Lapidario. Schon hier kann er bei den Grabmälern eine verächtliche Bemerkung über die mittelalterlichen Grabdenkmäler nicht unterdrücken. Von dem großartigen romanischen Prachtbau San Zeno Maggiore weiß er nichts zu melden; ebenso hören wir nichts von den Grabmälern der Skaliger. Sagt doch Volkmann: „Die Gräber sind schlecht und von gotischem Geschmack.“ Um so eingehender widmet er sich in Diczna und Venedig dem Studium der Architektur. Sein geliebter Palladio war ja hier Herr und Meister. In Padua werden der Kirche San Antonio, dem berühmtesten gotischen Heiligtum Paduas, nur die Worte gewidmet: „Von diesem barbarischen Gebäude mündlich“, und er hat kein Wort für die Bildwerke Donatello's, keins für die Annunziata dell' Arena mit den Fresken Giotto's. So sehr sieht er in Venedig alles mit den Augen Palladio's, und so sehr steckt er im Studium Vitruv's, daß er den gewaltigen Bau von San Marco als unsinnig verurteilt.

Aber schon nach wenigen Wochen beginnt er sich von seinem Führer und von Oeser unabhängig zu machen. In Padua, in der Kirche der Eremitaner, sah er die ersten Bilder eines der verschrienen Dorraffaeliten, Mantegnas. Es waren die Fresken Mantegnas in der Cappella San Jacopo, von denen Volkmann sagt: „sie sind gotisch und maniert, aber doch ist auch viel Natürliches und eine gute Perspektive in der Architektur der Hintergründe“ Hier bricht zum erstenmal Goethes eigenes Kunstverständnis durch. „In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna, eines der älteren Maler, gesehen, von denen ich erstaunt bin! Was in den Bildern für eine scharfe sichere Gegenwart ist, läßt sich nicht ausdrücken. Von dieser ganzen, wahren (nicht scheinbaren, effektlügenden, zur Imagination sprechenden), derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die folgenden aus, wie ich gestern Bilder von Tizian sah, und konnten durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste der Alten immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische, aber wahre Gestalten hervorbringen.“

Trotz der großen Sehnsucht nach Rom wird der Absteher nach Cento dem vielgeliebten Guercino zuliebe unternommen, und dieser nebst Guido, Domenichino und den Carracci werden auch in Bologna fleißig studiert; aber bei dem Anblick der heiligen Cäcilie verschwinden die kleineren Geister vor der Riesengestalt Raffaels. Wie hoch steht er jetzt über seinem Führer Volkmann, der ihn belehren wollte. „Hannibal Carracci und Domenichino zeichnen in einem größeren Geschmaack als Raffael.“ Und in Rom tritt zu diesen beiden ein dritter, von dem Oeser nichts wissen wollte, und von dem auch Goethe bisher nicht gesprochen hatte: Michelangelo. Die Sixtinische Kapelle hatte Goethe zu seinem begeisterten Verehrer gemacht. Wir kennen schon sein schönes Wort: „auf Michelangelo schmeckt mir selbst die Natur nicht, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann.“

Goethe hat sich von dem Banne, unter dem er bis jetzt gestanden, losgesagt. Nun werden auch die älteren Meister nicht mehr kritiklos verurteilt. Schon beim Anblick der Cäcilie nahm er sich vor, sie zu studieren; Tischbein, der vielbewanderte und hilfreiche, lehrt ihn auch diese Meister in ihrer wahren Größe schätzen. Auch so weit hat er sich erzogen, daß er dem Technischen, Malerischen, kurz dem eigentlich Künstlerischen größeres Interesse schenkt, als den von Oeser beliebten Grübeleien über den Gegenstand der Darstellung.

Aber damit sind die Worte Goethes aus Rom noch nicht erklärt: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurück-

gehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich einmal überzeugt und habe mich ganz hingeeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Turm aufzuführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte, er wird es noch beizeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues." Diese Wiedergeburt war die neue und richtige Auffassung der Antike.

Die ihm von Oeser gepredigte Schönheit der Antike und die nun in Rom geschaute, welch ein Unterschied! Das Pantheon, der Apollo von Belvedere, die Juno Ludovisi, der Farnesische Herkules, der Farnesische Stier und wie sie alle heißen, die Wunder der antiken Kunst, sie standen jetzt leibhaftig vor den Augen des entzückten Beschauers. „Da Pygmalions Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt, . . . endlich auf ihn zukam und sagte: Ich bin's! wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein!“

Oeser war nie in Italien gewesen und hatte nie ein antikes Kunstwerk gesehen; er hatte sich künstlich ein antikes Ideal geschaffen, über das der geistreiche Mann gar schön zu reden verstand; aber daß er über die Theorie nicht hinauskam, beweist schon seine praktische Kunsttätigkeit, in der er der französischen und niederländischen Richtung folgte. Die edle Einfachheit und stille Größe der Antike wurde ihm unter der Hand zur Grazie, die strenge Schönheit zur lieblichen Zartheit; die Tiefe, Hoheit und Kraft der griechischen Statuen verlor sich zu süßlicher Anmut, wie sie Mengs und Angelika, wie sie die vielgepriesenen Elektifer darstellten.

Deshalb erscheint die Reise nach Pästum und Sizilien notwendig. Ein reines, klares Bild der griechischen Architektur kann man nur dort, nicht in Rom, genießen. So ist Goethes Äußerung zu verstehen, daß eine Umkehr, bevor er Sizilien gesehen hätte, für ihn so viel bedeute, als überhaupt nicht in Italien gewesen zu sein. In Pästum, Segesta, Girgenti, Taormina lernt er griechische Architektur kennen. Und wie er fortgeschritten ist in dem Verständnis der antiken Kunst, beweist eine Vergleichung seiner Darstellungen des ersten und zweiten Besuches von Pästum oder der beiden Aufenthalte in Rom.

Zwei Kapitalfehler hat er in dieser Zeit an sich entdeckt: „Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte. Daher ist es gekommen, daß ich mit soviel natürlicher Anlage so wenig gemacht und getan habe. . . . Der andere, nach verwandte Fehler ist, daß ich nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft wenden mochte, als dazu erforderlich wird.“

Auch an diesen Fehlern war die Oesersche Erziehung nicht ohne Schuld. Oeser hatte ohne bedeutende Studien, ohne viel Übung in der Technik Tüchtiges erreicht und geleistet. Die ihm angeborene Handfertigkeit setzte ihn über alle Schwierigkeiten hinweg; der geniale Einfall war ja nach seiner Lehre das eigentlich Wesentliche, die Ausführung Nebensache. So gab er wohl seinen Schülern treffliche Anregung, geistreiche Unterhaltung, aber von wirklicher Arbeit, „strenger und entschiedener Ausübung“ war wenig die Rede.

Nun belehrt Goethe die Einsicht in die Kunsttätigkeit der großen griechischen Meister, nun lehren ihn ihre Werke selbst, daß auch der größte Meister nicht dem genialen Einfall, sondern der eigenen Arbeit und Mühe das Beste verdankt; jetzt erkennt er, daß ein Verständnis der Kunst nicht möglich ist ohne praktische Tätigkeit, ohne Fleiß und Mühe. Nach der Rückkehr nach Rom wird vom frühen Morgen an gearbeitet, gezeichnet, modelliert. Und je mehr er arbeitet, desto geringer denkt er von der eigenen Tätigkeit. War das auch eine bittere Wahrheit, so war es doch Wahrheit, die er bei Oeser nicht hatte gewinnen können.

Zum zweitenmal wendet sich Goethe von Oeser ab und diesmal für immer. Nun siegte endgültig über den „Nebulisten“ Oeser antike Klarheit und Wahrheit. Die Gewinnung dieses hohen Standpunktes, die Überwindung eines unklar verschwommenen, selbstgefälligen Zustandes, das ist die Wiedergeburt, die Goethe Italien und der Antike verdankt.

* * *

Wenn Goethe sich auch zu dem endgültigen Verzicht auf die ausübende künstlerische Tätigkeit hatte entschließen müssen, so war doch der Aufenthalt in Italien für ihn in anderer Beziehung so segensreich geworden, daß er mit schöner Zuversicht in die Zukunft schauen konnte. Er hatte sich als Dichter wiedergefunden und wollte von nun an diesem ihm von der Natur vorgeschriebenen Beruf allein leben. Dazu kam die Überzeugung, zurücktreten zu müssen gegenüber der sich immer mehr entfaltenden, mit Goethes Anschauungen nicht immer übereinstimmenden Initiative des Herzogs. „Nehmen Sie mich als Gast auf,“ schreibt er an den Herzog, „lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft, wie eine nun geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle, von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein. . . . Ich kann nur sagen: Herr, hier bin ich, mache aus deinem Knecht was du willst.“

Nun kam der Fürst seinen Wünschen hochherzig entgegen. Er gewährte ihm die gewünschte Ruhe, ohne aber seinen Rat entbehren zu wollen. Er ließ ihm

nominell und ehrenhalber den Vorsitz in der Kammer; ferner erhielt er den Vorsitz in der Bergbaukommission und die Oberaufsicht über die un-mittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Dies edle Benehmen des Herzogs diente dazu, daß die persönlichen Beziehungen beider Männer, je mehr sich die amtlichen lösten, um so inniger und herzlicher wurden.

Die nun eröffnete Aussicht auf ein schönes, neues Leben im freien Dienst des hochherzigen Fürsten, die Bitte Herders um baldige Rückkehr, die Hoffnung auf den Verkehr mit dem lieben Weimarer Kreise und vor allem mit der geliebten Frau, deren Neigung ja sein ganzes Glück ausgemacht hatte, alles das ließ ihm die nächste Zukunft im schönsten und rosigsten Lichte erscheinen. Aber wie sehr sollte er in seinen Erwartungen getäuscht werden!

Frau von Stein nahm ihn kalt und unfreundlich auf. „Leider warst Du,“ schreibt Goethe später, „als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfindest, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. . . Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Götzen kenne, hab’ ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. . . Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt.“ Aber auch Frau von Stein glaubte Grund genug zur Klage zu haben. Mangel an Theilnahme, absichtliches Fernbleiben, schlechte Stimmung, verschlossenes, unfreundliches Wesen, das war hauptsächlich der Inhalt ihrer Vorwürfe.

Beide waren nicht mehr dieselben wie vor zwei Jahren. Eine sechsundvierzigjährige, in den beiden letzten Jahren durch Krankheit und herbe Schicksalsschläge rasch gealterte Frau trat Goethe entgegen. Eine Neigung, wie sie Frau von Stein verlangte und bisher von Goethe gewohnt war, eine das ganze Herz, das Empfinden und Fühlen des Verehrers einnehmende Liebe, die alles gab, ohne auf irgend ein Recht Anspruch zu machen, steht voraus, daß ihr Object auch äußerlich anbetungswürdig ist und eine gewisse Altersgrenze noch nicht erreicht hat. Der Ton des leidenschaftlich Liebenden, der so oft in den Briefen an Frau von Stein durchbricht, würde nun bald unnatürlich oder gar komisch geklungen haben. Goethe war noch nicht neununddreißig Jahre alt, als er zurückkehrte, und Italien hatte ihn verjüngt. Wie ein Apoll war er den römischen Freunden erschienen; er stand auf der Höhe seiner geistigen und körperlichen Kraft. Nun machte die ihm innewohnende gesunde Sinnlichkeit ihre Rechte geltend. Die Unnatur des Ver-

hältnisses, dem er sich zehn Jahre gefügt hatte, wurde ihm deutlich und klar Verehrung und Freundschaft konnte er der Freundin bieten, aber nicht mehr jene anbetende Liebe, auf die die eifersüchtig und kleinlich gewordene Frau Anspruch machte. Am 13. Juli 1788 schloß Goethe seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius. Als Goethe erfuhr, daß Frau von Stein das als eine Kränkung und Beleidigung auffaßte, schrieb er ihr die bezeichnenden Worte. „Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?“ Vorher hatten die Freunde versucht, Versöhnung zu stiften; aber die Entdeckung des Goethischen Verhältnisses zu Christiane Vulpius ließ diese Versuche für immer scheitern. Zwei Briefe Goethes vom Juni 1789 an die in Ems befindliche Frau von Stein erhalten die sehr bestimmt gehaltene Verteidigung auf ihre Anklage. Frau von Stein hat hierauf niemals geantwortet.

Man erinnere sich der damals gedichteten Verse in der ersten Szene des zweiten Actes des Tasso, die dem leidenschaftlichen Verehrer der Prinzessin in ihrem Munde verwunderlich erscheinen und daher auch von ihm nicht richtig gedeutet werden, um zu erkennen, daß sie ursprünglich gedacht sind als die Anklagen der gealterten und sich verlassen glaubenden Geliebten:

Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist tot.
Wenn's Manner gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wußten, die erkennen mochten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft:
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüftern machte.
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre goldene Zeit

Doch wir wollen von diesem Bunde, „der soviel Herrliches gebar“, nicht mit trüben Erinnerungen scheiden. Niemand hat ihn mehr gepriesen, niemand seine Bedeutung für den Dichter mehr erkannt, als Goethe selbst.

Als der Haß freundlicher, zurückhaltender Gesinnung Platz gemacht, und Frau von Stein längst dem altgewordenen Freunde, der ruhig und schweigend

diesen Augenblick erwartete, die Hand der Versöhnung gereicht hatte, schrieb er in Erinnerung an jenes Jahrzehnt voll Glück und Leid:

Einer Einzigen angehören,
 Einen Einzigen verehren,
 Wie vereint es Herz und Sinn!
 Lida! Glück der nächsten Nähe,
 William! Stern der höchsten Höhe!
 Euch verdank ich, was ich bin
 Tag und Jahre sind verschwunden,
 Und doch ruht auf jenen Stunden
 Meines Wertes Vollgewinn



Goethe

Ölgemälde von Georg Dawe 1819

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Goethe

Don

Karl Heinemann

Fünfte, verbesserte Auflage

Zweiter Band

Mit 67 Abbildungen



Alfred Kröner Verlag in Stuttgart
1922

Auf der Höhe.

Zweiter Teil: 1789—1805.

Goethes Schriften.

Erste Gesamtausgabe 1787—1790.

Iphigenie und Naufissaa

Meine erste (oder eigentlich meine zweite) Schriftstellerepoche“, schreibt Goethe an Karl August am 11. August 1787 aus Rom, „denke ich mit Ostern zu schließen Egmont ist fertig, und ich hoffe bis Neujahr den Tasso, bis Ostern Faust ausgearbeitet zu haben, welches mir nur in dieser Abgeschiedenheit möglich wird.“ Er deutet damit selbst den Abschnitt an, den seine Dichtertätigkeit in und durch Italien erhielt. Von nun an ist die dichterische Tätigkeit auch wirklich für ihn Beruf, nicht Nebenwert. Dieser Beruf wird mit dem Ernst und der Würde aufgefaßt, die er auch von dem Höchstbegabten verlangt. Angesichts der griechischen Kunstwerke will Goethe nichts mehr schreiben, „was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen dürften und möchten“.

Von zwei Kapitalfehlern hatte ihn, wie wir wissen, Italien befreit. Auch der Dichtung sollte die bessere Erkenntnis zugute kommen. Zwar hatte er die Ideen der Sturm- und Drangzeit längst aufgegeben, aber die Bedeutung der Form und die Notwendigkeit der größten Sorgfalt in der Sprache und dem Äußeren wird ihm doch erst in Italien durch die künstlerische Tätigkeit und das Studium der Antike klar.

Aber damit ist auch die Schilderung der Einflüsse Italiens auf den Dichter Goethe erschöpft. Auf keinen Fall kann man von einer Wiedergeburt des Dichters Goethe in Italien sprechen. Nicht nur daß kein einziges neues Thema oder neues Werk, außer dem Fragment Naufissaa und dem nie ausgeführten Drama Iphigenie in Delphi, Italien seinen Ursprung verdankt, auch die äußere und innere Form und die Richtung oder Tendenz der hier vollendeten oder umgearbeiteten Werke war durchaus in der Weimarer Zeit vorbereitet.

Wollen wir einer von Riemer überlieferten, etwas dunklen Äußerung Goethes folgen, so fällt der Plan der Iphigenie schon in das Jahr 1776; die Ausführung und Vollendung des ersten Entwurfs geschah, wie schon berichtet worden ist, in der Zeit vom 14. Februar bis 28. März 1779.

Als Goethes *Iphigenie auf Tauris*, wie er das Drama nannte, erschien, war die erste Frage die, wie sich das Drama zu der *Iphigenie* des Euripides verhielte. Schiller verglich in seiner Rezension vom Jahre 1789 die beiden Dramen miteinander und fällt das Urteil: „Man kann dieses Stück nicht lesen, ohne sich von einem gewissen Geist des Altertums angeweht zu fühlen, der für eine bloße, auch die gelungenste Nachahmung viel zu wahr, viel zu lebendig ist.“ Andere Rezensenten versicherten, daß „Goethe wahr und glücklich sei in der Darstellung der Menschen, wie sie vor dritthalbtausend Jahren Griechenland hervorbrachte“, und auch Wieland nannte *Iphigenie* ein griechisches Drama. Aber Schiller nahm später sein Urteil zurück und bezeichnete *Iphigenie* als „erstaunlich modern und ungr Griechisch, so daß man gar nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen“. Und der Dichter selbst äußerte sich im hohen Alter ähnlich: „Ich schrieb meine *Iphigenie* aus einem Studium der griechischen Sachen, das unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben.“

In dem Scherzwort Goethes aus späterer Zeit, seine *Iphigenie* wäre „verteufelt human“, ist das Verhältnis richtig bezeichnet. Sie ist weder griechisch noch deutsch, sondern human, und zwar human in dem Sinne, wie die Humanisten zuerst das Wort gebrauchten, die das wahrhaft Menschliche, das unverdorben Natürliche, kurz, das Menschheitsideal in der Antike zu finden glaubten. Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß Lessings *Nathan* in demselben Jahre erschien, in dem Goethes *Iphigenie* zum erstenmal aufgeführt wurde, und auf das Gemeinsame beider Dramen hingewiesen. In beiden das Ideal der reinen Menschlichkeit, in beiden derselbe verzeihende Geist, die milde Auffassung menschlicher Gebrechen und Übelstände, in beiden die kosmopolitische Tendenz und das Verlangen, wahrhafte Menschen zu sein! Auch hierin steckt ein Stück Rousseauscher Lehre, aber wie anders aufgefaßt als in den Zeiten von Sturm und Drang! Nicht mehr umstürzen will Goethe, sondern versöhnen, nicht mehr niederreißen, sondern durch Liebe und Geduld die Unbill des Lebens lindern. Die Stürmer und Dränger wollten mit Feuer heilen, was das Schwert nicht heilte; die Dichter des *Nathan* und der *Iphigenie* versuchen die Welt zu erziehen, nicht umzugestalten. „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ wurde in jener Zeit von Lessing geschrieben. Wie Lessing meinte, durch die Tugend die Menschen zur wahren Freiheit und zum Glücke führen zu können, so ließ Goethe durch eine reine, edle Jungfrau ein fluchbeladenes Geschlecht erlösen.

Dieses humane, im edelsten Sinne des Wortes, glaubte Goethe bei den Griechen zu finden. Sein Verhältnis zur Antike war eine Art Religion und Anbetung. Griechisch war für ihn der Inbegriff alles Herrlichen, Großen, Edlen.

und Wahren, so wie ihm die griechischen Statuen geschildert wurden, so dachte er sich die Griechen handelnd und wirkend. Die Juno Ludovisi und der Apoll vom Belvedere wurden in Iphigenie und Orest lebendig, und dasselbe will es sagen, wenn Goethe vor der heiligen Agathe es sich zur Pflicht macht, „seine Iphigenie nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte“ Er erträumte sich eine Welt, die nie bestanden hat. In dem Philoكتet von Sophokles und zwar in der Gestalt des Neoptolemos, sah er dieses Reinmenschliche verwirklicht. Auf diesem Drama baut sich der Grundgedanke der Goethischen Iphigenie auf, nicht auf der Tragödie des Euripides, die ja gerade diese reine Menschlichkeit vermissen läßt. Weshalb er nun aber doch diese Sabel und eine Iphigenie zur Verkörperung seiner Idee sich auserkor, das hängt mit dem inneren Erlebnis zusammen, das wir in dem Frau von Stein gewidmeten Kapitel geschildert haben.

Bei einer solchen Auffassung der Antike werden wir es verstehen, wenn der Dichter, der Griechen schildern wollte, ihnen oft das nahm, worin wir gerade griechisches Wesen erkennen. Ein Barbar (Thoas), der auf so hoher sittlicher Stufe steht, daß er dem Worte: „Verdirb uns, wenn du darfst,“ sich beugt, wird wohl in der griechischen Tragödie vergebens gesucht werden. Es ist echt griechisch, wenn die Euripideische Iphigenie sich kein Gewissen daraus macht, den Barbaren zu überlisten und zu berauben, wo es das Leben des Bruders gilt. Goethe tilgte diesen Zug; seine Heldin will lieber sterben, als den edlen Mann, der „ihr zweiter Vater ward“, belügen. Auch war die erste Tat seiner Iphigenie die Verhinderung des Fremdenmords. Die Euripideische Iphigenie denkt nicht weniger schauernd an ihr furchtbares Amt, „Mordpriesterin“ zu sein, und mitteilidig nimmt sie teil an dem schrecklichen Schicksal der von ihr dem Tode geweihten Stammesgenossen, auch sie schreibt die Sorderung der Menschenopfer dem Unverstand der Menschen zu, aber sie weigert sich nicht, das Opfer zu vollziehen, sie tut nichts, es zu verhindern und, echt griechisch, wünscht sie sehnüchtig, ihre Feinde Menelaos und Helena als Opfer vor sich gebracht zu sehen; nur wo es ihr Vorteil erheißt, ist sie bereit, der Göttin ein Opfer zu entziehen.

Jene Auffassung, die die griechische Sage durchzieht, von der Mißgunst, Willkür und Grausamkeit, von dem Neid der Götter, fand in Goethes Drama keine Stelle; nur dort, wo Iphigenie zu einer falschen und unredlichen Tat gezwungen werden soll, umentönt sie das wilde, alte Lied der Parzen von den furchtbar strafenden, ganze Geschlechter um des Ahnherrn willen verfolgenden Göttern, denen „der Atem erstidter Titanen ein Opfergeruch ist, ein leichtes Gewölke“ „Rettet mich,“ ruft sie schauernd die Götter an, und „rettet euer Bild in meiner Seele“ Dieses Bild, das Ideal, das die hohe und reine Seele

Iphigeniens sich selber geschaffen hat, ist nicht griechisch, nicht deutsch, es ist human und christlich. Der Religion der werktätigen Liebe, derselben, die Lessing im Nathan predigt, die in dem festen Glauben an die Allgute Gottes wurzelt, ist dieses Ideal entsprungen.

Nicht die Götter stürzen den Menschen in Schuld und Verderben, sondern der Mensch selbst bereitet sich Glück oder Unglück; und wie ihre Vorfahren die verdiente Strafe erlitten haben, so hofft Iphigenie durch ein reines, dem Dienst der Gottheit geweihtes Leben das fluchbeladene Haus mit dem Beistand der Götter zu entsühnen.

Dadurch, daß der Dichter das Schicksal der Menschen in ihre Brust verlegte und die eigentliche Handlung „hinter den Kulissen vorgehen ließ“, schuf er eine ganz neue Art Drama. „Seele“ wollte Schiller das nennen, was den eigentlichen Vorzug der Iphigenie ausmacht. Man hat dem Drama Mangel an Handlung vorgeworfen. Dahin zielt wohl auch Schillers Meinung, daß sie in das epische Feld hinüberschlage. Aber wenn man unter Handlung nicht bloß äußere Geschehnisse versteht, sondern auch seelische Handlungen, von dem Widerstreit zwischen menschlichem und göttlichem Recht ist Iphigenie voll. Unter der durch das Versmaß begünstigten äußeren Ruhe, die den Ausdruck des größten Schmerzes, wie bei den griechischen Statuen, nur durch Verhüllen des Hauptes und den der Freude nur durch ein Tauchzen des Herzens und stummen Dank gestattet, regen sich gewaltige Konflikte, werden innere Kämpfe ausgefochten, wie sie kaum ein anderes Drama erschütternder und ergreifender aufweist.

Den Moment, da Orest sich selbst in der Gegenwart der Schwester und des Pylades wiederfindet, hat Goethe als Achse des Dramas bezeichnet. Bei Euripides wird die Heilung und Sühne des Orest ganz äußerlich aufgefaßt; von den Erinyen sollte Orest, so lautet der Bericht Apollos, befreit sein, sobald er das Bild Dianens von Taurien nach Athen gebracht hätte. Es läßt sich das vergleichen mit den Strafen der Kirche im Mittelalter, die Verbrechern zur Sühne befahl, zu dem heiligen Grab zu wandern. Nicht weniger äußerlich ist der Schluß: Athene befiehlt, und der Knoten ist gelöst.

Goethe hat die Heilung Orests und die Sühnung des Fluchs, der auf dem Geschlechte lastet, sowie die Heimkehr Iphigeniens dramatisch dadurch miteinander verbunden, daß er die Erfüllung in die Hände Iphigeniens legt. Orest hatte ein heiliges Gebot verletzt, indem er ein ebenso heiliges erfüllte. Göttliches und menschliches Recht haben ihm die Tat befohlen. Er bereut sie deshalb auch nicht, weder bei den antiken Dichtern außer in der Tragödie des Euripides „Orestes“ noch bei Goethe. Zu büßen hat er nichts; es gibt nichts, wovon er geläutert werden sollte. Seine Handlung war unvermeidlich, sein Motiv edel und gerecht. Aber doch lehnt sich ein „Gott in seinem Busen“, ein

ungeſchriebenes Geſetz in ihm dagegen auf, und wie er die Tat nur widerwillig getan, wie „in der Mutter heiligen Gegenwart der Rache Feuer in ſich zurückgebrannt war“, ſo erfaßt ihn nun „in der ewigen Betrachtung des Geſchehens“ die fürchtbare Gewalt des Zweifels. Dieſe entſetzliche Unruhe, dieſe qualvollen Zweifel, das ſind die Erinyen. Nur eine kann ihm Ruhe und Gewißheit geben, die einzige, die noch Rechenschaft von ihm fordern konnte, Klytämneſtras Tochter, Iphigenie, das ſollte nach Goethes Auffaſſung auch Apollos Geheiß, der ihm in Taurien Befreiung von den Erinyen verſprach, beſagen. Nun iſt aber Iphigenie zugleich die Tochter Agamemnons. Sie muß die Tat Oreſts zugleich billigen und auch rächen. Wie eine heilige, wie eine Göttin tritt die ihm noch unbekannte Prieſterin Dianens ihm entgegen. Ihr, die ihn ſo liebevoll tröſtet, kann er den Wuſch, von Myſſenens Schickſal zu erfahren, nicht verſagen. Und ſo wird ihm noch das Schwerſte auferlegt, er wird der Bote ſeiner eigenen Greuelthat, und ohne es zu wiſſen, beichtet er vor der, die ihn loſſprechen und verdammen kann.

O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Glut des Buſens leiſe wehend fühlen
Oreſt, mein Teurer, kannſt du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verſteinernnd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoſſnen Mutterblutes Stimme
Zur Hölle hinab mit dumpfen Tönen ruft;
Soll nicht der reinen Schweiſter Segenswort
Hilfreiche Götter vom Olympus rufen?

Dies erlöſende Wort vernimmt er kaum; die fürchtbare Erinnerung hat die böſen Geiſter geweckt. Die Stimme der Mutter glaubt er zu hören:

Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytämneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen

Iphigenie begnadigt den Muttermörder und nimmt ihn als ihren Bruder auf. Das Unrecht, das damit Klytämneſtra geſchieht, wird dadurch geſühnt, daß nun auch ihre Tat vergeben iſt. Das zeigt Goethe durch den Traum Oreſts, der ihn in die Unterwelt führt. Die verzeihenden und liebevollen Worte Iphigeniens laſſen ihm hier die Ahnen, auch Agamemnon und Klytämneſtra verſöhnt erſcheinen:

Bist du's, mein Vater?
 Und führst die Mutter verkauft mit dir?
 Darf Klytämnestra die Hand dir reichen,
 So darf Orest auch zu ihr treten
 Und darf ihr sagen: sieh deinen Sohn! —

Das Gebet der Schwester, der freundliche Zuspruch des Pylades führen ihn zu sich selbst zurück. Der Traum wird Wirklichkeit; die Frevel des Hauses sind gesühnt.

Es loset sich der Fluch, mir sagt's das Herz
 Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
 Zum Tartarus und schlagen hinter sich
 Die ehrnen Tore fernabdonnernd zu

Aber noch ist die zweite Aufgabe zu erfüllen, die Heimkehr. Pylades hat einen schlaun Plan erdacht, der gelingen muß. Nur mit einer Möglichkeit hat er nicht gerechnet: die kindlich-reine Seele der Jungfrau kann im entscheidenden Augenblick nicht Verrat üben und die Unwahrheit sagen. Bei den Griechen wetteifern die beiden Männer an Edelmut; in dem modernen Drama wird durch die Kindlichkeit, Unschuld und Wahrheitsliebe der Jungfrau alles gerettet, wo Männerklugheit alles verloren sah. Der bei solcher Idealisierung nahe liegenden Gefahr in Iphigenie eine Heilige, eine überirdische, über allen menschlichen Gebrechen stehende Gestalt darzustellen, ist der Dichter weise entgangen. Daß sie an den Göttern verzweifelt, verstehen wir, und daß sie, um das Leben des Bruders zu retten, zuerst dem Boten des Königs die Unwahrheit sagt, gerade darum lieben wir sie. Aber der Seelenkampf endigt mit einem herrlichen Siege: „Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele.“

Dieser Ausgang war nur möglich in einer so hohen sittlichen Atmosphäre, bei Menschen, die so hoch und edel denken, wie alle Gestalten des Goethischen Dramas. Noch wahrscheinlicher wird der Ausgang durch den neuen, der griechischen Sage ganz fremden, vielleicht der Tragödie Lagranges entnommenen Zug, die Liebe des Thoas und seine Werbung um Iphigenie. Sehr schön wird dadurch von vornherein ein glücklicher Ausgang des Dramas angedeutet. Goethe nennt einmal die Liebe ein Geschenk, das man nicht zurücknehmen kann; es würde unmöglich sein, ein ehemals geliebtes Wesen zu beschädigen oder ungeschützt zu lassen. Freilich wird man von einem Mann, der sittlich so hoch steht, kaum glauben, daß er der geliebten Jungfrau befiehlt, Menschen zu opfern. Ist dieser Befehl aber nur der Ausdruck eines augenblicklichen Zornes, dann verliert der tragische Konflikt Iphigeniens seine Schärfe. Das ist einer der Züge, wo „die reine Menschlichkeit“ der handelnden Personen in unlösbarem Widerspruch steht mit der Kulturstufe ihrer Zeit. In die Reihe der Ver-

tiefungen der Motive gehört Orests schöner Entschluß, mit dem Schwert die Heiligkeit des Gastrechts zu erkämpfen Auch die Erinyen sind bei Goethe verinnerlicht und vergeistigt. Er hat ihnen die dramatische Verkörperung nicht nehmen wollen, aber er deutet den wahren Charakter in den Worten Orests beim ersten Auftreten der Furchtbaren an, wo das Geistige und Körperliche echt dichterisch verwoben wird.

„Laßt nicht den Muttermörder entfliehen!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!“
Sie hören auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her
Sie ruhren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron,
In seinen Wolfenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Geschehnen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher

So wird auch endlich der für Orest bestimmte Brief, das Erkennungsmittel in der griechischen Sage, beiseite geschoben Dem Unglauben des Thoas gegenüber beruft sich Iphigenie auf das „innere Tauchzen ihres Herzens“, und ebenso ruft Orest die List des Pylades mißachtend aus:

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest
Ein lügenhaft Gewebe knüpft' ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Halle vor die Füße, zwischen uns
Sei Wahrheit!

Ich bin Orest!

Dem deutschen Publikum, an dem der Clavigo spurlos vorübergegangen war, und das in Goethe nur den Verfasser des Götz sah, war die Iphigenie eine Enttäuschung. Es waren nicht alle Kritiker so einsichtig wie Schiller; „Iphigenie dient“, so meint er, „zum lebendigsten Beweise, wie groß Goethes schöpferischer Geist auch im größten Zwange der Regel bleibe, ja wie er diesen Zwang selbst zu einer neuen Quelle des Schönen zu verarbeiten verstehe.“ Außer der Unterwerfung unter die Regel, deren Herrschaft schon der Clavigo anerkannt hatte, brachte Goethe in der Iphigenie noch etwas Neues, Fremdartiges, eine neue Form der Sprache Nicht nur, daß er sich von den Auswüchsen der wilden Jugendsprache, von denen auch der Clavigo nicht frei ist, los sagte und zu einem ruhigen, vornehmen Ton überging, er wandte sich, um die dafür gebräuchlichen Ausdrücke anzuwenden, von der charakteristischen Sprache zur stilvollen,

alle Personen ohne Unterschied sprechen dieselbe erhabene, kunstreiche Sprache des Dichters. Von hier bis zur dichterischen Form der gebundenen Rede war nur noch ein kleiner Schritt. Dazu kam, daß Lessing, der durch sein Beispiel in *Minna und Emilia* den schon von Joh. Heinrich Schlegel in sechs Dramen angewandten jambischen Fünffüßler wieder aus der Mode gebracht hatte, gerade damals dieses Versmaß in seinem *Nathan* wieder aufnahm. Der geringen Mühe, die Prosa der *Iphigenie* in freie Jamben umzuschreiben, unterzog sich Goethe schon das Jahr darauf (1780). In die Zeit vom April bis November 1781 fällt eine zweite Prosabearbeitung, „mit der er dem Stücke mehr Harmonie im Stile zu geben versuchte“. Sie ist erst 1839 gedruckt worden. Die letzte endgültige Bearbeitung wurde für die neue Ausgabe, von der wir jetzt sprechen, in Karlsbad 1786 begonnen. Wieland hatte zuerst versucht, „die schlotternde Prosa in einen gemesseneren Schritt zu richten“ und dem Verfasser dadurch die Unvollkommenheit der Sprache erst recht vor Augen geführt. Noch mehr tat das die Lektüre der *Elektra* von Sophokles, die Goethe mit auf die Reise genommen hatte. Ihr gegenüber kamen ihm „die kurzen Zeilen der *Iphigenie* ganz höckerig, übelklingend und unlesbar vor“. So wird denn *Iphigenie* nach Italien mitgenommen. Am Gardasee, in Verona, Venedig, Bologna und Rom schreitet die neue Gestaltung vorwärts. „Der vierte Akt“, so schreibt er einmal aus Venedig an Herder, „wird ganz neu. Die Stellen, die am fertigsten waren, plagten mich am meisten; ich möchte ihr zartes Haupt unter das Joch des Verses beugen, ohne ihnen das Genick zu brechen, doch ist's sonderbar, daß mit dem Silbenmaß sich auch meist ein besserer Ausdruck verbindet.“ Am 6. Januar kann er aus Rom die Vollendung melden, am 13. wird das Drama nach Weimar gesandt. Was *Iphigenie* in Italien gewonnen hat, wird jeder, der die lehr- und genußreiche Vergleichung der früheren Fassungen mit der letzten anstellt, leicht und freudig erkennen. Durch wiederholtes Feilen hatte er den Vers zu jenem Grade der Vollkommenheit gebracht, der dem des Tasso nahe kommt. Man vergleiche nur die prosaischen, oft zerhackten Jamben des *Nathan* mit den bald herauschenden und hinreißenden, bald Frieden und Ruhe atmenden, wie herrliche Musik tönenden Versen Goethes, um einzusehen, daß er seinen Weg allein, ohne innere Abhängigkeit von Lessings *Nathan*, gegangen ist.

Das eifrige Studium der Sophokleischen *Elektra*, die ihm Vorbild für die Form seiner *Iphigenie* geworden war, brachte dem Dichter einen alten Plan eines Dramas ins Gedächtnis, dessen Stoff er den Sabeln Hygins entnommen hatte, und in dem *Elektra* die Hauptperson sein sollte. Hygin erzählt, daß Aletes, der Sohn des Agisthus, auf das Gerücht hin, daß Orestes in Taurien angekommen wäre, sich der Herrschaft bemächtigte, *Elektra* dagegen sich nach

Delphi begab, um das Orakel über das Geruch zu fragen. An demselben Tage kamen Orest und Iphigenie in Delphi an. Im Tempel wird nun Elektra von demselben Boten, der die Nachricht vom Tode des Orestes gebracht hatte, Iphigenie als dessen Mörderin bezeichnet. Elektra reißt ein brennendes Scheit vom Altar, um Iphigenie die Augen auszustechen. Durch Orests Dazwischentritt wird jedoch die Erkennung noch rechtzeitig herbeigeführt.

Wenn auch der Dichter sich nach eigener Angabe fast ganz an seine Quelle halten wollte, so konnte er doch mit Recht von seinem Plan als einer neuen Erfindung sprechen. Er hat der durren Erzählung Hygins erst Leben eingehaucht: „In der alten Fabel kam Elektra zweifelnd an, um den Gott zu befragen, bei dem deutschen Dichter sollte sie hoffnungsvoll eintreten, um erst vor unseren Augen durch die böse Nachricht tief gebeugt und erschüttert zu werden.“ Die verhängnisvolle Art wird dem Gott geweiht, gleichsam als Symbol der Entführung des Hauses. Den beiden Schwestern hat Goethe erst eine Seele gegeben: der Elektra, die nicht weiß gegen wen sie ihre Wut richten soll, die Leidenschaft, und Iphigenien die „heilige Ruhe“. Alles ist vorbereitet zu einer Wiederkennungsszene, die den Dichter selbst zu Tränen rührte.

Aber Iphigenie in Delphi ist nicht weiter geblieben. Sie wurde bald verdrängt durch eine andere klassische Gestalt und einen anderen antiken Stoff, der in Süditalien und Sizilien in der Erinnerung des Dichters lebendig wurde. An Stelle Iphigeniens tritt Odysseus, an Stelle des Sophokles Homer. Die Vorliebe Goethes für die homerischen Gestalten seit seiner frühen Jugend ist uns bekannt. Gerade die Jahre vor der italienischen Reise, wo er der Antike besonders nahe stand, benutzte er, um sich ganz in den geliebten Dichter einzuleben. Tönen doch auch in der Iphigenie Anklänge an die homerische Anschauung im Stoff und in den Charakteren überall hervor. Goethe bewunderte in dem Dichter den Mann, der das erreicht hatte, wonach er selbst als höchstes Ziel strebte; er hat den Gegensatz von Natur und Kunst fast aufgehoben, seine Gedichte scheinen Natur und sind doch die größte Kunst. So ging Goethe denn, mit Homer im Kopf und im Herzen, nach dem Süden. Sein Tagebuch ist voll von Anspielungen und Vergleichen aus Homer und der nun mit eigenen Augen gesehenen Welt des Dichters. Noch nach zehn Jahren schreibt er in der Erinnerung an seine Odysseelektüre in Italien an Schiller: „In welchem Glanze dieses Gedicht vor mir erschien, als ich Gesänge desselben in Neapel und Sizilien las! Es war, als wenn man ein eingeschlagenes Bild mit Firnis überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erscheint. Ich gestehe, daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst.“

Ganz dasselbe will der schöne, in der „Italienischen Reise“ stehende Brief an Herder sagen: „Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke vor den

Augen gefallen Die Beschreibungen, die Gleichnisse usw. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten, erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände. Laß mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken: sie stellen die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Furchterliche, wir schildern furchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm usw. Daher kommt alles Übertriebene, alles Manierierte, alle falsche Grazie, aller Schwulst Denn wenn man den Effekt sucht und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können."

So hohe Begeisterung, so tiefes Nachdenken und so inniges Einleben in das Gedicht mußte bei Goethe produktiv wirken, ohne daß er es wollte, wurden die lieben und vertrauten Gestalten Homers von ihm mit Körper und Seele ausgestattet. In Giredo, am 22. Oktober 1786, hören wir die Frage an Frau von Stein: „Sagt ich Dir schon, daß ich einen Plan zu einem Trauerspiel: Odysseus auf Phäa gemacht habe? Ein sonderbarer Gedanke, der vielleicht glücken könnte“

In Sizilien wurde der vorläufig fallen gelassene Plan wieder lebendig. Wie Goethe, ein zweiter, dem stürmischen Meer entronnener Odysseus, in der Villa Giulia in die Gärten des Alfinoos versetzt zu sein glaubte, so daß der Tasso ganz zurückgedrängt ward, und er hier den Gedanken, ein Drama *Nausikaa* zu schreiben, faßte, wie er unter dem frischgewonnenen Eindruck der Lektüre Homers in der Villa Giulia und am Fuße des Rosalienberges das dichtete, was wir von der Nausikaa noch besitzen, das haben wir in der Schilderung seiner italienischen Reise schon berichtet

Odysseus hat, soviel entnehmen wir den Andeutungen Goethes und dem erhaltenen Schema, auch vor der Versammlung der Phäaken sich nicht zu erkennen gegeben, sondern sich als Gefährten des Odysseus bezeichnet. Seine Erscheinung und sein Auftreten machen auf die Jungfrau, die bisher keiner Neigung sich bewußt, alle Freier abgelehnt hat, einen unauslöschlichen Eindruck. Sie offenbart sich einer älteren Freundin, die ihre Sorge, ob Odysseus nicht zu alt für sie wäre, mit den hübschen Worten beschwichtigt.

„Und immer ist der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohl gefällt“

Ein Scherz des Bruders zeigt, daß ihre Leidenschaft nicht mehr unbemerkt geblieben ist. Nun soll Odysseus scheiden Die Worte im Schema: „Frage unverheiratet. . . Er lobt ihr Land und schilt seins, sie gibt ihm zu verstehen, daß er bleiben könne“ geben klar die weitere Entwicklung und zeigen zugleich,

daß auch Odysseus nicht ohne Schuld bleiben sollte. Der Gegenliebe des Fremden, wie sie glaubt, gewiß, verrät Nausikaa unbedacht und leidenschaftlich öffentlich ihre Neigung, was freilich ganz ungr Griechisch gedacht ist. Nun muß Odysseus als der, der er ist, als Gemahl Penelopes sich zu erkennen geben. Gefränkt und beleidigt und vor den Männern in ihrer Würde verlegt, in tiefster Seele getroffen, weil der Mann, der ihr wie ein Gott erschienen war, sich als Lügner entpuppt hat, zieht sich Nausikaa zurück. Während Odysseus und Alkinoos sich beraten und durch Verheirathung ihrer Kinder dem unglücklichen Geschied einen fröhlichen Ausgang geben wollen, wird die Leiche Nausikaas, die die Schmach nicht hatte überleben können, zu den Eltern gebracht.

Die beiden erhaltenen Szenen des ersten Aktes wecken lebhaftes Bedauern, daß jener schön erdachte Plan nicht ausgeführt worden ist. Den Worten Goethes an Sulpiz Boisserée vom Dezember 1817 werden wir uns mit vollem Herzen anschließen. „Es betrübt mich aufs neue, daß ich die Arbeit damals nicht verfolgt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche rührende, herzergreifende Motive in dem Stoff liegen, die, wenn ich sie, wie ich in Iphigenie, besonders aber im Tasso tat, bis in die feinsten Gefäße verfolgt hatte, gewiß wirksam geblieben wären.“

Egmont

In dem Verzeichnis der Schriften, die in die neue Ausgabe aufgenommen werden sollten, hatte Goethe im Juni 1786 für seinen Verleger notiert: Sechster Band: Egmont unvollendet, Elfenor zwei Akte. Nach den vielen vergeblichen Versuchen, während fast zwölf Jahren Stimmung und Kraft für die Vollendung des Egmont zu finden, verzweifelte Goethe wohl vorläufig daran. Wie sollte ihm Italien für den nordischen Stoff das geben, was die Heimat versagt hatte? Aber zu unserem Erstaunen lesen wir, während ihn noch Orests Erlösung in Rom vollauf beschäftigt, im Dezember 1786: „Wie Iphigenie fort ist, geht es an Egmont.“ Für einige Zeit verdrängt der Tasso, dann die Reise nach Neapel und Sizilien die neu begonnene Arbeit; aber während der heißen Monate beim zweiten Aufenthalt in Rom rückt Egmont tüchtig vorwärts. Nach vielen Berichten über das Fortschreiten der Dichtung, und nachdem Freund Kayser beauftragt worden war, eine Symphonie und die Lieder zu komponieren, geht am 6. September 1787 eine Abschrift an Herder zum Druck ab.

Die große Schwierigkeit, die der Egmont offenbar dem Dichter bereitete, lag weniger an der Umarbeitung an und für sich, waren doch „im Stück ganze Szenen, an die er nicht zu rühren brauchte“, als in der Notwendigkeit, eine Zeit und Stimmung zurückzurufen, die längst vergangen war. Der Autor der Iphigenie durfte der neu gewonnenen Kunstanschauung nur so weit Raum

lassen, als es die Forderung eines einheitlichen Stiles zuließ. Es galt nicht bloß neu zu beleben, was längst dem Gedächtnis entschwunden war, und zwei entgegengesetzte Kunstströmungen miteinander zu vereinigen, sondern auch das Alte und Neue mit künstlerischem Geiste zu durchdringen und zu einem Ganzen zu verbinden.

Gedenken wir kurz des weiten Weges, den dieses Drama vom ersten Entwurf bis zur Vollendung hatte nehmen müssen. Seine Anfänge gehen auf die Zeit der unbedingten Shakespeareverehrung Goethes zurück. „Ich tat wohl,“ äußerte er einmal später, „daß ich durch meinen Götz und Egmont mir Shakespeare vom Halse schaffte.“ Unter den dramatischen Stoffen, die der junge Dichter, Shakespeare nachschaffend und nachahmend, sich auserwählt hatte, war, wie wir wissen, auch ein Julius Cäsar, in dem der Titelheld, nicht Brutus, die Hauptperson sein sollte. Die damals sich bei Goethe entwickelnde deutsch-nationale Richtung und das Studium der deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts führte ihn bald von diesem Thema ab; aber der Gedanke, eine geschichtliche Epoche in der Darstellung der persönlichen Gegensätze zweier Machthaber, wie dort Cäsars und Sullas, zu dramatisieren, wurde nicht aufgegeben, und der Dichter fand, nachdem der Götz ihn mit dem 16. Jahrhundert bekannt gemacht hatte, in der Geschichte des Abfalls der Niederlande und zwar in den Gestalten Egmonts und Albas geeigneten Stoff, ihn zu verwirklichen. Das Werk des Jesuiten Samiano Strada *De bello Belgico* (1551) war die Hauptquelle, dazu trat noch Meterens historische Beschreibung des niederländischen Krieges (1627). Zu der Zeit, da er eben Lili entjagt hatte, schrieb er, um die „fürchterliche Lücke“ durch Geistreiches und Seelenvolles auszufüllen, die beiden ersten Szenen und „die Hauptszenen, ohne mich um die allenfallsigen Verbindungen zu bekümmern“.

Aber mit der Übersiedlung nach Weimar geriet das Drama ins Stocken. Erst im April 1778 hören wir wieder etwas von ihm; und auch in der Folgezeit melden das Tagebuch und die Briefe an Frau von Stein von dem Fortschreiten der Arbeit und der Umarbeitung des „verhaßten“ vierten Aufzuges. Nachdem aber Goethe am 5. Mai 1782 den „Versuch“ an die Tochter Mößers, um von ihm ein Urteil zu hören, gesandt hatte, scheint ihm das Drama ganz aus dem Sinn gekommen zu sein, bis der Plan einer Ausgabe der Schriften ihn wieder darauf zurückführt und Egmont in Rom seine Auferstehung feiert.

„Kein Stück habe ich“, lesen wir in der Italienischen Reise, „mit mehr Freiheit des Gemüts und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als den Egmont.“ In sonderbarem Gegensatz dazu steht der geringe Beifall, den das Werk zuerst bei den Freunden fand, und der reichliche Tadel, der ihm auch heute nicht selten

gespendet wird. Bescheiden und fast entschuldigend schreibt Goethe auf des Herzogs Ausstellungen: „Es war ein schweres Unternehmen, ich hätte nie geglaubt, es zu vollenden; nun steht das Stück da, mehr wie es sein konnte, als wie es sein sollte.“ Weder die Verehrer des Götz, noch die der Iphigenie werden befriedigt gewesen sein.

Den vorher gekennzeichneten Schwierigkeiten war der Dichter durch einen Kompromiß begegnet. Vergleichen wir die Dramen Götz und Egmont, so ergibt sich das Bestreben des Dichters, im Egmont an der Einheit der Handlung festzuhalten. Hier ist ein fester, deutlicher Plan vorhanden, der den Tod des Helden zum Endziel hat. Der Widerstand eines kleinen Volkes gegen einen übermächtigen Unterdrücker ist der Hintergrund des Dramas. Der erste Akt schildert die drohende Gefahr, der zweite den vergeblichen Versuch Oraniens, Egmont zur Flucht zu bewegen. Im dritten Akt tritt die Beschützerin Egmonts, Margarete, zurück, und Albas Regiment beginnt, mit Egmonts unflugem Erscheinen bei Alba ist sein Untergang besiegelt, er wird gefangengenommen und im letzten Akt hingerichtet. Wie der Götz, so sollte auch der Egmont ein Bild seiner Zeit geben, den Kampf „von fest gegründeten Zuständen mit einer strengen, gut berechnenden Despotie“, darum waren eine Reihe Gestalten, die der Dichter der Iphigenie als episodische Figuren hätte zurückweisen müssen, notwendig; aber Goethe verband sie, indem er sie zur Charakteristik der Hauptpersonen oder zur Weiterführung des Dramas nach Lessingschem Muster in der Handlung benutzte: Margarete von Parma macht durch ihre Neigung für Egmont dessen Vertrauensseligkeit wahrscheinlicher; Klärchen beteiligt sich durch den Versuch, Egmont zu befreien, unmittelbar an der Handlung, und Ferdinand vermittelt die letzte Verbindung des Verurteilten mit der Außenwelt.

Der Frankfurter Egmont war wie der Götz in Prosa geschrieben und zwar in einer Prosa, die sich nicht so leicht wie die Iphigenie in Jamben umsetzen ließ. Nun war es wohl natürlich, daß der Dichter der Iphigenie, wenn er auch die Prosa im Egmont beibehalten mußte, leicht in den jambischen Rhythmus fiel und ihn nicht verschmähte, wo er sich ungesucht einstellte. Man hat also wohl Recht getan, die Szenen, in denen sich große Stellen leicht in Jamben umschreiben lassen, der Weimarschen und italienischen Zeit zuzuweisen. Nimmt man die bestimmte Angabe Goethes in Dichtung und Wahrheit hinzu, daß er die erste Einleitung und die Hauptszenen „zu Hause“ geschrieben habe, so wird die Annahme wahrscheinlich sein, daß der erste und dritte Akt vollständig, ferner die Volkszenen und der Auftritt Alba und Egmont in Frankfurt gedichtet worden sind. Auch hier in der teils charakteristischen, teils stilvollen Sprache derselbe Kompromiß. Und ein ähnliches Ergebnis zeigt eine Unter-

suchung des Ortes und der Zeit im Egmont. Der Dichter gibt die Willfür des Götz auf, ohne sich ängstlich an die Einheit zu binden. Während die Handlung des Götz mehrere Jahre in Anspruch nimmt, Iphigenie dagegen in einem Tage sich abspielt, umfaßt Egmont einige Tage; während im Götz der Ort nach Willfür innerhalb des Aktes wechselt, geschieht das im Egmont nur im ersten und letzten Akt mehr als zweimal.

Neben dem unberechtigten Vorwurf, daß es dem Stück an einem einheitlichen Plan fehle, wendet sich der erste bedeutende Beurteiler des Dramas hauptsächlich gegen den Charakter des Helden. In der Geschichte ist Egmont, sagt Schiller, kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiel nicht. Der Goethische Egmont ist ganz unzulänglich für seine Aufgabe. Er ist nicht nur kein Held, sondern ein leichtsinniger Schwächling. Der Dichter dürfe die geschichtliche Wahrheit wohl hintansetzen, aber nur um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, nicht um es zu schwächen. Schiller hat Goethes Absichten durchaus mißverstanden. „Hätte ich“, sagte Goethe einmal zu Eckermann, „den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Duzend Kinder, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen anderen Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dies ist, wie Klärchen sagt, mein Egmont.“

Es handelt sich also darum, das unkluge Verbleiben Egmonts in Brüssel zu motivieren. Die Gründe des geschichtlichen Egmont, der, um seiner Familie das Vermögen zu erhalten, in Brüssel blieb, wären verständlicher, meint Schiller: „der Dichter bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlage zu geben!“ Man versteht, wenn man den Kritiker so wunderbar urteilen hört, was Goethe mit der Antwort auf diese Rezension meint: „Den sittlichen Teil des Stückes habe der Rezensent gar gut zergliedert; was den poetischen Teil der Besprechung anbetrifft, so möchte Rezensent anderen noch etwas zurückgelassen haben.“

Persönliche Tapferkeit ist der Grundzug des Goethischen Egmont, und aus ihm ergibt sich das allzu große Vertrauen auf sich selbst und sein Handeln. Kühn und ohne Furcht, heiter und genußliebend, leichtlebend und leutselig, ist er so recht ein Mann nach dem Herzen der Niederländer; ein echt ritterlicher Held, Sieger in mehreren Schlachten, ein großer Feldherr, tüchtiger Soldat und unübertroffener Schütze, wird er von den Soldaten vergöttert. Seine schöne, herrliche Gestalt, seine vornehme Erscheinung, erregt Aufsehen bei Männern und Frauen und gewinnt schon durch ihren Zauber alle Herzen. Als Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle ist er mit dem hohen Adel eng verbunden. Die

Herzen der Frauen können ihm nicht widerstehen, selbst aus den Worten der Regentin über ihn spricht zärtliche Sorgfalt und Neigung. Dem König glaubt er treu gedient zu haben, vor Vergewaltigung schützt ihn das goldene Dließ. So braucht er niemand zu fürchten „Er geht einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehöre.“ Wie er selbst edlen und offenen Charakters ist, so traut er niemandem böse Absichten zu. „Er ist Karls Sohn,“ sagt er von König Philipp, „und keiner Niedrigkeit fähig.“ Dieser vertrauensselige Mann ist in eine Welt von Lug und Trug gestellt. Er glaubt durch offene Aussprache Alba vor folgenschweren Schritten abhalten zu können; aber Alba erkennt in dieser offenen Sprache nur die große Gefährlichkeit Egmonts, dieser sieht in seiner Unschuld den besten Schutz und ahnt nicht, daß seine Beliebtheit beim Volke der gefährlichste Anstoß für die Spanier ist. So rennt er in sein Verderben Unbesonnen erscheint diese Handlungsweise, aber sie ist zugleich edel und groß. Egmont weigert sich, um seiner persönlichen Sicherheit willen einen Schritt zu tun, der den Bürgerkrieg zur Folge hätte. Schlimmeres als der Tod kann ihm nicht zuteil werden, und das Leben ist für Egmont nicht der Guter höchstes Willkommen wird ihm der Tod sein, wenn er nicht leben darf, wie er nur leben kann „Fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe“ sind seine letzten Worte. Doch zur Zeit des Entschlusses belebte ihn noch die Zuversicht, seinem Volke durch sein Verbleiben in Brüssel den Frieden zu bewahren. Gleichwie Sokrates ein δαίμονιον in sich fühlte, eine Stimme, die ihn von jedem unrechten oder falschen Schritt fernhielt, so glaubte auch Egmont fest und unerschütterlich an einen gütigen Dämon, der ihn von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg geführt hatte, der alle seine Handlungen bestimmte. Dieser Dämon wird ihm auch, das ist seine feste Überzeugung, die Kraft geben, seinem Volke die Freiheit zu erkämpfen. Es ist richtig, er geht nicht in den Tod für eine große Sache, wie etwa Schillers Jungfrau, wenn auch sein Tod einer großen Sache dient; er will nicht den Konflikt, wie Antigone, sondern er möchte ihn vermeiden. Aber wirkt sein Tod deshalb weniger tragisch? Wenn zum tragischen Untergang das injustum und praematurum notwendig ist, so war kein Tod ungerechter als der Egmonts, und in keinem Helden Lebensdrang und Lebensfreude so wirkungsvoll, so stark wie in Egmont. Der Unterschied der Auffassung des Tragischen bei unseren beiden großen Dichtern spricht sich hier deutlich und klar aus. Schiller will Menschen darstellen, deren Taten wir bewundern sollen, große Helden, gewaltige Gestalten. Goethe wendet sich nicht an unseren Verstand, er will unser Herz rühren. Und dazu kommt ein anderer Gegensatz. Schiller entnahm seine Helden der Geschichte, Goethe sich selbst. Nicht weil Egmonts Taten ihn begeisterten, sondern weil er in ihm selbst sich wiederfand, deshalb wurde Egmont der Held eines Dramas. Gleich wie Egmont, stolz und

vertrauensvoll, von bezaubernder Schönheit, an Geist alle überragend, so schritt der bewunderte junge Dichter des Götz und des Werther durch das Leben; durch ein schönes, edles Mädchen lernt er der Liebe Glück und Leid in vollen Zügen genießen; dann an der Seite eines jugendlichen, gleichgesinnten Fürsten gibt er sich mit der ganzen Kraft seines Geistes und Körpers einem Leben des Genusses und tollen Rausches hin, bei dessen Anblick die Bedächtigen die Stimme warnend erheben. Alles das und viele andere schon mehrfach gekennzeichnete Ähnlichkeiten deuten darauf, daß auch das Drama Egmont, wie alle anderen Dichtungen, dem Leben des Dichters entnommen ist.

Ein anderer Tadel Schillers wird weniger aus dem anders gearteten Charakter der Dichtung als aus einer Verstimmung des Kritikers zu erklären sein. Er nennt den Schluß einen Sprung in die Opernwelt, mit dem der Verfasser mutwillig die sinnliche Wahrheit zerstöre. Aber es bedarf doch nur eines Hinweises auf Shakespeare, um dem Vorwurf zu begegnen. Weshalb der Dichter diesen Schluß gewählt hat, ist nicht schwer zu erraten. Das Drama würde ohne diesen nicht abschließen, sondern abbrechen. Um dem Ganzen einen versöhnenden Ausblick zu geben, mußte die Bedeutung des Todes Egmonts für die Zukunft des Landes dargestellt werden. Der künstlerische Sinn Goethes verächtete eine trodene Prophezeiung *post eventum* und versuchte lieber die Zukunft körperlich vor die Augen der Zuschauer zu bringen. Der sterbende Egmont siegt nicht nur über Alba, er wird auch der Befreier des Vaterlandes.

Nicht weniger ungerecht ist der Tadel gegen die Volkszenen im Egmont. Man verlangt von den Bürgern Heldentaten und nennt sie wegen ihrer Weigerung, Klärchen zur Befreiung Egmonts zu folgen, feige Philister; aber man vergißt ganz, daß nach dem Plane der Dichtung die Erhebung des Volkes erst mit dem Tode Egmonts, also außerhalb des Dramas, beginnen sollte, und daß einen Versuch zur Befreiung Egmonts nicht Kühnheit, sondern nur Unverstand eingeben konnte. Volksmassen zu leiten und als Ganzes darzustellen, war freilich nie Goethes Sache, das wird man zugeben müssen; er entschädigt aber dafür durch meisterhafte Einzelporträts. Da ist der Soldat Buyß, der begeisterte Anhänger seines Herrn Egmont, ein Holländer, stolz und freigebig, pochend auf die eigene Kraft und ein Gegner der Spanier; Ruysum, ebenfalls Soldat, aber aus der alten Zeit, dem König gehorsam und untertan, ein echter Frieser, der auch nicht das geringste Recht einräumt, ohne sich durch eine Klausel vor etwaigen Folgen zu sichern; unter den eigentlichen Bürgern der tapfere, aller Unterdrückung abhold und doch gemäßigte Soest, der die Regentin, die Vertreterin der Ordnung und Freiheit, verehrt; der ängstliche, friedliebende Schneidermeister Jetter, eifrig mit der Politik beschäftigt und der neuen religiösen Lehre nicht abhold, der Zimmermeister und Junftmeister, der, ebenso

in dem Alba seinen Geist fortpflanzen und dem König erhalten wollte Der sterbende Egmont triumphiert über den Sieger.

Die beiden Liebenden Ferdinand und Klärchen, meinte Goethe einmal, übernehmen die Rolle des Chors in der Antike. Klärchen ist eine vom Dichter erfundene Gestalt; sie ist ganz Goethes Eigentum und steht einzig da in der Literatur aller Völker. Der Meister der Darstellung weiblicher Charaktere hat hier ein Meisterstück geschaffen. Nur noch von Gretchen wird sie überstrahlt, nur noch im Faust ist die Liebe glänzender, herrlicher, berauschender geschildert. Der Dichter bedient sich nicht besonderer Mittel, es sind einfache, schlichte, ungekünstelte Worte, die die Liebenden wechseln, und doch rühren und erheben uns die Liebeszenen und ergreifen uns bis ins innerste Mark. Es ist das Naturwahre, das Naturgewaltige in dieser Liebe, die über die von Sitte und Ordnung gezogenen Schranken hinweg zu dem Gesetz der Natur zurückkehrt. Klärchen weist mit Entrüstung die Klage der Mutter zurück „Egmonts Geliebte verworfen? Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen?“ Was die Welt unsittlich nennt, hat Egmont, hat ihre Liebe geadelt. Klärchens Liebe ist ihr Gesetz, ihre Religion. Der Dichter entrückt uns in eine ideale, reinere Welt, wo nicht die konventionelle Form, wo reine und wahre Liebe Mann und Weib miteinander verbinden. Wir vergessen den äußeren Mafel, der auf dieser Liebe ruht. Wo die Menschen schuldig sprechen und verdammen würden, da sehen wir durch die Kunst des Dichters höchste Unschuld, Reinheit und Adel des Herzens. Deshalb war auch Goethe besonders verstimmt, als Frau von Stein an diesem Verhältnis Anstoß nahm. Seine Antwort, die er von Rom aus im November 1787 an sie richtete, möge hier folgen als authentische Erklärung des Dichters „Ich sehe wohl, daß Dir eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältnis zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; da ich sie als Heldin auftreten lasse, da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischen- nuance hinsetzen soll.“ Den tiefen und veredelnden Einfluß der Liebe zeigt die weitere Entwicklung. Aus dem zarten, schüchternen Mädchen wird, als der Geliebte gefangen ist, die Heldin. Man nenne es nicht unweiblich, was Klärchen tut. Es ist besonders schön gedacht, daß das Ungeheuer, der furchtbare Umsturz des Glückes sie aus ihrer Natur herausdrängt, daß das schwache Geschöpf zur Heldin wird und, um den Geliebten zu retten, Taten vollführen will, vor denen die Männer ängstlich zurückschrecken. Kann sie den Geliebten nicht retten,

so will sie mit ihm sterben. Dieser Entschluß reinigt die Liebe von jedem Vorwurf, von allem Irdischen, das Mädchen aus dem Volke hebt sich hinauf zu Egmont, ja über ihn hinauf Jenseits des Grabes, wo man „nicht fragt nach Mann und Weib“, vereinigt sich Klärchen, die Verklarte, mit ihrem Geliebten

„Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unseres Dichters: es ist nicht mehr das historische Drama wie Goh, es ist nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie, es ist die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemälde der Lebenszenen, das mit der Wahrheit der ersteren das Einfachgrandiose der zweiten verbindet. In diesem Werke, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talenten, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt, ohne entschiedene Leidenschaft, die Süßigkeit des Daseins edel genießend, mit Lebenslust dem Tode entgegengehend — dies ist Egmont, der Held des Dichters.“ (Ampère)

T a s s o.

Der T a s s o hat, wie die Iphigenie, eine ältere und eine jüngere Fassung, nur daß von der älteren, dem zweiaktigen Fragment, sich gar nichts erhalten hat. Über die Entstehung des ersten Entwurfs und seinen Zusammenhang mit der Liebe zu Frau von Stein haben wir früher ausführlich berichtet. Am 30. März 1780, auf dem Wege nach Tiefurt, hatte Goethe „eine gute Erfindung, den Tasso“, dessen Leben ihm aus Giovanni Battista Mansos Biographie und dessen Befreites Jerusalem in der Übersetzung von Joh. Friedrich Kopp (1744) ihm von der Kindheit her aus des Vaters Bibliothek bekannt war. Am 13. November war der erste Akt fertig. In der Mitte des Novembers 1781 ging der vollendete zweite Akt an Bäte Schultheß nach Zürich. Die Frage, die wir zuerst zu beantworten haben, ist die. waren die beiden Akte der ersten Fassung denen des später vollendeten Dramas gleich? Der Form nach nicht; denn das Fragment, wie wir den ersten Entwurf der Kürze halber nennen wollen, war in „poetischer Prosa“, ähnlich wie die erste Gestalt der Iphigenie, geschrieben; dem Umfange nach nicht, zum mindesten fehlten die erste und die letzte Szene des ersten Aktes, wie sich aus späteren Äußerungen Goethes ergibt.

Trotz dieses Mangels waren die beiden Akte nicht etwa zusammenhangslose Szenen, sondern ein planvoll angelegtes Fragment, das aus der Exposition und der Grundlage, auf der sich das Drama aufbauen konnte und sollte, bestand. Darauf deutet das von Goethe für den Verleger aufgestellte Inhaltsverzeichnis der Schriften für die Gesamtausgabe, wo sich die Notiz findet.

„Siebenter Band Tasso, zwei Akte“ und ferner das Urteil von Bäte Schultheß am 20 März 1788 „Der alte Tasso wird ein Edelstein im Schatzkästlein Deinen Freunden bleiben.“ Auch war der Plan und der Gang der Handlung des Fragments derselbe, wie in den beiden ersten Akten unseres Tasso, wie aus unserer früheren Darstellung erhellt: Tassos Liebe zur Prinzessin darzustellen, war von Anfang an die Hauptabsicht des Dichters. Nicht weniger sicher scheint der Gegensatz zwischen Dichter und Staatsmann das Thema des Fragments gewesen zu sein; dieser Kampf war ja ein innerliches Erlebnis Goethes, das er im Tasso dramatisch darstellen wollte. Wenn der Dichter, wie nachgewiesen worden ist, Antonio erst in der Biographie Serassis in Italien kennen gelernt hat, so beweist das nicht, daß dieser Gegenspieler zuerst überhaupt gefehlt hat, vielmehr zeigt gerade die von Goethe ganz zuletzt vorgenommene Änderung des Namens Battista Pigna, wie der Gegner Tassos hieß, in Antonio Montecatino, von wie geringer Bedeutung die historische Person für die Darstellung der eigenen inneren Erlebnisse des Dichters war.

Die Frage, was der Dichter von diesen zwei Akten in die neue Fassung übernommen hat, muß unentschieden bleiben, weil seine Berichte darüber vieldeutig, ja anscheinend widersprechend sind. Neuere Untersuchungen, die sich besonders mit der Frage, welche Szenen von Serassis Biographie beeinflusst sind, beschäftigen, machen es wahrscheinlich, daß nur wenige zusammenhängende ältere Partien erhalten geblieben sind.

Im März 1788 lernte Goethe die Biographie Tassos von Pierantonio Serassi, die erste, wissenschaftliche, 1785 erschienene Untersuchung der Tassolegenden kennen und studierte das Werk eifrig „Meine Absicht“, schrieb er damals an Karl August, „ist, meinen Geist mit dem Charakter und den Schicksalen dieses Dichters zu füllen. . . Wie der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, aus dem Innersten meiner Natur entstand, so schließt sich auch jetzt die Arbeit, die ich unternehme, um es zu endigen, ganz sonderbar ans Ende meiner italienischen Laufbahn.“ Wie diese Worte gemeint sind, verrät uns der Schlußbericht des „Zweiten Aufenthalts in Rom“ (in der Quartausgabe von 1837) „Bei meinem Abschied empfand ich Schmerzen einer eigenen Art. Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeitlang gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, gibt ein Gefühl, das sich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu teilen, als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in diesem Augenblicke immer und immer Ovids Elegie, die er dichtete, als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. . . Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reise beschäftigte mich dieses innere Tun manchen Tag und Nacht . . . Ich ermannte mich zu einer freieren poetischen Tätigkeit; der Gedanke an

Tasso ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Teil meines Aufenthaltes in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgarten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Wie mit Ovid dem Lokal nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück."

Mit den Stellen, „die Goethe im Augenblick zunächst lagen“, kann nur der Abschied Tassos, der Schluß des fünften Aktes gemeint sein. Die Frage der Benützung oder Verwerfung des Fragments wurde also vorläufig offen gelassen und der fünfte Akt auf der Reise gedichtet. Die ersten sechs Verse aus der ersten Szene des fünften Aktes haben sich auf einem Reiseheftchen vom Frühjahr 1788 mit Bleistift geschrieben erhalten. Längere Zeit nach der Rückkehr aus Italien, als bereits der fünfte Akt und die drei ersten Szenen des vierten Aktes, die ältesten Bestandteile der neuen Tassodichtung, für den Druck geschrieben waren (4. November 1788), faßte der Dichter den Entschluß, an Stelle des Staatssekretärs und Geschichtsschreibers Battista Pigna, der schon im Jahre der Vollendung des „Befreiten Jerusalems“ gestorben war, den Philosophen und Staatssekretär Antonio Montecatino, der an Tassos Sturz beteiligt gewesen war und dessen Persönlichkeit Goethe durch Serassi genauer kennen gelernt hatte, als Gegenspieler in sein Drama einzusetzen. In der folgenden Zeit bis Ende Juni 1789 vollzieht sich die Umdichtung des Fragments und die Vollendung der fehlenden Szenen; Ende Januar war der zweite bis fünfte Akt fertig mit Ausnahme der ersten Szene des zweiten, einiger Szenen des dritten und der vierten und fünften Szene des vierten Aktes. Die zuletzt genannten und wahrscheinlich die letzte Szene des ersten Aktes fehlten immer noch am 6. April und wohl auch noch am 9. Mai 1789, nachdem endlich der Anfang des Dramas in Angriff genommen war. Sie sind von Goethe gemeint in dem Briefe an den Herzog vom 6. April 1789: „Ich habe noch drei Szenen zu schreiben, die mich wie lose Nymphen zum besten haben, mich bald anlächeln und sich nahe zeigen, dann wieder spröde tun und sich entfernen.“ Ein Frühlingsaufenthalt im Belvedere förderte die Dichtung. Ende Juni waren denn auch diese drei Szenen gedichtet.

Die Quelle für das Fragment war die unwissenschaftlich und ohne Kritik zusammengestellte Biographie, die Manso, ein Freund Tassos, 1619 hatte erscheinen lassen, und die venezianische Gesamtausgabe der Werke, in deren zehntem Bande ein Brief Muratoris an Apostolo Zeno über einige Punkte im Leben des Dichters sich befand. Für den neuen Tasso kam noch in Rom eine

schon oben genannte sehr wichtige Quelle hinzu, die Vita di Torquato Tasso von Seraffi Die Einwirkung des Herzogs auf die Darstellung der Kriegstaten in dem Befreiten Jerusalem, Tassos Beschreibung der glänzenden Feste in Ferrara, ferner die Schilderung des Momentes, in dem er zum erstenmal die Prinzessin sieht, die Lobpreisung des freien Lebens im goldenen Zeitalter, und die Antwort der Prinzessin, alles das ist dem genannten Werke entnommen Auch daß Tasso nach Rom gehen will, um sein Werk vor das Forum berufener Männer zu bringen, und daß ihn die Medici an ihren Hof in Florenz ziehen wollten, konnte Goethe nur aus Seraffi wissen Das übrige war ihm schon aus seinen vorher benutzten Quellen bekannt. Die Leiden Tassos fuhr Manso auf die unglückliche Neigung Tassos zu der Prinzessin Leonore zurück und berichtet dabei, daß Tasso bei der Anwesenheit von drei Leonoren am Hofe unter diesem Namen den wahren Gegenstand seiner Liebe habe verbergen wollen. Für die Katastrophe bildete folgende Erzählung Muratoris die Grundlage: „Eines Tages vor versammeltem Hofe habe Madama Leonora eine Frage an Tasso gerichtet, worauf dieser in der Anwendung einer mehr als poetischen Ekstase ihr um den Hals gefallen sei und sie geküßt habe Der Herzog habe sich bei diesem Anblick zu den Kavalieren gewendet und gesagt: ‚Seht, welch ein schreckliches Mißgeschick diesen großen Mann betroffen hat, er ist verrückt geworden!‘ Infolge davon sei Tasso in das Annenhospital gekommen.“

So konnte Goethe natürlich nicht schließen, ebensowenig wie mit dem Tode Tassos Darum hat das Drama wohl ein Ende, aber keinen Schluß Aber der Charakter ist von vornherein tragisch angelegt, und wenn Tasso auch am Leben bleibt, er ist doch als Mensch und Dichter vernichtet. Das „Ungeheure“, um mit Antonio zu reden, ist nicht die Umarmung der Prinzessin, sondern die Gewißheit, daß Tasso gleich einem Wahnsinnigen die Herrschaft über sich selbst verloren hat Ihm ist Ferrara und die Prinzessin für ewig verloren Über ein solches Erlebnis kann er nicht zur Tagesordnung übergehen oder, wie man gemeint hat, ruhig zur Vollendung seines Werkes weitererschreiten. Tasso hat das Leben gerettet, aber nur das Leben.

So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte

Die Handlung verteilt sich auf die fünf Akte in der Weise, daß uns eine prologartige Szene mit dem Hof zu Belriguardo und dem Verhältnis des Tasso zu seinen Beschützern bekannt macht; in der weiteren Exposition gibt uns Alphons eine Schilderung der Schwächen des Dichters und spricht seine Hoffnung auf baldiges Erscheinen der großen Dichtung aus. Tasso erscheint mit dieser Dichtung und wird von der Prinzessin bekränzt. Mit dem vierten Auf-

titt des ersten Actes beginnt die Entwicklung durch das Auftreten Antonios, dessen Gegensatz zu Tasso sich sofort offenbart. Der lebhafteste Wunsch der Prinzessin, beide zu Freunden zu machen, veranlaßt Tasso, stürmisch um Antonios Freundschaft zu werben. Die ihm kurz vorher zur Gewißheit gewordene Zuneigung der Prinzessin steigert seine Stimmung zu einem Hochgefühl, das in der Bitte um die Freundschaft Antonios edlen und beredten Ausdruck findet. Es ist hier der erste Höhepunkt des Dramas, auf den sogleich durch die Ablehnung Antonios, den Streit und die Gefangennahme Tassos die Peripetie, ein so jäher Umschwung folgt, daß Tasso Kranz und Degen von sich legt, als scheidet er aus dem Leben. Durch des Herzogs Aufforderung an Antonio, mit Leonorens Vermittlung Tasso zu beruhigen und ihm dann die Freiheit wieder zu geben, wird am Schluß des zweiten Actes die weitere Handlung eingeleitet. Leonore tritt mit ihrem eigennützigen Plan, bei dieser Gelegenheit unter dem Schein einer edlen Tat Tasso für sich zu gewinnen und nach Florenz mitzunehmen, tatkräftig ein. Sie erhält die Zustimmung der Prinzessin und führt ihre Absicht auch gegen Antonios Rat aus. Die im Beginn des vierten Actes Tasso mitgeteilte Einwilligung der Prinzessin in seine Abreise raubt ihm den letzten Rettungsanker. Er glaubt, daß man ihn zu entfernen wünsche, und beschließt darum, dem zuvorzukommen und die Absicht einer Reise nach Rom vorzuspiegeln, um dabei zu erfahren, wie man gegen ihn gesinnt sei. Antonio, der ihm die Freiheit wiedergibt und ihn um Verzeihung bittet, muß ihm wider Willen versprechen, ihn zu unterstützen und Urlaub beim Herzog zur Reise nach Rom auszuwirken. Im letzten Acte gibt Alphons, nachdem ein zweiter Versuch Antonios, ihn zurückzuhalten, mißglückt ist, wirklich seine Einwilligung, worin Tasso das Werk seines Feindes sieht. Es bleibt nur noch eine Hoffnung, daß die Prinzessin das richtige Wort für ihn finden wird, aber Leonorens Bericht laßt ihn fast daran verzweifeln. Als nun die Prinzessin ihn ihrer unveränderten Gunst und Neigung versichert und ihn bittet, bei ihr zu bleiben, schlägt seine Stimmung aus der tiefsten Trauer in die höchste Glückseligkeit um. Er glaubt in ihren Worten die Stimme der Liebe zu hören und schließt sie verzückt in seine Arme. Es ist der zweite Höhepunkt, dem zugleich die Peripetie und die Katastrophe, die Entrüstung und das Hinwegjagen der Fürstin, der Ausruf des Herzogs: „Er kommt von Sinnen, halt ihn fest“, und die schnelle Entfernung der fürstlichen Freunde auf dem Fuße folgt. Der jähe Sturz aus dem geträumten Himmel in die ewige Verbannung, die ungeheuerere Erregung seines Gemüts bringt das Pathologische in Tasso zum vollen Ausbruch. Er beruhigt sich freilich gleich wieder und für den Augenblick ist der hilfreiche Antonio eine Stütze; aber der Mensch und Dichter Tasso ist vernichtet.

Der Einheit der Handlung entspricht strenge Einheit des Ortes und der

Zeit. Der Schauplatz ist in Belriguardo und wechselt nur zwischen Garten, Saal und Zimmer, doch nicht innerhalb des Aktes. Die Zeit verteilt sich auf einen Tag, die Akte schließen mit Ausnahme des fünften unmittelbar aneinander an.

In zwei Welten bewegte sich der Geist Goethes in Italien, in der Antike und in der Renaissance, beiden hat er ein Denkmal gesetzt in der Iphigenie und im Tasso.

Die Zeit des neu erwachten geistigen Lebens, der Neubelebung der Antike stand Goethe bei den Worten vor Augen:

Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit schwerer Dämmerung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Herkules von Efte schon,
Schon Hippolyt von Efte voll ins Ohr . . .
Hier ward Petrarch bewirtet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt

Diese Welt wird regiert von einem klugen, kunstbegeisterten Papst, „dem Greis, dem würdigsten, dem eine Krone das Haupt belastet“:

Er ehrt die Wissenschaft, sofern sie nützt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt,
Er schätzt die Kunst, sofern sie ziert, sein Rom
Verherrlicht, und Palast und Tempel
Zu Wunderwerken dieser Erde macht
In seiner Nähe darf nichts müßig sein!
Was gelten soll, muß wirken und muß dienen!

Und die Fürsten und Adligen, Männer und Frauen, sie leben in der Welt der Wissenschaft und Kunst. Schon diese Züge beweisen, daß der Dichter nicht die Welt des Tasso, die Zeit der finsternen Gegenreformation und der Inquisition, der drückendsten Tyrannei schildern wollte. Hier ist der geistige Adel den Fürsten gleich. Sein Tasso „will frei sein im Denken und im Handeln“, der geschichtliche ging an der Angst vor der Inquisition zugrunde. Und wie die Welt, so sind auch des Dichters Gestalten nicht Menschen aus dem 16. Jahrhundert. Nicht die mit grausamen und blutigen Taten befleckten Tyrannen, nicht die gewalttätigen Nachkommen eines Alexanders VI. treten vor uns auf, sondern Gestalten reinster und edelster Menschlichkeit, die mit dem geistigen Reichtum des Humanismus zugleich das sittliche Ideal wahrer Menschlichkeit und Gesittung, wie Goethe es sich gestaltet hatte, verkörperten. Das Antike

und das Christliche vereinigen sich in dem edlen fürstlichen Geschwisterpaare zu einer Höhe der Gesinnung, zu der Goethe sich selbst emporgehoben hatte.

Wenn nun, wie in der Iphigenie, so auch im Tasso, der Grundzug aller Charaktere edel ist, so wird die Kunst des Dichters, auf dieser gemeinsamen Grundlage soviel plastisch vollendete, individuell ausgeprägte Gestalten zu schaffen, um so größer sein. Zuerst der Herzog Alphons, das verkörperte Fürstenideal. Den großen Zug, der durch sein Reden und Handeln geht, die wahrhaft fürstliche Gabe, die Menschen zu unterscheiden und sie an die Stelle zu setzen, wo sie ihm und sich nützlich sind, das uneigennützigte Macerantentum, die aufrichtige Bewunderung des Genies, die lautere Gerechtigkeit und Milde, diese Züge entnahm Goethe wohl aus der Nähe, aus seines fürstlichen Freundes Charakter, wie ja die Schilderung Ferraras auf Weimar hindeutet. Aber vieles hat Alphons für sich allein: bei aller Milde eine vornehme Zurückhaltung, vor der selbst die Schwester sich scheut. Sie preist ihn mit den schönen Worten:

Wei ist denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Mocht ich so nennen, denn sein großes Herz
Tragt sein Geschick mit immer gleichem Mut

Aber sie wagt es nicht, mit ihm über Tasso zu sprechen. Diese Vornehmheit zeigt sich auch in dem zurückhaltenden Urteil des Herzogs über den Papst nach den begeisterten Worten Antonios, nicht minder in dem feinen Humor der an Leonore gerichteten Worte, in denen der Sprechende nie seiner hohen Stellung etwas vergibt.

Antonio Montecatino ist keineswegs der glatte, kalte Hofmann und Feind des Dichters, für den der Gegner Tassos nun einmal gilt. Sein begeistertes, herrliches Lob Ariosts spricht schon genug dagegen. Lange haben Tasso und er nebeneinander gelebt, aber im Gefühl der Verschiedenheit ihrer Charaktere sich fern voneinander gehalten. Nun findet er den Platz, den der Staatsmann in mühsamer, von großen Erfolgen gekrönter Arbeit verdient zu haben glaubt, von „einem Müßigganger“ beseht, Lorbeer und Stauengunst ihm von einem Dichter vorweggenommen; daher sein Ärger, Zorn und Neid. Tasso hat dafür die richtigen Worte:

Sei eist so groß, mir ihn (den Lorbeer) nicht zu beneiden,
Dann darfst du mir vielleicht ihn streitig machen

Der Neid treibt ihn zu einem unwürdigen, übereilten Auftreten; aber er sieht sein Unrecht bald ein

Es ist gefährlich, wenn man allzu lang
Sich flug und maßig zeigen muß

Ja mich verdrießt, und ich bekenn' es gern,
Daß ich mich heut so ohne Maß verlor

Sobald Tasso unglücklich wird, ist er bemüht, den haltlosen, von einer Empfindung zur anderen schwankenden Jüngling zu stützen und zu leiten

Ich werde dich in dieser Not nicht lassen,
Und wenn es dir an Fassung ganz gebricht
So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen

Diese Worte und sein schönes Verhalten in der Stunde ganzlicher Haltlosigkeit versöhnen uns mit dem Antonio der Streitjzene, wie sie auch Tasso versöhnen, der mit den Worten:

O edler Mann! Du stehst fest und still,
Ich scheine nur die sturm bewegte Welle,

die dargebotene Rechte annimmt.

Und was diese beiden Männer vereint darstellen, den Mann der Pflicht und den Mann der Empfindung, das hat der auch im Wollen unbandige Tasso in sich vereinigen wollen. Nicht das absichtsvolle Lob Ariosts, nicht die hämißchen Worte Antonios haben ihn so aufgeregt,

Es waren die Gestalten jener Welt,
Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer,
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagte
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
Die sichern Worte des erfahrenen Mannes,
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete,
Wie Echo an dem Felsen zu verschwinden,
Ein Widerhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Dem eben erst bekränzten Dichter dünkt nun sein Dichten nichts, die Tat des Lebens alles. So gräbt sich jeder Eindruck tief in seine Seele ein; er wird ein Spielball der sich drängenden Empfindungen. Galt ihm sein Lied als unvollendet und unvollkommen, ein Wort des Herzogs macht es tadellos. Maßlos entzückt über die Bekränzung legt er, gelinde und gerecht bestraft, den Kranz von sich, als wäre er ein Verbrecher. Die erwiderte Neigung zur Prinzessin verjagt ihn in ekstatischen Freudentaumel, und doch genügt ein Wort der „falschen“ Leonore, um ihn an der Wahrheit ihrer Neigung zweifeln zu lassen. Kaum klärten ihn die freundlichen Worte der Prinzessin auf, als er ihr begeistert und seiner selbst nicht mächtig in die Arme fällt, um bald darauf, von ihr zurückgestoßen, sie eine Buhlerin zu schmähen. Besonders dieses maßlose Benehmen nach der Katastrophe, die kleinlichen Züge, die Antonio von ihm berichtet, die bewußten Unwahrheiten, die er, im Glauben das Opfer

einer Verschwörung zu sein, auspricht, haben das herrliche Bild des großen Dichters, des schönen, lebenswundigen Junglings, die den ersten Akt in uns tief einprägen. Es ist uns von sachverständiger Seite gezeigt worden, daß der Tasso, den uns Goethe im letzten Akt schildert, ein unheilbar Wahnsinniger ist. Aber einen solchen zu schildern, kann nicht die Absicht Goethes gewesen sein. Er wollte den Segen und den Fluch des Genies dramatisch verkörpern, die göttliche und zugleich zerstörende Macht der Phantasie, die unheimliche Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn schildern oder wie er selber gesagt hat. „Die Disproportion des Talents mit dem Leben.“ Nun hat er sich mehr an den historischen Tasso gehalten, als für seine Dichtung gut war.

Die tragischste Wirkung dieses Mißverhältnisses zeigt sich in Tassos Auffassung der Liebe der Prinzessin. Eleonore von Este gehört, wenn auch nicht zu den künstlerisch, so doch zu den sittlich vollendetsten Frauengestalten Goethes. Inwieweit sie ein Abbild der Freundin, Frau von Stein, ist, haben wir früher gezeigt. Das vornehme, hoheitsvolle, alles Gewöhnliche und Gemeine von sich fernhaltende, aller Leidenschaft bare Wesen hat sie von der Herzogin Luise. Diese Vornehmheit und Reinheit ihres Herzens ist ihr Grundcharakter. Mit Menschenkenntnis ausgestattet, die sich in ihren gerechten, wenn auch milden Urteilen zeigt, vielseitig, wie die hohen Damen der Renaissance durch die „Kenntnis alter Sprachen und des Besten, was uns die Vorwelt ließ“ ausgezeichnet, versteht sie sich, wie Leonore, auf die Kunst des Unterhaltens, aber auch auf die schwerere Kunst, verständig zuzuhören.

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Taten Wert,
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt,
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.

Und wenn Leonore in geistreichen und klingenden Worten jeder Empfindung sofort Ausdruck verleiht —

sie fühlt es besser, fühlt es tief und — schweigt

„Dich blendet nicht“, so ruft Leonore selbst, durchdrungen von diesem Gegensatz,

der Schein des Augenblicks,
Der Miß bestrichet dich nicht, die Schmerzesei
Schmiegt sich vergebens künstlich an dein Ohr
Fest bleibt dein Sinn und richtig dein Geschmaç,
Dein Urteil grad, stets ist dein Anteil groß
Am Großen, das du wie dich selbst erkennst

Dies Empfindungsleben wurde schon in früher Jugend gesteigert durch schwere Krankheit und Einsamkeit, die ihrer Lebensauffassung einen melancholischen Zug hinterlassen haben, und zugleich hat ihr mehr in geistigen Regionen, mehr in Gedanken und in der Dichtung, als im realen Leben wohnender Geist die Spannkraft und Energie verloren, die zum tatkräftigen Handeln notwendig ist. Selbst der von Leonore gewollte Trennung von Tasso stimmt sie, wenn auch ungern, zu, ohne ein Wort bei Alfonso zu wagen, nur um nicht entscheiden und sich entschließen zu müssen.

Von jeder Sinnlichkeit frei, hat sie jahrelang auf ein gleichgestimmtes Gemüt geharrt, um in innigster Verbindung der Seelen das lang ersehnte Glück zu finden. Der Augenblick, da sie Tasso kennen lernte, war entscheidend. Nach langer Krankheit, noch unterstützt von ihren Frauen, trat Leonore aus ihrem Gemach hervor:

Da,
 Eleonore, stellte mir den Jungling
 Die Schwester vor, er kam an ihrer Hand,
 Und, daß ich dir's gestehe, da ergriff
 Ihn mein Gemüt und wird ihn ewig halten.
 Ihn muß' ich ehren, darum liebt' ich ihn,
 Ich muß' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
 Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.

Nicht nur den Dichter, sondern auch den Menschen Tasso liebte sie. Mit scharfen Worten weist sie die Meinung Leonorens zurück:

. wir scheinen
 Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
 Mit ihm das höchste, was wir lieben können

Das Zusammenleben mit dem seelenverwandten Dichter, der zu ihr wie zu seinem Ideal hinauf sah und „das Geheimnis einer edlen Liebe dem holden Liede bescheiden anvertraute“, das war das lang ersehnte und geträumte Glück, das sie in dem Augenblick, da Tasso von ihr getrennt werden soll, so herrlich schildert:

Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
 Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf,
 Die Hoffnung, ihn zu sehen, füllt nicht mehr
 Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht,
 Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
 Sucht ihn vergebens in dem Tau der Schatten.

Es war der Bund zweier Seelen, die im Leben sich nicht mehr sein durften und konnten. Die Prinzessin begehrt auch nichts anderes als den geistigen Ver-

kehr mit dem Geliebten Das Bewußtsein der Unmöglichkeit einer Verbindung gibt ihr eine Sicherheit, in der sie von ihrer Liebe mehr verrät, als sie wollte Das wird Tasso zum Unheil In dem Augenblicke, da er von sinnlicher Glut erfaßt die umarmt, die er nur wie eine Heilige anbeten durfte, wendet sie sich entsetzt und entriistet von ihm

In Leonore Sanvitale hat der beste Kenner des weiblichen Herzens sein immer von neuem bewundertes Meisterstück geschaffen. Sie ist durchaus keine böswillige Intrigantin, wie sie von oberflächlichen Beurteilern aufgefaßt wird; unedlen Charakters darf die Freundin der Prinzessin nicht sein Sie ist die feine, zierliche, vornehme Dame der großen Welt, geistreich und witzig Schlagfertig, versteht sie das Gespräch lebendig zu führen und auch in ihren Worten die poetische Beanlagung und das Verstandnis für die Poesie erkennen zu lassen, wenn sie auch in der Vielseitigkeit der Bildung der Prinzessin nachsteht und sich ihr bescheiden unterordnet. Gerade ihr hat der Dichter die herrlichsten seiner Bilder und Gleichnisse, ihr jene prächtige, köstliche Schilderung des erwachenden Frühlings, gerade ihr jene erhabene Charakterisierung des Dichters in den Mund gelegt:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur,
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemut,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschahte wird vor ihm zu nichts

Eine glückliche Frau und Mutter genießt sie heiter und lebenslustig, was die Stunde bietet Den Scherzen des Herzogs weiß sie hübsch zu begegnen, von Antonio wird sie als kluge und verständige Freundin geschätzt, und in der Sorge für Tassos körperliches und geistiges Wohl zeigt sich gewiß Freundlichkeit und Güte. Aber in alle diese trefflichen Eigenschaften mischt sich ein Zug, der das ganze Bild verschiebt und meisterhaft der Natur abgelauscht ist. In ihrer glänzenden Schilderung Ferraras und seiner Kunstblute finden sich auch die Worte:

Es ist vorteilhaft, den Genius zu bewirten.

Die tiefe Empfindung, die die Prinzessin für Tasso hegt, kennt sie nicht; ihr ist Tasso selbst gleichgültig, nur als Dichter, der sie verherrlichen, ihrer Eitelkeit und Ruhmsucht dienen soll, wird er von ihr geschätzt. Ihr Selbstgespräch offenbart uns am besten die geheimsten Regungen ihres Herzens:

Wie reizend ist's in seinem schönen Geiste
 Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück
 Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied
 Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?

Wie herrlich ist's, im Glanze dieses Lebens
 Ihn an der Seite haben! so mit ihm
 Der Zukunft sich mit leichtem Schritte naht!

Aus diesem Grunde will sie ihn nach Florenz mitnehmen, und um ihren Plan durchzusetzen, scheut sie auch vor einer Unwahrheit nicht zurück, die für Tassos Geschick verhängnisvoll wird.

Wenn je von dichterischen Schöpfungen, so gilt es von ihr und von all den anderen Gestalten im Tasso, was Goethe den Dichter von seinem befreiten Jerusalem sagen läßt:

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
 Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

Und welche Sprache reden diese Menschen? Der erste Teil wurde umgedichtet, in „ähnlicher Operation“ wie die Iphigenie, das Neue gleich in Jamben gegossen Und was für Jamben! Die reinste melodische Musik, die unser Herz und Ohr gefangen nimmt. Der spröde Stoff, die deutsche Sprache fugte sich gehorsam dem Bildner, aus dessen Mund sie klingt wie „die geliebte Sprache“ Italiens Und dazu der köstliche, edelste Inhalt! Goldene Apfel in silbernen Schalen! Wenn je, so gilt das Wort Heines für den Tasso: „Goethes Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt“ Sie sind noch feiner, wohl lautender als die Verse der Iphigenie; Moritzens Sorgfalt ist ihnen zugute gekommen. Aber das ist nicht der eigentliche Vorzug. Die Worte der Priesterin sind erhabener, von religiösem Gefühle durchweht; ein Hauch des Überirdischen geht durch die Iphigenie. Die Sprache des Tasso ist von dieser Welt, sie ist natürlicher, menschlicher Das ist ihr Geheimnis. Der Gipfel aller Kunst und doch natürlich, nicht eine Schönheit, die man anstaunt und deren Höhe die Vertraulichkeit entfernt, sondern reizend und anmutig, lieblich und verlockend tönt sie uns entgegen wie unsere eigene Sprache, nur idealer, vornehmer, edler und mit den schönsten Blüten des Geistes geziert. Der Dichter des Tasso kann alles, was er will. Für die vornehme Ruhe und den Seelenadel der Prinzessin, für den feinen Egoismus Leonorens, für den hohen Sinn des Herzogs und die Weltflugsucht Antonios, wie für die tausend Empfindungen und Leidenschaften, die Tassos Herz und Phantasie durchstürmen, für alles hat er den besten, den treffendsten, den einzig wahren Ausdruck. Und wie des Mondes Auge mild über das Ge-

feld, ſo breitet ſich über alle die tiefften und höchſten Gefühle der Leidenschaft die vornehme, Friede und Ruhe heißende Harmonie des Verſes Nicht ohne Grund ſpricht Goethe von der unerlaubten Sorgfalt, die er dieſem Drama zugewendet hat Es iſt der Gipfelpunkt ſeiner Sprache und der deutſchen Sprache überhaupt

Außer den älteren Werken Goethes, ferner der neuen Bearbeitung von Werthers Leiden, den Singspielen Jery und Bately und Scherz, Liſt und Rache und den für die muſikaliſche Kompoſition in Italien umgearbeiteten Schauſpielen Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella und dem Liederspiel Lila brachte die Gesamtausgabe und zwar im ſiebenten Bande, der 1790 erſchien, das Fragment S a u ſt.

Haus und Herd.

Christiane.

Ja, mein Lieber," so schreibt Goethe an Friß Jacobi am 21. Juli 1788, „ich bin wieder zurück und sitze in meinem Garten, hinter der Rosenwand, unter den Äschenzweigen und komme nach und nach zu mir selbst. Ich war in Italien sehr glücklich; es hat sich so mancherlei in mir entwickelt, das nur zu lange stockte, Freude und Hoffnung ist wieder ganz in mir lebendig geworden. Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich sein. Denn da ich ganz mir selbst wiedergegeben bin, so kann mein Gemüt, das die größten Gegenstände der Kunst und Natur fast zwei Jahre auf sich wirken ließ, nun wieder von innen heraus wirken, sich weiter kennen lernen und ausbilden.“

Mit so frohem Mute und so großer Hoffnung war Goethe nach Weimar zurückgekehrt; aber schon nach den ersten frohen Wochen, wo er fast täglich bei Hofe eingeladen, durch Erzählung und Bericht Italiens Herrlichkeiten gleichsam noch einmal durchlebte, wurde ihm der Abstand der Zeiten recht fühlbar; es ergriff ihn ein immer wachsendes Gefühl der Leere und des Mißbehagens. Zum Teil war der Gegensatz zwischen Weimar und Italien daran schuld. „Der trübe Himmel verschlingt alle Farben“, und die trotz der sommerlichen Zeit sehr schlechte Witterung machte ihn ganz unglücklich. „Ich befinde mich nirgends wohl,“ heißt es in einem Briefe, „als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will.“ Er schreibt sehnsuchtsvolle Briefe nach Rom, und die römischen Freunde, die es ahnen, daß sein Herz noch in Rom weilt, wetten in liebenswürdigen Antworten, um ihn wieder nach dem lieblichen Süden zu ziehen. Auch verließ ihn Herder gar bald, um nach Italien zu reisen, und der musikalische Freund, den er aus Italien mitgebracht hatte, mußte der Herzogin in das gelobte Land folgen. Zu Wieland waren die Beziehungen recht äußerlich geworden, Knebel lebte in Jena, und der Herzog war bei seinem Regiment oder, wenn er in Weimar war, wegen körperlicher Leiden schlecht gestimmt.

Nicht die Freunde, sondern Goethe selbst hatte sich verändert. Nicht mehr als der für alles sich interessierende, an allem teilnehmende Staats- und Ge-

schäftsmann, vielmehr als Dichter und Kunstkenner kehrte er zurück, nicht als der sehnsüchtig nach dem gelobten Lande blickende Kunstliebhaber und Dilettant, sondern als der vom Kunstgenuß gesättigte, über seine künstlerische Begabung zur Klarheit durchgedrungene Kenner, der entsagungsvoll schmach- tendere Verehrer war zum gereiften, auf das Recht der Natur poehenden Menschen, der gefügige Hofmann, der seine Wünsche bescheiden unterordnete und seine Talente für die Vergnügungen des Hofes verwertete, zu einem an ein freies, ungebundenes Leben gewohnten Manne geworden, der sich das Recht der Selbstbestimmung zu wahren entschlossen war. So durfte er sich nicht wundern, daß man ihn nicht mehr verstand. Und dazu kam der Bruch des Freundschaftsbundes, das betrubendste und schmerzlichste Ereignis jener Zeit, es schlug eine Wunde, die erst nach vielen Jahren vernarbte.

In Rom verbreitete sich unter den Freunden Goethes schon das Gerücht, er werde, von Sehnsucht nach Italien getrieben, mit Herder zusammen nach Rom fahren. Davon war er natürlich weit entfernt, ja er lehnte die Aufforderung der Herzogin Anna Amalia, sie zu begleiten, ab, weil er mit Italien abgeschlossen hatte. Die Trennung von Rom hatte ihm Schmerz genug gekostet, aber Weimar, nicht Rom war der Ort seines Wirkens. Doch die Existenz, wie er sie in Italien gewonnen, als Mensch, als Dichter und Kunstkenner, die wollte er auch in Weimar fortführen. Als Mensch kam er dadurch in Widerspruch mit der allgemeinen Sitte; als Dichter, der, unbeirrt und ohne sich um den Beifall des Publikums zu kümmern, auf der in Italien verfolgten Spur vorwärts schritt, löste er immer mehr die Verbindung mit seinem Volke. Der einst von der Gunst und Liebe seines Volkes getragene Verfasser des Götz hatte durch Iphigenie und Tasso eine unüberbrückbare Kluft zwischen sich und dem größeren Teile seines Volkes geschaffen. Diese Dichtungen setzen einen hohen Bildungsgrad voraus und behandeln Stoffe, die dem deutschen Volke fremd sind. Und obwohl Goethe das sehr wohl wußte, war er doch innerlich sehr verstimmt über den geringen Absatz seiner Gesamtausgabe. Um den augenblicklichen äußeren Erfolg hat sich Goethe nie gekümmert, ja er spricht öfters sogar von seiner Verachtung des Publikums. „Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig: vielmehr ist der Glaube an denselben inmer mein Leitstern bei allen meinen Arbeiten.“ Er hatte gehofft, die Gebildeten seines Volkes für seine in Italien befestigte Kunstanschauung zu gewinnen, sie durch die mit unsäglichlicher Mühe und seiner ganzen Kunst geschaffenen oder vollendeten Werke zu sich emporzuziehen. Aber man beachtete ihn fast nicht und jubelte einer Kunstrichtung zu, die er längst überwunden hatte. So war all sein Bemühen vergeblich, und die Hoffnungen, die der Dichter aus Italien mitgebracht hatte, schienen verloren.

Hatte Goethe auf eigene künstlerische Tätigkeit verzichtet, so sollte darunter seine Beschäftigung mit der Kunst nicht leiden. Er plante nichts Geringeres, als Weimar zu einer bedeutenden Kunststätte Deutschlands zu erheben. Sammlungen der bedeutendsten Statuen in Gipsabgüssen, von Medaillen und geschnittenen Steinen, Kopien berühmter Gemälde sollten den Grundstock zu einem Museum bilden. Tüchtige Künstler wollte er nach Weimar ziehen und hier unter seiner Leitung und im Geiste seiner Kunstrichtung ein neues Kunstleben erwecken. Aber auch hierfür konnte vorerst wenig geschehen. Lips und Meyer kamen erst später nach Weimar, und zu Ankäufen ließen die Ausgaben des Herzogs für seine militärische Stellung wenig Geld übrig.

So lebte denn Goethe wenigstens im Geiste in Rom und seinen in Italien gereiften Ideen. Er selbst spricht von seiner „Gleichgültigkeit gegen alles nach dem Verlust des römischen Glückes“. Neue Nahrung gab seiner Sehnsucht die Reise Herders, der mit dem Domherrn Dalberg am 10. September in Rom eintraf, und die Reise der Herzogin Anna Amalia nach Italien, die in Begleitung des Fräuleins von Göchhausen, des Kammerherrn von Einsiedel und des Komponisten Kayser am 15. August 1788 begonnen wurde und sich auf zwei Jahre ausdehnte. Beide begleitete Goethe in Gedanken mit lebhaftem Interesse. Die Freunde Goethes in Rom unterstützten die Reisenden auf seine Veranlassung mit Rat und Hilfe. Herder freilich fand aus äußeren und inneren Gründen in Italien das nicht, was er gehofft hatte, und wollte sich lieber in Weimar von Goethe erzählen lassen, „was er *s e h e n d* hätte sehen sollen“. Um so mehr weckte die Begeisterung, das vielseitige Interesse für Kunst und Musik, das Anna Amalias frischer, aufgeweckter Sinn in ihren Briefen zeigte, und der gerade durch diese neuen Beziehungen besonders lebhaft gewordene schriftliche Verkehr mit den alten römischen Freunden die Erinnerung an das genossene Glück. „Deine hiesigen Freunde“, schreibt einmal Herder, „lieben Dich alle unbeschreiblich, und Du lebst noch bei ihnen. Bei Bury sind nie die Tränen weit, wenn ich mit einiger Innigkeit von Dir rede.“ Schön bestätigt wird die Liebe durch die Briefe der Künstler aus Rom. Angelika, Moritz, Meyer, Lips, Bury, Hirt, Verschaffeldt, alle wetteifern in ihren Briefen in Beweisen und Beteuerungen ihrer Dankbarkeit, Liebe und Sehnsucht, und Goethe antwortet ihnen mit derselben Herzlichkeit. Bei den römischen Freunden finden auch seine Werke begeisterte Anerkennung und wahres Verständnis. Goethe hatte einige Szenen des Tasso nach Rom geschickt, „um sie, die für die thüringische Luft nicht gemacht waren“, in Rom auf ihre Wirkung hin erproben zu lassen. Als Herder diese Szenen am 9. Mai 1789 unter den großen Zypressen in der Villa d'Este vorlas, wußte besonders Angelika die Dichtung aufs höchste zu preisen.



Christiane Vulpius. Von Bury
Weimar, Goethe-Nationalmuseum

Die Mittheilungen über das alles, die begeisterten Berichte Anna Amalias, die lockenden und bittenden Rufe der Freunde beunruhigten Goethe, es gelang ihm nicht, „eine leidenschaftliche Erinnerung an jene Zeit aus dem Herzen zu tilgen“ „Was mich gegenwärtig umgibt,“ schreibt er einmal an Meyer, „läßt nicht sehr zu Übung und Betrachtung der Kunst ein. Ich spinne den Faden im stillen fort, in Hoffnung, mich dereinst an demselben wieder ins glückliche Land zu finden. Im Geiste bin ich bei Ihnen, lassen Sie mich bald wieder von Sich hören.“

Und um des Einsamen Stimmung noch mehr zu verbittern, traf einen seiner ältesten und treuesten Freunde damals ein herbes Mißgeschick. Kriegsrat Merck hatte bei seinen großen geschäftlichen Unternehmungen Unglück gehabt und stand 1788 vor dem Bankrott. Für den Augenblick half Karl August dem Unglücklichen, aber eine Wahnidee, daß die von ihm verwalteten Kassen in Unordnung seien, die sich wohl infolge seiner körperlichen Leiden und seines Unglücks ausgebildet hatte, drückte ihm am 27. Juni 1791 die Pistole zum Selbstmord in die Hand.

Diese Lage und Stimmung, in der Goethe sogar einmal die Absicht ausgesprochen haben soll, Weimar zu verlassen, muß man berücksichtigen, um es zu verstehen, daß er sich in dieser Zeit der Einsamkeit nach römischem Vorbilde ein häusliches Glück gegen Sitte und Gesetz schuf. Der 13. Juli 1788, von welchem Tage an er seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius datierte, war verhängnisvoll für ihn. Er entfremdete sich durch diese Mißachtung der Sitte und der Kirche die Herzen eines großen Theiles seines Volkes. Denn nicht alle wollen oder können den Standpunkt vertreten, den seine Mutter einnahm. Ihr schien er durch diese That der Leidenschaft nicht die Sitte, sondern nur die konventionelle Form verletzt zu haben; eine Heirat mit einer ungeliebten Frau, wie sie Tausende aus habgierigen Motiven eingehen, kam ihr viel unsittlicher vor, als eine aus wahrer Liebe, wenn auch ohne die Weihe der Kirche geschlossene Verbindung.

Christiane Sophie Vulpius war die am 6. August 1764 geborene Tochter des weimarischen Amtsrathes Johann Friedrich Vulpius, der durch leichtsinnigen Lebenswandel seine Familie in Not und Elend gebracht hatte. Da die Mutter früh gestorben war, mußten die Kinder schon in jungen Jahren für ihren Unterhalt sorgen. Christiane arbeitete in der Blumenfabrik von Bertuch; Wohnung fand sie mit ihrer Schwester Ernestine bei einer Tante. Der Bruder Christian August Vulpius hatte in Jena studiert, dann eine Stelle als Privatsekretär erhalten, aus der er aber bald entlassen wurde. In seiner Not wandte er sich an den eben von Italien zurückgekehrten Minister Goethe. Zum Überbringer der Bittschrift wählte er seine Schwester Christiane.

Es war im Juli 1788, als Goethe dem anmutigen, frischen Mädchen in seinem Garten begegnete. In der vierten Elegie hat er sie uns geschildert.

— — — Ein braunliches Mädchen, die Haare
 Zielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
 Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Halschen,
 Ungeflochtenes Haar krausste vom Scheitel sich auf

„Wer sie als junges Mädchen,“ sagt Riemer, „von naivem, freundlichem Wesen, mit vollem, rundem Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Goethes Geschmack und Wahl nicht gemißbilligt haben.“

In klassischer Form aber hat Goethe den Augenblick, da er Christiane auf immer für sich gewann, in später glücklicher Erinnerung dichterisch verherlicht in dem Liede „Ich ging im Walde so für mich hin“:

Ich wollt' es brechen,	Ich grub's mit allen	Und pflanzte es wieder
Da sagt es fein	Den Wurzeln aus,	Am stillen Ort,
Sollt' ich zum Welken	Zum Garten tug ich's	Nun zweigt es immer
Gebrochen sein?	Am hübschen Haus.	Und blüht so fort

Die nächsten Jahre waren für beide eine schöne Zeit der ungetrübten Liebe und des häuslichen Glückes, eine Zeit, die der Dichter in Prosa und Dichtung gepriesen und verherrlicht hat. In den Annalen von 1790 rühmt er seine angenehmen häuslich-geselligen Verhältnisse; in der Campagne in Frankreich spricht er „von dem glücklichen häuslichen Verhältnis, das ihn in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt“. Die damals ihm sehr nahestehenden Herders weihte er in dies Liebesgeheimnis ein. „Ich sehne mich,“ schreibt er aus Ruhla (am 10. August 1789) an den alten Freund, „herzlich, mein Haus, meine Freunde und ein gewisses kleines Erotikon wiederzufinden, von dessen Existenz die Frau Dir wird vertraut haben.“ Als er 1790 zum zweitenmal nach Italien reist, macht ihn der Abschied von Christiane und dem drei Monate alten Sohne August „ganz mürbe“. Er dankt dem befreundeten Ehepaar für seine Gesinnung und Teilnahme für die Zurückgelassenen: „Ich gestehe, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe; wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt; sehrnlich verlange ich nach Hause.“

Die geistige Frucht dieses Liebesverhältnisses sind die R ö m i s c h e n E l e g i e n, wo „aus der Schlackenlut eines Naturverhältnisses das poetische Gold ausgeschmelt ist.“ Goethes Geist weilte noch in Rom oder schwelgte in den Erinnerungen an die seligste Zeit seines Lebens. Daher die italienische Farbenpracht, der südländische Himmel und die heißere Glut der Empfindung; aber das römische Mädchen, das auf der Vigna Wein schenkt, ist niemand anders als Christiane. Wie sich die Liebenden kennen lernten, wie sie das Geheimnis

vor den Augen der Verwandten und Fremden bewahrten, wie die Geliebte sich heimlich zu ihm schlich, und all das stille Glück heimlicher Liebe, das ist hier mit einer Pracht und Schönheit geschildert, dazu mit einer Naivetät und Unschuld, die uns völlig vergessen läßt, auf welch bedenkliches Gebiet der Dichter sich begeben hat

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben.
Glaub es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von du

Welche Seligkeit ist's! wir wechseln sichere Kusse,
Atem und Leben getrost saugen und floßen wir ein

Gonnet mir, o Quiriten, das Glück, und jedem gewahre
Allen Guter der Welt erstes und letztes der Gott.

Und ihr, wachset und blüht, geliebte Lieder und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten wie jene Rohre geschwäg,
Eines glücklichen Paares schönes Geheimnis zuleht!

Kann es zweifelhaft sein, ob die Elegie *Der neuen Pausias* auf das Blumenmädchen *Christiane* gedichtet worden ist, so verdankt dagegen ein großer Teil der *Denkzänschen Epigramme* sicher der Geliebten Goethes seine Entstehung. Sie schildern, wie die Römischen Elegien, Weimarer Erlebnisse, nur daß diese Epigramme nicht in Weimar, sondern in Venedig in glückseliger Erinnerung gedichtet worden sind, als der Dichter dort im April und Mai 1790 auf die Rückkehr der Herzogin Anna Amalia wartete.

— — — Es ist mein Körper auf Reisen
Und es ruhet mein Geist stets bei Geliebten im Schoß

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich Ich hab sie,
Wie ich sie wünsche, das heißt, dunckt mich, mit wenigem viel
An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln In einer
Sand ich ein Perlschalen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Neben einzelnen, *Christiane* gewidmeten Distichen aus den Jahreszeiten gehören hierher die in den Glitterwochen von 1788 erlebten und entstandenen Gedichte *Morgenflagen* (O, du loses, leidig liebes Mädchen), das in scherzhaft klagendem Ton das sehnsuchtsvolle vergebliche Warten des Liebenden darstellt, und *Der Besuch* (Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen), das in seiner feinen und zarten Behandlung des reizenden Vorwurfs zu dem besten gehört, was unsere Lyrik überhaupt hervorgebracht hat.

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
 Sand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
 Endlich, da ich leis die Kammer offne,
 Sind ich sie, gar zierlich eingeschlafen,
 Angekleidet auf dem Sofa liegen

* + *

Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
 Der auf ihren Augenlidern ruhte
 Auf den Lippen war die stille Treue,
 Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
 Und die Unschuld eines guten Herzens
 Regte sich im Busen hin und wider
 Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
 Aufgelöst vom süßen Gottesbalsam
 Freudig saß ich da, und die Betrachtung
 Hielte die Begierde, sie zu wecken,
 Mit geheimen Banden fest und fester.

Die Zeichnung Christianens von Goethes Hand ist offenbar eine Illustration dieser Szene, oder wie der Herausgeber gemeint hat. „Gedicht und Zeichnung sind wesentlich eins, der nur künstlerisch verschiedene, aber gleich wahre Ausdruck derselben herzenswarmen Empfindung“

Diese und die anderen weit über zwanzig Christiane gewidmeten Lieder zeugen nicht nur für Goethes Liebe zu ihr, sie beweisen zugleich, daß die viel verbreitete Meinung von ihrer rohen Gesinnung und geistigen Beschränktheit, sowie von dem rein sinnlichen Charakter des Liebesverhältnisses auf Irrtum beruht. Ist es an und für sich schon undenkbar, daß die „ungebildete Köchin“ den Dichter zu derartigen Gedichten sollte begeistert haben, so erfahren wir durch Goethes eigene Worte, daß Christiane an seinem Schaffen regen Anteil nahm. Zur Entstehungsgeschichte seiner „Metamorphose der Pflanzen“, die gleich im ersten Verse sich an Christiane wendet, bemerkte der Dichter in späteren Jahren „Höchst willkommen war das Gedicht der eigentlichen Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen. Auch fühlte ich mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichnis unsere schöne und vollkommene Neigung steigerte und vollendete.“ Man vergleiche dazu den schönen Schluß des Gedichtes, der Lehre und Liebe sinnreich miteinander verknüpft:

O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
 Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
 Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,
 Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte erzeugt.

So hatte das Liebespaar eine eigene Welt des Glückes sich geschaffen, freilich nicht nur abgeschlossen von der übrigen Welt, sondern auch im Gegensatz

zu ihren Gesetzen. Ein Mädchen, arm, ohne Eltern, ohne Stütze auf der Welt, erlag hier dem Zauber eines schönen und mächtigen, ihr verehrungswürdig erscheinenden Mannes Goethe, eben erst von Italien zurückgekehrt, wo er ein freies, ungebundenes Leben in vollen Zügen genossen hatte, von der noch in Italien angebeteten Freundin zurückgestoßen und nicht mehr verstanden, geistig und körperlich voll entfaltet, mit einem Herzen voller Liebesglut, überträgt römische Verhältnisse nach Weimar. Er handelte damit gegen die Sitte, aber für ihn galt das Verhältnis von vornherein als rechtmäßige Ehe. Man



Christiane schlafend Bleistiftzeichnung von Goethe.
Weimar, Goethe-Nationalmuseum.

erwartete in Weimar, daß er „das seiner unwürdige Mädchen“ wieder von sich weisen würde. Aber getreu seinem Wort in Tasso: „Viel lieber, was ihr euch unsittlich nennt, als was ich mir unedel nennen mußte“, nahm er Christiane, die Mutter seines am 25. Dezember 1789 geborenen Sohnes, dessen Pate Karl August war, nebst ihrer Tante und Schwester für immer in sein Haus. Ein Hinterhaus der Wohnung am Frauenplan diente ihnen zum Aufenthalt. Schiller verstand den Freund, wie ein Brief an die Gräfin Schimmelmänn beweist: „Diese seine einzige Blöße, die niemand verlegt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen.“ Daß Goethe

nicht sofort seinem Bund die gesetzliche kirchliche Weihe gab, macht unsere Zeit ihm mit Recht zum Vorwurf; aber damals dachte man anders und milde hierüber. Man war bei der Lockerheit der Sitten und der frivolen Auffassung der Ehe besonders an dem Adel ganz andere Dinge gewohnt, so daß man an einem derartigen Verhältnisse kaum Anstoß nahm. Es galt, sagt Vainhagen, damals eine Religion der Liebe, in der jedes echte Gefühl als ein heiliges angesehen wurde, gegen das jeder Einspruch unberechtigt war. Herder, der Generalsuperintendent von Weimar, fand nichts darin, mit dem Domherrn Dalberg und dessen Mätresse gemeinsam in einem Wagen auf Kosten Dalbergs durch Italien zu reisen; Hamann, der Magus des Nordens, das Haupt der Frommen, lebte ganz offen, ohne Anstoß zu erregen, im Konkubinat mit der Pflegerin seines Vaters, Anna Regina Schuhmacher; ganz zu schweigen von dem, was die Fürsten, wie zum Beispiel der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., sich mit Genehmigung der höchsten kirchlichen Behörden erlauben durften. Frau von Branconi, die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, erschien den Ersten jener Zeit als eine Zierde ihres Geschlechts. Der junge Schiller sieht nicht nur in Franziska von Hohenheim das Ideal aller Weiblichkeit, nein, er führt selbst die Sigur der tugendhaften, bewunderungswürdigen Mätresse in die Literatur ein, ohne irgendwo bei seinen Zeitgenossen Widerspruch zu finden.

Aber auch eine Reihe innerer Gründe lassen sich für Goethes Verhalten finden. Seine Abneigung gegen die Fesseln der Ehe ist aus seinen Verhältnissen zu Friederike und Lili bekannt genug; gewiß hätte der lyrische Dichter, der nur eigene Erlebnisse und Gefühle dichterisch darstellen konnte, schwer eine gleichberechtigte, seine Freundschaft mit anderen Frauen kontrollierende Gattin brauchen können.

Auch hat Christiane sich mit jeder Existenz an der Seite Goethes zufrieden erklärt. Endlich war ein wichtiges Moment der damals sehr starke Widerwille Goethes gegen die äußeren Formen der christlichen Kirche. Durch die italienische Reise mit dem antiken Leben und antiker Auffassung innerlich verwachsen, und angewidert durch das Zerrbild des Christentums, das er in Italien fand, trat er in jenen Jahren mit Absicht christlicher Orthodoxie und Unduldsamkeit, manchmal auch christlicher Lehre und Anschauung schroff entgegen. Freilich entstammte dieser „julianische Haß“ gerade seiner geläuterten Gottes- und Weltanschauung und richtete sich gegen Aberglauben, Heuchelei und Schwärmerei; aber für die Verzögerung der kirchlichen Einsegnung seiner Ehe ist auch diese Stimmung von Bedeutung gewesen. Für ihn handelte es sich dabei immer nur um etwas Äußerliches: „Ich bin verheiratet, nur nicht durch Zeremonie,“ hat er wiederholt Fragenden geantwortet; mit den Worten: „Sie ist immer

meine Frau gewesen“, wies er Glückwünsche bei der Einsegnung seiner Ehe zurück. Denn unser Dichter hatte von der Ehe sehr strenge Begriffe, wie neben vielem anderen sein Roman „Die Wahlverwandtschaften“ zur Genüge beweist. Daß er auch über das „rein Außerliche der kirchlichen Weihe“ später anders dachte, dafür hat uns der jüngere Voß in seinen Mittheilungen über Schiller und Goethe Aufschluß gegeben. Er schreibt aus Jena im Februar 1804 an Boie: „Es traf sich, daß beide Male, als ich bei dem Leseabend zugegen war, aus meines Vaters Luise gelesen wurde. An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefsten Gefühl las; aber seine Stimme ward kleinlaut; er weinte und gab das Buch einem anderen. ‚Eine heilige Stelle‘, rief er aus mit einer Innigkeit, die uns alle erschütterte.“ So bitter rächte sie sich an dem, der sich über „die Zeremonie“ glaubte hinwegsetzen zu dürfen, die Verletzung der Sitte

In Weimar nahm man das Verhältniß durchaus nicht so übel auf, nur für die adeligen Damen, welche über die ungebildete Bürgerliche die Nase rumpften, war es natürlich ein besonderer Anlaß zum Klatzch. Alle Verleumdungen, die damals gegen Christiane ausgesprochen worden sind, stammen aus dieser Quelle, insbesondere aus dem Kreise der Frau von Stein. Als Goethe sich weigerte, Christiane von sich zu stoßen, ergoß die Frau, die noch vor kurzem von Goethe wie eine Göttin verehrt und angebetet worden war, allen Haß und Groll auf das „arme Geschöpf“ und seinen Liebhaber. Ein Drama, Dido genannt, schrieb sie eigens, um den ehemals Geliebten in geradezu unglaublicher Weise zu verunglimpfen. Die Briefe jener Jahre an ihre nächsten Verwandten und Freunde sind getränkt mit bitteren, höhnischen, aufheßenden Bemerkungen über Christiane und Goethe. Wer hier nicht mit ihr war, der war wider sie.

Christiane selbst ließ sich wohl wenig durch Feindseligkeit und Verleumdung anfechten. Bescheiden blieb sie im Hintergrund, sah ihre Pflicht darin, die Last des großen Haushaltes zu tragen, den sich prachsig entwickelnden Sohn zu erziehen und alles fernzuhalten, was Goethe stören oder verstimmen konnte. Ihre Bescheidenheit, ihre harmlose Gutmütigkeit, treue Sorgfalt, Herzensgüte und Frohnatur eroberten ihr bald einen festen Platz im Herzen des Dichters:

Lange suchst' ich ein Weib mir, da fand ich nur Dirnen,
Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen; da fand ich ein Weib.

Die in diese Zeit fallenden Dichtungen Goethes, die Römischen Elegien und die Venezianischen Epigramme, sind auf das innigste mit der Liebe zu Christiane verbunden.

Diesen Anteil Christianens verbarg Goethe, wie natürlich, vor den neu-

gierigen Blicken der Welt Als er dem Verleger Göschen ein Buchlein Elegien, „die ich in Rom schrieb“, anbot, erhielt die im Juli 1791 zuerst abgedruckte 13 Elegie die Überschrift. Rom 1789, ein Anachronismus, der doch den wahren Sachverhalt andeutet

Tasso und die Römischen Elegien; die Prinzessin Leonore und die Saustina der Elegien! Welch ein Gegensatz! Dort die überirdische Liebe, der höchste Seelenadel, Resignation, Mäßigung und Entsagung, ein melancholisch trüber Ton, hohe Kultur, Sittlichkeit und Anstand, die jede freie Regung dampfende Etikette und Hofluft, hier der überschaumende Ausdruck der Lust und Freude, die natürliche, derbe, sinnliche Liebe, volle Freiheit des Lebens und der Selbstbestimmung, ein Dasein in der Natur und ein höchstes Glück im Genuße der Liebe und der Gaben der Natur unter dem freien, ewig heiteren Himmel Italiens! Dort am Schluß schmerzliche Stimmung über die Trennung von Italien, hier ein zweites Glück, „eines Glücks Erinnerung“. Führt uns der Tasso in die entschwundene Glanzzeit Italiens, so preist der Dichter der Elegien die Gegenwart und ein Glück, das er vorher nicht gekannt hatte, ein freies, von keiner Regel der äußeren Sitte oder der Etikette beengtes, ganz der Kunst und der Liebe gewidmetes Leben

Und diese beiden so verschiedenen Dichtungen, die Gestalt einer Prinzessin und einer Saustina, sie sind fast zu gleicher Zeit geschaffen worden Die Elegien fallen, wie die Beendigung des Tasso, in das Jahr 1789. Dieser neuen Dichtung antike Form zu geben, war wohl von Anfang an seine Absicht. Die damals in Deutschland viel übersehte und viel gelesene Poesie der griechischen und römischen Elegiker, Knebels eifrige Versuche, den Properz zu übersetzen und die Lektüre von Tibull und Properz legten ihm den Gedanken nahe, die Form des Distichons zu wählen, nachdem er unter dem Einfluß einer Elegie des Properz noch im Oktober 1788 das Gedicht „Der Besuch“ und fast gleichzeitig die „Morgenklagen“ in reimlosen Trochäen gedichtet hatte. Es entstand nun vom Herbst 1788 an eine Sammlung Distichen: Späße in antikem Stil oder Erotika genannt Aus diesen epigrammartigen Gedichten schuf Goethe, nachdem Moritz ihm mit Rat zur Hand gegangen, und er durch Knebels Übersetzung mit den Elegien des Properz genauer vertraut worden war, Elegien nach Art des Properz, einen Teil fügte er seiner Sammlung von Epigrammen bei.

Die Römischen Elegien sind auch insofern ein Bruchstück der großen Konfession Goethes, als sie uns ein treues Abbild seiner in Italien gewonnenen Anschauung von Kunst und Leben widerspiegeln. Wie er in dem modernen Italien die Antike suchte, so hat er in dem Schauplatz seiner Liebe Züge des antiken und modernen Rom miteinander verbunden. Er nannte sich damals mit Vorliebe einen Heiden. Es war damit weniger ein religiöser Gegensatz, als der

zwischen seiner Weltanschauung und der des Christentums ausgesprochen. Der Dichter flüchtete aus der rauhen Gegenwart zu einem Ideal, das er in der Vergangenheit zu finden glaubte. Er führt uns in die Zeit, wo Tugend und Schönheit daselbe war, wo nicht ethische, sondern ästhetische Prinzipien den Menschen lenkten, wo Natur und Sitte noch keine Gegensätze, sondern gleich bedeutend waren, in jene Zeit, die Schiller in „den Gottern Griechenlands“ besingt.

Diese Weltanschauung atmen Goethes Elegien. In diese erträumte ideale Welt uns zurückzuersehen ist des naiven Dichters schönes Recht. „Eben das macht den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses getan, so ist er auch eben dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sichert. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liebst oder hörst, nicht mehr schuldlos und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine; du verlässest ihn. er hat für dich nicht gesungen.“ Diese Worte Schillers sagen am besten, wie die Elegien aufgefaßt und verstanden werden sollen.

Und diese Natur ist durchweht von dem Geiste der Schönheit. Die heitere Götterwelt Homers mit ihren echt menschlichen Schwächen regiert die glückliche Welt, und auch die Götter beugen sich der übermächtigen Kraft Amors. Menschen, edel und gut, und wahre Naturkinder, die voller Lebenslust und freudig die schöne Welt und alles das genießen, was die Götter ihnen gewähren, das sind die Gestalten des Dichters; und im Hintergrunde der Dichtung stehen die erhabenen Gebilde der antiken Kunst: die Kunst mit unerreichter Kraft in das Gewebe der lyrischen Dichtung eingefügt!

Jupiter senket die gottliche Stirn, und Juno erhebt sie;
Phobus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt,
Troden schauet Minerva herab, und Hermes, der leicht,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zartlich zugleich
Aber nach Bacchus, dem weichen, dem träumenden, hebet Kythere
Blicke der süßen Begier, selbst in dem Marmor noch feucht

Nicht nur der südliche Himmel, die Kunstwerke der Antike, der Glaube an eine untergegangene schöne Weltregierung, selbst der Rhythmus muß zu dem ideal-schönen Bilde, das jeden Gedanken an gemeine Sinnlichkeit verschleudert, das Seine beitragen. Das antike Versmaß gibt dem Ganzen ein feierliches, erhabenes Gepräge, das dazu mitwirkt, den Leser aus der gewöhnlichen Wirklichkeit in die ideale Welt der Dichtung zu erheben. Die große Kunst, die der Dichter auf die Symmetrie des Strophenbaues und auf die Übereinstimmung

von Vers und Gedanken verwendet, hat nicht wenig zu dieser Wirkung beigetragen.

Mit derselben Kunst, wie die Antike in die Liebesdichtung verwoben wurde, ist das moderne Rom mit Goethes weimarischen Erlebnissen, Italien und Weimar zu einem Idealbild ineinander verschlungen.

Eine Welt zwar bist du, o Rom, doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom

Das ist das Thema, das sich durch alle Elegien hindurchzieht. Wie der Dichter Kunst und Kenntniss der Welt, große Ideen, erhabene Gedanken und tiefe Empfindungen, Witz und Scherz und heitere Laune, alles nur zu dem einen Zweck verwendet, um seine Liebe zu feiern und zu schildern, darin ist er von keinem Dichter der Vergangenheit und Gegenwart erreicht worden.

Den Grundstock der Epigramme bilden außer dem Loblied auf den Herzog die erotischen Elegien, die das dem Dichter von Christiane bereitete Liebesglück preisen, aber aus irgendeinem Grunde nicht aufgenommen worden waren, sie stehen jetzt gegen den Schluß der Epigramme Alle übrigen, mit Ausnahme einiger später zugefügter, tragen mit Recht den Titel: Epigramme. Venedig 1790

Mehr aus Liebenswürdigkeit, als daß er im Ernst an eine Verwirklichung der alten Absicht, Italien wieder zu besuchen, dachte, hatte Goethe, als Anna Amalia Anfang des Jahres 1790 die Heimreise antrat, an ihren Begleiter von Einsiedel geschrieben, daß er ihr vielleicht entgegenkommen werde. Hocherfreut über diese Nachricht nahm ihn die Herzogin beim Wort, und so reiste er denn mit dem Diener Paul Göthe am 10. März von Weimar ab, über Saalfeld, Bamberg, Nürnberg, Augsburg, Kaufbeuren nach Innsbruck, dann auf der ihm wohlbekannten Brennerstraße nach Verona, wo er vom 25. bis 28. März verweilte, und am 31. nachmittags auf der Barke von Padua nach Venedig. Diesmalkehrte er in einer kleinen Locanda nahe an der Rialtobrücke ein. Es traf manches zusammen, um bei Goethe, der nur ungern Weimar verlassen hatte, die Stimmung zu verschlechtern. Nicht nur, daß er die Herzogin nicht in Venedig anwesend fand, er mußte auch noch bis Anfang Mai zweck- und ziellos in Venedig warten; dazu wurde der Aufenthalt infolge schlechten Wetters häufig wenig erfreulich. Aber diese Umstände erklären durchaus noch nicht die Klage und den Unmut, der sich durch die Briefe aus Venedig an Herder und Karl August hindurchzieht. So hören wir am 3. April: „Übrigens muß ich im Vertrauen gestehen, daß meiner Liebe für Italien durch diese Reise ein tödlicher Stoß versetzt wird. Nicht daß mir's in irgendeinem Sinne übel gegangen wäre, wie wollt' es auch? Aber die erste Blüte der Neigung und Neugierde ist

abgefallen," und in einem Briefe an Herder: „Ich sollte Euch allerlei Gutes sagen und kann nur sagen, daß ich in Venedig angekommen bin. Ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieser Nation als das vorige Mal.“ Seine Abreise von Venedig nennt er eine „Erlösung aus diesem Stein- und Wasserneß“ und erklärt neben den Ausdrücken der lebhaftesten Sehnsucht nach der Heimat „Ich bin ganz aus dem Kreise des italienischen Lebens gerückt.“ Nur die Studien über venezianische Malerei, denen ein Aufsatz „Ältere Gemälde. Neuere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1790“ entsprang, Forschungen in der venezianischen Geschichte und dem Staatswesen der Republik, wobei Zucchi, Angelikas Schwager, ihn unterstützte, und die durch einen glücklichen Sund wieder neubelebten Naturstudien halfen ihm über die Langeweile und das Unbehagen etwas hinweg. Vergleichen wir diese Klagen mit jenen von glühender Begeisterung durchwehten Berichten über den ersten Aufenthalt, so drängt sich die Frage von selbst auf: Wie erklären sich diese Widersprüche? Einer ähnlichen düsteren und mißmutigen Stimmung Goethes waren wir schon gleich nach seiner Rückkehr aus Italien begegnet, nur das ihm durch Christiane erwachsende Liebesglück hatte ihm die Lebensfreude wiedergegeben. Nun, da er wieder von ihr getrennt war, gewinnt der Mißmut von neuem die Oberhand. Dem Herderschen Ehepaar bekennet er offen, indem er um Fürsorge für die Verlassenen bittet, seine unbezwingliche Sehnsucht.

Die düstere, fast menschenfeindliche Stimmung spiegelt sich nun auch in den damals entstandenen *E p i g r a m m e n* wider. Was sie an Glück, an Lebensfreude, an dankbar freudiger Gesinnung enthalten, ist vorher gedichtet und steht deshalb mit dem Ganzen in keinem innerlichen Zusammenhange, die Hauptmasse der Epigramme enthält heftige Angriffe auf die sozialpolitischen und religiösen Zustände Italiens, auf die Kunst und die französische Revolution und auf Newton und seine Irrlehren. Der verkannte Dichter und Naturforscher rächt sich mit der Waffe schneidiger Satire. Jetzt sind ihm die erhabenen Ruinen des Altertums nur „ein zerstreutes Gebein, das wir ehren gläubig und froh“, jetzt vermißt er in dem einst gepriesenen Lande deutsche Redlichkeit, Ordnung und Zucht und findet nur Not und Ungeziefer, jetzt fehlt der Frühlingslandschaft das grünende Laub, jetzt heißt Venedig St. Markus im Kot. Der sonst so duldsame Goethe wird intolerant gegen die Form des Christentums, die in Italien herrscht, und selbst ganz unschuldige Dinge wie die deutsche Sprache müssen den Unwillen des Erzürnten fühlen.

Das Büchlein *Epigramme*, das erst in Schillers *Musen Almanach* für 1796 erschien, war in der Hauptsache fertig, als die Herzogin Amalia endlich (am 6 Mai) mit ihrem Gefolge eintraf. Jetzt begann für den bisher Einsamen ein neues Leben. Den Tag über führte er die Herzogin durch die Straßen und

Kanäle der Stadt. Abends las er aus Knebels Uebersetzung des Properz vor oder die eben entstandenen Epigramme, deren handschriftliche Sammlung er mit dem Epigramm der Herzogin widmete.

Sagt, wem geb' ich dies Buchlein? Der Kunstin, die mu's gegeben,
Die uns Italien noch jetzt in Germanien schafft —

Im Gefolge der Herzogin befand sich auch Bury, der uns aus Rom bekannte stürmische jugendliche Verehrer Goethes, und Heinrich Meyer, der Mann, auf den Goethe sein zukünftiges Kunstleben in Weimar aufbauen wollte. Der bescheidene und liebenswürdige Künstler hatte Goethe durch Herder wissen lassen, daß er nach einigen Studienjahren in Rom „irgendwo ein ruhiges Plätzchen finden möchte, wo er unter Freunden sein Talent üben und ein leidliches Leben führen möchte.“ Mit Freuden ging Goethe darauf ein und bot ihm die Stelle eines Professors an der Zeichenschule in Weimar an. War es doch sein eigener Wunsch seit seiner Rückkehr aus Rom, diesen Mann, mit dem ihn wahre Freundschaft und Hochachtung und die gleiche Kunstrichtung verband, an die Spitze der von ihm erhofften Künstlerrepublik in Weimar zu stellen. Eine gefährliche Krankheit Meyers hatte im Beginn des Jahres 1790 die frohe Aussicht getrübt „Wenn er stirbt,“ so klagte Goethe dem Herzog, „so verliere ich einen Schatz, den wiederzufinden ich fürs ganze Leben verzweifle.“ Wie groß war nun die Freude, den „wiederauferstandenen Schweizer“ gesund in Venedig zu treffen. Hier haben wohl beide die Grundlagen für ihr späteres Zusammenwirken gelegt. Meyer reiste von Venedig früher ab nach seiner Heimat und trat seine Stellung in Weimar erst im November 1791 der Verabredung gemäß an. Anna Amalia und Goethe verließen Venedig am 22. Mai 1790 und trafen am 18. Juni wieder in Weimar ein.

Schon auf dieser Rückreise und zwar in Augsburg hatte Goethe eine Einladung seines Herzogs in das schlesische Lager erhalten. Da der König von Preußen große Truppenmassen an der böhmischen Grenze zusammenzog, um die Verhandlungen mit Oesterreich durch diesen Druck schneller zu beendigen, hatte auch der Herzog, als Kommandeur der Magdeburgischen Kavallerie, ins Feld rücken müssen; er befand sich mit seinen Truppen in der Umgebung von Breslau. Einige Geschäfte, vor allem aber die Freude an dem so lange entbehrten häuslichen Glück, ließen Goethe fünf Wochen zögern, ehe er der Einladung folgte. Am 26. Juli reiste er auf demselben herzoglichen Chaischen ab, das ihn nach Venedig geführt hatte. Die Reise ging über Gera, Altenburg, Rochlitz, Waldheim, Wilsdruff zuerst nach Dresden, wo er am 28. Juli früh eintraf und im Hotel Pologne wohnte. Die meiste Zeit seines zweitägigen Aufenthaltes widmete er hier, wie natürlich, der Galerie, deren Direktor der Ita-



Goethe.

Tonbüste von M G Klauer um 1790 (Bruchstück)
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

liener Casanova war. Der reife Kenner sah sie mit anderen Augen an, als einst der mehr begeisterte als gebildete Student.

Schon am 31. Juli abends kam Goethe über Bauzen und Gorlitz nach Lauban, am Tage darauf nach Hirschberg, von wo aus er nach einem kurzen Abstecher nach Warmbrunn noch an demselben Tage Landeshut erreichte. Am 2. August traf er in Zirlau bei Freiburg nach fast funfmonatiger Trennung den Herzog, der dort mit seinen Truppen stand, zu seiner großen Freude wohl und heiteren Sinnes. Die nächsten Tage benutzte Goethe dazu, um die Umgegend von Schweidnitz, Freiburg und Waldenburg zu durchstreifen, „so daß das Ganze“, wie er schreibt, „ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht“.

Am 10. August finden wir Goethe in Breslau, wo er mit dem Herzog im Roten Hause in der Reuschenstraße (jetzt Nr. 45) bis Mitte September mit einigen Unterbrechungen Quartier nahm. Den eifrig der Mineralogie beflissenen Naturforscher trieb es zu einer Exkursion durch die Grafschaft Glatz. Aber vorläufig drängten eine Menge Festlichkeiten infolge der Anwesenheit des Königs und des Kronprinzen in der Woche vom 15. bis 20. August solche Absichten zurück. Der Direktor der schlesischen Bergwerke, von Reden, der Oberbergrichter von Schudmann und der Popularphilosoph Garve waren die wichtigsten Bekanntschaften, die Goethe in dieser Zeit machte. Einen der schätzbarsten Menschen, die er je kennen gelernt habe, nennt Goethe den eben erwähnten *F r e i h e r r n v o n S c h u d m a n n*, den späteren preußischen Minister, der bald das durch Goethes zurückhaltende Art beim ersten Verkehr gewonnene Vorurteil fahren ließ und mit ihm innig befreundet wurde.

Am 26. August begann er die Reise über Frankenstein, Reichenstein, Landeck nach Glatz, von wo aus er die Heuscheuer bestieg. Natürlich versäumte er nicht, sich die berühmten Felsen von Adersbach anzusehen, von wo er am 30. August abreiste und über Landeshut und Schweidnitz am 1. September nach Breslau zurückkehrte. Schon am Tage nach der Rückkehr, am 2. September, traten der Herzog und Goethe eine längere Reise nach Tarnowitz und in das benachbarte Polen an. In Tarnowitz wurden die Gruben genau besichtigt und das bekannte Epigramm „Fern von gebildeten Menschen“ in das Fremdenbuch eingetragen. Von hier aus besuchte man die alte Krönungsstadt Krakau, die berühmten Salzbergwerke von Wieliczka und den polnischen Wallfahrtsort Czestochau mit dem Gnadenbilde der „schwarzen Mutter Gottes“, wo in diesen Tagen viele Tausende von Pilgern zusammentrafen. Von Czestochau hatte man nicht mehr weit bis zur preußischen Grenze; am 11. September waren die Reisenden wieder in Breslau. Bald darauf folgte ein Ausflug auf die Schneefoppe. Das noch erhaltene Tagebuch Goethes von der schlesischen Reise

zeigt uns in den Aufzeichnungen sein großes Interesse für den Bergbau Schlesiens, das besonders durch das Schmerzenskind Astenau wachgehalten wurde, ferner seine mineralogischen und geologischen, botanischen und zoologischen Forschungen, die er auf keiner Reise unterließ. Es enthält auch eine Reihe Gedichte oder Entwürfe, meist Distichen in der Art der venezianischen, im



Christian Gottfried Körner

Nach dem Gemälde von Anton Graff
Original im Körnermuseum in Dresden

Wagen während der Fahrt oder auf dem Pferde mit Bleistift geschrieben, oft kaum zu enträtseln.

Die Worte, mit denen Goethe Herder seine Rückkehr nach Breslau anzeigte: „Nun sind wir wieder hier, in dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche“, zeigen, daß ihm trotz der vielfachen Anregung der Aufenthalt in Schlesiens nicht besonders behagte, besonders da das ganze militärische Schauspiel sich als ziemlich zwecklos erwies; Goethes

Lebenslagen. Er hatte kein Verstandnis für das kleinliche Getriebe um ihn her und keine Begeisterung für politische Bestrebungen und Kämpfe, deren Nutzlosigkeit die Erkenntnis der stetig fortschreitenden Entwicklung bewies. Allen, was nicht die innere Bildung des Volkes oder des Einzelnen betraf, stand Goethe streng objektiv und kühl gegenüber.

Er war leidenschaftslos geworden, er hatte seinen Halt in der Kunst und der Wissenschaft gefunden und lebte einsam für sich abgeschlossen. So traf ihn die französische Revolution. Er nahm weder für die „aristokratischen, noch für die demokratischen Sünder“ Partei, während gerade die Besten in Deutschland der Verkündung der Menschenrechte entgegenjubelten. Die Franzosen kämpften hier, so schien es den meisten Deutschen, nicht nur für sich, sondern für die ganze Menschheit.

Die Revolution kam durchaus nicht plötzlich, sie hatte sich seit einem halben Jahrhundert vorbereitet. Rousseau und seine Anhänger, aber ebenso auch die Aufklärer hatten den Boden für sie bereitet. Die revolutionären Ideen von der Gleichberechtigung der Menschen, von der Freiheit des Individuums, von der Heiligkeit der Menschenrechte, sie durchziehen alle Schriften des Jahrhunderts von Rousseaus *Contrat social* bis zu Goethes *Werther* und Schillers *Kabale und Liebe*. Die Tyrannei von Herrschern wie Karl Eugen von Württemberg, die ungeheure Mißwirtschaft geistlicher Fürsten hatten die Flammen weiter um sich greifen lassen. In Lessings *Emilia Galotti*, in Schillers *Don Carlos* und der *Luiſe Millerin* erhob die Stimme des geknechteten Volkes furchtbare Anklage gegen die Fürsten und die herrschenden Klassen. Aber während die Deutschen machtlos, weil zersplittert, die Faust in der Tasche ballten und in ihrem Zorn sich höchstens bis zum lauten Beifall für die revolutionären Dramen verstiegen, zeigten plötzlich die Franzosen, daß ein Volk nur so lange geknechtet ist, als es geknechtet sein will. Daher die Begeisterung in ganz Deutschland.

Die Erstürmung der Bastille (am 14. Juli 1789) feierte man in mancher Stadt Deutschlands nicht weniger als in Frankreich. Wie der Anbruch eines neuen Zeitalters wurde in Deutschland die Verkündung der Menschenrechte und die Aufhebung der Feudalrechte gepriesen. In einer seiner *Revolutionsoden* schildert Klopstock die Angst der kleinen deutschen Tyrannen nach der Erstürmung der Bastille. Er, der deutsche Patriot, wünschte damals ein Franzose zu sein und erhoffte die Niederlage der deutschen Waffen im Kampf gegen die Französischen. Seine Ernennung zum französischen Bürger erschien ihm als der Gipfel seines Lebens. Herder, Wieland, Knebel machten ebenfalls aus ihren Sympathien, ja ihrer Begeisterung für die Revolution kein Hehl.

Goethe stand fast ganz allein, auch in der Vorahnung der Zukunft. Als die Halsbandgeschichte 1785 bekannt wurde, hatte er schon die folgenden furcht-

baren Ereignisse vorhergesagt Er erzählte selbst, daß er seinen Freunden damals wie wahnsinnig vorgekommen sei. „Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im voraus vernichtet, und alle Solgeschritte von dieser Zeit an bestätigten leider allzusehr die furchtbaren Ahnungen Ich trug sie mit mir nach Italien und brachte sie noch geschärfter wieder zurück.“

Wenn er auch durchaus nicht auf der Seite der Aristokraten stand und es immer betont hat, daß alle Revolutionen Schuld der Regierung seien und nie des Volkes, so war er doch andererseits überzeugt, daß die erträumte Gleichheit unmöglich und die politische Freiheit verderblich sei, er war des festen Glaubens, daß die Menschheit nicht durch Umsturz und Revolution, sondern nur durch ruhige und stetige Entwicklung fortschreite, und daß der wahre Fortschritt nicht in äußerer, politischer Veränderung, sondern in der Verbreitung und Vervollkommenung der inneren Bildung bestehe.

Er vermüßte in der Revolution eine bedeutende Idee, um derentwillen diese

Greuel täglich geschahen. Er sah darin nur Erhebung der rohen Gewalt gegen die freilich schuldige, aber doch die Bildung und Kultur vertretende legitime Macht, eine Erhebung, die unnötig war, weil ihre sogenannten Großtaten und Segnungen auch ohne sie eingetreten wären, und die ein Unglück war, weil sie „die ruhige Bildung zuruckdrängte“. Ob diese Anschauung richtig ist, bleibe dahingestellt; jedenfalls hat sie durch Hippolyte Taines Buch über die Entstehung des modernen Frankreich die wissenschaftliche Unterlage erhalten, Für Goethe selbst hatte diese Anschauung den Vorteil, daß er nicht, wie Klopstock und Herder, später einen Irrtum bekennen mußte.



Minna Körner, geb. Stod.

Gemalt von Dora Stod.

Original im Körnermuseum in Dresden

Aus diesem Standpunkte Goethes gegenüber der französischen Revolution werden sich auch die Dichtungen, in denen er sich nach seiner Art von diesem gewaltigen Ereignis zu befreien suchte, erklären lassen. Man machte es Goethe zum Vorwurf, daß er die Revolution, die doch immer ein großes geschichtliches Ereignis bleibe, in einigen ganz unbedeutenden Lustspielen behandelt hätte. Diese Revolutionsdramen sind freilich keineswegs erfreulich und verdienen kaum in Goethes Werken zu stehen; aber vielleicht erklärt das oben Gesagte, weshalb Goethe die Form des Lustspiels wählte, und weshalb diese Dramen nur einzelne Erscheinungen, nicht eine größere Idee darstellen.

Daß er wirklich mit ihnen höhere Absichten hatte, als die Vermehrung des Repertoires seines Theaters, erkennen wir aus einem Briefe an Reichardt „Ich schreibe jetzt wieder ein paar Stücke, die sie nicht aufführen werden, es hat aber nichts zu sagen, ich erreiche doch meinen Zweck durch den Druck, indem ich gewiß bin, mich auf diesem Wege mit dem denkenden Teil meiner Nation zu unterhalten, der doch auch nicht klein ist.“

Das Lustspiel *Der Großophta* — so hieß der Vorsitzende des von Cagliostro 1782 gegründeten, mystischen, ägyptischen Freimaurerbundes — geht auf das Jahr 1786 zurück. In dem Jahre vorher hatte sich in Paris die berühmte Halsbandgeschichte abgespielt, und im April 1786 war die Verteidigungsschrift der in den Prozeß verwickelten Mademoiselle Nicole le Guay, genannt d'Olive, nach Weimar gekommen, wo der Prozeß großes Aufsehen erregte.

Die zufällige Ähnlichkeit des genannten Mädchens mit der Königin Marie Antoinette benutzte die Gräfin de Lamothé, um den in die Königin verliebten, ob seines sittenlosen Lebenswandels berücktigten Kardinal und Erzbischof Louis René, Prinzen von Rohan, durch einen gefälschten Brief und durch eine nächtliche Zusammenkunft mit der angeblichen Königin zum Ankauf eines Halsbandes im Werte von 1 600 000 Livres und zur Bezahlung der ersten Rate zu bewegen. Der Erzbischof übergab auch wirklich das Halsband, das zu besitzen die Königin tatsächlich gewünscht hatte, ahnungslos der Betrügerin, die die Steine herausbrach und durch ihren Gatten in England verkaufen ließ. Als die zweite Rate nicht bezahlt wurde, mahnte der Juwelier die Königin, wodurch der ganze Handel entdeckt wurde. Bei dem darauf folgenden Prozeß, in den auch Cagliostro verwickelt worden war, wurde dieser und die d'Olive, sowie der Erzbischof freigesprochen, die Gräfin de Lamothé zu lebenslänglichem Gefängnis und ihr Gatte zu den Galeeren verurteilt. Dieser Prozeß machte ein ungeheueres Aufsehen, weniger durch den Betrug, den er offenbarte, als durch die Freisprechung Rohans, wodurch die Gerüchte von der Schuld der Königin bestätigt zu werden schienen. Dieses Beispiel der Nichtachtung der königlichen

Autorität und die Aufdeckung der Unsittlichkeit des Hofes, ferner die Person Cagliostro, der durch seine geheimen Künste und Wunder selbst die höchsten und gebildetsten Kreise betört hatte, und endlich die vermeintliche Unschuld, die es verstanden hatte, als Verführte und als junge Mutter die Richter zu rühren, erweckte bei Goethe für diesen Stoff ein lebhafteres Interesse, als er es verdiente. Er erzählt später: „Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sizilien um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie und wandelte zuletzt nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereignis unter dem Titel Der Großophtha in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser, als zu einem Schauspiele getaucht hätte“ Zuerst erwähnt wird diese Absicht Goethes in einem vom 14. August 1787 aus Rom an Kayser gerichteten Briefe, der die Komposition ausführen sollte Dieser Brief enthält die Personen und einen Bericht über den Inhalt, sowie die wichtigsten Szenen der zuerst „Die Mystifizierten“ genannten Oper Wie so vieles andere, was Goethe und Kayser geplant hatten, kam auch diese Oper nicht zustande Der erste, in Versen geschriebene Entwurf hat sich noch erhalten. Nachdem Goethe mit Reichardt in Verbindung getreten war, wurde auch dieser für die Komposition der Oper, die jetzt unter dem Namen „Der Conte“ erscheint, zu gewinnen gesucht, aber es kam nur zur Komposition jener zwei Gedichte, die Goethe später als *K o p h t i s c h e L i e d e r* unter seine Gedichte aufgenommen hat. So entschloß sich der Dichter 1791 zu einer neuen Bearbeitung, die zum Teil eine Auflösung der Verse des Operntextes genannt werden kann. Im September 1791 erhielt das Lustspiel den Titel *Der Großophtha* und wurde am 17. Dezember 1791 in Weimar zuerst aufgeführt. Gedruckt erschien es im ersten Bande der Neuen Schriften im Verlage von J. F. Unger in Berlin 1792, zusammen mit dem Stammbaum des Joseph Balsamo genannt Cagliostro und mit dem *R ö m i s c h e n K a r n e v a l*. Das Drama fand wenig Beifall und ist viel getadelt worden, nicht wenig auch vom Dichter selbst, dessen rücksichtslose Kritik uns eines eigenen Urteils an dieser Stelle überhebt: „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann, kein Herzklang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, fühlte sich ein großer respektabler Teil des Publikums entfremdet, sowie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.“

Das andere Revolutionsdrama *Der Bürgergeneral* will zeigen, „wie man im Vaterland sich spielend mit Gefinnungen unterhielt, die eben auch ähnliche Schicksale (wie in Frankreich) vorbereiteten“. Es entstand im

Frühjahr 1793 Den Anlaß gab die Figur des Schnaps in den „beiden Billetts“, einem Lustspiel von A Wall, nach dem gleichnamigen französischen Drama von Florian, die von dem Schauspieler Beck so vortrefflich gespielt wurde, daß Goethe „die Lust anwandelte, den Schnaps nochmals zu produzieren“ Es wurde am 2 Mai 1793 zum erstenmal in Weimar nicht ohne Beifall aufgeführt und auch wiederholt, konnte sich aber wegen seiner geringen Bedeutung weder auf der Bühne halten, noch den Beifall der Leser erringen Auch hierüber ist sich Goethe durchaus klar gewesen Dagegen hat das unvollendet gebliebene Lustspiel *Die Aufgeregten*, ursprünglich „Zeichen der Zeit“ genannt und wohl auch 1793 als politisches Drama gedichtet, einen höheren Inhalt Nicht nur konnten hier die Vertreter der verschiedenen Richtungen in ernst gemeinter Rede zu Wort, Goethe hat auch später betont, daß er in diesem Drama sein politisches Glaubensbekenntnis habe niederlegen wollen. „Die Gräfin“, sagte er zu Eckermann, „hat sich in Paris überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen anderer in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte!“ „Ich dachte,“ fuhr Goethe fort, „diese Gesinnung wäre durchaus respektabel. Sie war damals die meinige, und ist es noch jetzt“

Auch in dem Roman *Reise der Söhne Megaprazons*, der als Fragment 1792 geschrieben wurde, hat Goethe, wie es scheint, die Revolution vom Standpunkte des Satirikers behandeln wollen Um sich, wie er in der Campagne sagt, von dem wilden Wesen etwas zu zerstreuen, hatte er diese Beschreibung der Reise von sieben Brüdern verschiedener Art begonnen, „jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichnis unseres eigenen Zustandes. Der geringe Beifall, den das Fragment bei der Vorlesung des Dichters im Jacobischen Kreise erhielt, war die Ursache, daß Goethe auf eine Fortsetzung verzichtete.

Wenn es auch wahrscheinlich in etwas spätere Zeit fällt, so gehört das prosaische Fragment Goethes *Das Mädchen von Werkirch* doch demselben Ideentreis an. Das Fragment, das in Straßburg im November 1793 spielt, enthält anderthalb ausgeführte Szenen; im Personenverzeichnis wird angegeben: die Gräfin, der Baron, Manner, ein Geistlicher, Peter Handfest, ein Fleischer, Marie, der Maire von Straßburg, Glieder der Munizipalität, Sansculotten usw. Die Gräfin ist eine altadelige Dame, deren Kinder infolge

der Revolution nach Deutschland ausgewandert sind, während sie selbst in Strahburg geblieben ist. Ihr Neffe, Baron Karl, gehört zu jenen Adeligen, die zuerst der Revolution nicht abgeneigt waren, aber bald von ihrem Irrtum zurückkamen. Auch der Geistliche, Manner, hat eine Zeitlang der Revolution nicht ohne Sympathien gegenübergestanden. In den erhaltenen Gesprächen zwischen der Gräfin und dem Baron, zu denen im zweiten Auftritt Manner hinzutritt, handelt es sich um den Entschluß des Barons, ein Mädchen „aus



Goethe Kreidezeichnung von J. H. Lips, 1791
Original im Frankfurter Goethemuseum

dienendem Stande“, Marie, die von der Gräfin erzogen worden ist, zu heiraten. Schon früher hatte der Baron vergeblich versucht, Marie „unter gewissen Bedingungen“ zu der Seinigen zu machen. Die neuen, nun auch verwirklichten Ideen von der Gleichheit der Stände dienen dem verliebten Adeligen als Vorwand, um seinen Entschluß als besonders politisch erscheinen zu lassen: „Genötigt, der Menge, der Masse, halb Volk, halb Pöbel, zu schmeicheln, halte ich für ratsam, unter meinem Stande, ich darf wohl sagen, unter meinem vorigen Stande zu heiraten.“ Die Gräfin und Manner, der Marie ebenfalls liebt, versuchen den Baron von seinem Entschluß abzubringen. Aus dem Schema ergibt

sich mit Sicherheit, daß Marie im Straßburger Münster als Göttin der Vernunft auftreten, und daß ihr dort ein Gemahl angeboten werden sollte, auch deutet das Schema wohl auf ein tragisches Ende Mariens

Die französische Revolution, die den Dichter Goethe in diesen Jahren fast völlig in Anspruch genommen hatte, sollte nun auch den Menschen in ihr Bereich ziehen. Die französische gesetzgebende Versammlung hatte am 20. April 1792 gegen den König Franz von Böhmen und Ungarn den Krieg beschlossen. Da Preußen mit Oesterreich verbündet war, zog auch der Herzog als Chef des 6 preussischen Kurassierregiments Mitte Juni in den Krieg, nachdem er Goethe das Versprechen abgenommen hatte, ihn im Lager zu besuchen. Es wurde Goethe besonders schwer, hierhin zu willigen, weil er sich gerade in dieser Zeit mit dem Umzug in das schon früher einmal von ihm bewohnte Haus am Frauenplan beschäftigte, das vorher umgebaut werden sollte. Um so weniger aber durfte er den Herzog durch Ablehnung seiner Aufforderung verstimmen, als dieser gerade durch die Schenkung dieses von ihm für sechstausend Reichstaler erworbenen Hauses und die Bezahlung des Umbaues sich ihm freundlich zeigte. Auch brauchte er diesmal Christiane und August nicht allein zurückzulassen; denn Freund Meyer wohnte seit Mitte November 1791 bei ihm. In seinen Händen wußte er Haus und Familie wohlbewahrt.

Am 8. August brach er auf. Meyer begleitete ihn bis Gotha. Vier Tage später konnte ihn Frau Rat nach dreizehnjähriger Trennung in Frankfurt in die Arme schließen. Wenn auch das Wiedersehen der Vaterstadt und der alten Freunde nach so langer Zeit nicht in jeder Beziehung erfreulich war, und Goethe sich „auf das lebhafteste überzeugte, daß in Frankfurt kein Wohnens und Bleibens für ihn war“, die Mutter fand er in ihrer Liebe und in der Grise ihres Wesens unverändert, und welche Wandlung auch in ihm vorgegangen war, für das Mutterherz war er derselbe geblieben. Von Christianen zu sprechen, wird Goethe zuerst wohl peinlich gewesen sein; gewiß hat die Frage nach dem Enkel die Brücke zu diesem Gespräch gebildet. Es ist bezeichnend für den schönen Charakter Frau Ajas, daß sie, bald nach des Sohnes Ankunft, Geschenke für Christiane aussucht, die Goethe freudig sofort übersendet. Nach der Schilderung seines Glückes und seiner Liebe, wie konnte sie einem Wesen gram sein, das ihrem Wolfgang sich und sein Leben widmete! Freilich, die Stellung einer anerkannten Schwiegertochter mußte sich Christiane erst erwerben. Allmählich wurde in den Briefen aus der Demoiselle Dulpis die Gefährtin des Sohnes, dann die liebe Freundin und endlich die vielgeliebte Tochter.

Klar und schön spricht sich die aufrichtige und innige Liebe Goethes zu Christianen in seinen Briefen an sie aus, die schon mit dem 9. August 1792 beginnen. Sie sind durchtränkt von Beteuerungen der Liebe, der Sehnsucht,

ja der Eifersucht. Das Gefühl des Glückes, das ihm zu Hause bereitet ist und das ihm erst in der Abwesenheit so recht zum Bewußtsein kommt, bricht überall durch: „Wo das Trier in der Welt liegt,“ schreibt er am 25. August 1792, „kannst Du weder wissen noch Dir vorstellen, das schlimmste ist, daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von Dir entfernt bin. . . Mein einziger Wunsch ist, Dich und den Kleinen wiederzusehen; man weiß gar nicht, was man hat, wenn man zusammen ist. Ich vermiße Dich sehr und liebe Dich von Herzen.“

Auf die Bitte, in der Campagne sich nicht unnötigen Gefahren und Krankheiten auszusetzen, antwortet er: „Behalte mich lieb, ich werde mich Deinetwillen schonen, denn Du bist mein Liebstes auf der Welt.“ Ja, manchmal überkommt ihn die Sorge, er könnte der Liebe Christianens verlustig gehen: „Behalte mich ja lieb! Denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor, daß Dir ein anderer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt Du aber nicht sehen, sondern Du mußt mich für den besten halten, weil ich Dich ganz entseßlich lieb habe und mir außer Dir nichts gefällt. Ich träume oft von Dir, allerlei konfuse Zeug, doch immer, daß wir uns lieb haben.“ „Ach, mein Liebchen!“ schreibt er in demselben Briefe, „es ist nichts besser, als beisammen zu sein. Wir wollen es uns immer sagen, wenn wir uns wieder haben. . . Solang ich Dein Herz nicht hatte, was half mir das übrige? Jetzt, da ich's habe, möcht' ich's gern behalten. Dafür bin ich auch Dein. . .“

Nach achttägigem Aufenthalt folgte er dem Rufe des Herzogs und begab sich nach Mainz und über Trier und Luxemburg in das Lager bei Prancourt auf französischen Boden, kurz vorher hatte sich die französische Festung Longwy ergeben. Mit Goethes Ankunft im Lager, am 27. August, beginnt seine Teilnahme an diesem berühmten Kriege, den er selbst in dem erst 1822 veröffentlichten Werke „Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweite Abteilung fünfter Teil: Auch ich in der Campagne“ beschrieben hat. Man sollte wünschen, daß ein ruhmvollerer Krieg eine so ausgezeichnete, geradezu klassisch zu nennende Schilderung erfahren hätte. Die Goethische C a m p a g n e i n F r a n k r e i c h hat die Schmach der Deutschen verewigt.

Aus dieser Schilderung stammt der berühmt gewordene Ausspruch Goethes bei der Kanonade von Valmy — so weit waren die Deutschen vorgeückt — am 20. September: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus.“ Die Geschichtsschreiber haben diesen Goethischen Ausspruch adoptiert. Es war das erste Mal, daß die irregulären, ungeübten, schnell zusammengelesenen Truppen der Republik dem feindlichen Feuer und den gefürchteten Preußen standhielten. Nun war den Preußen der Nimbus ge-

nommen, die Franzosen erhielten zu ihrer patriotischen Begeisterung das, was ihnen noch gefehlt hatte, das Selbstvertrauen. Es begann die neue Epoche, die für Preußen mit der Schlacht bei Jena ihren Abschluß fand.

Nach vielen Mühsalen und Beschwerden langte Goethe am 14. Oktober wieder auf deutschem Boden in Luxemburg an. In Trier beschäftigte ihn schon wieder die Kunst und das Studium des schönsten Römermonuments in Deutschland, der zu Ehren der römischen Familie der Secundiner errichteten 23 Meter hohen Igeler Säule. Der bekannte Aufsatz darüber verdankt diesem Aufenthalt seine Entstehung. „Es hielt mich lange fest; ich notierte manches, ungern schreibend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte.“

Von Trier aus wollte er, wie er an Herder schreibt, „nach den mütterlichen Fleischtöpfen eilen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen.“ Aber diesmal wurde der guten Mutter und ihm die Freude des Wiedersehens durch die Franzosen vereitelt. Der französische General Custine, wohl vertraut mit dem Zustande des Heeres und der Länder am Mittelrhein, faßte den festen Plan, mit 18 000 Mann in ein Land von acht Millionen Einwohnern einzufallen und es auszurauben. Es gelang ihm das nur zu gut. Am 30. September war Speyer in seinen Händen, am 21. Oktober Mainz, am nächsten Tage Frankfurt. So mußte denn Goethe die Reise nach Frankfurt aufgeben. In Koblenz erfuhr er, daß auch der Weg durch Hessen nicht mehr frei war, er beschloß daher, den alten Freund Jacobi in Pempelfort zu besuchen, und, um dem Krieg aus dem Wege zu gehen, fuhr er weiter auf einem Kahn bis Düsseldorf. Die beiden Frauen des Jacobischen Hauses, die einst die Freundschaft Goethes mit den Brüdern angebahnt hatten, die lieben Freundinnen seiner Jugend, belebten nicht mehr den schönen Familientreis. Tante Sahlmer war ja längst an Schloffer verheiratet, die liebenswürdige Hausfrau Betty im Jahre 1784 gestorben. Nun mußten die herangewachsenen Kinder die Mutter ersetzen. „Der Hauswirt,“ so schildert Goethe die Familie, „immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die früheren Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte. Heinsie, mit zur Familie gehörig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam.“

In der langen Zeit, da man sich nicht gesehen hatte, waren Goethe und Jacobi innerlich weit auseinander gekommen. Vorahnend hatte Goethe schon in Italien gesagt: „Es wird immer weitere Entfernung und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden.“ Diese Worte waren bei Gelegen-

heit des Erscheinens von Herders „Gott“ gefallen. Herder und Goethe konnten Gott nicht von der Natur trennen. Wir wissen, wie innig Goethes Naturbetrachtung mit dieser Anschauung zusammenhing. Gott und die Natur waren ihm eins. Solche Reden erschienen in Pempelfort gotteslästerlich. Und Jacobis Glaubensphilosophie, die den Glauben, d. h. die Gefühlsoffenbarung für das Element aller menschlichen Erkenntnis hielt, die Gott und Natur für getrennt, ja für Gegensätze erklärte, mußte Goethe nicht weniger lästerlich erscheinen. Es überraschte ihn daher wohl nicht, daß seine naturwissenschaftlichen Ideen hier keinen Anklang fanden; aber auch seine neuesten Dichtungen schien man nicht zu verstehen, und der Großophtha hatte geradezu verkehrt. Als nun gar der ganz in wissenschaftlichen Dingen stehende und durch die Kriegsereignisse und die erlebten Greuelzenen jeder Stimmung für idealisierende Poesie entfremdete Dichter von seiner Iphigenie nichts mehr wissen wollte und sich in unglaublichen Paradoxen gefiel, da wußte man nichts mehr mit ihm anzufangen. Doch tat das der gastlichen Freundschaft keinen Abbruch. „Das Bild,“ schrieb Goethe über diesen Besuch an Jacobi, „was ich von Dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich, und die Reife unserer Freundschaft hat für mich die höchste Süßigkeit.“

Ähnlich ging es ihm in Münster, wo er nach einem etwa vierwöchigen, infolge eines rheumatischen Anfalls ausgedehnten Aufenthalt in Pempelfort und nach einem Abstecher nach Duisburg bei der frommen Fürstin A d e l h e i d A m a l i e G a l l i z i n Anfang Dezember eintraf. Goethe hatte diese bedeutende Frau, die einen Kreis geistreicher Männer um sich versammelt hielt und sich der Pflege der Religion und Kunst und der Erziehung widmete, schon im Jahre 1785 kennen gelernt, als sie mit Hemsterhuis, Sprickmann und dem Domherrn Baron von Fürstenberg in Weimar erschienen war. Eine willensstarke, ergötzliche Natur, hatte sie auf ein reiches äußeres Leben und die Vorzüge ihres Standes verzichtet und war in die Einsamkeit nach Münster gezogen, um ihrem Drang nach Kenntnis und der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Obgleich sie eine Zeitlang religiös-freisinniger Anschauung gehuldigt hatte, fand sie doch zuletzt ihrer inneren Neigung nach in der katholischen Kirche den Frieden. Jacobi hatte sie im Scherz vor Goethe und besonders vor seinem heuchlerisch frommen Auftreten gewarnt. Die feinsinnige Frau aber erkannte in Goethes zurückhaltender Art zarte Schonung und versicherte ihm, daß ihre Freundschaft für ihn auf ganz anderen Dingen beruhe als auf dem, was er vom Christentum und von der Religion halte. Eine ausgezeichnete Sammlung von geschnittenen Steinen, die die Fürstin besaß, und die Goethes andauerndes Interesse erweckte, bildete ein schönes Mittel der Unterhaltung. Bei seiner Abreise gab die Fürstin ihm den kostbaren Schatz zur Aufbewahrung mit.

Vor Mitte Dezember war Goethe in Kassel, dann ging es über Eisenach nach Weimar, wo er am 16. oder 17. Dezember in der Nacht unerwartet eintraf, Christiane, August und Meyer wurden aus dem Schlaf geweckt, und nun gab es eine Familienszene, „welche wohl in irgendeinem Roman die tiefste Finsternis erhellen und erheitern würde“.

Während er sich dem Studium der Platonischen Werke, des Symposions, des Phädrus und der Apologie bald nach der Rückkehr mit Bewunderung und Liebe hingab, erging es ihm „wie jener Hausfrau, die Kaze gewesen war und ihres Mannes Tafel gegen eine Maus vertauschte“. Reinhold Suck's kam ihm in der prosaischen hochdeutschen Übersetzung Gottscheds in die Hände, und die humoristisch-satirische Art, mit der „in diesem Hof- und Regentenspiegel das Menschengeschlecht in seiner ungeheuchelten Tierheit sich ganz natürlich vorträgt“, gab ihm den Fingerzeig, wie er die bösen Erinnerungen an die selbst durchlebten garstigen Welthandel und das drückende Gefühl politischen Ungemachs durch eine Dichtung von sich wälzen könne. Er beschloß, das köstliche, in der niederdeutschen Fassung vom Jahre 1498 erhaltene Denkmal altdeutschen Humors, das er schon 1782 in Weimar vorgelesen und wahrscheinlich schon als Knabe kennen gelernt hatte, umzuarbeiten. Er wollte es in deutsche Hexameter umschreiben, durch Erweiterungen und Ausschreibungen den Inhalt aus der mittelalterlichen Sphäre herausheben, ohne ihm seinen eigenen Charakter zu rauben, das Werk dem kümmerlichen Dasein, das es damals bei einigen Kennern altertümlicher Poesie fristete, entreißen und zu einem Nationalgedicht des deutschen Volkes erheben. Deswegen wurden gerade Beziehungen auf die Ereignisse der Gegenwart, besonders Ausfälle gegen die Revolution und die Demokraten, eingeschoben, die satirische Polemik gegen die Pfaffen verstärkt und erweitert, die Handlung oft genauer motiviert und erläutert, und, um die Täuschung zu vollenden, wurde in der Ausgabe die altdeutsche Quelle unerwähnt gelassen. Aber das wichtigste war bei diesem Wandlungsprozeß, da ja der Inhalt gegeben war, die Form. Mit dem Entschluß, das Gedicht in Hexametern zu schreiben, war es nicht getan. Gerade damals war die Frage, wie der deutsche Hexameter beschaffen sein müsse, in vollem Fluß. Unter anderen war besonders Johann Heinrich Voß bestrebt, den deutschen Hexameter so viel als möglich nach dem Muster des antiken zu bauen. Ohne sich darüber klar zu sein, daß im Deutschen der Wortakzent zu gelten habe, schuf Voß gegen den Geist der Sprache künstlich Spondeen und Daktylen und bestimmte willkürlich Kürze und Länge der Silben; der große Philologe Friedrich August Wolf brachte sogar das Kunststück fertig, hundert Homerverse so zu übersetzen, daß in der Übersetzung und in dem Original jeder Versfuß sich entsprach. Goethe wußte mit den Forderungen der von ihm hoch-

geschätzten Philologen nichts Rechtes anzufangen, sie blieben ihm „sibyllinische Bücher“. Später hat er einmal sehr treffend gesagt: „vor lauter Prosodie ist Doß die Poesie ganz entschwinden“. Er ließ sich glücklicherweise von Herder und Wieland, „Latitudinariern in diesem Punkte“, wie er sie nennt, beraten. Seinem Genius allein, d. h. dem Genius der deutschen Sprache folgend, schuf er in glücklicher Unkenntnis aller künstlichen Gesetze, und ohne sich vom Metrum einengen zu lassen, den freien deutschen Hexameter so, wie er dem heiteren, spielenden Sinne der Dichtung allein entsprach. Was braucht es uns zu kümmern, daß Heinrich Doß auf Goethes Bitte, die schlechten Hexameter anzustreichen, erklärte, er müsse sie alle anstreichen, oder daß seine rhythmischen Bemerkungen, mit denen er auch bei seinem Besuch im Juni 1794 nicht zurückhielt, für Goethe „nicht tröstlich“ waren? Recht behält doch Freund Knebel mit seinen schönen Worten vom 22. Dezember 1799: „Da Du im vollkommenen Besitz bist, auch hierüber (über den Bau des Hexameters) Regel auf dem Parnas zu geben und ich z. B. Deinen Reineke Fuchs für das beste und der Sprache eigentümlichste Werk deutscher Prosodie halte, so wollte ich nicht, daß Du andern, die bei weitem nicht Gefühl und Geschmaç genug zu dieser Sache haben, aus zu vieler Nachsicht und Gutheit zu viel einräumtest. Der lebendige Geist, mit Sinn und Geschmaç verbunden, fehlt ja fast überall noch in unsern Gedichten, und was soll es werden, wenn sich unsere einzigen Muster unter die Regel einseitiger oder gefühlloser Pedanten schmiegen!“

Goethe hatte eine schöne und große Tat vollbracht, ein Denkmal deutschen Geistes der Vergangenheit entriß und ihm durch die Annäherung an die eigene Gegenwart und durch die neue moderne Form unsterbliches Leben eingehaucht. Schon am 1. März 1793 las er Herder und Knebel aus seiner Dichtung vor: am 2. Mai erhält Jacobi die Nachricht, daß Reineke, in zwölf Gesänge abgeteilt, fertig wäre. Aber die Durchsicht und das Feilen nahm den Dichter doch noch das ganze Jahr in Anspruch, „um dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß“. Oßern 1794 erschien das Gedicht *Reineke Fuchs* *In zwölf Gesängen* als zweiter Band der bei Unger erscheinenden „Neuen Schriften“.

* * *

In die Kriegswirren, von denen er sich durch die Dichtung des Reineke Fuchs erholen wollte, sollte Goethe bald darauf noch einmal geschleudert werden. Cusine erschien schon am 17. Oktober 1792 vor Mainz, wo die Klubbisten den Anschluß an Frankreich eifrig betrieben, und wenige Tage darauf kapitulierte dieses Bollwerk deutscher Macht. So mußten denn nun die Deutschen das schwierige Werk der Wiedereroberung der von den Franzosen noch

bedeutend verstärkten Festung beginnen, das, wie fast alle ihre Unternehmungen, durch den Mangel eines einheitlichen Kommandos und durch die Eifersuchteleien der Preußen und Österreicher lange hinausgeschoben wurde und sehr langsam vor sich ging. Anfang April 1793 begann die Umschließung. Schon lange vorher hatte der Herzog seinen Freund wieder auf den Kriegsschauplatz zu sich eingeladen, und da Goethe einer früheren Einladung am Ende des Jahres 1792 nicht gefolgt war, so mußte er jetzt, wenngleich ungern, die freundliche Aufforderung annehmen. Freudig bewegt schrieb Frau Aja, die er von seiner Ankunft benachrichtigt hatte, am 15. März „Lieber Sohn! Es ist Raum genug in der Frau Aja ihrem Häuslein, komme Du nur — freilich mußt Du Dich mit dem zweiten Stodwerf begnügen — aber einem Manne, der eine Campagne mitgemacht und dem die Erde sein Bett und der Himmel sein Zelt war, verschlägt nun so was nichts.“

Die Abreise nach Frankfurt verzögerte sich noch bis zum 13. Mai. Die Mutter konnte ihn diesmal vom 17. bis 26. Mai bei sich behalten, sie berichtete der Tochter, Frau Schlosser, daß Wolfgang schöner, munterer und beredter gewesen wäre als sonst und alle seine Freunde sehr erfreut hätte. Auch von Christiane bekam Frau Rat viel zu hören, besonders „wie sie so brav sei und Goethe glücklich mache“, und als gar Christiane einen Brief voller Dankbarkeit und Ergebenheit an Frau Rat richtete, da hatte sie die Freundschaft des Oberhauptes der Familie errungen. Von nun an beginnt ein eifriger Briefwechsel zwischen beiden Frauen. Am größten darüber war die Freude Goethes, denn er hatte Christiane mit jedem Jahre lieber gewonnen. So hören wir aus Frankfurt: „Es wird mir gar zu lange, bis ich Dich wieder habe, und denke bald weg zu gehen und Dich wieder in meine Arme zu schließen.“

Mit der Ankunft Goethes im Hauptquartier Marienborn am 27. Mai beginnt seine Teilnahme an der *B e l a g e r u n g v o n M a i n z*, die er später in einer mehr tagebuchartigen Darstellung beschrieben hat.

Arbeiten an Reineke Fuchs und naturwissenschaftliche Studien, besonders für seine Schrift *D i e L e h r e d e r f a r b i g e n S c h a t t e n* füllten die freien Stunden dieser Tage aus und verschleuchten die böse Stimmung, die der Anblick so vielen Elends und einer deutschen, durch Deutsche bombardierten und zerstörten Stadt und ihrer unglücklichen Bewohner hervorrief. Nach einem kleinen Abstecher nach Schwalbach und Wiesbaden war Goethe am 1. August wieder in Mainz; dann reiste er nach Mannheim und besuchte in Heidelberg die alte Freundin aus der Eilzeit, Gräulein Delph; hier traf er sich mit seinem Schwager Schlosser, dessen Tochter Julie kurz vorher gestorben war. Mit den Worten: „es wäre mir entsetzlich, meine Schwester zum zweitenmal sterben zu sehen“, hatte Goethe darauf verzichtet, sie noch einmal zu sprechen. Am

9 August war er wieder bei Frau Aja, die er in dem Entschluß bestärkte, den Besitz des alten Hauses auf dem Hirschgraben, eine schwere Bürde für sie in den unruhigen Zeiten, aufzugeben. Zehn Tage später verließ er Frankfurt und konnte bald darauf in Weimar von der glückstrahlenden Christiane und dem vierjährigen August empfangen werden. Der Knabe, von dem der Vater dem Freunde Jacobi damals stolz schrieb. „August ist ein glückliches Wesen, ich wünsche, daß er mit seinen schönen Augen viel Schönes und Gutes in der Welt sehen möge“, wurde in den folgenden Jahren ein Gegenstand ängstlicher Sorge, da die vier Kinder, die den Eltern außer ihm noch geschenkt wurden, ihnen bald wieder durch den Tod entzissen wurden

Das Theater, der Ilmenauer Bergbau, der Entschluß, den Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre zu vollenden, eifrige Homerstudien, seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, bei denen ihm die Korrespondenz mit Lichtenberg und Sommering besonders erfreulich war, die Beteiligung an der von Batsch in Jena gegründeten naturforschenden Gesellschaft, die Begründung einer botanischen Anstalt in Jena nahmen ihn nach der Rückkehr völlig in Anspruch. Der am 6. September erfolgte Tod des Prinzen Konstantin gab ihm die schöne Gelegenheit, der verehrten Mutter durch seine Trostworte sich dankbar zu zeigen. In den darauf folgenden Jahren verkehrte Goethe häufig in dem anregenden Kreise der Herzogin-Mutter. Herder, Meyer und Goethe belebten diesen auserlesenen Kreis durch ihren Geist und ihr Wissen, die jugendliche Hofdame Henriette von Wolfsteil, von Goethe „Kehle“ oder „Kehlschen“ genannt, und die Töchter des Engländers Gore verschönten ihn durch Anmut und Liebenswürdigkeit

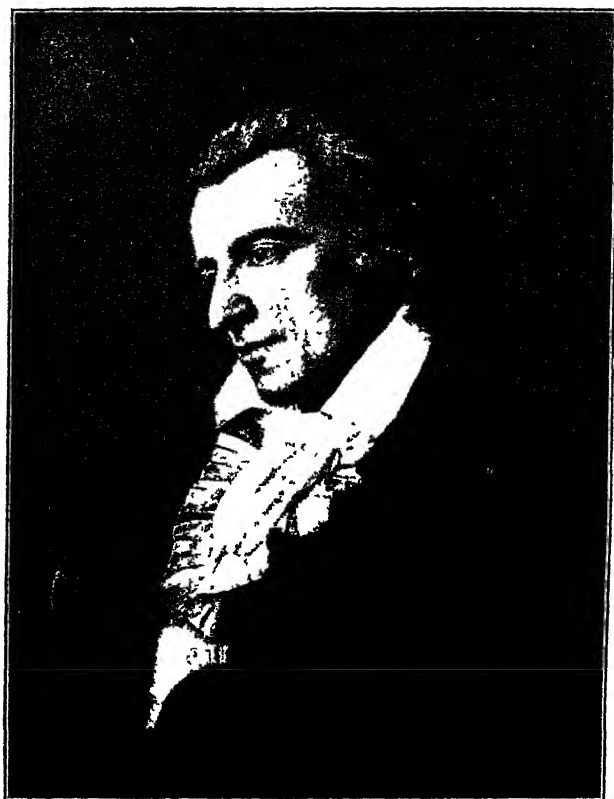
Der Austritt des Herzogs aus dem preussischen Heere, ein schwerer Entschluß für ihn, der mit Leidenschaft Soldat war, machte es Goethe noch besonders zur Pflicht, seinem Herrn zur Seite zu stehen und zu bleiben. Dadurch, daß er eine im Jahre vorher durch Vermittlung der Mutter an ihn ergangene Aufforderung, die Stelle eines Rats Herrn der Stadt Frankfurt anzunehmen, ablehnte, gab er dem herzoglichen Hause einen schönen Beweis seiner Dankbarkeit und zugleich die Versicherung seiner Treue bis in den Tod.

Schiller.

Der Naturforscher und der Philosoph.

Magistratsrat Gruner in Eger traf einst (im Jahre 1822) Goethe in großer Aufregung und zu Tränen gerührt bei der Lektüre des „Dreißigjährigen Krieges“ von Schiller. Auf die bestürzte Frage des Freundes: „Erzählenz, was ist Ihnen geschehen?“ antwortete Goethe: „Nichts, lieber Freund, ich bedaure nur, daß ich mit einem solchen Mann, der so etwas schreiben konnte, einige Zeit im Mißverständnis leben konnte.“ Ein ähnliches, wehmütiges Gefühl hat jeder, der, in Goethes oder Schillers Leben vordringend, die Entstehungsgeschichte der Freundschaft beider Männer verfolgt oder die reichen Früchte ihres für Deutschlands Literatur und Kultur so bedeutenden Bundes mit steigender Bewunderung genießt und rückschauend der sechs leeren Jahre gedenkt, in denen beide Männer nebeneinander, doch nicht miteinander lebten. Nicht ein Zufall hat dasgefügt, sondern das äußere und innere Leben, äußere und innere Gegensätze sind die Ursache der Verkennung und Trennung, aber auch der schließlich, beide beglückenden Vereinigung gewesen.

In einer Stunde des Unmuts hat Schiller sich dem Busenfreunde Körner gegenüber zu der Äußerung hinreißen lassen: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen.“ Diese bitteren Worte sprechen deutlicher die äußeren Gegensätze aus als lange Erörterungen. Daß nicht Neid diese Worte eingab, dafür haben wir ein schönes Wort Goethes: „Schiller kannte keinen Neid, er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern, sans tache et sans reproche“, es spricht vielmehr aus ihnen die bittere Klage über das Schicksal. Der Mann, der eine Welt von Ideen in seinem Busen trug und doch um das tägliche Brot und die allergewöhnlichsten Bedürfnisse, um Essen und Trinken, hatte kämpfen müssen, vergleicht sich mit dem Liebling des Glückes, der, verhätschelt und verwöhnt, nur von Herzenskämpfen zu erzählen wußte, der unbesoldete Professor mit dem ersten Manne des Staates, der nur zu wollen brauchte, um auch zu erreichen, was er wollte. Auch Schiller hatte einst ein ähnliches Glück erhofft.



Schiller.

Gemalde von Ludovika Simanowiz, 1794.
Original im Schillermuseum in Marbach.

Derjelbe Herzog, der ſich Goethe zu ſeinem intimſten Freunde ausgewählt hatte, zeigte ſich auch ihm huldreich und ließ ſich von ihm in Darmſtadt (Weihnachten 1784) den erſten Akt des Don Carlos vorleſen; aber er bezeugte ein Wohlwollen nur durch zuſtimmende freundliche Worte und durch die Ernennung zum Sachſen-Weimariſchen Rat. Man erzählte ſich wohl, daß der berühmte Theaterdichter Schiller nach Weimar gehen werde, aber es blieb bei dem leeren Titel, keine Einladung oder Aufforderung folgte. Und gerade nach Weimar war all ſein Sehnen gerichtet.

Es iſt auch nicht zufällig, daß Schiller ſich gerade mit Goethe vergleicht. Nicht weil er ſich für gleichberechtigt hielt, hat er ſich doch ſtets in ſeiner rührenden Beſcheidenheit Goethe untergeordnet, ſondern weil dieſer Name und dieſer Mann von der Stunde an, da der Knabe den Götz von Berlichingen mit pochendem Herzen und tiefer Erſchütterung geleſen hatte, als das leuchtende Ideal, als das, wenn auch nicht erreichbare, ſo doch erſtrebenswerte Vorbild unverrückbar vor ſeinen Augen ſtand. Klopſtock hatte die Stellung des deutſchen Dichters durch ſeine perſönliche Würde und durch die Höheit ſeines Epos gehoben. Goethe erreichte das in Wirklichkeit, was Klopſtock gefordert hatte. Nicht nur der Dichter, auch der Menſch Goethe, der es zur höchſten Ehrenſtellung, die damals ein Bürgerlicher erreichen konnte, gebracht hatte, war das Vorbild des jungen Mediziners, der trotz aller Verbote ſeines Herzogs ſich als Dichter fühlte. Auf der Rückreiſe von der Schweiz am 14. Dezember 1779 erſchien Karl Auguſt mit ſeinem Freunde Goethe in der Militärakademie in Stuttgart, in der ein Feſtaktus abgehalten wurde. Als bei der Feſtrede eine Stelle aus Werthers Leiden zitiert wurde, und aller Blicke, vom Herzog bis zum letzten Studenten, ſich auf den neben beiden Herzögen ſtehenden Frankfurter Bürgersſohn richteten, da durchzuckte das Herz des Jünglings eine Ahnung von der Herrlichkeit des Ruhmes, von der Göttlichkeit des Dichterberufes, der er ſpäter den ſchönen Ausdruck gegeben hat.

Es ſoll der Sanger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen.

Die Jugenddramen Schillers zeigen auf Schritt und Tritt den Einfluß Goethes, aber die äußeren Lebenswege beider Männer blieben getrennt. Der Staatsmann und Kunſtfreund Goethe, der jahrelang der Literatur ganz entfremdet, ſich dem Amt und den Vorbereitungen zur italieniſchen Reiſe, dann Italien ſelbſt widmete, hatte kein Verlangen, ſich um die Schickſale des Verfaſſers der ihm höchſt unſympathiſchen Räuber zu bekümmern, und Schiller, deſſen Enttäüſchungen und Mißerfolge freundliche und liebevolle Menſchen in Leipzig und Dresden wieder wettzumachen ſuchten, mußte die Sehnsucht

nach Weimar vorläufig ungestillt lassen. Aber seine Blicke waren nach wie vor auf den berühmten Musensitz gerichtet, und die Nähe Weimars beeinflusste den Entschluß zur Übersiedlung nach Leipzig, als ferner die ihm befreundete Frau von Kalb nach Weimar zog, lenkte der Ruhelose, ohne zu fragen, ob der Zeitpunkt günstig gewählt sei, im Juli 1787 seine Schritte ebenfalls dorthin, um die „Weimarer Riesen“, das heißt Goethe und Herder, die ihn bisher gänzlich unbeachtet gelassen hatten, zu zwingen, ihn als Dichter anzuerkennen. Er hatte gehofft, Goethe aus Italien zurückgekehrt zu finden. Aber nicht bloß darin täuschte er sich, auch den Herzog verfehlte er, und die Herzogin, die, wie er von Frau von Kalb wußte, eine eifrige Verehrerin seiner Dramen war, war ebenfalls abwesend. Auch waren die Erfahrungen, die er hier machte, nicht erfreulich. Wieland hatte kein günstiges Urtheil über ihn, und Herder, dem er mit der höchsten Begeisterung entgegenkam, hatte überhaupt noch nichts von ihm gelesen. Frau von Stein, Corona Schröter, Knebel und viele andere lernt er kennen; aber wo er auch ist und worüber er auch schreibt, sein Interesse dreht sich um — Goethe. Kann er ihn selbst nicht sehen, so will er wenigstens von ihm hören. Gleich bei der ersten Unterredung mit Wieland ist Goethe ein Hauptthema. Bei Herder wird „erstaunlich viel“ von Goethe gesprochen, und das Ergebnis ist: „Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung; . . er gesteht, er habe viel auf seine Bildung gewirkt.“ Goethe wird von sehr vielen Menschen auch außer Herder mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller bewundert, Herder gibt ihm einen klaren, universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens; alles was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein.“ Nach Herders Behauptung ist Goethe rein von allem Intrigengeist, „er hat wesentlich noch niemand verfolgt, noch keines anderen Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist.“

Weniger erfreulich erscheint ihm Goethes Freund Knebel, den er in dessen Gartenhause antraf. Er zählte ihn zu der Goethischen Sekte, seinen blinden Verehrern und Nachahmern und macht sich über diese und zugleich über die Naturstudien Goethes lustig, für die er damals noch kein Verständniß hatte. Trotz dieser Abneigung feiert er mit Knebel, Voigt und von Kalb in eben diesem Gartenhause am 28. August 1787 Goethes Geburtstag und bringt ein Hoch auf ihn aus. Auch von den Amtsgenossen zieht er Erkundigungen über Goethe ein. Ihr Standpunkt spricht sich in dem Berichte aus, den Schiller an Körner

sendet: „Goethes Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtstun eine Besoldung von achtzehnhundert Talern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen.“

Die mit Ungeduld erwartete Rückkehr Goethes verzögerte sich immer mehr. Schiller zog unterdes (Ende Mai 1788) nach Rudolstadt, um der geliebten Lotte näher zu sein. In ihr, der Freundin der Frau von Stein und der Verehrerin Goethes, sah er eine neue Hoffnung auf Annäherung erblühen. Die Nachricht, daß Goethe endlich zurückgekehrt sei, regte Schiller ungemein auf. Am 7. Juli wandte er sich an den Erzieher des Erbprinzen, Ridel. „Wenn Sie mir wieder schreiben, liebster Freund, so bitte ich Sie, mir von Goethe viel zu schreiben. Sprechen Sie ihn, so sagen Sie ihm alles Schöne von meiner wegen, was sich sagen läßt. Die Iphigenie hat mir wieder einen recht schönen Tag gemacht; obschon ich das Vergnügen, das Sie mir gibt, mit der niederschlagenden Empfindung büßen muß, nie etwas Ähnliches hervorbringen zu können,“ und wie sehr seine Gedanken sich mit Goethe beschäftigen, lehren uns die Worte an Körner: „Ich bin sehr neugierig auf ihn, auf Goethe, im Grunde bin ich ihm gut, und es sind wenige, deren Geist ich so verehere.“ Auffallend ist hier die Wendung, daß er „auf ihn“ schreibt, ohne den Namen vorher genannt zu haben.

Am 7. September 1788 wurde endlich Schillers Sehnsucht erfüllt. Goethe war zwei Tage früher bei Frau von Stein mit Fritsch, Frau von Schardt und Frau Herder in Kochberg eingetroffen. Man besuchte von hier aus Lengefelds in Rudolstadt; so hatten weibliche Hände, Frau von Stein und die Lengefeldschen Schwestern, alles trefflich eingefädelt. „Endlich kann ich Dir“, so schreibt Schiller an Körner, „von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartetest . . . Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszu sehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß

ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen."

Schiller hatte den Tag vorher sein eben vollendetes Gedicht „Die Götter Griechenlands" Lotte zugesandt. Diese wußte Goethes Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es gefiel ihm wohl, und er nahm es mit sich. Aber er äußerte sich zu niemand über den Eindruck, den Schiller auf ihn gemacht hatte. Schiller hatte das richtige Gefühl, daß diese erste Begegnung sie nicht näher geführt hatte; es geschah nichts von Goethes Seite, was auch nur auf Wohlwollen hätte gedeutet werden können. Vorerst schien Körner recht zu behalten: „Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse für einander." Wenigstens versuchte der getäuschte Schiller jetzt diesen Weg. Er hatte in Volkstedt bei Rudolstadt den Egmont gelesen und dort die bekannte Rezension geschrieben, die Goethe, wenn auch unter großer Anerkennung seiner sonstigen Dichtungen, offen angriff und „viel Larin in Jena und Weimar machte". Es war der Versuch Schillers, Goethe zur Anerkennung seiner geistigen Bedeutung zu zwingen. Auch dieser mißlang; er erfuhr nicht einmal Genaueres über Goethes Urteil. Dem Herzog gegenüber äußerte sich Goethe am 1. Oktober 1788 ziemlich ablehnend. Schiller, der nichts davon ahnte, glaubte sogar, nachdem er im November nach Weimar zurückgekehrt war, Goethe zu einem schriftstellerischen Bunde mit ihm und Wieland vereinigen zu können.

Unterdes kam Moritz, der uns von Italien her bekannte Freund Goethes, nach Weimar. Vor einigen Jahren hatte er sich durch eine böse Kritik von Kabale und Liebe Schillers Zorn zugezogen, dann hatten die beiden Männer in persönlichem Verkehr in Leipzig sich versöhnt, jetzt wurde der Verkehr erneuert. Der Freund beider Dichter hätte Goethe über sein Vorurteil aufklären können. Aber Moritz hat das wohl gar nicht versucht, vielmehr nach Goethes eigenen Worten ihn in seiner Anschauung bestärkt, und sein allzu großer Enthusiasmus für diesen, seine „Vergötterung Goethes" erweckte bei Schiller gerade das Gegenteil. Sie führte zu den härtesten Urteilen Schillers über Goethe wie das folgende: „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. . . Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen.



Charlotte Schiller.

Ölgemälde von Ludovika Simanowicz

Original im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm

Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke . . Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbingen und ihn wieder von Herzen lieben " Ganz ähnlich schreibt er an Karoline von Lengefeld. „Goethe ist noch gegen keinen Menschen, soviel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergiehung gekommen — er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht — ich würde mir ihn nicht wünschen, und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl "

Eine unmutige, beleidigte und zurückgestoßene Seele hat diese harten Worte gesprochen. Und doch in demselben Atem gesteht Schiller, daß an Goethes Urteil ihm alles liege, daß er ihn mit Lauschern umgeben wolle, um ihn auszuhorchen, und er bittet Karoline, das scharfe Urteil doch lieber beiseite zu legen. So schwankt er zwischen Liebe und Haß, zwischen höchster Anerkennung Goethes und der Betonung eigenen Verdienstes.

Die Liebe zu Lotte hatte es ihm wünschenswert, ja notwendig erscheinen lassen, eine Staatsanstellung zu erhalten. Durch Eichhorns Weggang war eine Professur der Geschichte in Jena frei. Schiller hatte sich soeben durch seine Geschichte des Abfalls der Niederlande vorteilhaft bekannt gemacht. So lag es nahe, daß Goethe Schiller vorschlug, und man braucht dabei weder an ein besonderes Wohlwollen für Schiller, noch an die Absicht Goethes, ihn zu entfernen, denken. Auch spricht die Form, in der Goethe den Antrag im geheimen Konseil stellte, durchaus nicht für irgendein persönliches Interesse. Von seinem pflichtschulbigen Besuch bei Goethe weiß Schiller nichts anderes zu berichten, als daß Goethe ihn mit dem Sprichwort *docendo discitur* über die mangelhafte Vorbereitung auf seinen Beruf getröstet hätte. Lotte und Karoline begrüßten in der Berufung Schillers das erste Zeichen von Goethes Interesse; aber Schiller, kaum im Besitz der eben noch heiß begehrten Stellung, sah darin ein Danaergeschenk, das, ohne ihm etwas einzubringen, Mühe und Kosten verursachte und ihn seiner goldenen Freiheit beraubte.

So führten auch Goethes Bemühungen für Schillers Professur keinen Schritt weiter. Karoline hatte Goethe zu verteidigen gesucht; Schiller antwortete ihr, daß er nicht dazu da wäre, „um den verworrenen Knäuel des Goethischen Charakters aufzulösen“. Sein Stolz bäumte sich auf gegen die Zurückhaltung Goethes, er erklärte, nichts weiter in der Sache tun zu wollen. „Es ist eine

Sprache," fugt er aber hinzu, „die alle Menschen verstehen. gebrauchte deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem anderen nicht verborgen bleiben Dies ist mein Plan " Die Arbeit, die Schiller hier im Sinne hatte, war sein Gedicht „Die Künstler" Aber diese Stimmung hielt nicht lange vor Die große Mühe, die ihm gerade dieses Gedicht verursachte, ließ ihn an seiner Kraft verzweifeln Mit dem Dramatischen mochte er es noch eher auf einen Versuch ankommen lassen. „Aber mit Goethe", schreibt er bald, „messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will; er hat weit mehr Genie als ich "

Körner, an den diese Worte gerichtet sind, nimmt den Freund gegen ihn selbst in Schutz; er will Goethe nicht mehr Genie, sondern nur größere Kunstfertigkeit zusprechen Jetzt rußt Schiller mit der Sprache heraus. „Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin," und dann folgen jene unehelichen Worte: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist nun einmal im Wege", die wir am Anfange dieses Kapitels zitiert haben

Mit diesem schrillen Mißton schließt Goethes und Schillers erstes Zusammenleben in Weimar Mit seiner Übersiedlung nach Jena im Mai 1789 wird Schiller aus Goethes unmittelbarer Nähe entrußt. Bei seinen Besuchen in Jena übergeht Goethe den neuen Professor, der doch die Liebe und Verehrung der Studenten im Sturm gewonnen hatte. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Verdienst zu ehren verstand, blieb fruchtlos Trotzdem denkt Schiller bei dem freundlichen Verkehr Goethes mit den Schwestern Lengefeld im Dezember daran, das Geheimnis seiner Liebe ihm, doch wohl durch Lotte, anzuvertrauen, um durch ihn ein Gehalt zu erlangen und dadurch seine Vereinigung mit der Geliebten zu ermöglichen Aber er läßt den Gedanken bald fallen und wendet sich selbst an den Herzog. Am 22 Februar 1790 wurde das Paar in Wenigenjena getraut. Bald darauf reiste Goethe auf mehrere Monate nach Venedig

Lotte hatte ihrem Lieblingswunsch, beide Männer zu vereinigen, trotz aller Mißerfolge nicht entsagt. Ihrem stillen, sanften Wirken konnte auch Schiller sich nicht entziehen. Sein Unmut und Groll weicht allmählich einer friedlichen Stimmung. Andererseits wirkte Körner in demselben Sinne auf Goethe bei dessen zweimaligem Aufenthalt in Dresden. Am 31. Oktober 1790 betritt Goethe zum erstenmal das Schillersche Haus. Daß er aber nicht schon damals, sondern erst vier Jahre später Schiller die Hand zum Bunde reichte, kann in den äußeren Gründen, Schillers Krankheit, Goethes Aufenthalt in der Champagne, Schillers langer Abwesenheit von Jena, nicht genügende Erklärung finden; Goethes Verhalten läßt sich nur erklären aus den i n n e r e n G e g e n s ä t z e n beider Männer als Dichter und Menschen.

Wenn die Worte, die Goethe seiner Stella in den Mund gelegt hat: „Mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt“, wahr sind, so muß sich der große Gegensatz zwischen den geistigen Bildern von Goethe und Schiller, die wir in uns tragen, auch in der äußeren Gestalt der beiden Männer zeigen. In Goethes irdlicher Hülle sind wir gewohnt, das Idealbild eines an Körper und Seele vollkommenen Menschen zu verehren. Die mächtige Jupiterstirn, die kraftvolle, gewaltige Brust, die großen, feurigen, tiefliegenden Augen mit den in schönem Bogen gezeichneten Augenbrauen, die ausdrucksvolle, etwas gebogene Nase, der große, aber edel geformte Mund, die harmonischen Züge und der majestätische Gang, alles trifft zusammen, um ihn als ein auf Erden wandelndes Götterbild erscheinen zu lassen, ein Meisterstück der Natur, zum Glück und zur Freude der Mitmenschen geboren.

Wie ganz anders unser edler Schiller, „er hatte früh das strenge Wort gelesen, dem Leiden war er, war dem Tod vertraut“. Aus seinen durchgeistigten, schmalen, unregelmäßigen Zügen leuchtete nicht minder Hoheit und Größe „Ihm war“, so sagte Goethe von ihm, „eine Christustendenz eingeboren: Er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln“; aber diese Züge deuteten zugleich mit der kranken, eingefallenen Brust, der vornüber gebeugten Haltung, die ein langer Hals noch unworthafter erscheinen ließ, auf körperliches und seelisches Leid, auf ein Leben voll Kampf und Entbehrung. Die zarte Organisation, eine überaus große Reizbarkeit, Mangel an Schlaf und infolgedessen die Notwendigkeit, die erschlaffenden Lebensgeister durch Reizmittel anzuregen, ununterbrochene, fast fieberhafte Tätigkeit und gewisse wohlbekannte Lebensgewohnheiten Schillers erhöhten das Krankhafte des Zustandes, über den Schiller durch fast übermenschliche Willenskraft hinwegzutäuschen verstand. Als Goethe Schiller in Weimar sah, stimmte ihn dies rührende Bild des Leidenden tief traurig. Er glaubte ihn nur wenige Wochen noch am Leben zu sehen Schillers wunderbare Fähigkeit und die treue Pflege der unermülichen Cotte hat diesen teuren Schatz dem deutschen Volke noch fünfzehn Jahre erhalten.

Schon diese äußeren Gegensätze beider Dichter lassen auf den Charakter ihrer Poesie schließen. Wie Goethes dichterische Tätigkeit aufgefaßt werden kann als die Verkündigung des heiteren Evangeliums der Kunst, und wie der Inhalt seiner Poesie Liebe und Lebensfreude ist, so ist der Grundzug der Wirksamkeit Schillers der Kampf und sein eigentliches Gebiet die Tragödie. Den schwermütigen Charakter verrät schon seine früheste Jugendpoesie. In der „Leichenphantasie“, der „Elegie auf den Tod eines Jünglings“, der „Schlacht“, der „Kindesmörderin“ und wie sie alle heißen, diese Schreckensbilder einer

überreizten jugendlichen Phantasie, überall ist der pessimistische Grundgedanke herrschend, der den Tod als Erlöser aus dem irdischen Elend auffaßt. Eine rauhe, freudlose Jugend, unerhörter Zwang und Druck trieb den Jüngling diesem unnatürlichen Pessimismus in die Arme. Goethes helle, von treuer Mutterliebe sorgsam gehütete, von der Sonne der Lebensfreude und des Glückes durchwärmte Knabenzeit zeitigte tändelnde Liebes- oder Freundschaftslieder.

Und nicht nur die äußeren Verhältnisse, seine eigene Natur schuf dem jugendlichen Schiller Kämpfe und Leiden, von denen Goethes heitere, sorglose Natur nichts ahnte. Schillers Charakter war durchaus nach innen gewandt und grüblerisch; er war der geborene Philosoph, den die großen Fragen nach dem Wesen aller Dinge, nach Gott und der Unsterblichkeit nicht ruhen ließen, bei seinem unablässigen Streben nach Erkenntnis und Wahrheit und bei seinem spekulativen Geist schwankte er zwischen Glauben und Unglauben, Atheismus und Pantheismus und durchkämpfte täglich den Riesenkampf zwischen Leidenschaft und Vernunft, bald kleinlich verzagend, bald himmelhoch jauchzend. Und was er innerlich erlebt, das wird der Inhalt seiner Werke, das wird verkörpert in seinen Gestalten, durch alle Stadien der Empfindung hindurch vom Menschenhaß Moors bis zu dem für die Menschheit sich opfernden Marquis Posa. Aber immer hat der Dichter das Herz voller Ideale, immer ist er erhaben und groß, hoheitsvoll, kaum die Erde berührend, immer in glühender Begeisterung, der Prophet, der Sprecher für die ganze Menschheit, in einer Sprache, deren hinreißende Kraft unwiderstehlich und unnachahmlich, deren Pathos aus der Brust voll von überquellendem Idealismus wie ein reißender Strom unaufhaltsam hervorbricht. Das ist der jugendliche Schiller, der Verkünder der Freiheit und der Menschenrechte, das unsterbliche Ideal der deutschen Jugend und aller derer, die sich jung im Herzen fühlen:

Nun glühte seine Wange rot und roter
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
 Von jenem Mut, der früher oder später
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöht
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
 Damit der Tag dem Edlen endlich komme

Wo gibt es unter den vielen Werken Goethes auch nur eins, das mit der Begeisterung, dem hohen Schwung, der Leidenschaft der Schillerschen Sprache sich messen könnte! Goethe ist der Dichter des reifen Mannes. Aus seinen Werken spricht die klassische Ruhe, ein leidenschaftsloser, vornehmer Geist, eine

überlegene Objektivität, in der selbst die Leidenschaft durch die schöne Form gedämpft wird. Der leidenschaftlich erregte Dichter des Don Carlos spricht in jeder Zeile seiner Jugenddramen zu seinem Publikum, der ganzen Menschheit. In Goethes Werken dagegen tritt der Mensch Goethe ganz zurück. Der Künstler verbirgt sich, um sein Werk allein durch sich selbst wirken zu lassen. Die Schönheit ist sein Ideal, und durch die Darstellung dieses, in seiner Seele wohnenden Ideals will er uns emporheben zu lichterem Höhen, ein Glück genießen lassen, das wir hier vergebens suchen, den Frieden, den die Welt nicht gibt.

Aber fassen wir den Gegensatz scharfer und tiefer, wie das Schiller unübertrefflich getan hat in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung und in dem ersten großen Briefe an Goethe. Aus der erstgenannten Schrift rührt der für die Literaturgeschichte und Ästhetik grundlegend gewordene Unterschied des naiven Dichters oder Realisten und des sentimentalischen oder Idealisten. „Die Dichter“, heißt es dort, „sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr sein können und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden also entweder Natur sein oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemütsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.“

Die Vertreter der naiven Richtung sind die Griechen, besonders Homer, die der sentimentalischen die Dichter einer künstlichen Kultur, die Modernen. „Jene ruhren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese durch Ideen.“ Aber wir haben auch in unserer Zeit einen Dichter, der den Griechen nahe kommt. Ihn zeichnet Schiller mit den Worten: „Ohne alle Vertraulichkeit entflieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das ihn umfassen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Objekt besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht wie ein schlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, sondern will wie das Gold in der Tiefe gesucht sein. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk; er ist das Werk und das Werk ist er; man muß des ersteren schon nicht wert oder nicht mächtig oder schon satt sein, um nach ihm nur zu fragen.“ „Wären Sie“, schreibt er in dem berühmten großen Briefe vom 23. August 1794 an Goethe, „als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine aus-

erlebene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hatten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären."

Und in demselben Briefe stellt er, der bescheidene Mann, die ungeheueren Vorzüge der Goethischen Dichtungsart der seinigen gegenüber: „Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur, weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen.“ Es ist dasselbe, was ein Naturforscher mit dem Worte von Goethes gegenständlichem Denken gemeint hat, daß das Denken Goethes sich nicht von den Gegenständen absondert, daß sein Denken ein Schauen und sein Anschauen ein Denken war, daß er nicht an den Stoff einer zukünftigen Dichtung herantrat wie etwa Schiller an den Wallenstein, sondern daß er ihn erst in seinem Inneren durchleben mußte, um ihn dann als sein Eigentum herauszugeben. Noch klarer deutet Schiller auf Goethe dort, wo er von dem Naiven und Sentimentalischen das eigentlich Poetische abzieht. „Es bleibt alsdann“, schreibt er, „von dem ersteren nichts übrig, als in Rücksicht auf das Theoretische ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichformige Zeugnis der Sinne, in Rücksicht auf das Praktische eine resignierte Unterwerfung unter die Notwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nötigung) der Natur, eine Ergebung also in das, was ist und was sein muß. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig als (im Theoretischen) ein unruhiger Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen drängt, im Praktischen ein moralischer Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen besteht. Wer sich zu der ersten Klasse zählt, kann ein Realist, und wer zur anderen, ein Idealist genannt werden.“

Hier haben wir die Gegensätze der beiden Männer, abgesehen von ihrem dichterischen Charakter: den Naturforscher Goethe und den Philosophen Schiller; den Naturforscher, der immer den Blick auf das Ganze gerichtet, „der von der einfachen Organisation Schritt vor Schritt hinaufsteigt

zu der mehr verwickelten, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen“, und der die Natur studiert, um sich selber kennen zu lernen, und dagegen den Philosophen Schiller, der, immer von Ideen beherrscht, von der Idee, vom Allgemeinen zum Besonderen übergeht, der spekulativ über sein eigenes Denken und Empfinden philosophiert, dessen Verstand im unablässigen Kampfe streitet wider seine Empfindung

Wie Goethe nach eigenem Ausspruch der Sinn für die spekulative Philosophie, so fehlt dem jugendlichen Schiller das Verständnis für Goethes Naturforschung. „Da sucht man“, schreibt er bei seinem Eintritt in Weimar, „lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge . . . Goethes Darstellungsart ist zu sinnlich und betastet mir zu viel,“ worauf Körner warnend schreibt, „daß Schiller sich nicht allzusehr im Intellektuellen verlieren solle“ Dieser warnenden Stimme hat Schiller nicht immer gehorcht. Der philosophische Geist, wie er selber sagt, übereilt ihn oft, wo er dichten wollte, und der kalte Verstand stört seine Dichtung. „Er hat manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens erzwungen.“ Wenn Goethe fast instinktiert und „wann es ihm auf den Nägeln brannte“ dichtete, mußte Schiller über alles, was er tat, reflektieren, immer wieder bessern und ändern. Seine Gestalten waren ganz seiner Phantasie entnommen, und selbst die Liebesgedichte der Jugend sind für eine erdichtete Geliebte geschrieben. Die äußere Natur, seine Umgebung, hatte gar keinen Einfluß auf ihn. Während die wechselnde Umgebung und äußere Erlebnisse meist den ersten Anstoß zu Goethes Dichtungen gaben, war es für Schiller ganz gleichgültig, ob er in einem Palaste oder in einer Hütte lebte, ob er große Reisen unternahm oder sich in sein Studierzimmer einschloß. Nichts, wie Goethe von ihm erzählt, genierte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Er wußte nichts von Stimmungen, die ihn von seiner dichterischen Tätigkeit abhielten. Er kommandierte die Poesie. Selbst die körperlichen Leiden bezwang sein starker Wille. Wie mußte das Goethe imponieren, dessen dichterische Kraft sogar vom Wetter abhängig war.

Wollte Goethe die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen, so predigte Schiller das Evangelium der Freiheit. Goethe leugnete damals die Freiheit des menschlichen Willens. Er hat seinem Standpunkt, den er Komparativ nannte, den großartigsten Ausdruck gegeben in dem Fragment *Die Natur*. „Sie hat mich“, so schließt dieser Aufsatz, „hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk

nicht hassen Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr und was falsch ist, alles hat sie gesprochen Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst " Für Schiller aber ist die Freiheit des menschlichen Willens der feste Grund seiner Dichtung. Es war nicht immer dieselbe Freiheit, die Schiller verherrlichte, zuerst war es die physische, dann die ideelle; aber immer ist von den Räubern bis zum Tell die Befreiung des Menschen von inneren und äußeren Fesseln das Thema des Dichters.

So läßt sich der grundlegende Unterschied in dem Charakter der beiden Dichter am besten in die Worte fassen, daß Goethe mehr zur Natur-, Schiller mehr zur Geistesseite neigte. Aber das war kein Unterschied, der die Freundschaft beider gehindert hatte.

Der Gegensatz vielmehr, der Goethes Annäherung so lange verzögerte, war nicht durch Schillers Charakter und Natur hervorgerufen worden, sondern nur durch dichterische Produkte einer früheren Entwicklungsstufe Schillers, die Goethe fälschlich von dem dichterischen Charakter Schillers ableitete, ohne zu ahnen, daß inzwischen eine tiefgreifende Wendung den jungen Dichter zu seinem eigenen hohen Standpunkt hatte heranreifen lassen.

Für Goethe war und blieb Schiller der Verfasser der Räuber. „Schiller war mir verhaßt," so sagt er, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strom über das Vaterland ausgegossen hatte." Der Verfasser der Iphigenie erschraf vor dem Beifall, den die neu auftauchende, wie er glaubte, längst überwundene Richtung von Sturm und Drang in Deutschland fand. Bald mußte er erleben, daß seine vom reinsten Schönheitsideal durchdrungenen, höchsten Seelenadel verkündenden Werke mißachtet und verdrängt wurden von diesen Darstellungen einer erhitzten Phantasie, diesen Schilderungen einer gemeinen Wirklichkeit des Schmutzigen, Ekelhaften, Ungeheueren. „Es war ein Zustand der Verzweiflung." Am liebsten hätte er die Ausübung der dichtenden Kunst ganz aufgegeben. Darum vermied er Schiller, als dieser nach Weimar kam.

Schillers Wandlung aber hatte schon mit der Selbstrenszion der Räuber begonnen. Im November 1784 schreibt er in der Ankündigung der *Thalia* von den Räubern: „Unbekannt mit Menschen und Menschen-schicksal mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht mehr vorhanden war." Mit Kabale und Liebe hatte er die Periode der revolutionären, naturalistischen, das Gräßliche, Ungeheuer, Entsetzliche mit Vorliebe darstellenden Dramen und einer von überreizter Phantasie geborenen Liebespoeie abgetan. Aus der pessimistischen, verzweifelnden Lebensauffassung ar=

beitete er sich zu einer freundlicheren, befriedigenderen empor, die zwar auch auf Entsagung hinauslief, aber zum Besten der Menschheit und zum Glück des Einzelnen, wie es seine philosophischen Briefe und der Marquis Posa verkündeten. Julius hatte seinen Raffael gefunden. Es entstand das Lied „An die Freude“ und Schillers erstes Drama im großen Stil „Don Carlos“.

Mehrere Jahre eifrigster philosophischer, ästhetischer und geschichtlicher Studien, der Umgang mit einem so reifen, hochgebildeten und edlen Manne wie Körner führten Schiller allmählich zu demselben Ideal, das Goethe in Weimar und Italien gewonnen hatte, dem griechischen Kunst-Ideal. Schiller liest Aristoteles und studiert Lessing und Winckelmann; in Jena hält er ein Kolleg über antike Tragödie, die Odyssee liest er in der Dörschen'schen Übersetzung mit den Schwestern Lengefeld. Eifrig übersetzt er mit Hilfe der lateinischen Übertragung die Iphigenie in Aulis von Euripides und die Phönizierinnen und will sich dann an den „Lederbissen“ machen, den Agamemnon des Aeschylos. „Ich hoffe, ehe ein Jahr um ist,“ schreibt er am 12. Dezember 1788 an Körner, „sollst Du an diesem Studium der Griechen schöne Früchte bei mir sehen.“ Einige Monate später drückt er sich deutlicher aus: „Ich will bei mehrerer Bekanntschaft mit griechischen Stücken endlich das Wahre, Schöne und Wirkende daraus abstrahieren und mir mit Weglassung des Mangelhaften ein gewisses Ideal daraus bilden, wodurch mein jetziges korrigiert und vollends gerundet wird.“

Noch im Jahre 1788 war die erste Frucht der neu gewonnenen Anschauungen, die erste Verherrlichung der Antike erschienen, das Gedicht. Die Götter Griechenlands, ein Preislied der griechischen Götterwelt und ihres unvergänglichen Fortlebens in der Kunst. Wenn Schiller Stolbergs Vorwurf: „Die Vorstellungen unserer Religion von Gott müssen dem Verfasser, auch wenn er das Unglück hat, nicht daran zu glauben, ehrwürdiger sein als die Bilder frecher Mänaden und unzuchtiger Priesterinnen der Venus“, mit den Worten zurüchwies: „Ein Kunstwerk darf nur sich selbst, das heißt seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben und ist keiner anderen Forderung unterworfen“, so ist das ganze Goethische Anschauung, auch abgesehen davon, daß beide Männer sich in der Abneigung gegen die geltende Form des Christentums begegneten. Die 1788 im Sommer geschriebene, unvollendet gebliebene Rezension über Goethes Iphigenie mit ihren begeisterten Worten über den Monolog des Orest: „Hier hat das Genie eines Dichters, der die Vergleichung mit keinem alten Tragiker fürchten darf die feinste, edelste Blüte moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüte der Dichtkunst zu vereinigen gewußt“, hätte Goethe wohl sagen können, daß er hier verstanden werde, wenn nicht die gleichzeitige scharfe und ungerechte Kritik des Egmont alles wieder verdorben hätte.

Ein Jahr später, nachdem Goethe sich in Italien als Künstler wiedergefunden

hatte, schrieb Schiller an Körner: „Ich muß ganz Künstler sein, oder ich will nicht mehr sein.“ In dem Augenblicke, da er diesen Ausspruch tat, war er mit Goethe innerlich verbunden. Indem er jede Tendenzdichtung aufgab, einigte er sich mit Goethe in der Erkenntnis: Die Kunst ist sich selbst Zweck. Von nun an stehen beide auf derselben, auf der ästhetischen Grundlage. Goethes Tasso und Schillers Künstler sind in demselben Jahre vollendet worden. Der schon und erhabene Grundgedanke des Künstlers, daß Schönheit und Harmonie das Prinzip der Kunst seien, und daß die Kunst die Menschheit von der Barbarei bis zur höchsten Kultur und Vollkommenheit erzogen habe, könnte ebenso von Goethe ausgesprochen sein.

Der Menschheit Wurde ist in eure Hand gegeben,
Bewahrt sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Und nun erschien (1791) Schillers Rezension über Burgers Gedichte. An Bürger war der Mahnruf von der Würde der Poesie vergeblich erklingen. Es traf ihn das Strafgericht Schillers, das um so unbarmherziger war, als dieser damit seine eigene Jugendpoesie richten wollte. Wir hören zum erstenmal eine Anerkennung Schillers durch Goethe; er wünschte selbst Verfasser dieser Rezension zu sein. Es ist bezeichnend, daß gerade diese Rezension Goethes Stillschweigen brach. Was Schiller an Bürger vermischte, war, um es kurz zu sagen, der große Charakter, und eben diesen Charakter fand Goethe in dem Rezensenten. Auch Goethe war im Innersten davon durchdrungen, daß diese Art von Poesie, wie die Bürger-Wielandschen Tändeleien, vergangenen Zeiten angehöre. In Schiller sah er nun den Mann, der Charakter, Ernst und Würde besaß, gerade das, was der Grundstein der neuen von Goethe begründeten Poesie sein sollte.

Im Jahre 1791 wurde Schiller von der Philosophie Kants ergriffen. Seine auf diesen Studien sich aufbauende Abhandlung: „Über Anmut und Würde“ (1793) hat Goethe als einen besonderen Stein des Anstoßes und als die Ursache der Verzögerung ihrer Verbindung bezeichnet. Es geht das offenbar auf den ersten Teil der Abhandlung, in dem Schiller zwischen menschlichen und tierischen Wesen unterscheidet, den von Goethe geleugneten feindlichen Gegensatz von Natur und Geist schroff hervorhebt und gegen „die Mutter Natur insofern ungerecht wird“, als er den Naturtrieb für tierisch erklärt und ihre Schöpfungen, wie die architektonische Schönheit und das Genie als ein bloßes Naturerzeugnis geringschätzig behandelt. Verlezt und abgestoßen war Goethe wohl mehr durch eine Stelle über das Genie, die er auf sich, gewiß irrtümlicherweise, glaubte beziehen zu müssen, als durch den Inhalt der Schrift im ganzen.

„Anmut und Würde“ sucht zwischen Kant und Goethe zu vermitteln. Denn gerade in dieser Abhandlung entfernt sich Schiller von den Forderungen des Philosophen der eisernen Pflicht, greift Kant sogar direkt an und nähert sich den Anschauungen Goethes, und gerade aus dem Jahre 1793 haben wir Briefe von Schiller an Körner, die sogar die Gleichheit der Anschauungen vertragen. In diesen hat Schiller die uns aus der Abhandlung „Natur, Manier und Stil“ bekannte Scheidung Goethes zwischen Manier und Stil zu der seinigen gemacht. Der Stil ist im Gegensatz zu der von der Eigentümlichkeit der Künstler beeinflussten Manier die „höchste Unabhängigkeit der Darstellung von allen subjektiven und allen objektiven zufälligen Bestimmungen“; „er ist die völlige Erhebung über das Zufällige zum Allgemeinen und Notwendigen“. Auch hierin sind beide Männer einig.

Soweit war Schiller Goethe entgegengekommen; es bedurfte nur noch der Bereitwilligkeit Goethes, sich mit der Wandlung Schillers bekannt zu machen. Den äußeren Anlaß dazu gab nach Goethes Darstellung ein zufälliges Zusammentreffen bei einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena. „... Einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an; er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht: er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.‘ Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.‘“

Die Versuche, dieses Gespräch der Zeit nach zu bestimmen, sind an äußeren Widersprüchen gescheitert. An der Tatsache werden wir trotzdem nicht zweifeln

Jedenfalls hatte der berechtigte Einwurf Schillers, der Goethe noch lange beschäftigt hat, seine Meinung von dem Dichter der Räuber bedeutend erhöht. Der Mann inponierte ihm. „Der erste Schritt“, so fährt er in der Erzählung fort, „war gelang Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten, ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den Hören manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.“

Der Aufbau einer gemeinsamen Ästhetik.

Vom 13. Juni 1794 ist der Brief datiert, der Schillers Aufforderung an Goethe, an seiner Zeitschrift „Die Hören“ mitzuarbeiten, enthält. Am 24. Juni schrieb Goethe die Antwort: „Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.“ Es folgte jener begeisterte, großartige Brief Schillers, der die Summe von Goethes Existenz zog und bewies, daß Goethe noch von niemandem so verstanden worden war, wie von Schiller. Am 1. September kann Schiller dem Freunde Körner, mit dem er kurz zuvor sich in Weisensfels getroffen hatte, schreiben: „Bei meiner Zurrückkunft fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt.“ So hatte denn Schiller erreicht, wonach er seit seinem Eintritt in Weimar vergeblich gestrebt hatte.

Der Gegensatz zwischen Goethe und Schiller, den Goethe mit Objekt und Subjekt bezeichnet, tritt hier nicht zum erstenmal auf. Er ist so alt wie die Kultur selbst. Wir brauchen nur an Aristoteles und Plato, an Ariost und Tasso, an Meister Gottfried von Straßburg und Wolfram zu denken. Nur das war ein neues und ein erhebendes Schauspiel, daß diese Vertreter der Gegensätze einen Bund schlossen mit der ausgesprochenen Absicht, den Gegensatz, wenn auch nicht aufzuheben, was ja unmöglich war, so doch zu mildern oder scharf zu erkennen und, wie Goethe schön sagt, durch einen Wettkampf zu besiegeln. Die Möglichkeit war dadurch gegeben, daß weder Goethe ausschließlich Realist, noch Schiller lediglich Idealist war; daß man höchstens von der größeren Annäherung des einen zur Natur, des anderen zur Idee sprechen kann, und daß die Gegensätze wieder zusammentrafen in der gemeinsamen Feindschaft gegen die Ausartung des Realismus, den Naturalismus, und gegen die des Idealismus, den Spiritualismus. „So verschieden“, sagte Goethe später zu Erdmann, „unsere beider-

seitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf eins, welches unser Verhältniß so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den anderen leben konnte "

Die führende Rolle in dem Aufbau einer gemeinsamen Ästhetik hatte billigerweise Schiller. Goethes Natur widerstrebte die Theorie, seiner naiven Dichtungsart die philosophische Betrachtung; nur Schillers mit Begeisterung geschriebene, tiefsinnige Erörterungen zogen ihn für eine Zeit in das Gebiet der Speculation. Auch für die Ergebnisse ihrer gemeinsamen Besprechungen fand meistens Schiller den wissenschaftlichen Ausdruck; Goethe fühlte sehr wohl, daß ihm hierin sein großer Freund überlegen war. Und wirklich steht hier Schiller auf der Höhe seiner philosophischen und zugleich dichterischen Tätigkeit. Seine ästhetischen Abhandlungen aus dieser Zeit sind durch die Tiefe und Größe ihres Inhalts die Grundlage der neuen Ästhetik geworden, durch ihre klassische Form und die Anmut der Darstellung unerreichte Muster einer künstlerischen Behandlung wissenschaftlicher Fragen. Der Ort, wo die gemeinsamen Erörterungen niedergelegt wurden, war die Zeitschrift „Die Horen“, die bei Cotta von 1795 an erschien. Zu dem Bunde der beiden großen Männer traten ergänzend mit kunsttheoretischen Aufsätzen hinzu die Freunde Schillers, Körner und Wilhelm von Humboldt, aus dem Goethischen Kreise Heinrich Meyer.

Wilhelm von Humboldt hatte Schillers Bekanntschaft im Dezember 1789 gemacht. Die Vermittlerin war Schillers Braut, die mit der Braut Humboldts, Karoline von Dachsöden in Erfurt, befreundet war. Mit Begeisterung schloß sich der um acht Jahre jüngere Edelmann an Schiller an; hauptsächlich um in seiner Nähe leben zu können, nahm er im Jahre 1794 mit seiner Familie seinen Aufenthalt in Jena. Der geistreiche Kritiker und begeisterte Kenner der Antike wurde freudigst in den Bund mit aufgenommen.

Die erste große kunsttheoretische Abhandlung, gewissermaßen das Programm des Herausgebers, waren Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Es war eine Neubearbeitung der Briefe an seinen edlen Gönner, den Herzog von Augustenburg, die Schiller im September 1794 für die Horen begann. Vorausgegangen war schon Mitte Juli ein ausführliches Gespräch mit Goethe über Kunst und Kunsttheorie, wobei sich, wie Schiller an Freund Körner schreibt, eine unerwartete Übereinstimmung fand, „die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem anderen etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfnis, sich an mich anzuschließen, um den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen.“

Um was es sich bei diesen Unterhaltungen gehandelt hatte, erfahren wir aus der Notiz, daß Goethe nach einigen Wochen einen Aufsatz an Schiller sandte, in dem er die Erklärung der Schönheit, „daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet“. Es folgte noch im September der vierzehntägige Aufenthalt Schillers bei Goethe, nach dem Schiller schreibt: „Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben, aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren gehen,“ worauf Goethe antwortet: „Wir wissen nun aus unserer vierzehntägigen Konferenz, daß wir in Prinzipien einig sind, und daß die Kreise unseres Empfindens, Denkens und Wirkens teils koinzidieren, teils sich berühren.“ Man beschließt, in der Korrespondenz vorerst das Thema, das Schiller immer wieder angerührt hatte, zu erledigen, „unsere Begriffe über das Wesen des Schönen ins klare zu setzen“. Schiller sendet am 8. Oktober den ersten philosophischen Brief.

Aus einem Briefe an Körner vom 25. Oktober 1794 erfahren wir den Inhalt des Schillerschen Briefes. Es handelt sich um den uns schon bekannten Gegensatz Schillers gegen Kant. Kant leugnete ein objektives Merkmal der Schönheit oder die objektive Schönheit. Schiller bejahte sie. Jetzt, nach den Verhandlungen mit Goethe, erklärt Schiller, daß ein empirischer Begriff von Schönheit nicht vorhanden sei: „Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objektiv, aber bloß eine notwendige Aufgabe für die sinnliche, vernünftige Natur.“ Also das Objekt fordere durch die Art, wie es zu uns spricht, uns auf, es schön zu finden, wobei es natürlich darauf ankommt, wie wir, das Subjekt, uns dazu stellen. Es ist diese Definition eine Verbindung des Objektiven und Subjektiven.

Am 20. Oktober erhielt Goethe die ersten neun ästhetischen Briefe mit den Worten: „So verschieden die Werkzeuge auch sind, mit denen Sie und ich die Welt anfassen . . . so glaube ich doch, daß wir auf Einen Hauptpunkt ziehen. Sie werden in diesen Briefen Ihr Porträt finden (im neunten Briefe) . . . ich weiß, daß ich es gut gefaßt und treffend genug gezeichnet habe.“ Es ist die berühmte Schilderung des Künstlers, die mit den Worten schließt: „Er strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es in die unendliche Zeit.“

Die Antwort Goethes lautete: „Wie uns ein töpflcher, unserer Natur analoger Tranf willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben

wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand? Auch Meyer hat seine große Freude daran, und sein reiner, unbestechlicher Blick war mir eine gute Gewähr," und zwei Tage darauf: „Hierbei folgen Ihre Briefe mit Dank zurück. Hatte ich das erstemal sie bloß als betrachtender Mensch gelesen und dabei viel, ich darf fast sagen, völlige Übereinstimmung mit meiner Denkweise gefunden, so las ich sie das zweitemal im praktischen Sinne und beobachtete genau: ob ich etwas fände, das mich als handelnden Menschen von seinem Wege ableiten könnte; aber auch da fand ich mich nur gestärkt und gefördert, und wir wollen uns also mit freiem Zutrauen dieser Harmonie erfreuen.“

So können wir in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen das erste Zeichen des Bundes, das von Schiller so schön ausgesprochene Bekenntnis des gemeinsamen ästhetischen Glaubens erkennen. Der Ausgangspunkt der Schillerschen ästhetischen Studien war Kants 1790 erschienene Kritik der Urteilskraft. Der große Philosoph hatte auf Schiller eine wunderbare Anziehungskraft ausgeübt. Es war Schillers fester Voratz, diesen erhabenen Geist für sich zu bezwingen, seine Philosophie zu durchdringen; sie zu erweitern und auf ihr seine Ästhetik aufzubauen, war ihm eine Lebensaufgabe. Auch Goethe hatte, obgleich das Kantsche System seinem aller Philosophie abholden Wesen wenig zusagte, und die Trennung des geistigen Daseins und der Außenwelt ihm gar nicht sympathisch war, doch die Kritik der Urteilskraft, besonders den zweiten, die Zweckmäßigkeit der organischen Natur behandelnden Teil, mit großer Befriedigung gelesen: „Die großen Hauptgedanken des Werkes waren meinem bisherigen Schaffen, Tun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was nebeneinander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander . . . Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urteilskraft unterwerfen.“ Daß die moralische Teleologie die Ergänzung der physischen bilde und so die Gotteslehre begründe, war ihm aus der Seele gesprochen. So kam es, daß Schiller und Goethe sich hier in Kant begegneten. Hier blieb Schiller der Berater und Mentor. Während Goethe den Freund von der Philosophie zur Dichtung zurückführte, weihte dieser ihn in die Kantsche Ideenlehre ein und erweckte in ihm ein Interesse für die kritische Philosophie, das ihm bis dahin fremd gewesen war.

Diese Schillerschen Briefe sind in einer politisch großen und gewaltigen Zeit geschrieben, da aller Augen nach Frankreich gerichtet waren, „auf den Schau-

platz, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird“, und da sich das Denken und Begehren der Menschen mit der politischen Freiheit beschäftigte. Es schien ein gewagtes Unternehmen, eine Zeitschrift zu gründen, die alles ausschloß, was sich auf die politische Verfassung bezog, und dazu noch mit einer rein ästhetisch-abstrakten Abhandlung das erste Heft zu eröffnen. Aber die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen wollen gar nicht unpolitisch sein. Die Greuel der französischen Revolution hatten gezeigt, daß die Menschen noch nicht reif waren, sich selbst zu regieren. Weder der Staat noch die Philosophie hatte dieses Ziel erreicht. Es kann, das will Schiller zeigen, nur erreicht werden durch die ästhetische Erziehung.

Drei Entwicklungsstufen des Menschen unterscheidet Schiller, die physische, die ästhetische und die moralische. In der physischen erleidet er die Macht der Materie, in der ästhetischen befreit er sich von dieser Macht, auf der dritten beherrscht er sie. Der Schritt von der ästhetischen Stufe zur moralischen ist unendlich leichter, als der von der physischen zur ästhetischen. Der Mensch kann ihn durch seine Freiheit, die ihm die Schönheit gegeben, vollbringen. Es gibt für ihn keinen anderen Weg vom physischen zum moralischen Zustande als durch den ästhetischen, er muß ihn durchlaufen, um vom Leiden zur Selbsttätigkeit, vom Empfinden zum Denken fortzuschreiten. Die Betrachtung, die der Mensch im ästhetischen Zustande zu üben beginnt, ist das erste Zeichen seiner Befreiung von der Materie. Durch die Schönheit tritt er in die Welt der Ideen, ohne die sinnliche zu verlassen. Wie den Wilden die Freude am Puz und Schmuck und das Gefallen an der eigenen oder fremden Gestalt zuerst aus dem rohen physischen Zustande erhebt, so wirkt, so befördert die Schönheit die Moralität und veredelt den Menschen. Sie macht den ästhetischen Menschen zum moralischen, oder vielmehr der ästhetische ist der moralische. Die durch die Schönheit erzogenen Menschen sind reif, sich selbst zu regieren. Der ästhetische Staat ist das Ziel, von dem die Untersuchung ausging, und zu dem sie zurückführt, „der Staat, in dem alles, auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger ist, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat“. Das menschliche Ideal ist die schöne Sittlichkeit.

Die zweite große theoretische Kundgebung des Bundes war Schillers Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung*, die aus den Aufsätzen „Über das Naive“ und „Die sentimentalischen Dichter“ entstanden war und im Jahre 1795/96 in den *Horen* abgedruckt wurde. Nach der Lektüre des Manuskripts November 1795 schrieb Goethe freudig erregt: „Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich, aus einer allzu großen Vorliebe für die alte Dichtung, gegen die neuere oft ungerecht war. Nach Ihrer Lehre kann ich erst selbst mit mir einig werden, da ich das nicht mehr zu schelten brauche,

was ein unwiderstehlicher Trieb mich doch, unter gewissen Bedingungen, hervorbringen nötigte, und es ist eine sehr angenehme Empfindung, mit sich selbst und seinen Zeitgenossen nicht ganz unzufrieden zu sein."

Auch in den Briefen an Meyer ist uns eine zustimmende und anerkennende Beurteilung Goethes erhalten, die mit den Worten schließt: „Da diese Lehre mit unserem Denken homogen ist, so wird uns auch auf unserem Wege damit großer Vorteil gebracht“, worauf Meyer begeistert antwortet: „Es lebe Schiller, der sich mit uns zum Streit für die Sache des Guten und Schönen vereinigt hat“

Goethe war selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, der beste Mitarbeiter und Anreger gewesen. Das Studium der Antike hatte Schiller immer mehr den großen Gegensatz der antiken oder naiven Dichtungsart zu der seinigen zum Bewußtsein gebracht. Gerade dieser Gegensatz interessierte ihn, und der Gedanke, einen „kleinen Versuch über das Naive“ zu schreiben, beschäftigte ihn schon lange. Da trat ihm in Goethe, mitten in der Gegenwart, die Verkörperung des griechischen, naiven Geistes entgegen. Wir erinnern uns, wie er Goethe in dem ersten großen Brief als den nach dem Norden verpflanzten Griechen, „den griechischen Geist in dieser nordischen Schöpfung“, den vollendeten Künstler, dessen Wesen und Dichten in sich eins ist, als den unbewußt das Höchste schaffenden Genius mit Begeisterung feiert. „Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes ein unerwartetes Licht in mir angestrahlt.“ „Mir fehlte“, heißt es dort ferner, „das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon.“ Wir wissen, welche Ideen das waren. Zuerst beherrscht ihn das niederdrückende Gefühl, dies Ideal nicht erreichen zu können, die Frage, „inwiefern kann ich dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie noch Dichter sein, und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint?“, und zugleich trieb ihn das immer mehr verstärkende Gefühl des Wertes seiner, wenn auch nicht naiven, so doch auch berechtigten Dichtung dazu, dem inneren Wesen seines und des Goethischen Schaffens nachzugehen. Das Ergebnis dieser Studien war die genannte klassische Schrift, die auf den Gegensatz der naiven und sentimentalischen oder der Goethischen und Schillerschen Poesie hinausläuft. eine Verherrlichung Goethes, zugleich aber auch eine Verteidigungsschrift der sentimentalischen, der eigenen Dichtung. Beide stellen Natur dar, nur daß der sentimentalische Dichter dieses Ziel durch das Medium der Idee erreicht. Für die Zeit der Kultur ist der Zustand der Natur unwiederbringlich verloren und ein Ideal, so ist auch diejenige Dichtung in der Zeit der Kultur berechtigt, die dieses Ideal zu verwirklichen sucht.

Aber mit einem unvereinbaren Gegensatze, mit einem Mißton sollte das schöne Werk, das aus dem Bunde Goethes und Schillers hervorgegangen war,

nicht schließen. Weder der naive Dichter für sich allein, noch der sentimentalische repräsentiert die Idee der schönen Menschheit, sondern nur die Verbindung beider. Und wenn diese Idee auch nicht verwirklicht werden kann, so sollen doch Natur und Geist, Objekt und Subjekt sich nicht mehr feindlich gegenüberstehen. Als gleichberechtigt sollen sie sich gegenseitig anerkennen und die Hand sich reichen zum Bunde, um dem Ideale der schönen Menschlichkeit nahe zu kommen. So ist auch dieses Werk ein Jubelruf der Freude, daß das, was die Natur für immer zu trennen schien, für immer zu vereinigen gelungen war.

Unterdes hatten die mit Schiller und Goethe in den Horen vereinigten Freunde auf anderen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft fördernd eingegriffen. Um dem Leserkreis der Horen neben dieser schweren, streng wissenschaftlichen Lektüre auch heitere und anmutige Unterhaltung zu bieten, übergab Goethe seinem Freunde die von guter Laune eingegebenen Episteln und die vom Herbst 1794 bis Herbst 1795 entstandenen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderte. Es sind Rahmenerzählungen nach Art des Dekamerone von Boccaccio, deren Hintergrund die französische Revolution bildet. Zum Teil übersezt oder umgearbeitet, sind sie doch des Dichters Eigentum und durch ihn in eine höhere Sphäre gehoben. Durch die Kunst der Darstellung und der bewundernswerten Erschließung der einen Novelle aus der anderen hat der Dichter die Forderung, die er selbst an die Novelle stellt, in höchstem Grade erfüllt. „Die Novelle sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken.“ Auch über die mehrfach angefochtene Moral der Unterhaltungen verdanken wir ihm ein gutes und goldenes Wort: „Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Überzeugung eines Besseren selbst gegen seine Neigung zu handeln. Dieses lehrt uns ‚die Geschichte vom Procurator‘, und keine moralische Geschichte kann etwas anderes lehren.“ Dieser Novellensammlung ganz nahe steht die im Jahre 1800 entstandene kleine Dichtung Die guten Weiber. Es sind eine Reihe von Skizzen, deren Thema die Auslegung kleiner Bilder ist. Sie erschien 1801 in dem Taschenbuch für Damen unter dem Titel: „Die guten Frauen, als Gegenbilder der bösen Weiber auf den Kupfern des diesjährigen Damenalmanachs“.

Am Schlusse der „Unterhaltungen“ steht die anmutige Dichtung, das allegorische Märchen, um dessen Deutung man sich bisher vergeblich bemüht hat. Dasselbe gilt von den im Jahre 1798 gedichteten Weissagungen des Bafis, in denen unter dem Namen des böotischen Sehers neben schönen und tiefsinnigen Aussprüchen viel Rätselhaftes und Unverständliches zusammengefaßt wird. Bezeichnend ist ein Wort Goethes an Zelter hierüber: Die Deut-

ischen „quälen sich und mich mit den Weisfagungen des Bafis, früher mit dem Hegeneinmaleins und so manchem anderen Unsinn, den man dem schlichten Menschenverstande anzueignen gedenkt“.

Mit den beiden oben erörterten großen Abhandlungen waren Schillers ästhetische Untersuchungen vorläufig abgeschlossen. So bedeutend war jedoch der Einfluß Schillers auf den Freund, daß dieser, bisher ein Feind spekulativer Erörterung, jetzt die Initiative ergriff und zu gemeinsamer Untersuchung über das Thema anregte, das den großen Dramatiker und den großen Epiker in gleicher Weise interessierte, das Wesen der epischen und dramatischen Dichtung.

Schillers Studien des Sophokles und des Euripides im April 1797 und Goethes gleichzeitiges neues Eindringen in den Homer und beider Beschäftigung mit der Poetik des Aristoteles, die Schiller zum erstenmal mit großer Bewunderung las, führten wie von selbst auf dieses Thema. Der Plan Goethes, nach seinem „Hermann“ ein zweites großes Epos, „Die Jagd“, zu schreiben, Fr. Schlegels Abhandlung über die homerische Poesie vom Jahre 1796 und endlich August Wilhelm Schlegels Rezension des Epos Hermann und Dorothea (1797) ließen die Fragen bei Goethe nicht zur Ruhe kommen. Voran gingen die Besprechungen zwischen Wilhelm und Serlo über dieses Thema in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Als Goethe Wolfs Prolegomena las, und Schiller das Schema zum Wallenstein aufstellte, begann die Erörterung im Briefwechsel. „Ich habe mich,“ schreibt Goethe, „so oft in meinem Leben im Stoff vergriffen, daß ich endlich einmal über die Eigenschaften der Stoffe, inwiefern sie diese oder jene Behandlung fordern, ins Klare kommen möchte,“ und Schillers Einwände, Erläuterungen und Erweiterungen sind ihm so einleuchtend, daß er dankbar schreibt: „Ich bin ja immer gewohnt, daß Sie mir meine Träume erzählen und auslegen.“ Schließlich faßte Goethe die Untersuchungen zusammen in dem Aufsatz: *Über epische und dramatische Dichtung* von Goethe und Schiller, der jetzt im Briefwechsel gegen Schluß des Jahres 1797 steht.

Gleichwie Lessing seine Hauptaufgabe darin sah, verworrene und vermischte Begriffe zu trennen, so glaubte auch Goethe wahre Erkenntnis des Wesens der beiden Dichtungsarten, des Dramas und des Epos, durch die scharfe Scheidung der beiden herbeizuführen. Er ging, wie das ja immer seine Art war, von einem Gleichnis aus, das der Art, wie beide Dichtungen dem Hörer mitgeteilt werden oder wurden, entnommen war. Er vergleicht den Epiker mit dem Rhapsoden, den Dramatiker mit dem Schauspieler, jenen gedacht „mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise“. Schiller fügte dem noch hinzu: „Die epische Handlung scheint gleichsam stille zu stehen, die dramatische bewegt sich vor dem Hörer.“ Aus jener Ver-

gleichung ergeben sich die wichtigsten Unterschiede beider Dichtungen. Das Epos stellt vollkommen Vergangenes, das Drama vollkommen Gegenwärtiges dar. Das Epos schildert mehr Gesinnung und Begebenheiten, den nach außen wirkenden Menschen, das Drama Taten und Charakter. Das Drama kennt nicht rückwärtschreitende, höchstens retardierende Motive, die gerade beide dem Epos eigen sind. Das Seelische kann nur der Mime, nicht der Rhapsode darstellen, ebenso fehlt dem Epos der Kampf und Widerstreit der Gegensätze, der Konflikt, der die Seele des Dramas ist. Aus eben derselben Quelle fließt auch der wichtigste und wesentlichste Unterschied der beiden Dichtungsgattungen, der der epischen und dramatischen Einheit. Im Drama ist alles einem Zweck, dem Ziele des Dramas, so sehr untertan, daß alle Personen, Dinge und Worte nur insofern Daseinsberechtigung haben, als sie diesem Zwecke dienen, und daß jede Szene sich aus der vorhergehenden entwickelt, um die Handlung unmittelbar oder mittelbar diesem Ziele entgegenzuführen. Ebenso verlangt die Einheit des Dramas eine strenge Motivierung, die alles Zufällige ausschließt. Das Epos hat gar kein Ziel, und „die Handlung ist nur das Mittel zu einem absolut ästhetischen Zwecke“. Die Handlung ist vergangen, und der Rhapsode will nicht, wie der Mime, die Täuschung erwecken, als solle die Handlung sich erst durch ihn vor unseren Augen entwickeln. Er weiß schon am Anfang und in der Mitte das Ende; er kann nach Belieben, wie es seiner ästhetischen Absicht entspricht, zurückgreifen oder vorgehen, die Handlung zusammenfassen oder auseinanderziehen, anfangen und schließen, wo er will. Das Drama hat keine Episoden, das Epos nur Episoden, und „die Selbständigkeit der einzelnen Teile ist der Hauptcharakter des epischen Gedichts“. Während das über der Handlung des Dramas schwebende Schicksal den Zufall ausschließt, sind gerade Abenteuer und Wunder die Haupteffekte des Epikers.

Es war natürlich, daß Schiller wichtige, das Drama speziell betreffende Beobachtungen an diese Untersuchungen angeschlossen. Er berührt hier Fragen, die erst von Goethe später zu beider Zufriedenheit beantwortet worden sind; aber in einem wichtigen Punkte war man sich schon jetzt klar. Die Goethische Forderung: „Alles Poetische muß rhythmisch behandelt werden“, die aus der innersten Überzeugung von der notwendigen Übereinstimmung der Form und des Inhalts entsprang, wurde auch von Schiller angenommen. Er gab seinen Plan auf, den Wallenstein in Prosa zu schreiben, und überzeugte sich freudig immer mehr von der Bedeutung dieser Goethischen Forderung: „Seitdem kann ich selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platze zu stehen schienen, jetzt nicht mehr brauchen; sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte

ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich, konzipieren; denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird "

Das Gemeinsame der beiden Dichtungsarten faßte Goethe in den Satz zusammen: „Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch sein,“ und Schiller sah das Verbindende in dem über beiden stehenden, höheren Begriff der Dichtkunst, „die auch den Dramatiker notigt, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüt eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen“ So wird die Tragödie immer zum Epos hinaufstreben, aber auch das Epos zu dem Drama herunterstreben, um den poetischen Gattungsbegriff — Freiheit und Sinnlichkeit — ganz zu erfüllen. „Daß dieses wechselseitige Hinstreben zu einander nicht in eine Vermischung und Grenzverwirrung ausarte, das ist eben die eigentliche Aufgabe der Kunst“ Es war gerade dies das Ziel dieser Untersuchung und zugleich der dichterischen Plane, die beide damals verwirklichen wollten. Dahin zielt auch Goethes Wort beim Beginn dieser Erörterungen „Diese Frage ist uns beiden in theoretischer und praktischer Hinsicht jetzt die wichtigste "

Goethe las nicht nur sofort die Ilias und die Dramen des Sophokles nach diesen eben gefundenen Kriterien, er wandte sie auch auf sein Epos Hermann und Dorothea an und fand dabei, daß dieses Epos sich der Tragödie nähere, was Schiller beistimmend ausführlicher begründete. Ja er ließ sogar den Plan zu dem Epos Die Jagd deshalb fallen, weil er zu wenig retardierende Momente enthielte, dagegen sollte ein neues Werk, Der Tod des Achilles, ein klassisches Epos werden. Es ist, wie so vieles, Fragment geblieben; aber Schillers Wallenstein steht als leuchtendes Denkmal dieser gemeinsamen theoretischen Geistesarbeit der beiden Dichter vor aller Augen.

Bevor die Dichter mit ihren großen Werken vor das deutsche Volk traten, sollte der Boden für den köstlichen Samen, den sie ihm anvertrauen wollten, empfänglich gemacht und von dem Niedrigen und Alltäglichen gesäubert werden.

Die Literatur, die außerhalb des Goethe-Schillerschen Kreises für das Bildungsbedürfnis der Deutschen sorgte, war meist überaus schwach und mittelmäßig. Die Mittelmäßigkeit, „das Wort, das in keinen Hexameter ging“, die Halbheit, Schälheit der Literatur, die mit großer Eitelkeit sich dem Publikum darbot, erkennt man am besten, wenn man einen Band der zahllosen Journale, wie etwa den Genius der Zeit, die Neue allgemeine Bibliothek, das Berlinische Archiv, und ihren Geschmack mit dem Inhalt der Horen vergleicht

Ein fürchtbares Strafgericht sollte diese Verderber wahrer Poesie, diese Träger der Mittelmäßigkeit treffen, die das Halbe, Unzulängliche, Platte in den Himmel hoben, um wieder gelobt zu werden, oder, um mit Goethes eigenen Worten zu sprechen: „Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs Mittelmäßige, diese Augendienerei, diese Kassenbündelgebärden, diese Leere und Lahmheit, in der nur wenige gute Produkte sich verlieren“ Die zahllosen Dichterlinge mußten beiseite geschoben, der Geschmack des Publikums erst wieder des Trivialen, Seichten entwöhnt und zum Verständnis des Großen und Höhen erzogen werden.

Den äußeren Anlaß, loszuschlagen, boten die Gegner selbst durch die versteckten oder offenen Angriffe gegen die Horen. Die von Schiller offen ausgesprochene Absicht, ein Zentralorgan der ersten Geister in Deutschland zu schaffen, und die Tatsache der Vereinigung dieser Geister, wie Goethe, Herder, Schütz, Humboldt, Schlegel und anderer unter Schillers Führung, und nicht zum wenigsten der anfänglich großartige Erfolg der Horen erweckten den Neid der zum Teil verdrängten Zeitschriften, die schon für ihre Existenz zu fürchten begannen. Dieser Groll machte sich in böswilligen Rezensionen Luft oder in den Versuchen, die Arbeiten Goethes und Schillers durch die „geheime Sehde des Verschweigens, Verrückens und Verdreckens“ zu ignorieren oder zu entstellen. Denn gegen den Bund Goethes und Schillers, der vielen ein Dorn im Auge war, richtete sich der Angriff hauptsächlich. Eine gewisse äußere Berechtigung dazu gaben die Schillerschen Aufsätze, insofern sie allzu hohe Ansprüche an den Leser stellten, wie ja auch von den römischen Elegien Goethes wohl nicht alle für eine viel verbreitete Zeitschrift geeignet waren. Als nun gar verraten wurde, daß die lobpreisenden Rezensionen über die Horen in der Allgemeinen Literaturzeitung von den Mitarbeitern der Horen ausgingen und bezahlt wurden, da hatte man Stoff genug zum Begeistern und zum Verhöhnern. Auch die baldige Abnahme der großen Begeisterung für die Horen änderte darin wenig. Jetzt machte der Angriff noch besonderes Vergnügen, und die Pfeile schienen mehr Aussicht auf sicheres Treffen zu haben.

Die Entstehung der *K e n n e n* geht bis auf den Oktober 1794 zurück. Nach dem ersten Besuch Schillers vom 14. bis 27. September, wo beide Dichter im Prinzip und in dem Kreise ihres Empfindens und Denkens sich einig fanden, ist Goethe schon auf „Veiseln und Masken bedacht, wodurch und unter welchen wir dem Publika (der Horen) manches zuschieben können“. Es war die Zeit, in der die erste Epistel mit ihrer launigen Verhöhnung der Lesewut für die Horen geschrieben wurde. Erst im Juni darauf hören wir von einem Einfall, „die Jurisdiktion der Horen zu erweitern“ und durch offene Briefe von Mitarbeitern an den Herausgeber den Kampf mit scharfen Waffen zu beginnen.

Zuerst schreibt Goethe den Aufsatz über den Literarischen Sansculottismus im fünften Stüde der Horen 1795, der ein Strafgericht über einen törichten, die „Prosa und Beredsamkeit“ der deutschen Schriftsteller gering schätzenden und ungerecht beurteilenden Artikel des Berlinischen Archivs halten sollte. Immer wieder spielt er in den Briefen an Schiller darauf an, „daß man vor Ende des Jahres sich über einiges erklärte und unter die Autoren und Rezensenten Hoffnung und Furcht verbreitete“, oder daß man alles sammle, was gegen die Horen gesagt worden, und am Schluß des Jahres ein kurzes Gericht hielte: „Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.“ Schon vorher hatte er das erste Epigramm geschrieben, das unter die Xenien aufgenommen worden ist. Unterdes waren die Angriffe, die Freund Humboldt alle sammelte und nach Jena sandte, immer zahlreicher geworden. „Es ist eine wahre Ecclesia militans, die Horen meine ich. Außer den Döllern, die Herr Jakob in Halle kommandiert, und die Herr Manso in der Bibliothek der schönen Wissenschaften hat ausrücken lassen, und außer Wolfs schwerer Kavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten.“ Der Gedanke, „auf alle diese Plattitüden“ zu antworten, wollte Schiller zuerst nicht gefallen. Aber noch in demselben Jahre rückt Goethe am 23. Dezember 1795 mit einem bestimmten Plan vor: „Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie die Xenia des Martial sind, der mir dieser Tage gekommen ist, müssen wir kultivieren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen.“ Mit dem Hinweis auf Martials Xenien (Gastgeschenke), das dreizehnte Buch seiner Epigramme, war auch gleich der Titel für die Sache gefunden. Sobald der Gedanke gefaßt war, wuchsen Objekte und Distichen mit unglaublicher Schnelle. Während Goethes Aufenthalt in Jena vom 3. bis 17. Januar 1796 wird der Plan reiflich überlegt und besprochen. Auf beiden Seiten war große Schaffenslust vorhanden. Man nimmt sich vor: Nulla dies sine epigrammate. Von dem Ergebnis der Beratungen erzählt uns ein Brief Schillers an Körner: „Das Kind, welches Goethe und ich miteinander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard sein. . . Das meiste ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen . . . Der Plan ist, auf 1000 Monodistichen zu steigen . . . jeder wird etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um dem anderen mehr anzunähern. Wir haben beschlossen, unsere Eigentumsrechte an die einzelnen Teile niemals auseinanderzusetzen.“ In den Briefen an Humboldt bezeichnet er noch bestimmter neben der „genialischen Impudenz und Satire“ ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt als den Charakter des Ganzen. Diesem

Streben trug man nun bedeutend Rechnung. Neben dem Haß sollte auch die Liebe Raum erhalten, neben dem negativ Absprechenden auch das positiv Fördernde, und bei dem fast täglichen mündlichen Verkehr im Frühjahr 1796, durch längere gegenseitige Besuche, dem sich auch ein Besuch Korners angeschlossen, erweiterte sich der Plan, in den Xenien ein Gesamtbild der geistigen Bestrebungen der Zeit darzustellen. Es war eine Zeit des Dichtens füreinander, des Aufgehens ineinander, um ein untrennbares, einheitliches Werk zu schaffen, das niemand nach seinen Urhebern zu scheiden verstände. Der inzwischen aufgetauchte Plan, Xenien in Buchform als einen liber epigrammatum herauszugeben, ward bald wieder aufgegeben, die X e n i e n wurden nun endgültig für den Schillerschen Musenalmanach auf 1797 bestimmt. Die „Bluten der Liebe“ oder „die Xenien der würdigen, ernstesten und zarten Art“ wuchsen so trefflich und gediehen so gut, daß man, wie Goethe schreibt, „denen Lumpenhunden, die angegriffen sind, mißgönnt, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt wird“ Ende Juni sandte Schiller das Xenienmanuscript, das etwa 700 Nummern enthielt, an Goethe, der es abschreiben ließ.

Diese Kopie der ersten Form der Xenien ist im Goethe-Archiv erhalten und im Jahre 1893 veröffentlicht worden. Die Sammlung erfreut und ergötzt uns durch ihre große, gleichsam das All des menschlichen Lebens umfassende Mannigfaltigkeit, durch die meist strafende, aber auch lobende Kritik, durch den Wechsel von neckischer Satire oder scharfem, heißendem Wiß mit den Aussprüchen hoher Weisheit über Kunst, Wissenschaft, Politik und Religion. Aber Schiller war durchaus nicht damit zufrieden. Sein scharfer Verstand sagte ihm, daß die Verbindung heterogener Dinge, die Vereinigung der polemischen und der „frommen“ Epigramme die beabsichtigte Wirkung völlig aufheben werde. Mit anderen Worten, er verlangte eine Scheidung beider Arten. Goethe, den er von der Notwendigkeit der Änderung während dessen Besuchs Mitte Juli in Jena überzeugen wollte, war betrübt, auf diese „schöne, eigene und einzige Idee“ verzichten zu müssen und das Ganze nun wieder zerstückelt und verstümmelt zu sehen. Aber Schillers Überzeugung, daß bei der alten Anordnung noch eine große Menge von Xenien erforderlich sei, „wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte“, blieb unerschütterlich. Er findet am 1. August endlich eine Form, die auch Goethe befriedigt. Die satirischen Epigramme, also der Grundstoß des Ganzen, werden herausgenommen. Sie allein erhalten den Namen Xenien und werden an den Schluß des Almanachs, als eine in sich geschlossene Einheit, gesetzt. Die „frommen“ Xenien werden, meist inhaltlich zu kleineren Einheiten verknüpft oder „in einen Strauß“ zusammengebunden, unter die anderen Gedichte des Almanachs verstreut. Im Oktober 1796 erschien der Musenalmanach für 1797,

der die literarische Welt in eine gewaltige Aufregung versetzte und unter dem Namen Xenienalbum unsterblich geworden ist.

Der Frage der Sonderung des Eigentums, gegen die sich beide Dichter energisch ausgesprochen haben, brauchen wir hier nicht näherzutreten, gerade darin sollte sich ja ihre Einheit äußern, daß niemand sie trennen und auseinander scheiden sollte und könnte. Das gegenseitige Versprechen der beiden Dichter, die Xenien insgesamt in beide Gedichtsammlungen aufzunehmen, ist freilich nicht gehalten worden. Schiller wählte zweiundachtzig für sich aus, Goethe nahm nur sechs in seine Gedichte auf, ein Xenion und drei Distichtafeln finden wir in beider Werken, ein gewiß unbeabsichtigtes und darum um so wertvolleres, wohl einzig dastehendes Zeugnis gemeinsamer Tätigkeit an einem poetischen Werke. Goethe äußerte sich so: „Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem anderen. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht: oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den anderen. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein!“ Dies mag vielleicht etwas übertrieben sein; aber gewiß wird Schiller oft den besten Ausdruck für einen Goethischen Gedanken, oder eine passende Überschrift für ein gutes Distichon gefunden haben; oft entdeckte der eine den Feind, den dann der andere bestrafte, oder es reihten sich neue Gedanken des einen an ein treffendes Wort des anderen.

Im Laufe der Arbeit war das gesamte geistige Leben der Gegenwart Objekt des Angriffs geworden, aber der heftigste Zorn blieb doch den Trägern und Vermittlern der falschen Bildung, gegen die er sich zunächst gerichtet hatte, den Zeitschriften und Journalisten vorbehalten. Ihre Namen hier zu nennen verlohnt sich kaum; sie sind der Nachwelt nur erhalten, weil sie in den Xenien angegriffen wurden. Der Angriff der Dichter richtete sich gegen das gegenseitige Lobhudelei und Tragen, das Verderben des Geschmacks durch Empfehlung schaler, geistloser Lektüre, gegen das Hervorheben des Mittelmäßigen und Platten und das absichtliche Niederdrücken oder Verschweigen des Großen und Schönen um der eigenen, angstlich behüteten Existenz willen. Es war die kräftige, zornige Antwort auf die schmählischen Angriffe gegen die Horen. Der Hauptvertreter der schalen Kritik, der größte Philister, der, aller Poesie bar, sich doch als der erste Richter in Deutschland aufspielte, weil er einst mit Lessing befreundet gewesen war, der uns wohlbekannte Buchhändler Nicolai, bekommt unter vielen bösen Wahrheiten das Distichon „Keine Rettung“ zu hören:

Lobt ihn, er schmiert ein Buch euch zu loben, verfolgt ihn, er schmiert eins
Euch zu schelten er schmiert, was ihr auch treibet, ein Buch

„Ein schrecklicher Dorn in des Martyrers (Lessings) Kranz“, wird er in die Unterwelt geschleppt, wo „der junge Werther den dummen Gefellen erwartet, der sich so abgeschmackt über sein Leiden gefreut“. Auch der Xenienidichter steigt hinab, um Tiresias-Lessing zu fragen, wo er „den guten Geschmack fände, der nicht mehr zu sehen“. Er trifft den gewaltigen Herkules-Shakespeare, und nun folgt ein Gespräch zwischen beiden, eine der geistvollsten, schärfsten und heißendsten Satiren gegen die Jffland-Schroeder-Kohebuessche Familiendramatik und gegen die Freude des Publikums an diesem leichtem, hausbackenen und bürgerlichen Drama, das weder das große, gigantische Schicksal kenne, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“, noch „den leichten Tanz der Thalia“. „Kein Anton und Orest, keine Andromache mehr“ erscheint auf der Bühne,

Nichts! Man siehet bei uns nur Forster, Kommerzienräte,
Sahndriche, Sekretars oder Husarenmajors.

Und wie gegen das Platte, Alltägliche der Poesie, so richten sich die Pfeile der Xenienidichter auch gegen die unsittlichen Nachahmer Wielands, den lüster-
nen Thümmel und den zügellosen Heinse, der die Werke der Kunst nicht schil-
dern konnte, ohne der gemeinsten Sinnlichkeit zu huldigen (wie das Xenion
flagt: „Der Dämon wechselt bei dir mit dem Schwein ab, und das nennest du
Mensch“), oder gegen die verhüllte Sinneslust der geistlichen Herren und Päd-
agogen Hermes und Manso, die „die Wollust malten, aber den Teufel dazu“. Heuchler und Frommler zu verfolgen war immer Goethes Lieblingaufgabe. Der frühere Jugendfreund Lavater muß das bittere Wort hören:

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Die Grafen Stolberg, die einst nicht weniger innig mit ihm verbunden gewesen waren, müssen nun den Abfall zum frommelnden Christentum und den schänden Angriff gegen Schillers sogenannte religiöse Verirrung in den Göttern Griechenlands bitter büßen, und auch der ehemals geliebte religiöse Schwärmer Jung-Stilling wird den „schlechten Gefellen“ beigezählt.

Die Vertreter der platten bürgerlichen Poesie priesen die alte vergangene Zeit, einen Gottsched und Gellert, Klopstock, Gleim, als die Blüte der deut-
schen Literatur. Klopstock glaubte in seinem Messias die höchste Stufe der Dich-
tung erkommen zu haben, und selbst Herder sehnte in Stunden des Unmuts
die „teuren Alten“ zurück.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach und hinter uns weit liegt schon die goldene Zeit —

so beginnt der „Chor der Invaliden“, wie man diese Jeremiade hübsch bezeichnet hat. Sie klagen, daß die neuen Philosophen die Sprache, die neuen Poeten die Logik verderben, daß aus der Ästhetik die Tugend verjagt wird; sie sehnen sich nach dem sächsischen Lustspiel, „der witzigen Einfalt und schönen Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig“, nach Gellerts weinerlicher Komödie, dem platten Trauerspiel Weißes und „dem Menuetttschritt seines geborgten Kothurns“

Von den neuesten Kritikern wird Friedrich Schlegel ob seiner „übertriebenen Graeromanie“ wegen einer mißgünstigen Rezension des Almanachs allzu hart gezüglicht. Schlegel hat das nie vergessen. Die erste Rache war die hoshafte Bemerkung, man wisse recht wohl, wer bei der Anonymität der Xenienidichter frohlocke, daß er der andere scheinen könne.

So hatten denn die beiden verbündeten Dichter, bevor sie durch ihre Werke eine neue Ara begründeten, mit der alten abgerechnet. Abgesehen von dem absichtlich übergangenen Herder und dem schon wegen seines hohen Alters mild behandelten Wieland und dem freundlich begrüßten Verfasser der Luise waren nur wenige zeitgenössische Dichter aus der Schlacht unverwundet hervorgegangen. Einer aber strahlte als überlegener Geist, als der gewaltige Heros Achilles weit über seine Zeit und die Gegenwart hervor, Lessing erhält das schöne Xenion „Achilleus“:

Dormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Gotter,
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

Ein lobpreisendes Xenion des griechischen Genius an Heinrich Meyer in Italien bekundet öffentlich, daß dieser treffliche Mann als dritter in den Bund aufgenommen war. Ein anderes, das sein Verhältnis zu Goethe aller Welt offenbaren sollte, schob Schiller als Zeichen seiner Dankbarkeit in die Distichen des Almanachs ein:

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort ruhret lebendig mein Herz.

Die Antwort auf die Xenien war ein wahres Wutgeheul der Angegriffenen. Ein halbes Jahr lang wurde jedes andere literarische Interesse von diesem verschlungen. Der Gegenschriften und Bücher, der Gegenartikel in Zeitschriften, der Antixenien war Legion. Goethe war zuerst nicht abgeneigt, im nächsten Almanach den Kampf fortzusetzen; doch kam er bald davon zurück. Stillschweigen war gewiß die einzige würdige Antwort auf die zum Teil schamlosen Angriffe.

War der Boden auch nicht gleich gereinigt, so war doch das Interesse überall geweckt. Leidenschaftliches Parteiergreifen sicher! vor dem bösesten Feinde, der

Gleichgültigkeit Das Erste und Wichtigste war erreicht Nie sind die neuen Werke der beiden Dichter mit mehr Verlangen von Freund und Feind erwartet worden als damals Mitten in der Schlacht, unter den Angriffen und vernichtenden Schlägen, hatten sie des Aufbaues der zukünftigen Literatur nicht vergessen Es sollte das Gewitter nicht nur reinigen, es sollte auch befruchten. Mit dem Xenion „Realist und Idealist“, das den Inhalt der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung epigrammatisch wiedergibt, verkündet Schiller die Einheit und das Ziel beider Dichter; mit dem Prophetenwort des Tiresias=Leßing.

Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Ihnen ewig umsonst eine Ästhetik berauf,

den Weg ihrer Poesie.

Im November 1796 konnte Goethe dem Freunde von dem guten Fortschritt seines Epos Hermann und Dorothea melden Er schickte dem Berichte die Worte voran: „Das Angenehmste, was Sie mir aber melden können, ist Ihre Beharrlichkeit an Wallenstein und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung; denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere poetische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.“ „Für mich insbesondere“, so schloß Goethe seinen Aufsatz „Erste Bekanntschaft mit Schiller“, „war dieser Bund ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossnem Samen und Zweigen hervorging“

Das „liebe narriſche Neſt“, wie Goethe J e n a einmal nennt, war der Ort der gemeinſamen Tätigkeit der beiden Dichter. Die zehn Jahre hindurch hielt ſich Goethe faſt alljährlich mehrere Monate dort auf, aber nicht erſt Schillers Aufenthalt machte ihm Jena lieb und teuer. Es war von Anfang an ſein Zuſtulum, wohin er vor den Störungen, die ſein Amt und ſeine Stellung mit ſich brachten, flüchtete. Selbſtverſtändlich trug auch dazu bei der große Kreis von bedeutenden Männern, die gegen die Wende des Jahrhunderts in Jena lebten, wie außer Schiller Fichte, die Gebrüder Schlegel, Schelling, Humboldt und Tieck; aber der Hauptreiz war die liebliche, anmutige Umgebung, in der er frei und ungezwungen ſich ſelbſt und der Natur leben konnte. „Es iſt recht eigen,“ ſchreibt einmal Schillers Gattin an Frau von Stein, „welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar iſt er gleich ſteif und zurückgezogen; hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, ſo wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden.“ Auch er ſelbſt bezeugt es, daß er hier immer ein glücklicher Menſch war. Die ſchöne Umgebung, die Befreiung von läſtigen Fesseln, die „absolute Stille“ übten auf ſeinen Geiſt eine wunderbare Wirkung aus.

Daß er eigentlich nur in Jena dichten und arbeiten könne, hat er der Mutter und den Freunden oft gestanden. „Was Goethe“, bezeugt Schiller in einem Briefe an Körner vom September 1800, „binnen vier oder fünf Jahren geschrieben, ist alles in Jena entstanden.“ Das Haus, in dem Goethe wohnte, wenn er nicht im Schlosse weilte, war das Wirtshaus zur Tanne, an der Straße nach Lamsdorf gelegen, und zwar bezog er dessen Erferräume mit ihrer prächtigen Aussicht. In den vierziger Jahren sah man noch an den weißen Wänden meteorologische Notizen und Verse von Goethes Hand. Von dieser Gewohnheit Goethes berichten uns auch die Worte an Schiller vom 19. Januar 1802: „Es ist lustig, daß ich dort (in seinem Wohnzimmer im Schlosse) an einem weißen Fensterpfosten alles aufgeschrieben habe, was ich seit dem 21. November 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete.“

Das Haus, in dem der denkwürdige Besuch Goethes bei Schiller stattfand, der die Freundschaft einleitete, war das heute noch vorhandene Haus am Markt (jetzt Unterm Markt Nr. 1), das Schiller 1794 bis April 1795 bewohnt hat. Wenige Schritte davon (jetzt Postgasse Nr. 4 und 5) wohnte damals Wilhelm von Humboldt. Aber die eigentlich klassischen Stätten ihres Verkehrs waren das sogenannte Griesbachsche Haus, das Schiller bis zur Übersiedlung nach Weimar bewohnte (jetzt Schloßgasse Nr. 17), und vor allem das Gartenhaus an der Leutra, das Schiller vom Mai 1797 an als Sommerwohnung benutzte. Hier hatte Schiller zuerst das große Mansardzimmer mit seiner schönen Aussicht nach dem Saale- und Leutratäl für seine Arbeit bestimmt. Vom Sommer 1798 an wurde die um einen Stock erhöhte und wohnlich eingerichtete Gartenhütte, die nur aus zwei Zimmern bestand, dazu benutzt. Diese einfache idyllische Wohnung, am Abhänge der rauschenden Leutra gelegen, hat ein viel beneidetes Geschick gehabt. Hier in dem einen Zimmer des ersten Stocks schrieb Schiller den Wallenstein und vollendete die Jungfrau von Orleans. Hier oder in der Laube tauschten Schiller und Goethe ihre Gedanken und großen Pläne aus, und selbst auf der Schweizer Reise gedenkt Goethe dieses lieblichen Aufenthaltes mit den Worten: „Ich bin oft auf Ihrer stillen Höhe bei Ihnen, und wenn es recht regnet, erinnere ich mich des Rauschens der Leutra und ihrer Gassen.“ Die „schöne Gartenzinne“ hat Goethe in seinem Epilog auf Schillers Glocke unsterblich gemacht, und die von uns wiedergegebene Goethische Zeichnung aus dem Jahre 1810 zeugt von der wachgebliebenen Neigung und Liebe für dieses idyllische Plätzchen. „Hier hat Schiller gewohnt“, sagte er viele Jahre später bei einem Besuch des seit 1812 zu einer Sternwarte umgewandelten Hauses zu Eckermann. „In dieser Laube, auf diesen jetzt fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch (der jetzt noch steht) gegessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt. Er war

damals noch in den Dreißigern, ich selber noch in den Vierzigern, beide noch in vollstem Aufstreben, und es war etwas."

Bevor wir uns zu den großen Dichtungen Goethes in der Schillerschen Zeit wenden, mag ein prosaisches Fragment aus derselben Zeit, das ein Jahrhundert lang verschollen gewesen und daher trotz seiner großen Bedeutung wenig bekannt ist, hervorgehoben werden. Es ist eine Selbstcharakteristik, die er für sich aufgeschrieben hat, und in der er von sich, wohl um des Schreibers willen in der dritten Person spricht. Die Überschrift lautet Eine Charakteristik, Problematisch

„Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Bahn seiner Existenz. Hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden, und da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen gerichtet entgegen wirken: daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum tätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat. Da er sich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffes und Gehaltes und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen. In den bildenden Künsten arbeitete er so lange, bis er sich den Begriff sowohl der Gegenstände als der Behandlung eigen machte und auf den Standpunkt gelangte, wo er sie zugleich übersehen und seine Unfähigkeit dazu einsehen konnte. Seine teilnehmende Betrachtung ist dadurch erst rein geworden. Im Geschäftlichen ist er brauchbar, wenn dasselbe einer gewissen Folge bedarf und zuletzt auf irgend eine Weise ein dauerndes Werk daraus entspringt oder wenigstens unterwegs immer etwas Gebildetes erscheint. Bei Hindernissen hat er keine Biegsamkeit; aber er gibt nach oder widersteht mit Gewalt, er dauert aus oder er wirft weg, je nachdem seine Überzeugung oder seine Stimmung es ihm im Augenblicke gebieten. Er kann alles geschehen lassen, was geschieht und was Bedürfnis, Kunst und Handwerk hervorbringen; nur dann muß er die Augen wegkehren, wenn die Menschen nach Instinkt handeln und nach Zwecken zu handeln sich anmaßen. Seitdem hat er einsehen lernen, daß es bei den Wissenschaften mehr auf die Bildung des Geistes, der sie behandelt, als auf die Gegenstände selbst ankommt: seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges, unbestimmtes Streben war, dieser Geistestätigkeit nicht entsagt, sondern sie nur mehr reguliert und lieber gewonnen: so wie er sich jenen anderen beiden Tendenzen, die ihm teils habituell teils durch Verhältnisse unerläßlich geworden, sich nicht ganz entzieht, sondern sie nur mit mehr Bewußtsein und in der Beschränkung, die

er kennt, gelegentlich ausübt; um so mehr, da das, was eine Geisteskraft mäßig ausbildet, einer jeden anderen zustatten kommt. Den besonderen Charakter seines poetischen Bildungstriebes mögen andere bezeichnen. Leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist. Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt, und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften: er darf nicht lesen, ohne durch das Buch gestimmt zu werden; er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sei ihm so wenig eigen als möglich, tätig dagegen zu wirken und etwas ähnliches hervorzubringen strebt."

Epische Dichtungen. Die Balladen.

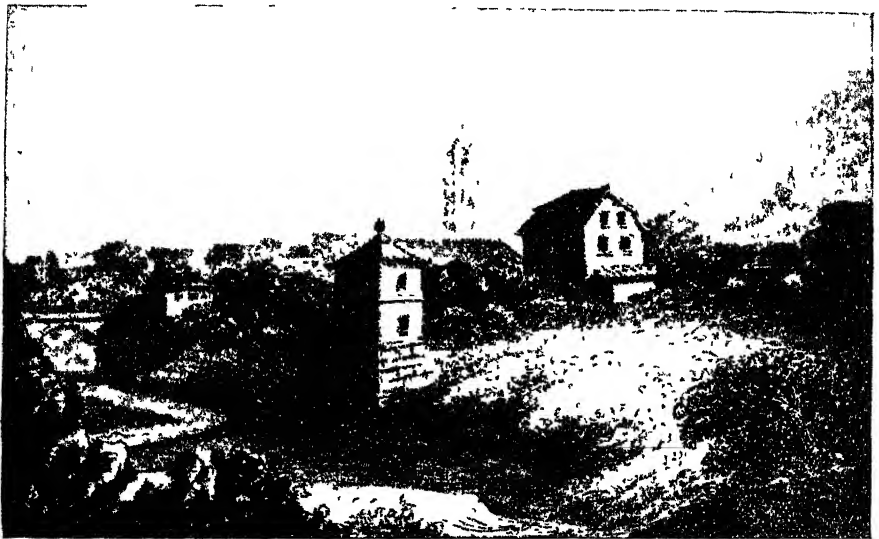
Das erste große Werk Goethes, das, wenn auch in der Hauptsache vor 1794 geschrieben, unter Schillers Einfluß seine endgültige Gestalt gewonnen hat, war der Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre*.

„Wilhelm Meisters“ Anfänge lassen sich bis auf das Jahr 1777 zurückverfolgen. Am 26. Juni 1796 wurde der Roman abgeschlossen; er hat also fast zwanzig Jahre seines Dichters mit durchlebt.

Die fragmentarische Urgestalt des Romans führte den Titel: *Wilhelm Meisters theatra l i s c h e S e n d u n g*. Sechs Bücher dieser ältesten Gestalt waren im Jahre 1785 beendet; im siebenten Buche brach Goethe ab, nachdem er sich noch den Plan für die nächsten sechs Bücher aufgeschrieben hatte. Erst in Italien dachte er an eine weitere Bearbeitung und Beendigung des Romans, verschob aber die Arbeit wieder bis in den Anfang der neunziger Jahre. Von der Existenz der theatralischen Sendung waren wir durch Goethes Mutter und andere unterrichtet. Sie galt aber als verschollen, bis eine Abschrift der Handschrift 1910 in dem Nachlaß der uns schon bekannten Freundin Goethes, Bäbe Schultheß, von Gustav Billeter in Zürich gefunden wurde. Sie ist das Jahr darauf von Harry Maync herausgegeben worden.

In den „Lehrjahren“ wird die theatralische Sendung als ein Irrtum des Helden aufgefaßt und ironisch behandelt. Bei der ersten Fassung verbietet der Titel diese Annahme, den der Dichter bei solcher Auffassung nicht geben konnte. Das gleichzeitig entstandene Gedicht Hans Sachsens poetische Sendung zeigt deutlich, wie das Wort Sendung gemeint ist. Goethe hat also die Absicht gehabt, zu zeigen, wie der junge Held sich zum großen Schauspieler und Grün-

der eines deutschen Nationaltheaters emporarbeitet und seine Sendung oder, wie wir jetzt leider sagen, seine Mission darin sieht, durch das Theater auf die Bildung des deutschen Volkes zu wirken. Daß Goethe, der natürlich Wilhelm Meister ist, selbst solchen Gedanken in der Jugend nicht fern gestanden hat, brauchen wir wohl nicht erst zu erweisen. Wir wollen nur an Gottsched, die Neuberin, Lessing, Schroeder erinnern, um zu zeigen, daß diese Bestrebungen gleichsam damals in der Luft lagen. Der im Jahre 1785 erschienene Roman von Karl Philipp Moritz, Anton Reiser hat ebenfalls die theatrale Sendung seines Helden zum Inhalt. Als Leiter des Weimariſchen Hoftheaters hat



Schillers Garten in Jena Zeichnung Goethes
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Goethe später mit Schiller gemeinsam die Musterbühne für Deutschland geschaffen. Er hat freilich der dramatischen Dichtung eine solche Wirkung zugeschrieben und von ihr erhofft. Aber das Drama kann einen solchen Einfluß doch nur durch die Bühne und das Theater erreichen. So ist denn im Gegensatz zu dem Bildungsroman Wilhelm Meisters Lehrjahre der sogenannte Ur-Meister von Anfang bis zum Schluß des Fragments ein Theaterroman. Er beginnt mit dem Puppenspiel und deutet hier schon, indem er den Knaben Wilhelm vom begeisterten Zuschauer zum Akteur und zuletzt zum Direktor emporsteigen läßt, die erhoffte Zukunft des Helden an.

Wie nun der versonnene, infolge schlimmer häuslicher Verhältnisse auf sich selbst angewiesene Knabe hinter die Geheimnisse des Puppenspiels kommt

und in den Besitz des Textes des viel bewunderten Spiels von David und Goliath, wie er ein Kindertheater gründet und vom Schauspieler zum Regisseur und Direktor heraufsteigt, das wird uns in frischer und reizender Form geschildert. Was ihm auch der Zufall in die Hände spielt, Dramen, Romane, Epen, alles macht Wilhelm sich, wenn auch mit manchen Mißerfolgen, für seine kleine Bühne zurecht und durchkostet die Leiden und Freuden eines Theaterdirektors im kleinen, bis endlich die Ankunft einer Truppe Schauspieler ihn ein wirkliches Theater und eine wirkliche Bühne sehen läßt. In seinem kindlichen Unverstande ahmt er gerade das nach, was ihm am meisten in die Augen fiel, das Unwahre und Affektierte.

Nun wird aus dem Knaben ein Jüngling, aus dem Schüler ein Kaufmann im Geschäft des Vaters. Der hochbegabte, ganz im Ideellen lebende Jüngling kann dieser Tätigkeit keinen Geschmack abgewinnen. „Er hält sie für eine drückende Seelenlast, für Pech, das die Flügel seines Geistes verleimte, für Stricke, die den hohen Schwung der Seele fesselten, zu dem er in sich von Natur das Wachstum fühlte . . .“ „Mußte nicht die Bühne ein Heilort für ihn werden, da er wie in einer Nuß die Welt, wie in einem Spiegel seine Empfindungen und künftigen Taten, die Gestalten seiner Freunde und Bruder, der Helden und die überblinkenden Herrlichkeiten der Natur bei aller Witterung unter Dache bequem anstaunen konnte?“ Und dieses Band, das ihn an das Theater fesselte, sollte noch stärker, ja unauflöslich werden durch die leidenschaftliche Liebe für eine Schauspielerin, Madame B., mit Vornamen Marianne. Sie ist schon durch mehrere Hände gegangen; gerade deshalb erscheint es ihr reizend, einen unschuldigen, in Dingen der Liebe naiven Jüngling in Besitz zu haben, während ein anderer reicher Liebhaber die Kosten trägt. Marianne faßt das Verhältnis als eine reizende Episode auf oder, wie Goethe sagt, „sie hielt ihn nur vor einen Seehling, den ein kluger Fischer wieder ins Wasser wirft“. Wilhelm dagegen, der in seiner Reinheit und Unschuld die Liebe für etwas Ewiges hält, ist entschlossen, das Vaterhaus, das ihm durch die Uneinigkeit der Eltern verleidet wurde, zu verlassen, sich mit Marianne zu verbinden und Schauspieler zu werden, bis ein unwiderleglicher Beweis ihrer Untreue ihn aller Hoffnungen und Pläne beraubt und ihn in eine Krankheit verfallen läßt, „die unsern Freund etliche Male an die Pforten des Todes brachte“. Dieses seelische Erlebnis und die Krankheit machen dem Entschluß Wilhelms, sich der Schauspielerkunst zu widmen, vorläufig ein Ende. An Stelle des werdenden Schauspielers tritt der werdende Dichter auf, das heißt der Knabe und Jüngling Goethe als Dichter. Schon früher ist dieser Dichtungen, von denen wir hier zuerst oder wenigstens Genaueres erfahren, Erwähnung getan. Von Nachahmungen des Plautus ging Wilhelm=Wolfgang zu Dramen biblischen Stoffes

und zu Schäferspielen über. Was der Knabe geschrieben hat, sieht der Jungling mit verächtlichen Augen an. „Meine Trauerspiele stoßen von falsch nachgeahmter Theaterleidenschaft“ Sie sind als Dramen nichts wert, sondern nur um einzelner schöner Stellen willen geschrieben worden. Die Krankheit gibt Wilhelm auch Zeit, über die Theorie nachzudenken. Mit der Poetik des Aristoteles weiß er, gerade wie der junge Goethe, nichts anzufangen. Die Lehre von den drei Einheiten bringt ihn nicht weiter. Die Lektüre Corneilles hinterläßt neben der Begeisterung das drückende Gefühl, daß ein großer Mensch sein muß, wer so Großes hervorbringen will. Ein herrlicher Lobgesang auf den Dichter als Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen zeigt, daß der Jungling zwar noch nicht die Kraft, aber das Ideal eines großen Dichters in seinem Busen trägt.

Ein Zufall bringt Wilhelm auch gegen seinen Voratz wieder mit dem Theater zusammen. Der Schauspieler Pfeffertuchen oder Melina, wie er sich nennt, der mit einem Mädchen aus achtbarer Familie geflüchtet ist und nun mit ihr von der Polizei zurückgebracht wird, ist zwar ein lebendiges Beispiel für das Elend des Standes, aber Wilhelm gibt nicht dem Stande, sondern dem niedrig denkenden Charakter des Mannes die Schuld. Er ist überzeugt, daß Melina eines solchen Glückes, Schauspieler zu sein, nicht wert ist. Bei dieser Auffassung kommt ihm der Auftrag seines Schwagers ganz gelegen, eine größere Reise zu unternehmen, um bei lässigen Kunden für das Geschäft Geld einzutassieren, weil sich hierbei die Möglichkeit bietet, mit den Theatern in Deutschland bekannt zu werden, ohne daß er seine Stellung als Kaufmann aufgeben muß. Sein Wunsch erfüllt sich nun auf dieser Reise in ungeahntem Maße. Zuerst trifft er auf eine improvisierte Theateraufführung von Bergleuten und dann von Fabrikarbeitern, die beinahe durch die Geisteslichkeit verhindert worden wäre; zuletzt auf Darstellungen von Gauklern und Seiltänzern. Wie unvollkommen, ja geradezu töricht und albern diese Aufführungen auch sind, mit Staunen sieht Wilhelm, daß „sie die Zuschauer entzünden und erschüttern und ihr stoßendes Innere in Bewegung setzen“. — „Welcher Schriftsteller, welcher Schauspieler würde nicht glücklich sein,“ so schloß Wilhelm seine Betrachtungen, „wenn er einen solchen allgemeinen Eindruck erregte“ . . . Dann möchte vielleicht das vorgehen, was der alte Philosoph von dem Trauerspiel verspricht, daß es die Leidenschaften reinige“.

Der Zufall meint es gut mit unserm Theaterfreund. Ohne seine Absicht kommt er in eine Stadt, in der eine Truppe von Berufsschauspielern Vorstellungen gibt unter der Leitung einer Madame de Retti, mit der die Neuberin gemeint ist. Der Konflikt im Herzen des Helden, ob er seiner kaufmännischen Tätigkeit treu bleiben oder die Gelegenheit benutzen solle, bei einer so bedeuten-

den Direktorin und Schauspielerin das deutsche Theaterwesen von Grund aus kennen zu lernen, entscheidet sich bald zugunsten der Kunst, besonders da Wilhelms dramatische Dichtungen ihren vollen Beifall finden und sein Drama Belsazar zur Aufführung bestimmt wird. Wenn er nun auch ganz im Theater aufgeht, selber als Schauspieler aufzutreten, dazu kann er sich nicht entschließen. Die damals allgemeine Anschauung, daß der Beruf der Schauspieler ehrlos sei, von der Wilhelm sich in der Zeit seiner Liebe zu Marianne befreit hat, macht sich doch wiederum bei ihm geltend. Die bösen Erfahrungen, die ihm bei dieser Truppe, dem rohen und gemeinen Charakter der meisten Schauspieler, zuteil werden, geben jener Anschauung ihre Berechtigung. Nur weil sonst die Aufführung seines Belsazar infolge der Erkrankung eines Schauspielers unmöglich wird, laßt er sich erbitten, unter fremdem Namen aufzutreten. Der große Erfolg wird verbittert durch einen am nächsten Tage erfolgenden sehr häßlichen Theaterstandal, der mit der Flucht der Prinzipalin und der Erkenntnis Wilhelms endet, daß man seine Freigebigkeit in schändlicher Weise ausgenutzt habe. Lumpenpaß nennt ein Offizier, der mit seinen Soldaten dem Unfug ein Ende machen muß, die Schauspieler, und Wilhelm kann ihm nicht ganz Unrecht geben. „Der Wahn seiner Jugend zerstreute sich wie eine schöne Nebelwolke, die sich um einen dünnen Berg bewegt. Er bedauerte sich, das Theater und die Dichtkunst. Ach! rief er aus, möchten doch so viele törichten Jünglinge durch mein Beispiel klug werden, die diesem Irrlichte nachlaufen.“ Zu seinem tiefen Schmerz muß er erfahren, daß man ihn, weil er als Schauspieler aufgetreten ist, aus der guten Gesellschaft ausschließt. Nur eine gleichgestimmte Seele hat er um sich, die durch Zufall in sein Leben bedeutungsvoll eingetreten ist, Mignon, mit der ihn väterliche Liebe verbindet.

Doch erklärt er sich bereit, die Truppe, die wegen eines ausbrechenden Krieges die Vorstellungen aufgeben muß, nach H. — es ist wohl Hamburg gemeint — zu begleiten, weil seine Geschäfte ihn ebenfalls dahin führen und der Direktor des dortigen Theaters ihm bekannt ist. Auf der Reise müssen sie an einem kleinen Ort wegen des Krieges Halt machen. Ein theaterliebender Graf beruft die Gesellschaft auf sein Schloß, wo sie durch ihre Aufführungen einen hochgestellten Gast, den Feldherrn des Krieges, unterhalten sollen. Wilhelm will die Gelegenheit benutzen, um sich von der Truppe zu trennen. Aber die Erinnerung an jenen glücklichsten Abend seines Lebens, „wo er sich seiner liebsten, innigsten Leidenschaft im Taumel ergeben hatte“, „die Gefühle von dem Adel seines Wesens, von der Höhe seiner Bestimmung, das Mitgefühl des Guten und Großen unter den Menschen hervorzubringen“, Empfindungen, die durch erhabene, und erschütternde Gesänge eines ehrwürdigen Harfners in ihm wieder rege werden, das alles bewegt ihn zuletzt doch, der Wander-

truppe auf das Schloß zu folgen. Nicht zuletzt die Aussicht, in den Kreis der großen Welt und des hohen Adels zu kommen, der ihm bisher noch unbekannt geblieben ist. Aber eine große Enttäuschung wird ihm auf dem Schlosse zuteil. Mit dem Kunstverständnis der hohen Herrschaften ist es klaglich bestellt; mit ihrer Anschauung vom Wert der Schauspieler und ihrer Kunst steht es noch schlimmer. Gleich wie die Pferde und Hunde werden sie zur Unterhaltung vorgeführt. Der Graf ist geradezu verfallen auf Allegorien in der Dichtung. Der Gräfin, der Wilhelm eines seiner Werke vorlesen soll, ist der Friseur und der „Galanteriehändler“ wichtiger als die Vorlesung. Der Prinz, ein Verehrer der Franzosen, hört nur aus Höflichkeit die Aufführung des sorgfältig einstudierten deutschen Dramas an. Für Wilhelms Lobpreisung Racines hat er nur ein freundliches Lächeln. Ein Vorspiel, das Wilhelm zur Verherrlichung des Prinzen geschrieben hat, wird gleich nach der Aufführung vergessen. Deshalb weigert er sich, selbst als Schauspieler aufzutreten. Eine wahre Förderung der Kunst durch den Adel wagt er nicht mehr zu hoffen. Nicht um die Kunst selbst ist es dem Adel zu tun, sondern nur um eine Zerstreuung und ein Vergnügen mehr.

Doch etwas anderes, Großes, hat Wilhelm auf dem Schloß gewonnen. Es sind immer nur wenige Worte, die Jarno, ein Freund des gräflichen Hauses, zu Wilhelm spricht, aber sie graben sich tief in sein Herz ein. „Es ist schade, daß Sie mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse spielen“, und an anderer Stelle. „Eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt sind, wacker zu nutzen.“ Er hat sogar schon eine Stellung für Wilhelm im Heere ausesehen und nur die verachtlichen Ausdrücke, die er von dem Harfner und Mignon gebraucht, veranlassen Wilhelm, sich von ihm abzuwenden. Aber dennoch bewirkt Jarno in ihm eine gewaltige Wandlung, indem er ihm Shakespeares zur Lektüre übergibt. In der köstlichen und herrlichen Schilderung des ersten Eindruckes Shakespeares auf Wilhelm spricht Goethe nicht von ihm, sondern von sich selbst. Es ist eine Erläuterung jener Stelle aus Goethes Rede zum Shakespearetage, am 14. Oktober 1771. „Die erste Zeile, die ich in Shakespeare las, machte mich auf zeit lebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stuck fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt.“ Er hat nun den Leitstern für seine Dichtung gefunden und zugleich den Führer in der wirklichen Welt. „Möchte es mir glücken, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen und sie gleich jenem großen Briten von der Schaubühne dem lechzenden Publika meines Vaterlandes auszuspenden.“

Nachdem die Truppe aus dem Schlosse entlassen ist, wird die Reise nach H. fortgesetzt. Unterwegs wird die Gesellschaft überfallen und ihrer Habe beraubt,

Wilhelm schwer verwundet. Während er fast beinnungslos daliegt, erscheint eine vornehme Gesellschaft hoch zu Roß, der eigentlich der Überfall gegolten hat. Eine herrliche Frauengestalt unter ihnen, für Wilhelm eine himmlische Erscheinung, sorgt für seine Unterkunft und ärztliche Behandlung. Vergeblich sind seine Versuche, den Namen und Aufenthaltsort der Amazone, wie er sie nennt, zu erfahren. Der Truppe verspricht Wilhelm trotz ihres undankbaren Benehmens, sie nicht im Stich zu lassen. Sie setzt ihre Reise nach H. fort. Für Wilhelm wäre es nun nach der Genesung Zeit gewesen, sich der Heimat und der Seinigen zu erinnern; aber er ging doch dahin, „wohin ihn sein Herz trieb“. — Und so sehen wir ihn denn bald mit Mignon und dem Harfner in H. bei dem befreundeten Direktor Serlo. Hier findet Wilhelm endlich, was er so lange gesucht hat, ein großes ständiges Theater, eine wahrhaft künstlerisch geleitete Truppe von vortrefflichen Schauspielern, einen Direktor, bei dem seine Ideen bestes Verständnis finden. Zu welcher hoher künstlerischer Einsicht Wilhelm selbst gelangt ist, zeigt Goethe, indem er ihm jene Erläuterung des Hamlet in den Mund legt, die zu dem Besten und Schönsten gehört, was überhaupt über Hamlet gesagt worden ist. Nun drängt alles zu dem letzten Schritt, zu dem Entschluß Wilhelms, sich der Bühne zu widmen, obgleich er selbst noch zaudert, das zu tun, „wozu sein Herz geneigt war“. Die Beziehungen zur Heimat lösen sich durch die Nachricht vom Tode des Vaters und der Absicht der Mutter, ihren Liebhaber baldigst zu heiraten. Serlo, der die höchste Meinung von Wilhelms schauspielerischem Talent hat, bestürmt ihn mit glänzenden Anerbietungen, zuletzt rückt er mit schwerem Geschütz vor, indem er sich verpflichtet, die Schützlinge Wilhelms, Melina und seine Truppe, aufzunehmen, falls Wilhelm sein Anerbieten annehme. „Da stehe ich nun, sagt er zu sich selbst, nicht am Scheidewege, sondern am Ziele und wage nicht den letzten Schritt zu tun. . . . Ja, wenn ein Beruf, eine Sendung deutlich und ausdrücklich war, so ist es diese. Alles geschieht, . . . wie ich es mir ehemals ausgedacht, wie ich mir's vorgelegt.“ Endlich spricht er das erlösende Ja. Mit einem rätselhaften Hinweis auf die Amazone, Wilhelms Retterin, an die ihn gerade in diesem Augenblick die Erinnerung lebhaft ergreift, schließt das sechste Buch der theatralischen Sendung und damit das, was uns ein gutiges Geschick vor kurzem wieder geschenkt hat.

Diese sechs Bücher waren nur als die Hälfte des Romans gedacht. Der Plan zu den folgenden sechs Büchern wurde noch im Jahre 1785 aufgeschrieben; mitten im siebenten Buch stockte die Dichtung. Über den geplanten Inhalt dieser sechs Bücher sind wir nur auf Vermutungen angewiesen. Soviel erscheint sicher, die Aufführung des Hamlet, die in den Lehrjahren den Beschluß der schauspielerischen Tätigkeit Wilhelms bildet, sollte hier der Anfang sein. Nach einer Äußerung Goethes hatte er die Absicht, das ganze Theaterwesen darzu=

stellen führt das erhaltene Fragment bis zu dem Entschluß Wilhelms, Schauspieler zu werden, so sollte nun seine Tätigkeit in diesem Berufe und die Durchführung seiner theatralischen Sendung durch die Gründung und Leitung eines deutschen Nationaltheaters als einer Stätte wahrer Bildung dargestellt werden.

Uns erscheint diese Absicht, durch das Theater auf die Bildung des ganzen Volkes zu wirken, aussichtslos. Vielleicht war es dieselbe Einsicht, die Goethe gerade an der Stelle abbrechen ließ, wo dieser Einfluß gezeigt werden sollte.

Saß ein Jahrzehnt seit dem Beginn der Arbeit an der theatralischen Sendung verging, ehe Goethe sich ernstlich entschloß, den Roman fortzusetzen. Im Mai 1794 wurde der Verlag des Werkes dem Berliner Buchhändler Unger überlassen. Dieser Entschluß Goethes brachte Schiller um die Freude, den Roman in seinen Hören abgedruckt zu sehen. Nichtsdestoweniger widmete er ihm mit Freuden seinen Anteil und seine Mitwirkung. In dieser Zeit vollzog sich in Goethe jene große Wandlung, die wir früher ausführlich dargestellt haben.

Vom Demokraten wird er zum Aristokraten, von der Verehrung eines verschwommenen Ideals der Kunst, vom dilettantischen Pfluschen in der bildenden Kunst und tatenlosen Ästhetisieren und Schwärmen wird er zur Anerkennung der Arbeit und zur eigenen, in das Leben eingreifenden praktischen Tätigkeit geführt. Werther und Tasso, die nur e i n e des Menschen würdige Tätigkeit kennen, werden zum Antomo. Die staatsmännische Tätigkeit und die naturwissenschaftlichen Studien erweiterten seinen Blick. Wer über das Wohl und Wehe vieler Tausender zu bestimmen hatte, wer den Gesetzen auf der Spur war, nach denen sich seit Millionen von Jahren die Lebewesen entwickelt haben, der konnte wohl wenig Sinn haben für die Welt des Scheins und der Bretter. Wie eifrig er sich in den ersten Weimarer Jahren des Liebhabertheaters angenommen und es geleitet hat, das haben wir früher erzählt. Nun kommt er zu der Erkenntnis, daß nicht das Spiel mit ästhetischen Dingen, die dilettantische Beschäftigung mit einer ihm fremden Kunst, sondern eine in das Leben eingreifende Tätigkeit für das Wohl anderer das wahre Glück des Menschen ausmache. Der begeisterte Freund und eifrige Besucher des Theaters in Frankfurt und Leipzig, der Weßlarer Träumer und dilettantische Künstler macht in Weimar eine ähnliche Schule durch wie Wilhelm Meister und wird aus dem schwärmerischen Bewunderer des Theaters und aus dem begeistert mitwirkenden Schauspieler ein Feind „des theatralischen Leichtsinns“. Mit dem Jahre 1783 schwindet Goethes Interesse am Theater. Er wird es müde, wie er damals an Frau von Stein schreibt, „Großmeister der Affen zu sein . . . und die eigene und fremde Not mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen zu übertünchen“. Der Staatsmann hatte keine Zeit mehr für dramatische Spiele und die Vergnügungen des Hofes.

In Italien findet Goethe ein neues Bildungsideal. Das Genie, das einst die Welt nach sich modeln und eigenjinnig den Wert der Objekte, wie Werther, nach sich bestimmen wollte, wird bescheiden und möchte erst sich selbst eine harmonische Bildung erwerben, ehe es daran denken könnte, auf die Bildung des Volkes Einfluß auszuüben. Wie man diese Bildung erreichen könne, das soll nun der Inhalt des Romans werden; Meisters Lehrjahre der bescheidene Titel sein. Die „theatralische Sendung“ muß fallen, sie hat sich als falsche Tendenz erwiesen. Die Schauspielkunst führt nicht zu wahrer Bildung und verdirbt den Charakter. Eine Pseudokonfession nennt jetzt der Dichter die theatralische Sendung. Sie darf nicht mehr der Zweck der Dichtung sein, sondern nur ein Teil des großen Bildungsromans: Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Aus dieser Wandlung der Tendenz, die sich fast in ihr Gegenteil verkehrt, entsprangen die meisten Änderungen, die Goethe vorgenommen hat. Zuerst die Kürzung um fast ein Drittel, die deshalb als notwendig erschien, weil die Darstellung des Theaterwesens nicht mehr der Zweck der Darstellung war. Die Schilderung der erwachenden Theaterleidenschaft des Knaben mußte fallen; es wird Goethe schwer geworden sein, gerade diese lebensprühende Darstellung, die zum Besten gehört, was er überhaupt geschrieben hat, zu unterdrücken. Was wir früher selbst erlebten, wird von dem Jüngling Wilhelm aus der Erinnerung, teils der Mutter, die das doch alles weiß, teils Mariannen, die dabei einschläft, erzählt. Der Dichter bedient sich der analytischen Methode und führt uns bei Beginn mitten in die Zeit der Liebe Wilhelms und Mariannens. So war denn auch für die Darstellung der Entwicklung des jungen Dichters kein Platz und so auch nicht für die Schwester Amelie-Cornelie, die sich liebevoll der dichterischen Erzeugnisse im Roman wie im Leben annahm.

Demselben Schicksal verfiel Madame de Retti-Neuberin und die Schilderung der Wandertruppe. Von Wilhelms Auftreten in seinem Drama Belsazar hören wir nichts mehr und die Stellen, die uns von Wilhelms Hoffnung, der Schöpfer eines großen Nationaltheaters zu werden oder „von dem großen wichtigen Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt“ erzählen, werden gestrichen. Der Dichter läßt sogar ganz im Gegensatz zur theatralischen Sendung Stimmen erschallen, die Wilhelm vor der Theaterlaufbahn warnen: wie Mignons Bitte, „Lieber Vater, bleibe auch du von den Brettern.“ Leise sucht Mignon seine Hand zurückzuziehen, als er den Kontrakt unterschreibt und seine Schutzgeister lassen ihm in dem zurückgebliebenen Schleier des Geistes in Hamlet die Warnung zukommen: „Zum ersten und letzten Male: Flieh', Jüngling, flieh'!“

In der theatralischen Sendung wird die Ehe der Eltern Wilhelms als unglücklich und zerrüttet dargestellt, um ihm die Loslösung von dem väterlichen

Hause leicht zu machen. Dessen bedarf es jetzt nicht. Die Mutter ist nicht mehr der Unhold und die Ehebrecherin der theatralischen Sendung. Vater und Mutter werden das Abbild des Herrn Rat und Frau Aja.

Auch die äußere Form, die Sprache und der Stil mußten manche Änderungen erfahren. Der Stil der theatralischen Sendung gibt uns ein Rätsel auf. Erich Schmidt bezeichnete das Werk als zum Teil erstaunlich reif und zum Teil erstaunlich unreif. Neben herrlichen und sprachlich vollkommenen Stellen voll lebendiger Frißche und Wärme findet sich recht Mattes und stilistisch Unschönes vor, auch niedrige Ausdrücke. Nur um das eine noch zu erwähnen: Immer und immer wieder unterbricht Goethe den Fluß der Erzählung, meist um einen Übergang herzustellen, mit oft geradezu banalen Wendungen wie: Es wird kaum einer unserer Leser sein, der nicht zu erfahren wünschte . . . oder: Wilhelm wurde verdrießlich über den Handel, wie es wahrscheinlich unser Leser auch sein würde, wenn wir fortführen . . . oder: es wurde unverantwortlich sein, wenn wir unserm Leser nochmals mit den Abenteuern . . . unterhalten wollten. Freilich kommen auch in den Lehrjahren ähnliche Wendungen vor. Sie erinnern uns daran, daß die Technik des Romans damals in ihrem Anfange war und in der seitdem verflossenen Zeit eine große Entwicklung durchgemacht hat. Die sehr zahlreichen stilistischen Änderungen sind, wie natürlich, alles Besserungen. Die Goetheforscher haben sich die seltene Gelegenheit nicht entgehen lassen, des großen Dichters stilistisch bessernde Tätigkeit zu verfolgen: Schleppende Perioden werden aufgelöst; an Stelle der Nebensätze treten Hauptsätze, an Stelle der Pronomina oft Hauptwörter; Flüchtigkeiten und Unklarheiten werden beseitigt. Das allzu Burschikose wird entfernt und der Ausdruck oft auf ein höheres Niveau gehoben und veredelt, ganz so, wie es mit den meisten Gestalten des Romans geschah.

Die sechs wieder aufgefundenen Bücher der ersten Bearbeitung entsprechen den vier ersten Büchern der Lehrjahre. Wilhelm entschließt sich zwar auch in den Lehrjahren, den Kontrakt zu unterschreiben, aber gemäß der neuen Tendenz begründet er das nicht mit seiner Neigung zum Theater. Seine Tätigkeit als Schauspieler soll ihm nur das Mittel sein „zur harmonischen Ausbildung seiner Natur“ und ihm die Möglichkeit geben, „eine öffentliche Person zu sein und in einem weiteren Kreise zu gefallen und zu wirken“. Aber gerade die endlich erreichte und geglückte Aufführung des Hamlet veranlaßt die ersten Bedenken. Die albernen Urteile des Publikums über sein Spiel, der Neid und die schändliche Undankbarkeit seiner Kollegen empören ihn. Wilhelms veredelnder Einfluß auf sie hat nur kurze Dauer. Die Gemeinheit tritt bald wieder zutage. Selbst bei Serlo unterdrückt die Geldgier die künstlerischen Rücksichten; er gibt Wilhelm zu verstehen, daß er entbehrlich sei. Nun hilft kein Vertuschen,

keine Gutherzigkeit mehr gegen die immer fester werdende Überzeugung, daß die Schauspielkunst, anstatt zu wahrer Bildung zu führen, den Charakter verderbe. „Wer sich ihr selbstlos hingibt, wird auch im Leben theatralisch oder reißt sich auf, wer ihr oberflächlich dient, wird unwahr, eingebildet, materiell und genußsüchtig.“ Es kommt ihm jetzt lächerlich vor, hier seine harmonische Ausbildung zu suchen. Die Aufführung von Emilia Galotti macht ihn am eigenen Talente irre. Es dämmert in ihm die Erkenntnis, der Jarno später Ausdruck gibt, daß Wilhelm kein Talent zum Schauspieler habe, weil er immer nur sich selbst spielen könne. Wer sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht den Namen eines Schauspielers. Zu derselben schmerzlichen Einsicht ist auch Goethe selbst gekommen. Ein früherer Leiter des Hofburgtheaters in Wien hat uns gezeigt, daß Goethe gerade die Erfüllung dieser Forderung als das wesentliche Kennzeichen eines großen Schauspielers angesehen habe, wie sich aus seinen Regeln für Schauspieler und seinem Aufsatz Weimarisches Hoftheater ergibt. „Der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verleugnen und dergestalt umbilden lernen, daß es von ihm abhänge, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen“, und daß gerade diese höchste Kunst Goethe nicht beschieden war. Wilhelm reißt ab, zwar mit dem Versprechen zurückzukehren, aber innerlich hat er mit dem Theater für immer gebrochen.

An dieser Stelle, dem Angelpunkt des ganzen Romans, schob Goethe ein scheinbar fremdes Element ein, die „Bekenntnisse einer schönen Seele“. Es ist die Lebensschilderung des Gräuleins von Klettenberg, der Freundin der Frau Rat, die Goethe nach Aufzeichnungen und Briefen von ihr geschaffen hat. Aber ganz abgesehen davon, daß ein Ruhepunkt an diesem Abschluß künstlerisch durchaus gerechtfertigt ist, sind die „Bekenntnisse“ äußerlich und innerlich mit dem Roman innigst verbunden. Die nahen Beziehungen zu Goethes Jugendzeit mögen nebenbei erwähnt werden: der Oheim ist der Freiherr von Len, der Arzt derselbe Dr. Meß, der Goethe 1769 durch seine geheimnisvollen Mittel heilte, Philo der Freiherr Karl von Moser, Narcis der spätere Bürgermeister Frankfurts von Olenschlager und der Oberhofprediger Pfarrer Freisenius. Die äußere Verbindung liegt in den verwandtschaftlich nahen Beziehungen „der schönen Seele“ zu dem Kreise der Adelligen, in den wir im siebenten und achten Buch eingeführt werden, die innere in der Ähnlichkeit der Ideen des frommen Gräuleins und Wilhelm Meisters. Beide streben nach einem überspannten Ideal, Wilhelm auf dem Gebiete der Kunst, die schöne Seele auf dem der Religion. Beide werden verzehrt von einer durch überreizte Phantasie gesteigerten Sehnsucht nach einem unklaren, verschwommenen Ziele. Beide verlassen den Boden der Wirklichkeit und sind Fremdlinge in der Welt

und in ihrer Umgebung. So sind die „Bekennnisse“ kein bloßes Einschleichen des Romans, sie stehen mitten in dem Kunstwerk und leiten an dieser wichtigen Stelle die Blicke vorwärts und rückwärts.

Die Idee des Ganzen hat Goethe nach eigenem Ausdruck in den Worten Friedrichs am Schluß des Romans angedeutet. „Du kommst mir vor,“ sagt dieser zu Wilhelm, „wie Saul, der ausging, seines Vaters Gesinnen zu suchen und ein Königreich fand.“ Die Gesin ist hier, wie wir schon wissen, die theatra- lische Kunst, das Königreich die Kunst des Lebens. Noch klarer hat Schiller die Idee oder das Ziel des Romans wiedergegeben: „Wilhelm tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, tätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen.“ Dadurch sind zwei Teile gegeben. Im zweiten sucht und findet Meister das wahre Ideal. Die Einheit der beiden Teile wird äußerlich hergestellt durch einen Geheimbund, der wie eine höhere Macht über dem Ganzen schwebt. Er leitet zwar nicht, aber beobachtet und warnt, als eine Verkörperung des Schicksals, das über dem Menschen waltet, ohne jedoch in seine Entschlüsse einzugreifen. Deshalb werden mehrere Gestalten eingefügt, die in der theatralischen Sendung fehlen, die Mitglieder des Bundes, die als Unbekannter, als Landgeistlicher, Offizier bezeichnet werden, und jene geheimnisvolle Gestalt, die im Hamlet den Geist des Vaters dar- stellt. Die erzieherische Tendenz des Bundes tritt im zweiten Teile klar hervor und gibt diesem, ganz im Gegensatz zu der sinnlichen Leben sprühenden Dar- stellung des ersten Teils, einen mehr lebhaften, abstrakten, unsinnlichen Cha- rakter.

Ein Auftrag der sterbenden Aurelie, der Schwester Serlos, führt Wilhelm zu Lothario und dadurch zu den Leitern des Geheimbundes. Mit der Absicht, seine moralische Entrüstung an Lothario auszulassen, war er in das Schloß gekommen; er muß bald in ihm das Muster eines wahren Edelmannes er- kennen. In dieser Gesellschaft sagt er begeistert zu Therese: „O welch ein Mann ist das, Fräulein! und welche Menschen umgeben ihn! In dieser Gesellschaft hab' ich, so darf ich wohl sagen, zum erstenmal ein Gespräch geführt; zum erstenmal kam mir der eigenste Sinn meiner Worte aus dem Munde eines anderen reichhaltiger, voller und in einem größeren Umfang wieder entgegen: was ich ahnte, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anschauen.“ Mit Staunen sieht er hier Tätigkeit für das Wohl der Menschheit, hohe Bildung, hochherzige, wahrhaft vornehme Gesinnung, Liebe und Verständnis für Kunst und Wissenschaft, kurz alle jene Ideale, und dabei doch auch Sinn für den Er-werb der Güter dieses Lebens. Hier tritt ihm die ersehnte Harmonie der Bil- dung entgegen, hier wird nicht das Streben nach dem Ideellen durch einseitiges Hervortreten des Materiellen vernichtet, aber auch das einseitige Schwärmen

für das Ideelle durch praktische, in das Leben eingreifende Tätigkeit verhütet. Man veranlaßt ihn, mit Werner und Lothario ein Landgut zu kaufen, dessen Bewirtschaftung er sich widmen will. Dieser Kreis verwirklichte das, was Schiller in seinen Briefen über ästhetische Erziehung als schöne Forderung aufgestellt hatte. „Er erlangt Bestimmtheit, ohne die schöne Bestimmbarkeit zu verlieren.“ Es ist zugleich der Kreis eben jener Männer, die Wilhelms Erziehung geheimnisvoll geleitet haben.

Dadurch, daß ihm ein Sohn, sein Selig, geschenkt wird, erhält Wilhelm den festen Anker für sein künftiges, dem neu gewonnenen Ideale gewidmetes Leben: „Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusammengestellte Laube, die vertrocknet, ehe man sie verläßt. Alles, was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegenwachsen, und alles, was er herstellte, sollte eine Dauer auf einige Geschlechter haben. In diesem Sinne waren seine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben.“ Die Erziehung, die in dem Gewährenlassen der Neigungen, in der Selbstentwicklung bestand und nur zur Abwendung des Uebermaßes tätig eingriff, ist in gewissem Sinne vollendet. „Jetzt steht er“, sagt Schiller von ihm, „in einer schönen menschlichen Mitte da, gleichweit von der Phantasterei und der Philisterhaftigkeit.“ Absichtlich läßt der Dichter jetzt den alten Freund Werner erscheinen, der die Jahre hindurch sich dem Gelderwerb gewidmet hatte. „Nein! nein!“ rief Werner aus, „so was ist mir noch nicht vorgekommen, und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betrüge. Deine Augen sind tiefer, deine Stirn ist breiter, deine Nase feiner und dein Mund liebevoller geworden. Seht nur einmal, wie er steht! wie das alles paßt und zusammenhängt! Wie doch das Saulenzen gedeiht! Ich armer Teufel dagegen (er besah sich im Spiegel), wenn ich diese Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, so wäre doch auch gar nichts an mir.“

Die Vollendung seiner Ausbildung verrät sich auch in Wilhelms äußerer Erscheinung. Es ist deshalb hübsch erdacht, daß der Graf, der Hüter der Etikette, der Wilhelm, den Schauspieler, kaum beachtet hatte, ihn jetzt, ohne ihn wieder zu erkennen, als Mylord und als Gleichberechtigten begrüßt. Daß er aus diesem vornehmen Kreise sich eine Gattin wählen und erhalten wird, ist für alle selbstverständlich. Der von unflarer Phantastik Geheilte sieht zuerst in der einsichtsvollen, klaren und klugen, haushälterischen Therese, der geborenen Verwalterin und Landwirtin, die schon Wunder ihrer Tätigkeit aufweisen kann, in dieser tüchtigen, aber prosaischen Natur die beste Frau für sich, die beste Mutter für Selig. Aber es ist ein Irrtum. Er hat ja nicht das Ideelle von sich gestoßen, sondern nur ein falsches Ideal aufgegeben. Therese fehlten nach

Jarnos treffendem Ausspruch die drei schonen Eigenschaften. Glaube, Liebe und Hoffnung So verblaßt das Bild Theresens, als Wilhelm Natalie kennen lernt, jene Gestalt, in der der Dichter eine wunderbare Vereinigung des Ideellen und Realen dargestellt hat, der die Natur das geschenkt hat, was Wilhelm durch die Jahre der Lehre hat erwerben müssen. „Das schöne Naturverhältnis zu seinem Kinde,“ so urteilt Schiller über Wilhelm am Schlusse des Romans, „und die Verbindung mit Nataliens edler Weiblichkeit garantieren diesen Zustand der geistigen Gesundheit, und wir sehen ihn, wir scheiden von ihm auf einem Wege, der zu einer endlosen Vollkommenheit führt.“

Wenn wir uns jetzt zu einer kurzen kritischen Beleuchtung des Romans und zur Darstellung des Schillerischen Einflusses wenden, so sind wir in der glücklichen Lage, für beides den großen Freund Goethes unseren Dolmetscher sein zu lassen. Niemand hat mehr für den Wilhelm Meister getan, niemand besser, schöner, begeisterter und wahrer über ihn geurteilt als gerade Schiller.

„Mit wahrer Herzenslust“, schreibt er am 9. Dezember 1794, „habe ich das erste Buch durchgelesen und verschlungen, und ich danke demselben einen Genuß, wie ich ihn lange nicht und nie als durch Sie gehabt habe. Es konnte mich ordentlich verdrießen, wenn ich das Mißtrauen, mit dem Sie von diesem trefflichen Produkt Ihres Genies sprechen, einer anderen Ursache zuschreiben müßte, als der Größe der Forderungen, die Ihr Geist jederzeit an sich selbst machen muß. Denn ich finde auch nicht etwas darin, was nicht in der schönsten Harmonie mit dem lieblichen Ganzen stünde.“ Mit jedem neuen Buche steigert sich die Freude und Anerkennung. „Dieses fünfte Buch“, so hören wir im Juni des nächsten Jahres, „habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungeteilten Empfindung durchlesen. Selbst im Meister ist nichts, was mich so Schlag auf Schlag ergriffen und in seinem Wirbel unfreiwillig mit fortgenommen hätte. Erst am Ende kam ich zu einer ruhigen Besinnung. Wenn ich bedenke, durch wie einfache Mittel Sie ein so hinreißendes Interesse zu bewirken wußten, so muß ich mich noch mehr verwundern. . . . Ich fühle indessen mit der Liebe, die ich für dieses Werk Ihres Geistes hege, auch alle Eiferucht wegen des Eindrucks, den es auf andere macht, und ich möchte mit dem nicht gut Freund sein, der es nicht zu schätzen wüßte.“ Und die bewundernde Kritik erreicht ihre Spitze nach der Lektüre des Ganzen in jenen Briefen vom Juli 1796, die das beste sind, was überhaupt über den Roman gesagt worden ist, eine Huldigung des Genius, zugleich ein köstlicher Beweis der neidlosen Freundschaft: „Eine würdige und wahrhaft ästhetische Schätzung des ganzen Kunstwerks ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts er-

lebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt und so, in einem höheren Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Gülle dieses Werkes bewegt. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, das Sie oft bis zu Tränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es, und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Gleichheit des Gemuts, aus welchem alles geflossen ist. Leben Sie jetzt wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie ruht es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst nur in der weiten Ferne eines begünstigten Altertums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist."

Kein Wunder, daß Goethe so verständnis- und liebevoller Kritik freudig entgegenkam, kein Wunder, daß er den sich so uneigennützig anbietenden Mitarbeiter gern willkommen hieß. So kann denn Schiller im September 1794 an Cotta über Goethe melden: „Seinen Roman will er mir handweise mitteilen, und dann soll ich ihm allemal schreiben, was in dem künftigen stehen müsse und wie es sich verwickeln und entwickeln werde.“ Es folgen gemeinsame Erörterungen bei den gegenseitigen Besuchen und die ausführlichen Fragen und Antworten über den gedruckten Roman und vom dritten Buche an über das Manuskript, die den Briefwechsel der ersten Jahre fast völlig beherrschen und sich besonders auf die letzten Bücher beziehen. Nicht daß Goethe alle Forderungen Schillers erfüllt hätte, Schillers Bescheidenheit erwartete das gar nicht; aber er ist glücklich, einen so treuen Berater zur Seite zu haben und sucht den „Schillerschen Ideen Körper nach seiner Art“ zu geben. Zuerst bittet Goethe den Freund, anzustreichen, was ihm bedenklich erschiene. Schiller tat das, absichtlich ohne seine Bedenken anzudeuten. „Wo Sie sie nicht finden, da wird auch nichts verloren sein.“ Dann folgen Bemerkungen, die immer eingehender, tiefer, gehaltvoller werden, je weiter der Roman vorrückt, so daß Goethe dankbar und freudig bittet, nicht abzulassen, „ihn aus seinen eigenen Grenzen herauszutreiben“, und ihm endlich gesteht, „daß er ohne Schillers Einfluß das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zustande gebracht hätte“. „Hundertmal,“ schreibt er nach Vollendung des Ganzen, „wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte sie im Stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten.“

Der Gegensatz der beiden Dichter muß sich natürlich auch hier, wo der eine schaffend, der andere kritisch auftritt, offenbaren. Goethe spricht einmal von einem gewissen realistischen Tadel, durch den er es behaglich findet, seine Grenzen, seine Handlung, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken. Es ist der im innersten Wesen Goethes liegende Zug, seine Ideen und Absichten lieber erraten zu lassen, als auszusprechen, den Leser lieber das Letzte und Entscheidende selber finden zu lassen, als sich ihm aufzudrängen, eine Technik, die an und für sich höchst künstlerisch ist, doch auf die große Masse der Leser keine Rücksicht nimmt.

Hier greift nun Schiller ein. Fast bei allen seinen Vorschlägen und Forderungen dreht es sich um die Mahnung, stärker und deutlicher zu motivieren und das, was der Dichter beabsichtigt, auch bestimmt und klar zum Ausdruck zu bringen. So erscheinen ihm im sechsten Buch in den Bekenntnissen die leitenden Ideen zu leise angedeutet. Viel wichtiger war Schillers Einwurf, daß es an genügendem Aufschluß über die geheimnisvolle Macht, jenen Geheimbund, der Meisters Erziehungsentwicklung überwacht, fehle. Es mußte doch dem Leser so bald wie möglich klar werden, daß das Theaterwesen nur als ein von dem erziehenden Geheimbunde gewolltes und gebilligtes Mittel zu dem hohen Zwecke, der harmonischen Ausbildung Wilhelms, anzusehen sei. Und wirklich setzte es Schiller durch, daß das Eingreifen des Abbé in das Leben Wilhelms auf persönliche Zuneigung zurückgeführt wurde, wodurch, wie Goethe eingesteht, ein ganz eigenes Licht und ein geistiger Schein über das Ganze geworfen wird, daß ferner des Abbés Auftreten als Geist im Hamlet mit der Absicht begründet wird, durch die Aufführung Wilhelm vom Theater abzuschrecken und ihn durch die geheimnisvolle Art um so wirksamer zu warnen. Auf seinen Wunsch flocht Goethe den zweiten Teil des Lehrbriefes, den er ursprünglich weggelassen hatte, im achten Buche ein, um in ihm den philosophischen Inhalt des Werkes niederzulegen. „Es kann“, meinte Schiller, „bei einem Publikum, wie nun einmal das deutsche ist, zu Rechtfertigung einer Absicht und hier namentlich noch zu Rechtfertigung eines Titels, der vor dem Buche steht und jene Absicht deutlich ausspricht, nie zu viel geschehen.“ Ebendahin zielte Schillers von Goethe erfüllte Forderung, das Erscheinen des Marchese, das bisher nur durch seine Kunstliebhaberei begründet war, besser durch verwandtschaftliche Beziehungen zu motivieren, ferner der hübsche, von Goethe adoptierte Vorschlag, Wilhelm auch äußerlich, durch den Zeremonienmeister des Romans, den Grafen, als Adligen begrüßen zu lassen. Ihm ist es auch zu verdanken, daß der wichtige Umstand, woher der Abbé seine alles entscheidende Nachricht von der Herkunft Theresens hat, nicht verschwiegen wird.

Das letzte Buch, das die hauptsächlichsten Ausstellungen Schillers veranlaßte,

hatte Goethe, ohne es nochmals Schiller vorzulegen, drucken lassen. Wie freute sich dieser, als er viele seiner Forderungen erfüllt sah. Wenn auch manches der Goethischen Natur nicht zugesagt hatte, so vermiste doch Schiller nur „seine Grille, die etwas deutliche Pronunziation der Haupt-Idee“, zu der sich Goethe nicht hatte entschließen können. Schiller hatte verlangt, daß „die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf den philosophischen Begriff (der Erziehung) noch etwas klarer gemacht würde“ Die Antwort Goethes überhebt uns weiterer Ausführung: „Ich werde Sie bitten, zuletzt mit einigen feinen Pinselstrichen das noch selbst hinzuzufügen, was ich, durch die sonderbarste Naturnotwendigkeit gebunden, nicht auszusprechen vermag.“

Es führt uns das auf einen Mangel des Romans, der auf seine Entstehung zurückgeht, und an dem auch Schiller nicht ohne Schuld ist. Der erste Teil ist ein unerreichtes, prächtiges Bild voll Leben und unvergänglicher Frische, sein Held der leidenschaftliche, sich allen Eindrücken ganz hingebende, einem dunklen Ideal nachstrebende, treuherzige liebenswürdige, vom Schicksal und von den Menschen verzogene Goethe Der zweite Teil ist voller Reflexion, Überlegung und pädagogischer Tendenz, und Wilhelm der leidenschaftslose, sichere und vornehme, auf ruhiger Bildung beharrende, von Schillers philosophisch-ästhetischen Anschauungen beeinflusste Goethe aus dem Ende des Jahrhunderts. Ob es gelungen ist, diese beiden Gegensätze durch die Tendenz der Erziehung und durch die ironische Behandlung des ersten Teils zur harmonischen Einheit zu verbinden, das wird immer verschieden beurteilt werden. Jedenfalls ist es der erste, nicht der zweite Teil, dessen Fülle, Schönheit und Anmut noch immer einen jeden Leser bis auf unsere Tage gewonnen hat. Diese hier zu preisen, kann überflüssig erscheinen, nachdem wir dem vorzüglichsten der Kritiker, Schiller, so ausführlich das Wort gegönnt haben. Schon der Versuch, die reiche Fülle der Charaktere dem Dichter nachzuzeichnen, wäre vermessend. Die Frauengestalten, die von der frivolen, leichtfertigen und doch durch ihre Anmut bezaubernden Philine bis zur Verkörperung edler Weiblichkeit, Natalie, alle Schattierungen des weiblichen Charakters in sich schließen, sind Meisterwerke, um die uns alle anderen Literaturen beneiden Charaktere wie Mignon braucht man nur zu nennen, um in dem Leser diese rührende und ergreifende Gestalt mit der unerbittlichen Tragik ihres Lebens und dem geheimnisvollen Zauber der Poesie, mit dem der Dichter diese seine Lieblingsfigur umwoben hat, von neuem erstehen zu lassen. „Dies reine, poetische Wesen“, schreibt der von ihr entzückte Schiller, „repräsentiert in seiner isolierten Gestalt, seiner geheimnisvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld die Stufe des Alters, auf der es steht, so rein, es kann zu der reinsten Wehmuth und zu einer wahr menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellt“

Sie gehörte zu den Gebilden seiner Poesie, die den Dichter selbst zu Tränen rührten. Um dieses Charakters willen, hat er einmal verraten, habe er den Roman geschrieben. Jedenfalls ist sie der Entstehungszeit nach eine der ältesten Gestalten des Romans. Wahrscheinlich hatte schon der Student Goethe in Leipzig die Idee zu ihrer dichterischen Verherrlichung gefaßt. Ihr legte er das Lied der Sehnsucht nach Italien, das er in den Jahren seines leidenschaftlichen, ungestillten Verlangens gedichtet hatte, in den Mund. Nun aus ihrem und ihres Vaters graujamem Geschick konnte jenes andere Lied erwachsen, das die furchtbare Gewalt der Himmelsmächte und die geheimnisvolle Verbindung des Schicksals mit dem Charakter des Menschen, die Tragik des Menschenlebens in wunderbar ergreifenden und wahren Worten schildert.

Ihr fuhr ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Während die Vollendung des *Wilhelm Meister* das Band zwischen Goethe und Schiller immer fester und inniger knüpfte, gab gerade dieses Werk den Anlaß, die Entfremdung seines ältesten Freundes zu offenbaren und die Trennung beider, die seit einigen Jahren vorbereitet war, vollständig und unüberbrückbar zu machen. Noch bei der Abfassung des *Reineke Fuchs* war Herder Berater und Helfer gewesen. Die Regelung und Besserung der äußeren Verhältnisse Herders und seine Ernennung zum Vizepräsidenten des Konsistoriums, die nach der Berufung nach Göttingen eintrat, hatte sich unter Goethes Beihilfe vollzogen. Karoline war voller Glückseligkeit, und auch Herder eine Zeitlang nicht unzufrieden. So herrschte seit Herders Rückkehr aus Italien ein ungetrübtes Einvernehmen zwischen den alten Freunden. Aber gerade diese äußeren Verhältnisse sollten die Ursache zu neuen Verstimmungen sein, die zum unheilbaren Bruche führten. Es war nicht alles klar ausgesprochen worden. Die Erhöhung der Einnahme war mit größerer, fast allzu großer Arbeitslast verbunden. An das Versprechen des Herzogs, für die zahlreichen Kinder und die akademische Ausbildung der Söhne zu sorgen, hatte Herder bei der Aufbesserung nicht wieder erinnert. Jetzt forderte gerade die Erziehung der Kinder fast unerträgliches Opfer, und bald war Herders pekuniäre Lage schlimmer als jemals. Karoline wandte sich in ihrer Not an die Herzogin und an Goethe. Sie bat nicht sowohl, vielmehr bestand sie auf ihrem Rechte. Die Vorschläge des Herzogs wiesen Herders zurück; sie wollten wohl die Kosten für die Erziehung der Kinder dem Herzog überlassen, aber in die Erziehung und Versorgung selbst sich nicht hineinreden lassen. „Erinnern Sie sich doch mitfühlend,“ schreibt die leidenschaftliche Frau an Goethe, „daß Sie das Instrument des

Herzogs bei der Unterhaltung gewesen sind. Dulden Sie nicht, daß der Herzog sein Versprechen so schnöde brechen will. Hier ist es Ihre Pflicht, des Herzogs Ehre und Moralität zu retten . . Ich bitte um Gottes willen, retten Sie Ihre und des Herzogs Ehre! ich habe lange geschwiegen, und ich stehe Ihnen nicht vor den unangenehmsten Auftritten. Wir brauchen Geld und müssen es vom Herzog erhalten. Er ist es uns schuldig . . "

An solche Stellen muß man sich erinnern, um die scharfe Antwort Goethes vom 30. Oktober 1795 zu verstehen, die in dem Tone eines empörten Mannes geschrieben ist, der mit dem Adressaten überhaupt nichts mehr zu tun haben will. „Sie beleidigen“, schreibt er unter anderem, „den Herzog, die Herzogin und benachrichtigen mich von Ihren übereilten Schritten und fordern mich unter Vorwürfen und Drohungen auf, für Sie und die Ihrigen wirksam zu sein, in dem Augenblicke, da Sie mir die Gelegenheit dazu aus den Händen reißen. Wie ich hiernach Ihre heftigen, leidenschaftlichen Ausfälle, Ihren Wahn, als wenn Sie im vollkommensten Rechte stünden, Ihre Einbildung, als wenn niemand außer Ihnen Begriff von Ehre, Gefühl von Gewissen habe, ansehen muß, das können Sie sich vielleicht einen Augenblick vorstellen. Ich erlaube Ihnen, mich wie einen anderen Theaterbösewicht zu hassen; nur bitte ich, mich klar zu deuten und nicht zu glauben, daß ich mich im fünften Akte bekehren werde. . . Glauben Sie doch, daß man hinter allen Argumenten Ihrer Forderungen Ihr Gemüt durchsieht.“ Mit einer bitteren Anspielung auf die „Sami- liengesinnung“ gegen den Herzog und mit der Versicherung, daß er es ablehne, eine Antwort auf diesen Brief zu lesen, schließt das Schreiben. So scharf, so hart und mitteilungslos ist kaum ein anderer Brief Goethes geschrieben. Dem Unerträglichen mußte ein Ende gemacht werden. Jahrzehnte hindurch hatte er den „Elektrasinn“ Karolinens, die Empfindlichkeit, die uble Laune und stete Unzufriedenheit und das immer wieder hervorblickende Mißtrauen Herders gegen den „Herrn Geheimrat“ ertragen, weil er den Charakter des Mannes kannte und ihn um seiner anderen Eigenschaften willen schonen wollte. Angriffe gegen sich selber beachtete er nicht. Aber die rücksichtslosen politischen Äußerungen Herders, die sich doch auch gegen den Herzog richteten, das unumwundene Eintreten für die republikanischen Ideen, das auch die Sohne nicht verleugneten, erschienen Goethe als eine Kränkung des Herzogs. Die beleidigenden Äußerungen Karolinens gegen den Herzog und ihn entfachten auch bei ihm den lange angesammelten Zündstoff.

Vielleicht wäre der Bruch etwas weniger heftig und entschieden erfolgt, wenn nicht auch der Dichter Goethe sich damals von Herder abgewandt hätte. Als Schiller 1794 die Aufforderung zur Teilnahme an den Horen erließ, sollte neben Goethe der glänzendste Name Herder sein. Die große Bereitwilligkeit

Herders, der für den ersten Jahrgang fünf Beiträge lieferte, ließ diese fast als ein Werk der Weimarer Triumvirn erscheinen. Aber der Gegensatz trat bald offen zutage. Kant, der ehemalige Lehrer Herders, hatte in einer Rezension des ersten Bandes der „Ideen“ und in Replikten auf Herders Antworten dieses Lebenswerk Herders vor dem Verstande vernichtet. Es war eine Wunde, die nie wieder ganz geheilt ist. Mit der unglückseligen Leidenschaft, die des Gegners Angriffe immer für persönlich hielt, warf Herder seinen ganzen Haß auf Kant und die Kantianer. Schiller bekannte sich frei als einen Schüler Kants und Vertreter seiner Philosophie. Die Briefe über ästhetische Erziehung waren Herders schon wegen des „kantischen Glaubens“ zuwider. Im Beginn des Jahres 1796 „dispensiert er sich auf unbestimmte Zeit von den Hören“. Aber nicht bloß gegen Schiller wandte er sich, bald offenbarte sich der Gegensatz Herderscher Denkreise und ihre Unvereinbarkeit mit der Goethe-Schillerschen Ästhetik so stark, daß ein Zusammenwirken innerlich unmöglich wurde.

Goethe in Italien und Herder in Italien! Wenn man ihre Briefe liest, wundert man sich nicht, daß sie sich später getrennt haben, sondern daß sie überhaupt so lange innig verbunden sein konnten. Zu neuer Jugend erwacht holte sich Goethe in der Anschauung der Kunstwerke, in der Umgebung eines sinnlichen Naturvolkes das Kunstideal, die Schönheit. Der nur um fünf Jahre ältere Herder, an Gesinnung und Auffassung des Lebens ein alter Mann, brachte, von dem unsittlichen Leben in Italien angewidert, auch sein Kunstprinzip mit, die „Sittlichkeit“. Goethe datiert von seinem Aufenthalte in Rom eine zweite Jugend, eine neue Epoche seines Geistes. Daß auch auf Herders Wirken ein neuer Glanz von Italiens Himmel fallen würde, hat Goethe vergeblich gehofft. Herder sehnt sich fort aus dem „Grab“ Rom, der „Mördergrube“; die Kunst redete nicht zu ihm. Er war vor der Zeit alt und genußunfähig geworden. Mit Geflossenheit stellt er seinen „sittlichen Genius“ dem Goethischen gegenüber. Was auch Goethe von nun an dichtete, es wird von dem einseitigen moralischen Standpunkt beurteilt: selbst für Tasso fehlt Herder jetzt das Verständnis, und die Römischen Elegien sind ihm besonders ein Dorn im Auge. Die vorläufige Zurückstellung der Römischen Elegien ist das letzte Zeichen des Einflusses Herders auf Goethe. Bald darauf wird der alte Berater beiseite gesetzt. Aus Schillers ästhetischen Schriften wehte Goethe der Geist entgegen, dem er sich seit Italien ergeben hatte.

Als der erste Band von Wilhelm Meister erschien, sah Herder, daß er den Einfluß auf Goethe verloren hatte. Damals schrieb er an die Gräfin Baudissin: „Wahrheit der Szenen ist ihm alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weist, ängstlich bekümmert. . . Er hat sich also auch ganz von meinem Urteil weggewandt,

Ausführung geschah mit unglaublicher Leichtigkeit, „so daß er“, wie Schiller an Körner schrieb, „an neun Tagen hintereinander jeden Tag über 150 Hexameter schrieb“ Es folgte eine lange Pause bis zum Beginn des nächsten Jahres Ein wichtiger Brief an Meyer vom 5. Dezember 1796 verrät uns, „daß ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedicht, wie *Alexis und Dora*, bestimmt war, sich zu einem größeren ausgedehnt habe, das sich völlig in der epischen Form darstelle“ Eine Reise nach Leipzig und Dessau (Ende Dezember 1796 bis 10. Januar 1797) wurde für das Epos besonders günstig Hier entwarf Goethe den Plan für die beiden nächsten Gesänge und somit für den Schluß des Ganzen, da dieses ursprünglich in sechs Gesänge geteilt war. Die Ausführung geschah wiederum in Jena, wo sich der Dichter sechs Wochen, bis Ende März, aufhielt. Was ihm den Tag über die Muse geschenkt hatte, das wurde abends den Freunden im Schillerschen und Humboldtschen Hause vorgelesen Da Schiller gerade um diese Zeit eifrig mit seinem *Wallenstein* beschäftigt war, so geben uns diese Wochen das schöne Schauspiel gemeinsamer Arbeit und beiderseitiger Förderung. In dieser Zeit wurden die Ideen „Über epische und dramatische Dichtung“ wieder lebendig. Am 15. März meldet das Tagebuch: „das Gedicht geendigt“, aber erst Mitte Juni ging der Schluß von Jena zum Druck an den Verleger Vieweg ab.

Die große Mühe und Arbeit, die der Dichter in diesen Monaten auf das Epos verwandte, betraf hauptsächlich die Form Daß er ein fremdes Versmaß, den Hexameter, für das Epos wählte, war bedauerlich, aber welches andere Versmaß sollte er für das Epos bestimmen? Nur um sein Gedicht vor dem törichtesten Spott, der manche der *Xenien* getroffen hatte, zu sichern, übergab er es der metrischen Fürsorge Humboldts, der die von Goethe angewendeten Trochäen möglichst auszumerzen suchte. Aus Respekt vor der Wissenschaft ließ sich Goethe von den gestrengen Metrikern und den Lehren der Prosodie beeinflussen, aber die wahre Schönheit seiner Hexameter, die hier auf der Höhe steht, die Harmonie von Vers und Wortakzent, die Klarheit und Natürlichkeit der Sprache, die Ungezwungenheit des Verses, kurz die schöne Übereinstimmung von Inhalt und Form verdankt er sich ganz allein Das Gefühl, das ihn dabei leitete, war daselbe, das über der ganzen Dichtung waltete. Nicht eine Nachahmung der Antike sollte das Epos sein, ein deutsches Gedicht im Geiste Homers wollte er schaffen. Wie es das geworden ist, wollen wir im folgenden zeigen.

Goethes Verehrung für Homer und seine Homerstudien haben wir verfolgt von der ersten Bekanntschaft, die schon der Knabe mit der homerischen Welt machte, bis zur freudigen Begrüßung der Vossischen Übersetzung, die Goethe an seinen Freitagsabenden mit vielbewunderter Kunst im Winter 1794/95

vorlas In dieselbe Zeit fallen Übersetzungen aus dem siebenten und achten Buche der Odyssee und aus dem dreizehnten der Ilias, die mit Vorz erfolgreich wetteifern, ebenso die Übersetzung des pseudohomerischen Hymnus auf Apollo. Daß die Goethe-Schillerschen Untersuchungen über das Wesen des Epos in Homer Anfang, Mitte und Ende fanden, ist uns auch nicht fremd geblieben. Bei so hohem Interesse war es natürlich, daß F r i e d r i c h A u g u s t W o l f s 1795 erschienene Prolegomena zu Homer, in denen dieser scharfsinnige Philologe den Beweis führen wollte, daß Ilias und Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt nicht das Werk e i n e s Dichters sein können, auch auf Goethe einen großen Eindruck machten. „Die gebildete Menschheit,“ so schildert er später diesen Eindruck, „war im tiefsten aufgeregt, und wenn sie schon die Gründe des höchst bedeutenden Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb, sich hier nur e i n e Quelle zu denken, woher so viel Köstliches entsprungen, nicht ganz bei sich auslochen.“ Aber verwunderlich ist, wie verschieden sich Goethe in verschiedenen Zeiten zu dieser Frage gestellt hat. Es fehlt weder an begeisterter Zustimmung, noch an volliger Ablehnung. Der Grund dieses Schwankens liegt in dem Mangel an philologischen Kenntnissen, die ihm gestattet hätten, sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Deshalb war wohl ein mehr persönliches Motiv, die durch Humboldt im Frühjahr 1795 vermittelte Bekanntschaft mit Wolf, die Ursache, daß er die ursprüngliche Abneigung gegen die neue Hypothese überwand und bei Übersendung seines Wilhelm Meister dem neu gewonnenen Freunde anerkennend und dankbar fast dasselbe schrieb, was er kurz vorher in seiner Elegie Hermann und Dorothea in die schönen Worte gekleidet hatte.

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kuhn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn!
Denn wer wagte mit Gottern den Kampf? und wer mit dem einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schon

Wenn er in den folgenden Versen.

Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband —

und in der Erklärung: „daß Vossens Luise den Hermann erzeugt habe“, dem Idyll Vossens die Ehre gönnt, sein Werk aus der Taufe gehoben zu haben, so hatte er doch in Wirklichkeit ebensowenig Homer wie H e i n r i c h V o s s nachahmen wollen. Die Absicht, ein Idyll zu schreiben, war bald darauf aufgegeben worden, und das Epos trat an dessen Stelle. Er begnügte sich nicht mit der Darstellung eines rührenden Familienbildes, das einen engen Kreis einfacher, natürlicher Menschen widerspiegelt, er wollte in diesen Menschen

Typen und das allgemein Menschliche darstellen, und durch einen gewaltigen Hintergrund großer Weltgeschichte das Ganze aus der niederen Sphäre der kleinbürgerlichen Welt zu höherer und allgemeiner Bedeutung herausheben. Nicht bloß die Technik des Epos, die Goethe und Schiller, wie uns schon bekannt, von Homer entlehnt hatten, nicht bloß die Sparsamkeit in der Verwendung der Epitheta und das Festhalten derselben Epitheta zur bleibenden Bezeichnung der Personen, die Vermeidung des *praesens historicum*, die Anwendung stehender Formeln, die Schilderung der Gestalten durch ihre Handlungen und ihre Wirkung auf andere und wie sie alle heißen, die äußeren künstlerischen Mittel Homers, in deren Anwendung sich die großen Epiker aller Völker begegnen, nicht bloß diese Züge verraten das Muster Goethes. Viel wichtiger und bedeutender ist die innere Abhängigkeit. Dazu gehört vor allem die innere Form der Sprache, der einfache und natürliche, naive, jeder Sentimentalität abhold Ausdruck der Empfindung, die selbst die Natur anders als nach dem Nutzen der ehrwürdigen Ernährerin zu betrachten verschmäht. Man vergleiche nur, um ein Beispiel zu erwähnen, die sentimental-schwärmerischen Naturschilderungen Werthers mit ihren subjektiven geistreichen Beziehungen und die einfachen, klaren, nicht das Gefühl des Beschauers über den Gegenstand, sondern allein den Gegenstand selbst schildernden Darstellungen in Hermann und Dorothea. Hier wird uns der Gegensatz klar, den Goethe zwischen Homer und der Schilderung der neueren Dichter in Neapel fühlte und in den schon früher von uns zitierten Worten Heider gegenüber aussprach. In Hermann und Dorothea ward dieses Wort zur lebendigen Tat.

Und auch die Menschen sind einfache, wahre und darum typische Gestalten, die, unbekannt mit der Verderbnis verfeinerter Kultur, von allem Wissensqualm entladen, der ältesten und ewigen Tätigkeit der Menschheit ihr Leben widmen und in ihrem Tun und Charakter, um Schillers Ausdruck zu gebrauchen, „das Nackende der Natur“ offenbaren. Nicht weniger atmet die Schönheit, Klarheit und Gegenständlichkeit der Darstellung den Geist Homers.

Aber töricht wäre es, von einer slavischen, überhaupt von einer wirklichen Nachahmung Homers zu sprechen. Daß Hermann und Dorothea kein griechisches Epos sein sollte, wie die Achilleis, beweist schon der moderne Inhalt, der Mangel des mythologischen Hintergrundes, die geringe Breite der Darstellung, der sentimentale Zug in dem Helden, die Hinneigung zur Tragödie, wie Schiller es nannte. Die Menschen sind zwar typisch und in vielem den Gestalten Homers ähnlich, aber es sind doch in ihrem innersten Kern moderne, aus der Gegenwart des Dichters entnommene Menschen. Daß Frau Rat sich in Hermanns Mutter freudig und jubelnd wiederfand, wissen wir aus ihrem Dankschreiben für das Epos: „Ich trage es herum,“ schreibt sie in ihrer originellen Art, stolz und

freudig bewegt, „wie die Kaze ihre Jungen“. Der vierte Gesang war ein Denkmal für die von der Mutter so oft geübte, zwischen Vater und Sohn vermittelnde Tätigkeit. Es war nicht Zufall, daß gerade dieser Gesang beim Vorlesen vor dem Schiller'schen Ehepaar den Dichter zu Tränen rührte. In der Elegie sagt der Dichter:

Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah' der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht

und so ist die Luft, die wir atmen, die der deutschen, gefühlvoll-innigen, in sich und ihrem Kreise sich beschränkenden, altehrwürdigen Häuslichkeit. Auch der wadere und tieffühlende, aber ungewandte und oft blöde Jüngling, der mehr denkt als spricht, der überstrenge und doch im Grunde gutmütige, von seiner Würde überzeugte, auf das Äußere haltende „menschliche Hauswirt“, der tolerante, milde, weitblickende und gebildete Pfarrer und Hausfreund, der unruhig geschäftige, immer dienstfertige, stets bedenkliche und etwas egoistische Kleinstädter, und die Krone des Gedichtes, Dorothea, es sind alles typische und doch individuelle, deutsche Gestalten aus der Zeit und Umgebung des Dichters. Den oft gehörten Tadel, daß der Charakter Hermanns nicht einheitlich sei, kann nur der aussprechen, dem die eigentliche Idee des Ganzen: „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling“, nicht aufgegangen ist, und für den der Dichter vergeblich gerade in diesen, durch Dorotheas Einwirkung vollzogenen Wandel die schönste Charakteristik seines Helden gelegt hat. Wenn ferner Unverstand ihm allzu große Alltagslichkeit und allzu gewöhnliche Beschäftigung seiner Gestalten vorgeworfen hat, so kann Goethe daraus das höchste Lob für sich entnehmen. Hier hat die Kunst die Natur erreicht, die Personen erscheinen als Produkte der Natur und sind doch Geschöpfe der höchsten Kunst. „Ich habe,“ schreibt Goethe an Meyer am 5. Dezember 1796, „das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht . . . Die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August, und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das schon Schwerste überstanden war.“ Den äußeren Anlaß zu dem Gedicht gab das Schicksal der 1731 durch den Erzbischof von Salzburg vertriebenen Protestanten. Die Quelle war wahrscheinlich die Schrift: „Vollkommene Emigrationsgeschichte von denen aus dem Erzbistum Salzburg vertriebenen . . . Lutheranern“ von G. Göding (1734). Goethe ließ den religiösen Gegensatz fallen, verlegte den Schauplatz von Gera nach dem Rhein und nahm zum Hintergrunde des Gedichtes die französische Revolution, um, wie er selbst sagt, die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen. Die ur-

sprungliche Begeisterung für die Revolution und die bald darauf folgende Enttäuſchung werden mit lebendigen Farben dargestellt Daß aber das größte Ereignis des Jahrhunderts nicht in den Mittelpunkt gestellt wurde, daß der Dichter ein unpolitisches Gedicht schuf, auch das trug dazu bei, es zu einem wahren Bilde des deutschen Charakters werden zu lassen

Nicht dem Deutschen geziemt es, die furchterliche Bewegung
Sortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin
Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!

Das Werk, das Herder einst herbeigesehnt und prophetisch vorausgesagt hatte, das die Vermählung des griechischen und des deutschen Geistes vollziehen sollte, ein deutsches Gedicht, getragen von dem Geiste Homers — hier ward's Ereignis Deshalb wurde auch seit Götz von Berlichingen und dem Werther kein Werk Goethes mit solcher Begeisterung begrüßt Der Dichter, der schon darauf verzichtet hatte, von seinem Volke verstanden zu werden, sah sich endlich wieder getragen von dem Verständnis und der bewundernden Liebe seiner Nation.

Das Gedicht hatte sich zum nationalen Epos aus einem Idyll gestaltet, wie es Goethe kurz vorher in der Elegie *Alexis und Dora* für Schillers *Musen Almanach* im Mai und Juni 1796 geschaffen hatte Schon die Namen verraten den griechischen Einfluß. Zeus donnert, der Sonnengott Phöbus wird angerufen. Die Grazien und Amor bekräftigen den Liebesbund Die Szene ist in Italien, und die Idee geht wahrscheinlich auf Goethes Trennung von Maddalena Riggi in Rom zurück, die er später in der Italienischen Reise geschildert hat. Goethe ist hier noch mehr bildender Künstler als in Hermann und Dorothea. Es fehlt den typischen Gestalten jedes individuelle Merkmal ihrer Zeit; sie wirken mehr als Kunst- denn als Naturprodukte auf uns Hermann und Dorothea begeistert den Höchstgebildeten, wenn er nicht verbildet ist, wie den Ungebildeten Aber zum Genuß der Idylle gehört eine höhere Bildung, ein eingehendes Studium Schillers eindringender Lektüre entging es nicht, daß sie zu dem Schönsten gehört, was Goethe geschaffen hatte: „so voll Einfach ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung“. Er verstand es, sofort den springenden Punkt herauszufinden. Wie die Novelle zum Roman, so verhält sich die Elegie zum Epos Wenn es die Aufgabe des Novellisten ist, in der Darstellung eines einzigen Erlebnisses das ganze Leben und den Charakter des Helden zu schildern, so wollte Goethe in dem „einen Moment den Gehalt eines ganzen Lebens“ geben. „Das „ewig! sagtest du leise, dieses einzige Wort“, meinte Schiller, „an dieser Stelle ist statt einer ganzen langen Liebesgeschichte, und nun stehen die zwei Liebenden so gegeneinander, als wenn das

Verhältnis schon jahrelang existiert hatte " Es ist der Mittelpunkt der Elegie. Alles wird auf diesen einen Augenblick zusammengedrängt, um die Schnelligkeit des Entschlusses und des Liebesgeständnisses auch äußerlich zu begründen. Darum die Eilfertigkeit der Schiffsleute, darum die wiederholten Rufe zum Aufbruch, darum „der suchende Knabe“, der durch die Tür hereinblickt Die Einheit von Ort und Zeit und die allmähliche Enthüllung der Vergangenheit erreichte der Dichter dadurch, daß er das Gedicht ein Selbstgespräch des scheiden=den Alexis sein läßt So wird es möglich, trotz der Darstellung eines einzigen Augenblicks und trotz der Einheit der Zeit alle Phasen glücklicher und unglücklicher Liebe von dem Erwachen der Neigung bis zum Ausbruch maßloser Eifersucht zu schildern und so den einzelnen Fall zum typischen zu gestalten, in der Liebe d i e s e s Paares die Liebe überhaupt darzustellen Auch hier fehlt es nicht an einer Hinneigung zur Tragödie. Der Dichter begegnet aber der sich steigenden Leidenschaft durch einen etwas willkürlichen Schluß, eine Abschiedsverbeugung, wie er es selber nennt, „durch die alles wieder ins Leid=liche und Heitere zurückgeführt wird“

So sehr hatte sich der Dichter in die epische Welt, insbesondere in die Homers, eingelebt, so sehr bewegten ihn die Gespräche über Epos und Drama mit Schiller und die Urteile und Rezensionen Schlegels und Humboldts, daß er, der alles praktisch betätigen mußte, in kurzer Zeit den Plan zu drei größeren epischen Gedichten faßte. In den Unterredungen mit Schiller war ihm ein wichtiges Gesetz des Epos zu kräftigerem Bewußtsein gekommen, die Wichtigkeit der retardierenden Momente für die Entwicklung der epischen Handlung Er suchte es einem höheren Gesetz unterzuordnen und fand, daß im epischen Gedicht das W a s von vornherein klar sein und die Kunst des Dichters darin bestehen müsse, durch das W i e des Hörers Interesse zu erregen. Schiller antwortet auf die Mitteilung dieser Entdeckung, daß dieses Gesetz doch für alle pragmatische Dichtungsart, nicht bloß für das Epos gelte, überaus fein und richtig, da wir ja dafür von den Tragödien des Euripides mit ihren Prologen bis zu Gottfried Kellers Novellen Belege genug anführen können Schiller fand auch hier bald die richtige Formulierung. „Bei dem Dramatiker ist die Handlung der Zweck, bei dem Epiker nur Mittel zu einem absoluten ästhetischen Zwecke.“ „Aus diesem Grundsatz,“ so folgert er weiter, „kann ich mir vollständig erklären, warum der tragische Dichter rascher und direkter fortschreiten muß, warum der epische bei einem zögernden Gange seine Rechnung besser findet“ hauptsächlich wegen dieses Mangels an retardierenden Momenten ließ Goethe den Plan zu seinem großen Epos „Die Jagd“, den er im März 1797 faßte, fallen Erst viele Jahre später sollte er in der „Novelle“ dichterische Gestaltung erhalten

Nicht anders ging es mit dem zweiten Plan, der ihm im Oktober 1797 in der Schweiz aufging und ihn auch bis weit in das nächste Jahr hinein beschäftigte. Am 14. Oktober 1797 schreibt er an Schiller. „Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel von Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte.“ Daß es Goethe durchaus fern lag, die Befreiung der Schweiz darzustellen, verrieten schon diese Worte. Aber auch der spätere Sanger des Tell dachte damals durchaus nicht an eine derartige Behandlung. „Bei dem Tell,“ schreibt er, „wird aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes alles geistreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht sehr beschränkt und in dieser Beschränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt wird.“ Zugleich bittet er in rührend bescheidenen Worten Goethe, ihn an seiner Arbeit teilnehmen zu lassen, „da doch die Einheit und Reinheit des Hermann durch Goethes Mitteilungen an ihn während der Arbeit so gar nicht gestört worden sei.“ „Ich gestehe,“ fährt er fort, „daß ich nichts auf der Welt weiß, wobei ich mehr gelernt hätte, als jene Kommunikationen über Hermann und Dorothea, die mich recht ins Innere der Kunst hineinführten.“ Zu einer Ausführung des Planes, über den Goethe ausführlich in den Tages- und Jahreshften und in den Gesprächen mit Eckermann berichtet hat, kam es nicht, wohl aber zu ausführlichen theoretischen Erörterungen über Epos und Drama, die wir schon früher in ihren Hauptpunkten skizziert haben. So lesen wir am 23. Dezember 1797 von Goethe: „Der Tod des Achilles scheint mir ein herrlicher tragischer Stoff. Nun würde die Frage entstehen, ob man wohl tue, einen tragischen Stoff allenfalls episch zu behandeln?“ Nach einer Mitteilung Goethes erzählte er eines Abends Schiller den ganzen Plan ausführlich. „Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen könnte, ohne solches auszubilden durch Wort und Silbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt, schrieb ich die zwei (?) ersten Gesänge.“ Es ist wohl jenes Gespräch gemeint, von dem Schiller am 5. März 1799 schreibt: „Ich kann jenes Gespräch, wo Sie mir den Inhalt dieses ersten Gesanges erzählten, noch immer nicht vergessen, so wenig als den Ausdruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben, der sich bei dieser Gelegenheit in Ihrem ganzen Wesen zeigte.“ Im März und April 1799 berichtet das Tagebuch von fleißiger Arbeit an dem Epos, am 10. März von dem Anfang der Ausführung. Am 16. März sind 180 Hexameter geschrieben, und die Hoffnung ist vorhanden, daß das Gedicht vor dem Herbst fertig wird. „Wie beneide ich Sie,“ schreibt Schiller auf diese Nachricht, „um Ihre jetzige nächste Tätigkeit. Sie stehen auf dem reinsten und höchsten poetischen Boden, in der schönsten Welt bestimmter Gestalten, wo alles gemacht

ist und alles wieder zu machen ist Sie wohnen gleichsam im Hause der Poesie, wo Sie von Göttern bedient werden " Am 2 April schreibt Goethe an Schiller. „Ich schicke hier den ersten Gesang, indem ich eine kleine Pause machen will, um mich der Motive, die nun zunächst zu bearbeiten sind, spezieller zu versichern " Die Pause sollte leider für das Epos verhängnisvoll werden; es ist über den ersten Gesang nicht hinausgekommen. Später erfahren wir noch von einer vorübergehenden Absicht, die Achilleis in einen Roman zu verwandeln

Der letzte Vers der Ilias lautet:

Also bestatteten jene den Leib des reisigen Hektor

Hier setzt Goethes A c h i l l e i s ein

Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohr noch einmal
Strebend gegen den Himmel, und Ilios' Mauern erschienen
Rot durch die finstere Nacht, der aufgeschichteten Waldung
Ungeheures Gerüst, zusammensturzend, erregte
Mächtige Glut zuletzt Da senkten sich Hektors Gebeine
Nieder, und Asche lag der edelste Troer am Boden

Achilleus läßt einen Grabhugel für Patroklos und für sich aufrichten. Es folgt eine Götterversammlung im Olymp, in der Zeus den Fall Trojas und den Untergang des Achilles als vom Schicksal miteinander verknüpft hinstellt und die trauernde Mutter mit der Hoffnung, „die mit dem Leben vermählt bleibt“, tröstet. Ares macht sich auf den Weg, um die Äthiopen und Amazonen zum Kampf aufzureizen. Pallas Athene begibt sich in der Gestalt des Antilochus zu Achilles, um ihn in dem Entschluß zu bestärken, sein Leben ewigem Ruhme zu opfern.

Die Quellen des Dichters waren außer Homer selbst und den griechischen Tragikern hauptsächlich Diktys von Kreta und Hyginus und Hederichs mythologisches Lexikon. Nach dem erhaltenen Gesamtschema vom März 1798 und den Einzelschematen von 1799 sollte der weitere Gang der in acht Gesänge eingeteilten Dichtung in den Hauptzügen wahrscheinlich folgender sein. Helena faßt den Plan, an ihrer Stelle Polyxena dem Menelaos anzubieten und dadurch den Krieg zu beendigen. Dieser Vorschlag wird von den Trojanern angenommen. Polyxena und Kassandra erscheinen von Antenor und Aeneas begleitet im griechischen Lager. Die Antwort der Griechen ist abschlägig oder „dilatatorisch“. Aber beim Anblicke Polyxenas wird Achill von heißer Leidenschaft für sie ergriffen und verspricht Antenor, für den Besitz Polyxenas den Frieden durchzusetzen oder sich des Kampfes zu enthalten. Er weiß auch die Mehrzahl der Griechen für seinen Plan zu gewinnen. Odysseus und Diomedes jedoch sind dagegen und bereiten eine Verschwörung vor, um die Hochzeit zu ver-

eiteln Ajax nimmt die Partei Achills und stellt sich vor dem Tempel des Apollo, in dem die Hochzeitsfeier stattfindet, Odysseus gegenüber. Unterdes wird Achill im Tempel ermordet, wahrscheinlich von einem der Polyxena begleitenden Trojaner. Infolgedessen kommt es zu einem Kampfe, bei dem die Trojaner unterliegen. Darauf folgt der Streit um die Waffen Achills. Odysseus gewinnt sie und entfernt sich, um Philottet mit dem Bogen des Herakles zu holen. Thetis erhält den Leichnam ihres Sohnes. Den Schluß bildet „Ajax' Raserei und Tod“.

Den Grund, weshalb Goethe diese bis ins einzelne ausgedachte Dichtung trotz der anfänglichen großen Neigung fallen ließ, ist in seinem dichterischen Charakter zu suchen. So sehr war Goethes Begeisterung für Homer damals gestiegen, so sehr lebte er in den Werken des großen Dichters, daß ihm Gleiches und Ähnliches zu schaffen als der höchste Ruhm erschien. Das verrät uns eine Stelle aus dem Briefe an Schiller vom 12. Mai 1798: „Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt, so muß ich den Alten auch darin folgen, worin sie getadelt werden, ja ich muß mir zu eigen machen, was mir selbst nicht behagt, dann nur werde ich einigermaßen sicher sein, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen. Mit den zwei wichtigen Punkten, dem Gebrauch des göttlichen Einflusses und der Gleichnisse glaubte ich im Reinen zu sein. Mein Plan erweitert sich von innen aus und wird, wie die Kenntnis wächst, auch antiker.“ Es ist zwar unglaublich, daß Goethe diese Absicht wirklich und ernstlich lange gehegt hat, und seine zustimmende Antwort auf Schillers schöne und treffende Worte: „Ich glaube Ihnen nichts Besseres wünschen zu können, als daß Sie Ihre Achilleis, so weit sie jetzt in Ihrer Imagination existiert, bloß mit sich selbst vergleichen und beim Homer bloß Stimmung suchen, . . . denn es ist ebenso unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll“, beweist das, wenn es hier überhaupt eines Beweises bedarf. Aber andererseits läßt sich nicht leugnen, daß die Begeisterung für Homer, das völlige Einleben in die antike Welt, ihn eine Zeitlang hoffen ließ, ein Homer möglichst nachahmendes und ihm nahekommendes Epos zu schreiben. Herders warnende Stimme, der einst seinen Schüler in Straßburg Richtiges und Unübertroffenes über die Nachahmung fremder Dichter gelehrt hatte, fehlte jetzt. Schiller feuerte und trieb an trotz der oben zitierten vortrefflichen Äußerung. „Ihr schöner Beruf“, so schrieb er, „ist, ein Zeitgenosse und Bürger beider Dichterwelten zu sein, und gerade um dieses höheren Vorzugs willen werden Sie keiner ausschließend angehören.“ Und so entstand der erste Gesang, bis eine innere Stimme dem Dichter sagte, daß diese Art des Schaffens seinem Genius zuwider war.

Über den Wert des Fragments fehlt es nicht an Urteilen größter Mißachtung, aber auch nicht an Äußerungen begeisterter Bewunderung. Aber das werden auch die Bewunderer zugeben müssen, daß der Dichter, der Homer sein wollte, weit hinter ihm zurückgeblieben ist, oder sich weit von ihm entfernt hat. Deshalb brauchen wir uns den Genuß des Schönen und Herrlichen in diesem Fragment nicht verkummern zu lassen. Das großartige Bild, das der Anfang uns enthüllt, die Gotterversammlung mit der schönen Charakteristik und plastischen Darstellung der einzelnen Gottheiten, die Szene zwischen Hephaistos und den „sanft lachelnden, beweglichen Horen“, die rührende Klage der Thetis um das Schicksal des Sohnes und die Worte, mit denen Athene ihren dem Tode geweihten Liebling tröstet, werden jedem Leser und Hörer unvergeßlich bleiben:

Köstliches hast Du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet
Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Aller Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die ruhmliche Tat mit rühmlichen Taten gekront wünscht. —

Goethes dankbare an Schiller gerichtete Worte: „Sie haben mich wieder zum Dichter gemacht, welcher zu sein ich so gut als aufgehört hatte“, finden in dem Jahre 1797 ihre glänzendste Bestätigung. Nur mit den Jahren der Sturm- und Drangzeit, „da sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebat“, läßt sich diese Zeit in Goethes Leben vergleichen. Neben dem reichen Kranz größerer Dichtungen, die wir unter Schillers Antrieb und begeisterten Beirat haben entstehen sehen, wird im Wettstreit mit ihm eine andere Dichtungsart lebendig, die, seit der frühen Jugend zurückgehalten war und nun neue Blüten entfaltet.

Das Jahr 1797 nennt Schiller „unser Balladenjahr“. Die Absicht beider Dichter, ihre Einheit und Stärke, nachdem sie in den Xenien mehr nach der angreifenden und negativen Seite hin bewiesen worden war, in demselben Almanach nun auch durch große und bleibende Dichtungen fruchtbar und schöpferisch werden zu lassen, war der äußere, die Gespräche über das Epos, die jetzt mehr das episch-lyrische als das episch-dramatische Gebiet berührten, gaben den inneren Anlaß zu den Balladendichtungen. Die Idee, sich in Balladen wetteifernd zu versuchen, ging wahrscheinlich von Goethe aus. Aber auch hier war Schiller der Drängende, Anregende und Anfeuernde, dessen Antrieb Goethe vermoht hat, eine Reihe Balladen, die er bereits seit vielen Jahren im Kopfe hatte, nun auch wirklich auszuführen. Ballade und Romanze

wurzeln auf dem Boden der Volkspoesie und gehören einer Mischgattung der episch-lyrischen Dichtung an. Sie sind ursprünglich daselbe, eine Dichtung, die ein bedeutendes Ereignis der Vergangenheit als gegenwärtig geschehend schildert. Ihre Verschiedenheit erklärt sich allein aus dem verschiedenen Charakter der Völker, die diese Dichtungsart pflegten. Die *Romanze* hat, dem Charakter des Südens und seiner Bewohner entsprechend, als Merkmal die plastische, farbenreiche, glänzende Darstellung, den breiten, rein epischen Gang, die ausführliche, klare, aber auch bilderreiche, objektive Schilderung. Ganz im Gegensatz dazu ist der subjektive Charakter so recht das Kennzeichen der nordisch-germanischen Herkunft der *Ballade*. Kurz, sprunghaften Ganges, mehr andeutend als erzählend, schildert sie nicht sowohl, sondern dramatisiert. Aus dem Inneren motivierend stellt sie weniger das Ereignis als die Stimmung und Empfindung der handelnden Personen dar. Ihr Charakter ist nicht episch, sondern lyrisch-musikalisch. Die dunkle Welt nordischen Geistes und das Reich der Elfen oder Nixen war ihr ursprüngliches Gebiet. Hier tritt der bedeckte Himmel des Nordens und die düstere Phantasie des rauhen, in sich gefehrten Nordländers hervor, während die Romanze den ewig klaren Tag, die heitere Sonne und die Farbenpracht des Südens verkündet. Fassen wir in dieser Weise den Unterschied zwischen Ballade und Romanze, so ist Goethe als der geborene Lyriker der Balladendichter, Schiller der Dichter der Romanze. Bei Goethe der kurze knappe Inhalt auf dem Boden des Volksglaubens, bei Schiller die ausführliche und breite Darstellung der Ereignisse, beherrscht von einer Idee, bei Goethe Malen der Stimmung, Ausdruck der Empfindung, einfache, natürliche Sprache, dramatisch und musikalisch belebt, dort schwungvoller, glänzender Vortrag, Fülle und Pracht. Beide, wohl bewußt ihrer dichterischen Eigenart, betreten wetteifernd das lyrisch-epische Gebiet, und fast zu derselben Zeit (im Frühling und Sommer 1797), da Goethe den *Zauberlehrling*, den *Schäzgräber*, die *Braut von Korinth*, den *Gott und die Bajadere* schuf, entstanden die Schillerschen Balladen *Der Taucher*, *Der Handschuh*, *Der Ring des Polykrates*, *Die Kraniche des Ibykus* und *Der Ritter Toggenburg*, und während Goethe auf der Schweizerreise die *Lieder von der schönen Mullerin* dichtete, fand Schiller den Stoff zum Gang nach dem Eisenhammer. In die Mitte des Juni 1798 fällt Goethes *Blümlin Wunderschön*, in den August desselben Jahres der Kampf mit dem Drachen und die Bürgschaft. Im Scherz knüpft Goethe an diese Gleichzeitigkeit der dichterischen Arbeit an in dem Briefe vom 10. Juni 1797: „Lassen Sie Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen. Es ist nicht übel, da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht.“ Es ist ein schönes Schauspiel, wie jeder der

beiden Dichter ohne eine Spur des Neides dem anderen den höchsten Preis zuerkennen will. Goethe weiß die Fülle und Pracht der Schillerschen Balladen nicht genug zu bewundern und nimmt sie selbst gegen den Vorwurf des Überwiegens der Idee mit Eifer in Schutz. Schiller will bescheiden zurücktreten und dem Freunde die Krone überlassen. Beide Dichter helfen sich mit Rat und Tat zustimmend oder kritisierend, wie zum Beispiel der Ibykus zu Anfang auf Goethes Vorschlag eine größere Breite und Ausführlichkeit erhält. Goethe liest seine und Schillers Balladen den Freunden vor und freut sich über die große Wirkung, die er erzielt. Die bewundernde Zustimmung Meyers, „der reinen und treu fortschreitenden Natur“, wird dem Freunde sofort übermittelt, und bei dem mißgünstigen Urteil Herders, „des Alten auf dem Topfberge“, Trost zugesprochen mit den Worten: „Ich bedaure ihn herzlich, daß er verdammt ist, durch Gott weiß welche wunderliche Gemütsart sich und anderen auf eigenem Felde den Weg zu verkümmern.“

Damit, daß wir Goethe die Balladen, Schiller die Romanzen zuweisen, ist der Kern der Sache noch nicht getroffen, es tritt auch hier der grundlegende Unterschied der Dichtungsart beider zutage. Schiller geht vom Allgemeinen aus, von der Idee. Er ist überhaupt der erste Balladen-Romanzendichter, der dem Gedicht eine Idee unterlegt; denn seine Gedichte sind alle Ideendichtungen. Das Einzelne ist nur um ihrerwillen da, wie er das selbst in einem Brief an Körner von seinem Ibykus zugibt. Die Personen haben sich als Individuen der Idee unterzuordnen. Die Gestalten im Kampf mit dem Drachen, oder im Gang nach dem Eisenhammer sind nichts für sich, alles durch die Idee. Goethe dagegen geht induktiv vom Besonderen aus und steigt zum Allgemeinen empor. Auch seine Balladen haben eine Idee. Aber die Gestalten sind nicht um ihrerwillen da, sie haben Fleisch und Blut für sich. Die Idee ist nur implicite in dem Gedicht vorhanden, sie drängt sich nicht auf, das Gedicht kann ohne sie bestehen; wie ein unerwartetes Geschenk fällt sie dem Leser in den Schoß. Und man beachte, daß jetzt die Balladen Goethes den Charakter der Dichtungsart nicht mehr rein repräsentieren. Schillers Beispiel und seine Kunsttrichtung ist auch auf diese Dichtungen Goethes nicht ohne Einfluß geblieben. Die Balladen der Goethischen Jugendzeit, *Der Fischer*, *Der Erlkönig*, *Der ungetreue Knappe*, *Der König von Thule*, gedichtet aus der Bewunderung für die altenglische Volksballade, haben den kunstlosen, naturwahren, einfachen Ton der Sprache des Volkes, die knappe, oft nur andeutend sprunghafte dramatische Darstellung. Sie atmen das tief innerliche Gefühl naiver, unverbildeter Menschen, ergreifen und wirken durch das Ereignis, das sie schildern und durch die Stimmung, die der Dichter mit un-nachahmlicher Kraft über das Ganze verbreitet. Für Gestalten in den Dramen

gedichtet, kommen sie unmittelbar aus dem Herzen des Dichters. Ganz anders Goethes Balladen aus der Schiller'schen Zeit. Nicht weniger groß sind sie in der Malerei der Stimmung, in der ergreifenden Darstellung des Ereignisses, noch größer in der Plastik der Gestalten, der Reinheit und Schönheit der Farben. Aber statt der Laute der Natur hören wir die Sprache der Kunst, statt der einfachen, sangbaren Form des Volksliedes das kunstvolle Metrum. Aus der nordisch-germanischen Heimat führt uns der Dichter in die entlegene antike-lassische oder indische Anschauungswelt. Nicht mit innerer Notwendigkeit aus der Empfindung des Dichters erwachsen, sind die Produkte der Kunst, zu einem äußeren Zweck gedichtete Darstellungen fremden, überall hergeholten Stoffes, sie wollen zwar nicht in unkünstlerischer Weise eine Lehre predigen, aber sie begnügen sich nicht mehr mit der Schilderung, sie vertreten eine Idee. Nur das Blümlein Wunder schön und die Lieder von der schönen Müllerin bewahren den alten Charakter, zu dem die nach Schillers Tode gedichteten Balladen, wie *Ritter Kurts Brautfahrt*, *Das Hochzeitslied*, *Wirkung in die Ferne*, *Die wandelnde Glöck*, *Der getreue Eckart* und andere, wieder völlig zurückkehren. Es ist nicht Zufall, daß unter den Goeth'schen Balladen der Zauberlehrling das höchste Lob Schillers erhalten hat. Er verrät am deutlichsten, was die Ursache des Wandels in Goethes Balladendichtung war: den Einfluß Schillers.

Es liegt uns natürlich ganz fern, damit einen Tadel gegen Goethes oder Schillers Balladen auszusprechen. Wir wollen nicht loben oder tadeln, sondern die Entwicklung Goethes darstellen. Schillers Balladen sind über alles Lob erhaben, sie sind der unveräußerliche Besitz jedes Gebildeten geworden, und auch Goethes Balladen aus dem Jahre 1797 sind unerreichbare Muster ihrer Gattung. Ihre Kunst und Schönheit schildern zu wollen, wäre ein unnötiges und müßiges Unterfangen. Wer sie nicht fühlt, der wird sie nie erjagen. Aber auch abgesehen von ihrem großen künstlerischen Wert, über den nur eine Stimme herrscht, sind diese Dichtungen, wie *Die Braut von Korinth* und *Der Gott* und die *Basjadere*, für die Kenntnis des Menschen Goethe von hoher Bedeutung. Der Rhythmus der Ballade: „Mahadöh, der Herr der Erde“ lehnt sich an das Kirchenlied „Eins ist not“, der Stoff an die Magdalenenzene im Evangelium Lukas an; aber die hoheitsvolle, milde, an Christi Lehren heranzugende Moral entsproß aus des Dichters eigenem Herzen:

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Der selbe Geist, der sich hier in erhabener Weisheit offenbart, tritt negativ im Angriff und Widerwillen gegen die Verkümmern der Menschenrechte

und des Naturtriebes durch beschränkte und herrschsüchtige Priester der christlichen Kirche in der Ballade *Die Braut von Korinth* hervor. Goeths ablehnendes Verhalten, nicht gegen Christi Lehre, sondern gegen die Kirche und das Dogma ist uns nicht unbekannt. Daß ihm also ein Stoff willkommen sein mußte, der den Gegensatz zwischen dem griechischen Geist und dem der Kirche darstellte, war wohl verständlich. Hat er doch auch zwei Jahre später in der Ballade *Die erste Walpurgisnacht* den Kampf und Sieg des verfolgten germanischen Heidentums gegen seine Unterdrücker mit helle und starken Farben dargestellt. Aber die Sache liegt noch ganz anders. Na die falsche Annahme seiner Quelle, daß das Ereignis sich im 2. Jahrhunderte nach Christi Geburt abgespielt habe, war dem Dichter gegeben. Goethe legte den Gegensatz zwischen der heiteren Sinnlichkeit des Heidentums, der humanen echt menschlichen Auffassung menschlicher Leidenschaft und der vom Christentum gepredigten Abtötung des Fleisches, der Unterdrückung der Naturtriebe der strengen Askese und Weltflucht erst in den Stoff hinein, der ursprünglich nichts davon enthielt. Darum verlegte er den Ort nach Korinth, wo schon früh eine Christengemeinde bestand, und wo der darzustellende Gegensatz vorhanden sein konnte. Nicht die Quelle, sondern erst Goethe stellt *Maechates* und *Philinnion*, wie das Liebespaar ursprünglich hieß, als in der Kindheit *De* lobte dar, erst bei ihm wird *Philinnion* um ihr Recht auf die Vereinigung mit *Maechates* durch das Gelübde der christlichen Mutter betrogen. Die ungestillte Sehnsucht der Liebe verlangenden Braut ist ganz Goethes Erfindung. So selbst lebte er in antiker Lebensanschauung, daß er eins seiner größten Kunstwerke schuf mit der ausgesprochenen Absicht, gegen alles Naturwidrige, dem menschlichen Wesen Widersprechende, was die Kirche der reinen Lehre Christi hinzugefügt hat, Protest zu erheben, wie er seinem Unwillen fast noch stärker schon vorher in der Geschichte des Harfenspielers im *Wilhelm Meister* Ausdruck gegeben hatte. Auch hierin wußte er sich mit seinem großen Freunde Schiller ein-

Und der reiche Kranz der Dichtungen des Jahres 1797 ist mit diesen Meisterwerken noch nicht erschöpft. Es ließe sich sogar streiten, ob nicht die drei *Elegien*, die demselben Jahr angehören, vom künstlerischen Standpunkte aus daselbe hohe Lob verdienen, wie ihre Mitgeborenen. *Der neue Paris* und *sein Blumengärtchen* ist ein entzückendes Bild, das man fast ebenso der malenden wie der dichtenden Kunst zurechnen möchte: ein französisches Liebespaar, das in anmutigen Wechselreden die Geschichte seiner Liebe erzählt. Den Anlaß zur *Elegie Amyntas* gab Goethe auf seiner dritten Schweizerreise der Anblick eines von Efeu umwundenen, seine besten Kraft beraubten Apfelbaumes. Daß diese *Elegie* durch ihre typische Gültigkeit das Tiefste aufrege und das Höchste bedeute, hat uns schon Schiller

gelehrt. Ebenfalls in der Schweiz entworfen ist die Elegie *Euphrosyne*, eine Totenfeier für die sehr jung verstorbene Schauspielerin *Christiane Becker* geborene *Neumann*. Die Kunde von ihrem am 22. September 1797 erfolgten Tode erreichte den Dichter Anfang Oktober und ergriff ihn so sehr, daß er beschloß, ihr ein Denkmal zu stiften, das ihrer Kunst und seiner Zuneigung würdig wäre: „Liebende haben Tränen, Dichter Rhythmen zu Ehre der Toten“ Diese Zuneigung, in der sich väterliches Wohlwollen und liebende Verehrung wunderbar mischten, gründete sich auf die Schönheit und Anmut und mehr noch auf die Gemutstiefe und Begabung dieser bedeutenden Künstlerin. „Wenn sich manchmal“, schrieb Goethe am 25. Oktober an Böttiger, „in mir die abgestorbene Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres“ *Euphrosyne* nannte Goethe sie, weil *Christiane* in der Zauberoper „das Petermännchen“ in dieser Rolle aufgetreten war. *Euphrosyne* erscheint, wie die Göttin der Wahrheit in der „Zueignung“, als himmlische Gestalt und schildert selbst in ergreifenden Worten die Leitung und die liebevolle Freundschaft Goethes, „des Lehrers, Freundes und Vaters“. In echt künstlerischer Weise wird die Trauer und der Schmerz aus der Gegenwart gerückt und gemildert durch die Schilderung der Aufführung einer Szene aus Shakespeares *König Johann*, wobei Goethe als Kammerer Hubert an der Leiche des von *Christiane* dargestellten Knaben *Artur* von tiefstem Schmerz überwältigt stand. Auch hier ist das Individuelle in das Große und Typische gerückt, und die gewaltige Natur, in der der Dichter bewundernd lebte, gibt der Schilderung den großen Hintergrund, der noch verstärkt wird durch die Plastik griechischer Göttergestalten und die antike Anschauung. Schön und kunstvoll weiß der Dichter am Schlusse uns aus der Trauer und Wehmut zu neuer Hoffnung und einem schöneren „Morgen“ hinüberzuleiten.

Deutschlands Musterbühne.

Gerade in der Zeit reichster Entfaltung des Goethischen Genius, in der die Balladen und Elegien entstanden und in der der Faust von neuem in Angriff genommen wurde, führte Schiller den Wallenstein seiner Vollendung entgegen. Was der „unvergessliche Spätsommer“ von 1796 und das darauffolgende Jahr durch gemeinsame Gespräche theoretisch festgestellt hatten, bestand nun in der großartigen Tätigkeit beider Dichter seine Feuerprobe. So wurde das ganze, große Reich der Poesie von beiden Dichtern gemeinsam durchwandert, und wenn Goethe sich in der ausübenden Tätigkeit mehr dem episch=lyrischen



Christiane Beder geb. Neumann
Ölgemälde Original in Dessau
Kopie im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Gebiet zuwandte und im Vergleich zu Schiller sich damals unter dessen Widerspruch die Begabung für die tragische Dichtung absprechen wollte, so war doch sein Gemüt und Geist nicht weniger an der großen Aufgabe seines Freundes beteiligt, eine neue Gattung des Dramas im Wallenstein zu schaffen, als wäre es sein eigenes Werk. Das würden uns schon Schillers schöne Worte verraten, in denen er seinen Dank aussprach: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich jetzt wieder aufs neue erfahren“, wenn nicht schon der Briefwechsel jener Jahre es fast auf jeder Seite bezeugte. Was Goethe oder Schiller von jetzt an schaffen, es ist gemeinsam geschaffen, weil es auf denselben Grundlagen und derselben Anschauung gewachsen ist. Nicht ihren Charakter und den Gegensatz ihrer Natur wollten beide Männer aufgeben. Aber was Goethe später von Schiller sagt: „So wie er sollte man eigentlich sein. Nur wenn wir uns das Mangelhafte unserer Existenz bekennen und das auch zu sein streben, was wir nicht sind, dürfen wir hoffen, einigermaßen das zu werden, was wir eigentlich sein sollten“, das gilt mit demselben Rechte von ihm. Es steht einzig in der Geschichte da, dies neidlose Streben, die eigenen Fehler, die jeder an den Vorzügen des Freundes um so schmerzlicher fühlte, abzutun und den ewigen Widerstreit von Subjekt und Objekt durch einen edlen Wettstreit zu überbrücken. „Wenn ich Ihnen“, schreibt Goethe, „zum Repräsentanten mancher Objekte diene, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt, Sie haben mich die Vielseitigkeit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt. Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht.“

Der Realist Goethe wird immer mehr zum Idealisten, und der Idealist Schiller, der sich zu der am Freunde bewunderten Objektivität zwingen wollte, wählt sich einen Stoff, der ihm innerlich wenig zusagte, macht eifrig realistische Studien zum Wallenstein, ist auf Schritt und Tritt ängstlich bemüht, die Rhetorik und Wortfülle zu vermeiden und ist endlich glücklich, der Dichtung Wallenstein mit einer Kühle und Objektivität gegenüberzustehen, die ihm beim Don Carlos noch unmöglich gewesen wäre. „Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer späteren Epoche ist, nichts von der Wärme einer früheren gekostet hat. Doch es schiedte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren.“ So verstehen wir Schillers Meinung: „Der Wallenstein soll das ganze System desjenigen, was bei unserm Commercio in meine Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten.“

Deshalb werden uns denn der Wallenstein und der Faust und die sich an beide Werke knüpfenden Erörterungen am besten über die Theorie der

beiden Dichter und über ihre Auffassung vom Wesen der Poesie überhaupt und insbesondere des Dramas Aufschluß geben. Obgleich sie von entgegengesetzten Standpunkten ausgegangen waren, trafen sich die beiden Dichter in der Verehrung der antiken Dichtung und der idealen Auffassung der Poesie. Ihre Ästhetik knüpft an Lessing und unmittelbar an seine Auslegung des Aristoteles an. Der Idealist und der Realist reichen sich die Hände, indem sie nicht Gestalten der Phantasie aber auch nicht Individuen darstellen wollen, sondern typische Gestalten. Wenn Goethe später seinen Gegensatz zu der realistischen Darstellung, der er selbst in der Jugend gehuldigt hatte, mit den Worten aussprach: „Das Kunstwerk sei wahr, aber nicht wirklich“, so finden wir in einem Briefe Schillers vom April 1797 denselben Gedanken: „Der realistische Dichter bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals koinzidieren kann.“ Schon in der Rezension Schillers über Bürgers Gedichte hatte Goethe mit Freude von Schillers Forderung an den Dichter gelesen, durch die Kunst des Idealisierens das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen, das Zufällige und Wirkliche zum Notwendigen und Wahren zu erheben, oder wie es das Schiller'sche Gedicht ausdrückt, das er dem Maler Karl Graß in das Stammbuch schrieb: O wie viel schöner, als der Schöpfer sie gegeben, gibt ihm die Kunst die Welt zurück. In den Jahren gemeinsamer Arbeit hatte diese hohe Auffassung der Poesie, der gemeinsame Gegensatz gegen den Naturalismus, der die Kunst zum Abklatsch der Wirklichkeit erniedrigen will, sich immer mehr befestigt. In dem Vorspiel zum Faust fand sie den großartigsten Ausdruck.

Wodurch bewegt er alle Herzen?
 Wodurch besiegt er jedes Element?
 Ist es der Einflang nicht, der aus dem Busen dringt
 Und in sein Herz die Welt zurückschlingt?
 Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
 Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
 Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
 Verdrießlich durcheinander flingt,
 Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
 Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
 Wer ruft da Einzelne zur allgemeinen Weihe,
 Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?

Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
 Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart!

Gottfried Keller wußte wohl, weshalb er seinen Gegensatz zu den Naturalisten und Schmuckmalern der Gegenwart und zugleich sein dichterisches Glaubensbekenntnis in die Verse fleidete:

Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt.
 die das Leben tief im Kern ergreift
 Und in ein Feuer taucht, draus es gelautert
 In unbeirrter Freude Glanz hervorgeht,
 Befreit vom Zufall, einig in sich selbst —
 Und klar hinwandelnd wie des Himmels Sterne.

Zu seiner großen Freude fand Schiller seine und Goethes Theorie in der Poetik des Aristoteles bestätigt, als er eine Übersetzung dieses Buches Anfang Mai 1797 zur Lektüre von Goethe erhielt. Auch diesem, der vor dreißig Jahren die Poetik gelesen hatte, ohne sie zu verstehen, war das Buch wie neu: „Ein Buch“, meint er, „wird doch immer erst gefunden, wenn es verstanden wird.“ Und nun vertieften sich beide in die Lektüre und freuen sich, das Buch „so gerade zur rechten Stunde aufgeschlagen zu haben“. Es ist, als hörten wir Lessing, wenn Schiller gegen die Franzosen und ihre Mißverständnisse eifert und den Satz verteidigt, daß die Poesie wahrer sei als die Geschichte, und daß der Mythos oder die Fabel, was er schon aus Sophokles entnommen hatte, die Hauptsache und der *Cardo* der Kunst sei. Der Ausspruch „Shakespeare, soviel er gegen Aristoteles wirklich sundigt, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein, als die ganze französische Tragödie“, und das bewundernde Geständnis, daß Shakespeares Richard III. der griechischen Tragödie im Tragisch-Furchtbaren ganz nahe komme, sie mußten Goethe an seine Jugend und an Herders schöne Lehre von Shakespeare, dem Bruder des Sophokles, erinnern. Mit der tragischen Katharsis des Aristoteles hat sich Goethe freilich nicht befreundet können und noch 1827 seinem Unglauben mit den Worten Ausdruck gegeben: „Der Zuschauer geht um nichts gebessert nach Hause.“ In der Formel: Die Gegenstände müssen rein menschlich, bedeutend (typisch) und pathetisch sein, fanden die Dichter die Definition des Episch-Dramatischen überhaupt; in der Gestaltung der Handlung als einer vollkommen gegenwärtigen und rasch fortschreitenden sahen sie das charakteristische Merkmal des Dramas. Wenn in seinem Wallenstein die Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindung erhalten wäre, so wollte der Dichter zufrieden sein.

Die Frage nach der Verwendung des Schicksalsbegriffes war für den Dichter des Wallenstein besonders brennend. Um die tragische Wirkung zu erhöhen und, „um einen mutvollen Glauben an das Glück der Unternehmung in dem Helden zu erreichen“, vor allem aber aus dem inneren Grunde, weil der Glaube an die Sterne als eines der charakteristischen Züge der Zeit und Wallensteins nicht fehlen sollte, hatte Schiller mit Goethes Zustimmung dem astrologischen

Motiv breiten Spielraum gegeben, was ihm immer und immer wieder den Vorwurf eingetragen hat, daß der Zusammenhang zwischen dem Tode Wallensteins und seinem Charakter aufgehoben sei. So kann aber nur der oberflächliche Leser urteilen. Man nehme dem Wallenstein den ganzen astrologischen Apparat, und das Drama wird trotzdem vor sich gehen. Wallenstein ist und bleibt eine Charaktertragödie. Auch die griechische Tragödie, dessen waren beide Dichter sich wohl bewußt, war, wie jede dramatische Dichtung, ein Charakterdrama. Goethe hat später (1821) diese seine Ansicht in den Versen wieder gegeben: Und ohne Zeus und Saturn, spricht mein Mund, Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund. Nur bedienten sich die griechischen Dichter des Kunstmittels der Orakel und des Schicksals, um bei dem Hörer die Täuschung zu erwecken, als ginge der Held durch äußere Schuld zugrunde. Dazu soll im Wallenstein der Sternenglauben dienen, der die Wirkung des Dämonischen, Überirdischen, Furchtbaren um so mehr auf uns ausübt, da der Held trotz aller Erfahrungen unerschütterlich an ihm festhält. Der Dichter benützt ihn nur als Wahnvorstellung, ohne der Sternenmacht selbst auf die Entwicklung der Handlung Einfluß einzuräumen. Nicht an der Macht der Sterne, sondern an seinem unglücklichen Glauben an diese Macht geht Wallenstein zugrunde.

Schillers Wallenstein bezeichnet nicht bloß für das deutsche Drama, sondern auch für das deutsche Theater eine neue Epoche. Mit seiner Aufführung begann die gemeinsame Tätigkeit der beiden Dichter am Weimarer Theater, deren Ziel war, eine Musterbühne für Deutschland zu schaffen. Goethes Interesse für das Theater war Anfang der achtziger Jahre erloschen. Die Idee der Errichtung des Hoftheaters, das am 7. Mai 1791 mit Jfflands Jägern eröffnet wurde, war nicht von ihm, sondern von Karl August ausgegangen; und nur des Herzogs dringender Wunsch hatte ihn vermocht, die Leitung zu übernehmen, bei der ihm der Landammerrat Kirms in allen geschäftlichen Dingen zur Seite stand. Die finanzielle Seite des Unternehmens wurde durch Vorstellungen im Badeort Saachstädt, in Erfurt, Rudolstadt, Naumburg, Leipzig und Halle gesichert. Durch Verdrießlichkeiten, Kabalen, Opposition der Schauspieler wurde Goethes Abneigung nur noch vergrößert. 1795 hat er, wenn auch vergeblich, um die Enthebung von diesem Amte. Auch die Hoffnung, bei Gelegenheit der 1797 geplanten Reise nach dem Süden die Direktion loszuwerden, verwirklichte sich nicht. Goethe hatte zu seinem Vertreter und Regisseur Schiller vorgeschlagen. Aber des Herzogs Menschenkenntnis bewährte sich auch hier. Er wußte wohl, daß Schiller zu einem solchen Amte nicht geschaffen war. Als nun auch die Verhandlungen mit Jffland sich zerschlugen, wurde die Errichtung einer Theaterkommission, zu der außer Goethe Kirms und der Kammerherr von Lüd gehörten, getroffen. Auch für die Errichtung eines besseren

Bühnenraumes wurde gesorgt, so daß die neue, mit dem Wallenstein beginnende Epoche und die Eröffnung des neuen Theaterjaales am 12. Oktober 1798 zusammenfiel. Großes und Bedeutendes war bis dahin auf der Weimarer Bühne nicht geleistet worden. Zu erwähnen wären die ersten Aufführungen von Shakespeares Heinrich IV. 1792 und 1793, die wohl den Anlaß zu den erst in unseren Tagen wieder aufgefundenen Fragmenten einer *Saltaff-fomödie* gaben. Aus dem Alltäglichen ragt das Gastspiel *Ifflands* vom 28. März bis 25. April 1796 als bedeutsam auch für die Folge hervor. Für Schiller war dieses Gastspiel wichtig, weil es ihn nach langer Zeit wieder in Berührung mit der Bühne brachte, für Goethe, weil es ihm zum erstenmal Gelegenheit gab, das Spiel eines großen Schauspielers und Virtuosen zu beobachten. Mit Ifflands Auftreten begann zugleich die große gemeinsame Tätigkeit der beiden Dichter für die Herstellung eines würdigen Repertoires. Der berühmte Schauspieler hatte die Absicht, in Goethes *Egmont* aufzutreten. Es war ein schöner Beweis des Vertrauens Goethes, daß er dem Manne, der einst gerade dieses Drama so hart beurteilt hatte, die Bearbeitung für die Bühne überließ. Indem Schiller die mehr episodischen Gestalten, wie die Regentin und Macchiavell entfernte, mehrere Szenen zusammenzog und umstellte, die Gesamtwirkung der Volkszenen kräftiger hervorhob und das episch Berichtete in das dramatisch Geschehende verwandelte, auch stärkere Theater-effekte, wie die Unterbrechung der Oranienzene durch die Meldung von der Ankunft Albas, einfügte, hat er sich unleugbar als der große Theaterdichter erwiesen. Aber er fand nicht überall den Beifall des Freundes. Goethe hat sich später mehrfach über die grausame Konsequenz und die Zerstörung delikater Wirkungen, insbesondere auch über die der Liebeszene *Egmonts* und *Klärchens*, beklagt und mit *Klärchens* Worten: „Das ist mein *Egmont*“, deutlich darauf hingewiesen, welche Bearbeitung er als die authentische angesehen wissen wollte. „Ich erschra““, schrieb er unter anderem an Friederike Unzelmann im Jahre 1800, „über die Arbeit, die man unternehmen mußte, um etwas daraus zu machen, wofür man allenfalls stehen dürfte.“

Schillers *Egmont* verschwand auch wieder mit Ifflands Aufführung von der Weimarer Bühne. Bedeutender und bleibender war der Eindruck, den der Schauspieler Iffland hinterließ. Ein Brief an Meyer vom 18. April 1796 ist der Widerhall der ungeteilten Bewunderung Goethes. „Iffland spielt schon seit drei Wochen hier, und durch ihn wird der gleichsam verlorene Begriff von dramatischer Kunst wieder lebendig, es ist das an ihm zu rühmen, was einen echten Künstler eigentlich bezeichnet: er sondert seine Rollen so voneinander ab, daß in der folgenden kein Zug von der vorhergehenden erscheint. Dieses Absondern ist der Grund von allem übrigen, eine jede Figur erhält

durch diesen scharfen Anriß ihren Charakter . . Er hat eine große Gewandtheit seines Körpers und ist Herr über alle seine Organe, deren Unvollkommenheiten er zu verbergen, ja sogar zu benutzen weiß.“ In seiner Schrift über das Hoftheater von Weimar bezeichnet er sogar dieses Gastspiel als die Grundlage einer neuen Epoche der weimariſchen Schaufpielfunft.

Bis dahin hatte, wie auf allen deutſchen Bühnen, ſo auch in Weimar, die naturaliſtiſche Richtung der Schaufpielfunft geherrſcht. Durch die bürgerlich-philiſtröſen Rollen in den damaligen Zugſtücken, den Iffland-Koſebueſchen Familiendramen mit ihrem platten, der Wirklichkeit entlehnten Konverſationston, war die Richtung, die der Wirklichkeit möglichſt nahe kommen wollte, begünſtigt und maßgebend geworden. Eng damit zuſammen hing die Regel, jeden Darſteller nur die Rollen ſpielen zu laſſen, die ſich mit ſeiner Individualität deckten. Der unrichtige Begriff von Natürlichkeit in der Kunſt, dem Goethe ſchon mit der Iphigenie für immer den Abſchied gegeben hatte, wurde von ihm ſonderbarerweiſe in der Schaufpielerkunſt noch immer gepflegt. Daß er dieſen Zwiſpalt empfunden hat, zeigen die Worte in jener Schrift: „Die Erſcheinung Ifflands auf unſerem Theater löſte das Rätsel.“ Nicht als wenn Iffland als Schaufpieler Idealist geweſen wäre, nein, er war der größte Virtuos der realiſtiſchen Richtung, aber ſein großes Geſchick, ſich in jede Rolle zu finden und ſeine eigene Natur zu verleugnen, führte Goethe klar vor Augen, daß in der Schaufpielfunft ebenſo wie in der Poeſie und Malerei nicht die Nachahmung der Wirklichkeit, ſondern die Darſtellung des von dem Individuellen und Zufälligen befreiten typiſchen Charakters die eigentliche Kunſt ausmache, daß der Schaufpieler nur wenig ſeiner Aufgabe genüge, wenn er ſich auf eine möglichſt korrekte Wiedergabe der Worte des Dichters und einen getreuen Abklatſch der Natur beſchränke; daß er vielmehr die Geſtalten des Dichters mit Beſiegung und Bezwingung der eigenen Individualität nach dem Willen des Autors von neuem aus ſich heraus ſchaffen müſſe. Die Entwicklung Goethes, des Dichters, war von der naturaliſtiſchen, der Darſtellung des Individuellen, zur idealiſtiſchen, der Darſtellung des Typiſchen vorgeſchritten. Folgerichtig ſchloſſen ſich jezt ſeine Forderungen an die Schaufpieler und ihre Kunſt dem zulezt gewonnenen idealiſtiſchen Standpunkte an. Es iſt wunderbar, daß Schiller dieſen von Goethe erſt jezt gewonnenen Standpunkt in der Auffaſſung der Schaufpielfunft bereits viele Jahre vorher als den ſeinigen ausgeſprochen hatte. So nahe ſtanden ſich beide Dichter auch in der Auffaſſung über die mimische Kunſt, als ſie mit der Aufführung des Wallenſtein ihre große Tätigkeit für das Theater begannen, der Schillers Überſiedlung nach Weimar (am 3. Dezember 1799) trefflich zuſtatten kam.

Schon die Aufführung des Wallenſtein verlangte die Ausbildung der Schau=

spieler nach einer bisher ganz vernachlässigten Richtung. Daß das Drama eine rhythmische Form haben müsse, das war Goethes Überzeugung seit seiner *Iphigenie*, und die neu gewonnenen Anschauungen hatten ihn darin bestärkt. Aber die Schauspieler waren so wenig geübt in der Deklamation des Verses, daß Schiller 1786 die Jamben seines *Don Carlos* für die Aufführung in Prosa umschreiben mußte. Nicht anders erging es Goethes *Alexandrinern* in den „*Mitschuldigen*“. So bedurfte es vieler und eingehender Übungen der Schauspieler, ehe der *Wallenstein* aufgeführt werden konnte. Die Probe gelang



Schillers Wohnhaus in Weimar

Nach einer Lithographie von J. Goetz, etwa 1808

glänzend, und so ward denn die „*Rhythmophobie*“ überwunden und die sehr vernachlässigte, ja von den vaterländischen Bühnen fast verbannte rhythmische Deklamation wieder in Aufnahme gebracht.

Gerade in diese Zeit fällt ein Brief Wilhelm von Humboldts an Goethe aus Paris über die französische Schauspielkunst und Bühne. Goethe druckte ihn in den Propyläen ab, bezeugte später ausdrücklich, welch großen Einfluß dieser Aufsatz auf ihn und Schiller ausgeübt hätte und erklärte in dem „Vorwort zu einigen Szenen aus *Mahomet*, nach Voltaire von Goethe“ unter Hinweis auf den Humboldtschen Aufsatz, daß er die Bearbeitung des *Mahomet* Voltaires unternommen habe, um die Vorzüge des französischen Theaters auf das deutsche

herüberzuleiten, und „um den Schauspieler zu einem wörtlichen Memorieren, zu einem gemessenen Vortrag, zu einer gehaltenen Aktion zu veranlassen“ Wilhelm von Humboldt war ein viel zu umsichtiger und ästhetisch begabter Mann, als daß er nicht das Manirierte und Erstarrte, das Konventionelle in Sprache und Gebärden der französischen Schauspieler, wie es die seit Jahrhunderten feststehende Form des französischen Dramas mit sich gebracht hatte, erkannt und verurteilt hätte. Was ihm und mit ihm Goethe und Schiller imponierte, war die Harmonie des Zusammenspiels, die Grazie der Bewegung, die Herrschaft über den Körper, mit einem Wort die Schönheit der Darstellung, ferner die unübertreffliche Kunst der Deklamation, der Wohllaut und der vornehme erhabene Ton der Sprache, oder, kurz ausgedrückt, die Musik der Sprache und die Plastik der Darstellung. Mit unermüdlichem Eifer unterzog sich Goethe der Aufgabe, nach diesem Muster seine Schauspieler zu erziehen, nicht bloß in mündlicher unablässiger Lehre, sondern auch durch schriftliche Fixierung von Regeln, die uns Eckermann in einundneunzig Paragraphen überliefert hat.

Der Hauptinhalt dieser Grammatik für Schauspieler bewegt sich um die Aussprache, Rezitation und Deklamation, Stellung und Bewegung des Körpers. Idealisierung der Sprache und Gebärden könnte man die leitende Tendenz des Ganzen nennen. Es sind viele wertvolle und goldene Aussprüche in diesen Regeln; aber man wird hier und noch mehr in der praktischen Erziehung der Schauspieler durch Goethe sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß die Form zur Hauptsache erhoben, daß mehr auf Deklamation als auf lebendige Wiedergabe Gewicht gelegt wird, und daß das Charakteristische zu sehr unter dem Streben nach Schönheit verloren geht. Was Goethe zuerst an Ifflands Spiel bewundert hatte, die Verleugnung der Individualität, wurde in seiner Schule bis zum höchsten Extrem getrieben. Der Schauspieler sollte den Typus, den seine Rolle verwirklichte, auch darstellen. Aber die hohe Forderung, diesen Typus darzustellen und doch von der Natur nicht abzuirren, Typus zu sein und doch Individuum zu bleiben, haben nur wenige seiner Schüler erfüllt. Es ist das tragische Geschick der Goethischen Lehre von der Schauspielkunst geworden, daß die spätere Zeit über sie hinweggeschritten ist, weil sie auf dem Wege von der Nachahmung der Natur zum Typus mit der Aufhebung des Individuums, mit der Unnatur endigte.

Bei der wichtigsten Aufgabe der beiden Dichter, der Schaffung eines würdigen Repertoires durch eigene Dramen oder der Bearbeitung anderer, tritt Schiller, wie natürlich, als der große Dramatiker in den Vordergrund. Seine Tätigkeit vom Wallenstein bis zum Demetrius zu preisen, dessen sind wir überhoben. Der Glanz des Weimarer Theaters, die Neuschöpfung des deutschen

Dramas beruht allein auf ihm. Aber damit begnügte sich sein unablässig schaffender Geist nicht. Von ihm ging die Idee aus, wie Goethe in dem Aufsatze *Über das deutsche Theater* erzählt, ältere deutsche und fremde Dramen für die Bühne Weimars nach den neu gewonnenen Prinzipien umzuarbeiten. So entstanden neben dem schon erwähnten *Egmont* die Bearbeitungen des *Don Carlos* und des *Nathan*, der *Iphigenie* und der *Stella*, ferner Übersetzungen von Dramen, wie *Gozzis Turandot*, *Picards Parasit* und *Der Neffe als Onkel*, Shakespeares *Macbeth*, Racines *Phädra* und *Britannicus*. Auch an der Bearbeitung des *Götz* wirkte er mit seinem Räte. Aber trotz dieser Beihilfe gelang es Goethe nicht und konnte es auch nicht gelingen, aus diesem spröden Stoff ein regelrechtes Theaterstück zurechtzuschneiden.



Das alte Theater in Weimar

Goethes Anteil läßt sich mit dieser gewaltigen Tätigkeit Schillers nicht im entferntesten vergleichen. Wir können ihr nur die *Natürliche Tochter*, *Paläophron* und *Neoterpe*, ferner die Übersetzung von *Voltaire's Mahomet* und *Tancred*, die Bearbeitung des *Götz* und die von *Romeo und Julia* an die Seite stellen. Auch der Fortsetzung der *Mozartschen Zauberflöte*, die 1794 gegeben wurde, ist hier zu gedenken. Sie ist in den Jahren 1795—98 geschrieben, doch Fragment geblieben, da Goethe keinen Musiker für die Komposition fand. Aber wenn er auch sich selbst bescheidend dem großen Freunde und Dramatiker den Vorrang in der praktischen Tätigkeit ließ, so beruhte doch die Entwicklung, die das deutsche Drama und Theater in diesen Jahren nahm, auf seiner eifrigsten Mitarbeit.

Von der Einführung des *Mahomet* und des *Tancred*, sowie englischer,

italienischer und spanischer Theaterstücke schritt Goethe mit der Konsequenz, die seinen Handlungen eigen war, zur Aufführung antiker Dramen, der *Adelphi* (1801), des *Eunuchen* und der *Andria* des Terenz, denen später die *Captivi* und die *Mossellaria* des Plautus folgten. Es ist bezeichnend, daß Goethe hierbei die antiken Masken einführte, obgleich bei der Aufführung der Originale die Schauspieler sicher keine Masken getragen haben; es erklärt sich das daraus, daß die Maske dem Bestreben Goethes, die Individualität des Schauspielers aufzuheben, entgegenkam. Den ersten Versuch mit dieser Neuerung hatte er bei dem Festspiel *Paläophron und Neoterppe* gemacht, das schon durch seinen Namen und den Gebrauch des antiken jambischen Trimeters die Richtung verrät, die es vertrat. Wenn es auch erst am 1. Januar 1803 auf der weimariischen Bühne erschien, so war es doch schon zur Feier der Wende des Jahrhunderts von Goethe gedichtet, der Herzogin-Mutter gewidmet und bei dieser zuerst aufgeführt worden. Es bezeichnet einen Schritt weiter auf der betretenen Bahn, daß man moderne Dramen, die die antike Tragödie nachahmen und neu beleben wollten, auf die Bühne brachte. Die beiden antikisierenden Dramen, den „Ion“ August Schlegels und den „Alarcos“ Friedrich Schlegels, von denen der erstere nach Euripides, der zweite „nach dem Ideale des Aeschylus, wenn auch in romantischem Stoff und Kostüm“, gedichtet war, brachte Goethe trotz der Abmahnung Schillers und des Widerspruchs des Publikums Anfang 1802 zur Aufführung. Schiller war „die Manier der Aufführung“ zuwider, aber die Intention der beiden Dramen, meinte er, „wäre zu loben“. Auch Goethe hatte sich nicht bloß „zur Einübung der Schauspieler“ trotz großer Schwierigkeit auf die Bühne gebracht, sondern weil ihm der Grundgedanke des „Ion“, die möglichste Annäherung an die Antike, ebenso wie Schiller sympathisch war.

Nichts läßt das besser erkennen, als die Stellung, die sie dem älteren antikisierenden Drama Goethes und den Dramen Shakespeares gegenüber einnahmen. Diese tritt deutlich zutage bei der Bearbeitung der Goethischen *Iphigenie*, sowie des Shakespeareschen *Macbeth* durch Schiller und von *Romeo* und *Julia* durch Goethe. Von seinem Januar 1800 gefaßten Plan, die *Iphigenie* selbst für die Bühne zu bearbeiten, kam Goethe bald ab. Er fand sie „ganz ver-teufelt human“, ließ die Arbeit fallen und wollte, selbst als Schiller sich der Sache annahm, mit der Aufführung nichts zu tun haben. Schiller suchte zuerst die *Iphigenie* ihrem Urheber gegenüber zu verteidigen, aber er gewann bald denselben Eindruck von ihr wie Goethe. „Sie ist so erstaunlich modern und un-griechisch,“ schreibt er an Körner, „daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stücke zu vergleichen,“ und Körner antwortet ihm, dieses Urteil wäre ihm nach dem Gange, den Schillers poetische Ausbil-

nung genommen hätte, sehr begreiflich. Orest war Schiller das Bedenkliehste am Ganzen. „Ohne Furien kein Orest . . . hier ist eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerspiels.“ Im historisch-mythischen sah er jetzt die Hauptsache, die Orestiszenen und die sittlichen Sprüche sollten verfürzt werden. Die nicht erhaltene Schiller'sche Bearbeitung, die am 15. Mai 1802 aufgeführt wurde, soll das Original rücksichtslos behandelt haben. Daß die antikisierende Richtung mit Shakespeares Dramen bei der Bearbeitung noch viel grausamer verfuhr, bedarf nicht erst des Beweises. Die tiefgreifenden Änderungen, die Schiller bei seiner (am 14. Mai 1800 aufgeführten) Bearbeitung des Macbeth vornahm, gehen fast alle auf die Absicht zurück, das Drama dem antiken anzugleichen. Dahin gehört der straffere Aufbau der Handlung und die Zusammenziehung der Szenen, die vollständige Durchführung der metrischen Form, die Entfernung mehrerer episodischer Personen, wie der Lady Macduff, die Verlegung grausiger Taten hinter die Szene, das Festhalten an der einheitlichen tragischen Stimmung und deshalb die Ausscheidung alles Komischen und Niedrigen, vor allem aber die Wandlung der nordischen Helden zu antiken Schicksalsgöttinnen, die das Orakel der griechischen Tragödie vertreten sollen. Ganz derselbe Geist weht in Goethes, allerdings erst in das Jahr 1811 fallenden Bearbeitung von *Romeo und Julia*. Wie im Macbeth die Rede des Pförtners fiel, so wurde hier die Rolle der Amme gerade um ihre charakteristischen Partien gekürzt. Die niedrig-komischen Szenen mußten der Forderung der Einheit des tragischen Stils weichen, und vieles andere, sogar auch Gestalten und Szenen, in denen sich Shakespeares Genius offenbart, wie die See- und die Erpöpfung, wurden um der Einheit der Handlung willen gestrichen. So grausame Verstümmelung mußte der Dichter, den Goethe einst fast anbetend verehrt hatte, sich gefallen lassen. Ja einige Jahre später suchte Goethe sein Verfahren sogar noch zu rechtfertigen in dem Aufsatz: *Shakespeare und sein Ende*, dem 1826 der Aufsatz: *Shakespeare als Theaterdichter* folgte. Von dem gewiß berechtigten Satze, daß Shakespeares Originale auf der heutigen Bühne nicht aufführbar seien, versteigt sich Goethe zu der Behauptung, daß Shakespeare zwar ein höchst dramatischer, aber ein höchst untheatralischer Dichter gewesen wäre.

Worin die beiden Dichter, die so scharf über Iphigenie und Shakespeares Dramen als Theaterstücke urteilten, ihr Ideal sahen, verrät uns der Brief Schillers vom 8. Dezember 1797, in dem er von einem neuen dramatischen Stoff, den Maltesern, berichtet: „Ich kann ihn ganz in der griechischen Form und nach des Aristoteles Schema, mit Chören und ohne die Akteinteilung ausführen und werde es auch tun,“ und in demselben Jahre lesen wir am 21. Mai im Tagebuch Goethes: „Nähere Betrachtung der Stelenden und Überlegung

eines zweiten Stückes.“ Es war das ein Plan, die Schußflehenden des Aischylos fortzusetzen, „ein ernsthaftes Singstück, die Danaiden, worin nach Art der älteren griechischen Tragödie der Chor als Hauptgegenstand erscheinen sollte.“ Es blieb freilich bei dem Entwurf. Doch haben sich die an Humboldt 1797 überlassenen Trimeter aus einem Chorgesang der Nereiden zu dem von Goethe geplanten Drama *Die Befreiung des Prometheus* im Goethe-Archiv vorgefunden. Was hier beide Dichter vergeblich versucht hatten, einen Stoff darzustellen, in dem wie im *Odipus* die antike Schicksalsidee und die tragische Analysis rein und klar zum Ausdruck kommen, verwirklichte Schiller in seinem Drama: *Die Braut von Messina*, das er Anfang Mai 1801 begann. Auch in den beiden Dramen, die zwischen dem *Wallenstein* und der *Braut von Messina* liegen, in der *Maria Stuart* und in der *Jungfrau von Orleans*, hatte er sich dieser antiken Anschauung genähert. An dem Untergange der beiden Heldinnen hat nicht nur ihr Charakter, sondern auch scheinbar das Geschick großen Anteil, und wie in der Tragödie *Maria Stuart* die analytische Technik zur Anwendung kommt, so greifen in der *Jungfrau von Orleans* überirdische Mächte, wie in dem viel bewunderten *Odipus* die Orakel, unmittelbar in das Geschick der Heldenin ein.

Wie es Schiller verstanden hat, in der *Braut von Messina* den antiken Geist zu beleben und einen zweiten *Odipus* zu schaffen, das wird immer wieder unsere Bewunderung erwecken. Beide Dichter waren befriedigt. „Ich kann wohl sagen,“ schreibt Schiller am 28. März 1803 an Körner, „daß ich in der Vorstellung der *Braut von Messina* zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. . . . Goethe ist es auch so ergangen; er meint, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.“ Aber dennoch ist das deutsche Drama über diese Dichtung hinweggeschritten, weil sie ein bloßes Experiment und nicht organisch entstanden war, sondern durch den Willen zweier Dichter Tote wieder lebendig zu machen suchte. Die Einführung des antiken Chors war der letzte Schritt und das Drama der Gipfel der antikisierenden Richtung, aber damit war auch die Richtung zur Unnatur vorgeschritten. Den Griechen war die Tragödie ohne Chor undenkbar, weil sie sich aus dem Chor entwickelt hatte; uns Modernen ist der Chor unverständlich, und selbst die Verteidigung Schillers in seiner Vorrede, die er zugleich in Goethes Namen schrieb, hat das nicht ändern können. Der antike Chor war eine Einheit: äußerlich, indem er gleichsam als eine Person auftrat, innerlich als die selbstverständliche Umgebung des Helden. Aber der moderne Dichter muß ihn in Individuen auflösen, weil nicht alle Personen des Chors zusammen die Verse deklamieren können, er muß ihn auch handelnd auftreten lassen, weil sonst seine Existenz ganz unbegründet ist. Und vor allem: dem modernen Zu-

schauer erscheint es unbegreiflich, daß selbst die innersten heiligsten und geheimsten Gefühle fremden Ohren preisgegeben werden. Damit, daß der Dichter seine Personen von „der rohen Schar fremder Zeugen“ sprechen und den Chor als „lästig“ bezeichnen läßt, ist er selbst aus der Rolle gefallen und hat sich selbst das Gericht gesprochen.

Wenn es dem großen Dramatiker Schiller vor allem darauf ankam, die antike tragische Schicksalsidee dem modernen Drama wiederzugeben, so wurde Goethe bei der Verehrung und Nachahmung der Antike besonders von der Idee geleitet, das, was ihm die Wurzel aller Poesie zu sein schien — die typische Gestaltung der Charaktere zu erreichen. Darin stimmt Schiller mit Goethe durchaus überein, daß das Symbolische das eigentliche Wesen der Kunst ausmache, insofern als das Symbolische auf ein Höheres, das Allgemein=Menschliche hindeute. Die Charaktere loszulösen von dem Stofflichen, Individuellen und Zufälligen, nicht Individuen, sondern „genera“, Typen von hoher Symbolik darzustellen, das ist der leitende Gedanke der Dichtungen Goethes. Der Realist Goethe ist zum strengen Idealisten geworden. Das erste symbolische Drama Goethes ist *Die natürliche Tochter*. Auch diese Tragödie sollte eine Nachahmung der Antike sein, wie die analytische Technik, der strenge, jede Episode und jeden Wechsel des Ortes innerhalb des Aktes vermeidende Aufbau, ferner die Verwendung der Schicksalsidee und der tragischen Ironie beweisen, aber ein symbolisches Drama haben die Griechen nicht gekannt.

Schon ein Blick auf das Personenverzeichnis des Dramas läßt einen wesentlichen Unterschied dieses Dramas von den früheren Goethischen erkennen. Außer der Heldin werden die Personen nicht mit Namen aufgeführt, sondern treten unter der Bezeichnung: König, Herzog, Graf, Weltgeistlicher, also als Vertreter ihres Standes auf. Nichts deutet auf einen bestimmten Ort und auf eine bestimmte Zeit. Auch das Äußere des Dramas sollte anzeigen, daß nicht Individuen, sondern Typen dargestellt würden. Und ebendahin wird uns die Erwägung führen, weshalb Goethe gerade diesen Stoff zu seinem Drama sich auserwählt hat. Mitte November des Jahres 1799 sandte Schiller seinem Freunde Goethe die „*Memoires historiques de Stephanie-Louise de Bourbon-Conti, écrits par elle-même*“ zur Lektüre, ein Buch, das im Frühling des vorhergehenden Jahres in Paris erschienen war. Von dem traurigen Schicksal der Prinzessin Stephanie Louise de Bourbon-Conti, das in diesen Memoiren enthüllt war, wurde Goethe ergriffen und gerührt. Die Prinzessin war die natürliche Tochter des Prinzen Ludwig Franz Bourbon-Conti und der Herzogin von Mazarin und im Jahre 1762 geboren. Sie erhielt von dem Könige, Ludwig XV., das Versprechen, von dem Hofe als legitime Prinzessin anerkannt zu werden. Vorher jedoch ward ihre Hofmeisterin, Frau Delorme, von der

Mutter und dem legitimen Halbbruder der Prinzessin bestochen, diese zu entführen. Sie wurde in das Marienloster in Châlons-sur-Saône gebracht, während der Pfarrer Dubut in Viroflay=les=Versailles, der ebenfalls bestochen worden war, ihren Totenschein vom 7. Juni 1773 ausstellte. Darauf wieder nach Paris geschleppt, wurde die Unglückliche am 18. Januar 1774 durch ein Getränk in einen bewußtlosen Zustand gebracht und von dem oben genannten Geistlichen dem Anwalt in Cons=le=Saulnier, Antoine Louis Billel, angetraut. Da es der Prinzessin nicht gelang, die Bestrafung des an ihr verübten Verbrechens und ihre Anerkennung durchzusetzen, so veröffentlichte sie die Geschichte ihrer Leiden.

Offenbar hatte den Dichter an diesem Stoff nicht das Abenteuerliche und nicht die Heldin angezogen. Als Frau von Stael ihn auf seinen großen Irrtum mit der Bemerkung, daß „das Original in der guten Sozietät durchaus nicht geachtet sei“, aufmerksam machte, konnte er „scherzend solche Instanzen ablehnen“, die Prinzessin war ihm ganz gleichgültig. Aber er erkannte in ihrer Geschichte den langgesuchten Stoff, „das Gefäß“, um ihn selber sprechen zu lassen, „worin ich alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernst niederzulegen hoffte“, oder, um es deutlicher zu sagen, er sah in Stephanie das französische Volk zur Zeit der Ludwige vor der Revolution. Das getretene, von der Willkür der herrschenden Mächte in seinem Leben und seiner Ehre bedrohte Volk verkörperte sich ihm in Eugeniens Geschick, und darum faßte er den Entschluß, die Ursachen der Revolution und sie selber in der Darstellung dieses typischen Schicksals zu schildern. Eigene Erlebnisse und Empfindungen traten, wie bei allen Dichtungen Goethes hinzu, um das Werk seinem Herzen näherzuführen. Der Tod einer kurz vorher geborenen Tochter ließ den Worten des Herzogs bei Eugeniens Tod gefühlvollen, ergreifenden Ausdruck, und eine gefährliche Krankheit, die ihn Anfang 1801 dem Tode ins Auge schauen ließ, legte Goethe den Gedanken an das Los seines noch immer nicht anerkannten, natürlichen Sohnes August besonders nahe.

Der ursprüngliche Plan Goethes war, den ganzen Stoff in einem Drama von fünf Akten zu bearbeiten. Im Dezember 1799 diffitierte er das Schema dieses Plans. Während der Ausführung zeigte sich der Rahmen als zu klein, schon die beiden ersten Aufzüge des Schemas hatten sich zu fünf Akten ausgedehnt, deshalb faßte er den Plan zu einer Trilogie. Am 2. April 1803 wurde das fünfaktige Drama „Die natürliche Tochter“ kurz nach seiner Vollendung aufgeführt. Ein Jahr später wollte er, in der Überzeugung, den Stoff bisher allzu breit behandelt zu haben, „den ersten Teil zu eigentlichen theatralischen Zwecken zerstören, und aus dem Ganzen der erst intendierten drei Teile ein

einziges Stück machen“. Aber dies sowohl wie jede Fortsetzung überhaupt unterblieb, wenn er auch noch im Jahre 1822 daran dachte, „die um Erlösung flehenden, geliebten Szenen auszuarbeiten, ohne freilich den Mut zu finden, sich im einzelnen der Ausführung zu widmen“. Die Mutmaßungen über den Inhalt der beabsichtigten Dramen, von denen Schemata erhalten sind, wollen wir nicht um eine neue vermehren, jedenfalls sollte Eugenie die Retterin des Königs und des Vaterlandes werden. Auf ihr tragisches Ende deutet die Bezeichnung des Dramas als Trauerspiel.

Wie Eugeniens Geschick typisch war, so sollte das ganze Drama von hoher Symbolik durchdrungen sein. Aus der niederen Sphäre der Familiengeschichte wurde der Stoff in den Bereich der Weltgeschichte, in die Regionen gehoben, wo Ereignisse und Taten das Geschick vieler Millionen bestimmen. Die abenteuerliche Prinzessin wird der unschuldige Anlaß zum Ausbruch eines längst drohenden Vernichtungskampfes der Parteien und zugleich die Retterin des Vaterlandes. Der König des Dramas ist der Typus des unbeschränkten und doch nur scheinbar mächtigen Despoten. Die innere Schwäche des Königtums ist die Ursache des Verfalls des Reiches. In Wahrheit regiert die habgierige Adelspartei, die den Zustand des Reiches zu ihrem Nutzen ausbeutet. Durch die Vertreter der einzelnen Stände wird die ungeheuerliche Verderbnis und die entsetzliche Wirkung der hundertjährigen Despotie und Oligarchie vor Augen geführt.

Die Geistlichkeit, durch den Weltgeistlichen vertreten, ist ihrem hohen Beruf untreu geworden und leiht, aus Genußsucht und Habgucht, schändlichen Taten ihren Arm. Um ihres Vorteils willen und aus Herrschsucht wird sie zur Dienerin der in Wahrheit herrschenden Adelspartei, die aus demselben Grunde unerhörten Mißbrauch mit dem Namen des Königs treibt. Der Hof, dessen Typus der Herzog und der Graf verkörpern, gefällt sich noch in den alten schmeichlerischen Formen dem Könige gegenüber, um bei der ersten Gelegenheit zu seinen Feinden überzugehen. Die niederen Hofleute, wie der Sekretär und die Hofmeisterin, begehen aus Furcht vor größeren Untaten der herrschenden Partei verbrecherische Handlungen, und selbst der gutgefinnte Teil des hohen Beamtenstandes und der Geistlichkeit, der Gouverneur, der Gerichtsrat, die Äbtissin und der Mönch, sind bei der herrschenden Regierungsform machtlos einem Blatt Papier gegenüber, durch das offenbar ein ungeheueres Unrecht geschieht. Nur im Kreise des Mittelstandes und nur zwischen den Gliedern desselben gibt es ein Recht; es hört auf, und des Bürgers Leben und Ehre ist der Willkür preisgegeben, sobald der Adel durch ihn in seiner Machtsphäre berührt wird oder sich geschädigt glaubt. Man sieht, wie der Dichter, der doch von der französischen Revolution ausgegangen war, es geradezu vermeidet, das

Individuelle und Charakteristische an dieser Volksbewegung und ihren Ursachen darzustellen, weil seine Trilogie den Typus der Revolution schildern sollte und das erste Drama den Absolutismus an und für sich, nicht das französische Königtum. Aber gerade dadurch verliert die Dichtung ihren Hauptreiz. Die Zeichnung der zeitlosen Umwelt wird verschwommen und unklar. Man denke sich nur ein Wilhelm Tell gedichtet ohne Beziehung auf die Schweiz! Außerdem gibt es wohl keinen Leser oder Hörer, der nicht wüßte, daß es sich um die französische Revolution handelt — denn welche andere sollte gemeint sein? —, er versteht es also gar nicht, weshalb der Dichter, anstatt die Zeit und ihre Gegensätze zu schildern, was doch gewiß eines großen Dichters würdig gewesen wäre, ihn mit allgemein gehaltenen Betrachtungen und rätselhaften Prophezeiungen abspeist.

Es fehlte schon bei dem Erscheinen und der Aufführung des Dramas in Berlin nicht an Ablehnung, ja an schroffer, fast vernichtender Kritik. Der Dichter selbst hat in hohem Alter den geringen Beifall auf der Bühne auf sein Bestreben, allzu viel zu motivieren, zurückführen wollen. Darin lag aber gewiß die Schuld nicht. Der wahre Grund liegt einmal in der Sprache, die zwar erhaben, glanzvoll und von wundervoller Pracht, aber oft unnatürlich und manieriert ist, ferner in dem Mangel einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Ortes, der ein wirkliches Verständnis der politischen Gegensätze, um die es sich handelt, und darum auch ein wärmeres Interesse nicht aufkommen läßt, vor allem aber in der fragmentarischen Gestalt, die ja nur eine Exposition, nicht eine selbständige Handlung darbietet und darum häufig auf Ereignisse und Taten andeutend hinweist, über die der Leser im Unklaren gelassen wird. Es geschieht alles um der Heldin willen, aber sie selbst tut nichts, sondern spricht nur von ihren zukünftigen Taten. Goethe nennt zwar seine Tragödie eine Kette von Motiven, aber das Wichtigste und Entscheidende, wie der milde, Eugenie wohlgesinnte König dazu kommt, das Dekret, das ihren Untergang besiegelt, zu unterschreiben, wird nicht erklärt. Wahrscheinlich sollte die Aufklärung darüber in einem der beiden folgenden Dramen der beabsichtigten Trilogie gegeben werden. Auch hat das Bestreben des Dichters, typische Charaktere darzustellen, ihn nicht immer vor der naheliegenden Gefahr bewahrt, Menschen zu schildern, für deren schemenhaftes Wesen wir uns nicht erwärmen können.

Das deutsche Volk, das die hohe Symbolik nicht verstand, antwortete mit der Ablehnung. Wie ein Prophet hat Körner über „Die natürliche Tochter“ schon im Oktober 1803 geurteilt: „Das Drama wird von vielen gehaßt, von mehreren nicht verstanden und nur von wenigen bewundert werden.“ Aber das bekannte Urteil Hubers von der marmorglatten und marmorkalten Poesie

der „Natürlichen Tochter“ ist durchaus ungerecht. Wahre, tiefe Empfindung durchzieht das ganze Werk, und ergreifendere Szenen als die der Trauer des Vaters um den Verlust der geliebten Tochter und die Monologe Eugeniens im fünften Akt hat kaum ein anderer Dichter geschrieben. Auch der Tadel, daß es a l l e n Personen an individuellem Leben fehle, ist nicht zutreffend. Der gerechte, gefühlvolle, tätig zuverlässige Gerichtsrat erwirbt durch seine schöne Neigung für Eugenie und durch sein mannhaftes Eintreten für sie unser Interesse. Die Hofmeisterin sollte schon durch ihr ganz eigenartiges Geschick, die liebende Vertreterin der Mutter und die Urheberin furchtbaren Unglücks zugleich zu sein, vor dem Vorwurf einer schemenhaften Gestalt gesichert sein, und den Weltgeistlichen, diesen Meister der Heuchelei, hat uns der Dichter durch Schilderung individueller innerer Erlebnisse und Kämpfe greifbar vor Augen gestellt. In der Heldin ist das große und hohe Ziel am schönsten erreicht worden, den Typus darzustellen und zugleich ein lebensvolles, lebenswahres Individuum. Nach seinen eigenen Worten hat er versucht, „das weibliche, in die Welt blickende Wesen, von kindlicher, ja kindischer Naivetät bis zum Heroismus durch hunderterlei Motive hin und wieder zu führen“. Die Lust am waghalsigen, kühnen Reiten und Fahren neben der mädchenhaften Freude am Puz und neben der Neugier der aufgeschlossene, geistreiche Sinn, wie er sich schon in der Dichtung des Sonetts verrät, das kühne Aufrufen des Volkes zu ihrem Schutze, der eiserne Wille, trotz allen Ungemachs festzuhalten an dem Rechte der Geburt, das sind seine, charakteristische Züge, die uns dieses Mädchen nie vergessen lassen. Aber was ihr ganzes Wesen mehr noch als die Liebe zum Vater durchzieht, ist die Liebe zum Vaterlande. „Nächst dem Leben“ ersieht sie sich „des Vaterlands geliebten Boden“ Diese Liebe überwindet auch das heiße Verlangen, zurückzukehren zu den Regionen des Glanzes und der Macht, die ihr des Königs eigenes Wort geöffnet hatte. War es ihr doch nicht um diesen Glanz an und für sich zu tun, sondern um die Aussicht, Einfluß zu gewinnen und für das Wohl von Millionen tätig zu sein. Deshalb willigt sie endlich ein, in die niederen Sphären hinabzusteigen, als ihr die Möglichkeit geboten wird, von hier aus zur Rettung des Vaterlandes mitzuwirken:

Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einst
 Verkannt, verstoßen, mich vergessen, soll
 Erstaunt ihr Blick auf der Erhaltenen ruhn,
 Die das, was sie im Glücke zugesagt,
 Aus tiefem Elend zu erfüllen strebt.

Als ihr der drohende Untergang des Vaterlandes verraten wird, entschließt sie sich zur Entfagung:

Nun bist du, Boden meines Vaterlands,
 Mir erst ein Heiligtum, nun fühl' ich erst
 Den dringenden Beruf, mich anzuklammern.
 Ich lasse dich nicht los, und welches Band
 Mich dir erhalten kann, es ist nun heilig
 Wo find' ich jenen gutgesinnten Mann,
 Der mir die Hand so traulich angeboten?

Zu welcher Größe der Charakter des herrlichen Mädchens sich in der geplanten Haupthandlung entfalten sollte, verraten uns die Worte:

An ihn will ich mich schließen. Im Verborgnen
 Verwahr' er mich als reinen Talisman.
 Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geschieht,
 Geschieht's durch liebevolle, treue Herzen —

Die warnende Stimme, die dem Dichter aus der üblen Aufnahme seines Dramas entgegenzuscholl, verhallte ungehört. Schiller, der mehr Fühlung mit seiner Nation hatte, wandte sich nach der Braut von Messina Stoffen zu, bei denen ihm die Teilnahme des deutschen Volkes entgegenkam. Goethe, wie immer unbekümmert um den Willen des Publikums, schritt mit eiserner Konsequenz weiter fort auf der Bahn, die ihn immer mehr seiner Nation entfremdete, vom typisch-symbolischen zum allegorischen Drama. Er gibt es auf, Individuen darzustellen, Menschen, die noch irgendeine Beziehung zur Wirklichkeit haben. Losgelöst von dem Irdischen bedeuten seine Gestalten nicht mehr sich selbst, sondern Höheres, Abstraktes, Allegorisches, und das griechische Metrum und die griechische Mythenwelt zeigen, daß der Dichter, seiner Gegenwart entrückt, in der hohen Welt dichterischer Ideale weilt. Die beiden Dichter haben die Rollen getauscht. Aus dem Dichter, der einst von Schiller als der naive, die Natur selbst darstellende gepriesen worden war, ist der Superidealist geworden, der der Natur aus dem Wege geht und in der vollendeten Form und dem Gedankeninhalt das Wesen der Kunst sieht.

Auch das Werk Goethes aus dieser Zeit, das außerhalb der zuletzt erörterten gemeinsamen Bestrebungen der Dichter lag, die *U b e r s e t z u n g v o n R a m e a u s N e f f e n*, ist von Schiller beeinflusst und gefördert worden. „Ach! warum,“ so äußerte sich Goethe nach des Freundes Tode, „warum steht nicht auf dem Papier, was Schiller über das Werk und meine Arbeit geäußert. Es war eine der letzten Materien, über die wir uns unterhielten.“ Am 26. November 1804 finden wir in Goethes Tagebuch die Notiz: *Le Neveu de Rameau*. Es war damit die Abschrift eines in Petersburg befindlichen, im Jahre 1761 verfaßten, aber geheim gehaltenen Manuskriptes Diderots gemeint, die Goethes-Jugendfreund, Maximilian Klinger, zugleich mit anderen Abschriften Dide-

rotscher Manuskripte dem Schwager Schillers, Wilhelm von Wolzogen, mitgegeben hatte, als dieser Ende 1801 Petersburg verließ. Wolzogen gelang es nicht, einen Verleger zu finden. Bei seiner dritten Reise nach Petersburg, im Juli 1803, als Begleiter des Erbprinzen, ließ er die Abschriften in den Händen Schillers. Dieser erkannte den Wert des unter den Abschriften befindlichen, noch ganz unbekannten „Le Neveu de Rameau“ und trat mit Klinger und Göschen in Verhandlung wegen des Abdruckes. Man einigte sich darin, zuerst eine deutsche Übersetzung und dann den französischen Text zu veröffentlichen. Die letzten Briefe Schillers handeln von der Übersetzung des Werkes, zu der Goethe auf seine und Göschens Bitten sich bereit erklärte, und von ihrer Drucklegung, die im Mai 1805 beendet war. Durch sie ist R a m e a u s N e f f e eine bekannte Persönlichkeit geworden. Er ist der Zyniker, der reiche Gaben des Geistes, Scharfsinn, Wiß und Kunst in den Dienst des Magens stellt und mit dieser Gesinnung schamlos prahlt, aber gerade durch diese Offenheit, mit der er seine und seiner Zeitgenossen Verworfenheit darstellt, in uns ein Gefühl von Verachtung, gemischt mit dem der Bewunderung, hervorruft. Der reizende Zauber, den eine geistreich-witzige Sprache über das Ganze verbreitet, mildert den Eindruck der Rohheit und Niedrigkeit der Gesinnung. Aber nicht nur das zog Goethe an. Der Wert dieses geistreichen Dialogs lag für ihn in der bewundernswerten Schilderung des Charakters der Zeit, jener wunderbaren Mischung tiefster Verderbtheit und höchster Pflege und Blüte der Kunst, die in Voltaire, Rousseau und Diderot gipfelt. Es lockte ihn, diese Zeit, die den meisten in der Revolutionsepoche aufgewachsenen Mitlebenden unbekannt, fast unverständlich war, durch die Übersetzung und Erläuterung den Deutschen der Gegenwart und Zukunft zu schildern und ihren sozialen, politischen und künstlerischen Hintergrund dazustellen. Die Anmerkungen, deren Wert weniger in den Erläuterungen als in den geistvollen Betrachtungen Goethes über den Stoff beruht, klingen aus in das begeisterte Lob Voltaires, als „des höchsten unter den Franzosen denkbaren, der Nation gemähesten Schriftstellers“.

Die Weimarer Kunstfreunde.

Daß die Entwicklung der beiden Dichter den Gang nehmen mußte, den sie genommen hat, wird uns um so klarer werden, wenn wir die Anschauungen und Grundsätze, die sie über die b i l d e n d e K u n s t in diesen Jahren gehegt und geäußert haben, einer genaueren Betrachtung unterziehen. Wenn auch Schiller sich von der Kunstkritik fernhielt und schon nach seiner Naturanlage und bei seiner geringen Bilderkenntnis durchaus nicht beabsichtigen konnte oder wollte, auf diesem Gebiete mit Goethe zu wetteifern oder sich

ihm beratend an die Seite zu stellen, so kann doch auch hier von Gemeinsamkeit und Zusammenwirken beider Männer gesprochen werden. Denn der Philosoph Schiller nahm an der Theorie der Kunst lebhaften Anteil und bekannte freudigst, wie sein Aufsatz „An den Herausgeber der Propyläen“ beweist, in der Darstellung des Typischen und Symbolischen und in den Forderungen an echte Kunst mit Goethe sich eins zu wissen. Aber er begnügte sich mit dem Ergebnis, daß die für die Poesie gegebenen Kunstgesetze auch für die bildende Kunst Wert und Bedeutung hätten.

Neben ihn tritt, so daß sich die Zweifelt zum „Dreiflang“ erweitert, jener Mann, dem wir schon wiederholt in Goethes Leben begegnet sind, und an den sich Goethe seit den in Rom gemeinsam verlebten Tagen mit einer ihm sonst fremden Innigkeit angeschlossen hatte. Seit dem Jahre 1791 lebte *H e i n r i c h M e y e r*, Professor an der Zeichenschule in Weimar, in Goethes Familie als „Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter“. An dem Menschen behagte Goethe die liebenswürdige Bescheidenheit, Zuverlässigkeit und Treue, der er sein Haus und seine Familie bei jeder Abwesenheit unbefürmert anvertrauen konnte. Zu dem Kunstfreund zog ihn eine fast lückenlose Kenntnis der Kunst und die genaueste Übereinstimmung mit seiner eigenen Denkart. Seine Schriften und Briefe sind voll von lobpreisenden Schilderungen des „herrlichen Menschen“ und „lieben Freundes“ und des wackeren Künstlers und großen Kunstkenners. An keinen Freund hat Goethe im Mannes- und Greisenalter so sehnsüchtig verlangende Briefe geschrieben, keinem außer Schiller ein so schönes und ehrendes Geständnis gemacht: „Daß wir uns gefunden haben, ist eins von den glücklichsten Ereignissen meines Lebens; ich wünsche nur, daß wir lange zusammen auf diesem Erdenrunde bleiben mögen, wie ich auch hoffe, daß Schiller ohngeachtet seiner anscheinenden Kränklichkeit mit uns ausdauern wird.“

Die künstlerische Tätigkeit hatte Goethe, wie wir wissen, längst aufgegeben. Um so stärker und kräftiger trat die Absicht und der feste Wille hervor, die in unablässigem Ringen gewonnene Kunstanschauung zur allgemeinen zu machen, Einfluß zu gewinnen auf die ausübenden Künstler und das kunstliebende Publikum und durch diesen Einfluß eine neue Ära der Kunst in Deutschland heraufzuführen. In Heinrich Meyer, der mit Goethe in der Verehrung der Antike einig war, glaubte er nun für die bildende Kunst den Bundesgenossen und Helfer, der ihm Schiller in der dichtenden Kunst war, gefunden zu haben. Auf sein Betreiben wurde Meyer 1794 vom Herzog nach Dresden gesandt, und Goethe selbst suchte ihn dort auf, um mit ihm zusammen die Dresdener Kunstschätze zu studieren. Auf diesen Aufenthalt, der insbesondere den großen Italienern galt, geht wohl auch die Idee zur Huldigung der Sixtinischen Madonna zurück, die Goethe 1808 in das Gedicht „Einer hohen Reisenden“ einflößt:

er die rühmenden Worte: „Meyers Stimme aus Florenz hat mich recht erquickt und erfreut. Es ist eine Lust ihn zu hören, mit welcher zarten Empfänglichkeit er das Schöne aufnimmt, und bei einem so denkenden und analysierenden Geist, wie der seinige, ist diese Rührungsfähigkeit, diese offene Hingebung eine unendlich schätzbare Eigenschaft.“ Ihm widmete er das Distichon: Der griechische Genius (an Meyer in Italien):

Tausend andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

Daß Goethes lang gehegter Wunsch, Meyer nach Italien zu folgen, nicht in Erfüllung ging, ist uns schon bekannt. Aber um so mehr war er darauf bedacht, daß ihre Absicht, der „Hauptplan“, wie er es nennt, durch fleißigen Briefwechsel gefördert wurde. Auf eine Arbeit Goethes hatten Meyers sehr eingehende Kunststudien in Florenz sogar damals schon große Einwirkung. Zwar irrt Goethe, wenn er in den Annalen den Entschluß, „Das Lebendes Benvenuto Cellini, florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben“, zu übersetzen und zu bearbeiten auf die florentinischen Briefe des Freundes zurückführt. Aber sicher hat Meyers sorgfältiges Studium der Kunstschätze von Florenz viel dazu beigetragen, der Übersetzung Goethes in dem „Anhang“ jenen großen geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Hintergrund zu geben, der für seine Zeit höchst bedeutend war und Schiller zu dem Urteil veranlaßte: „Das Werk ist in der That von der höchsten Bedeutung, sowohl in psychologischer Rücksicht als die Selbstbiographie eines gewaltigen Naturells und eines charaktervollen Individuums, als auch in historischer und artistischer, weil es eine Zeitperiode aufklärt, die für die neuere Kunst die wichtigste war und selbst schätzbare Winke über Kunst und Kunstgeschichte verbreitet.“ Die Arbeit an dem zuerst in Auszügen abgedruckten Werke beschäftigte Goethe bis 1803, in welchem Jahre es in Buchform bei Cotta erschien.

Wenn nun auch ein gemeinsames Studium der Kunstschätze Italiens durch die Zeitverhältnisse unmöglich wurde, so sorgte doch Goethe dafür, daß er mit dem erkrankten Freunde, für dessen baldige Genesung er in rührender Weise besorgt war, in der Schweiz zusammentraf. „Meyer“, schreibt er an Schiller aus Tübingen im September 1797, „erwartet mich mit Verlangen. Es läßt sich gar nicht berechnen, was beiden unsere Zusammenkunft sein und werden kann.“ Und daß er sich nicht getäuscht hat, verrät seine Mitteilung an Bäte Schultheß vom 27. September: „Meyern habe ich gefunden wie einen Steuer-
mann, der aus Ophyr zurückkehrt; es ist eine herrliche Empfindung, mit einer so bedeutenden Natur nach allerlei Schätzen zu streben und sie nach einerlei

Sinn zu bewahren und zu verarbeiten.“ Ebenso sagt ein mehrere Wochen später geschriebener Brief an Böttiger von Meyers Studien „der Kunstschätze der alten und mittleren Zeit“: „Sie werden erstaunen und sich erfreuen, wie eine Kunstgeschichte aus diesen Trümmern gleichsam wie ein Phönix aus einem Aschenhaufen aufsteigt.“ Was hier die Freunde besprochen und erörtert haben, das war der Grundstoß zu dem Gebäude, das sie später in ihren gemeinsamen Schriften und Studien aufbauten.

Sobald beide nach Weimar zurückgekehrt waren, traten sie der Ausführung ihrer großen Absichten näher. Zwar den Plan zur Herausgabe einer großen Kunstgeschichte verschob man vorläufig und faßte den Gedanken, „fragmentarisch auf das Publikum zu wirken“. Der Brief Goethes an Schiller vom 3. März 1798 enthält die erste Andeutung der Absicht Goethes und Meyers, eine Kunstzeitschrift herauszugeben. Im Mai desselben Jahres erhielt Cotta die Anfrage, ob er den Verlag eines Werkes übernehmen wolle, das, „ohne daß es eine Zeitschrift würde, doch sich einer so beliebten und der Zerstreuung des Publikums so gemäßen Art näherte“. Es sollte „Betrachtungen aus Natur und Kunst“ enthalten. Als Cotta seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, erschien noch in demselben Jahre der erste Band der „*Propyläen*. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe“, der fast ausschließlich der bildenden Kunst gewidmet war und außer kleineren Beiträgen von Schiller und Humboldt nur Goethe und Meyer als Autoren aufweist.

Die Propyläen haben mit den Horen das gemeinsame Schicksal gehabt, daß sie an der Teilnahmslosigkeit des Publikums nach kurzem Leben zugrunde gegangen sind. Aber sie können sich beide damit trösten, daß ihr Inhalt ewig und unvergänglich bleiben wird. Das Schwert, das die Weimarer Freunde hier geschliffen haben, wird immer wieder hervorgeholt werden als scharf schneidende Waffe, zum Schutz der wahren, der idealen Kunst in den Zeiten der Herrschaft eines flachen, kunstwidrigen Naturalismus. Und das Bestreben der Herausgeber war nicht bloß darauf gerichtet, eine Theorie der Kunst zu geben. Sie wollten zugleich auf das Publikum und die Künstler ihrer Zeit wirken und zu einer neuen, modernen Kunst den Weg zeigen.

Die Tendenz aller Aufsätze Goethes und Meyers in den Propyläen läßt sich in zwei Lehrsätzen wiedergeben: Die wahre Kunst ist die antike, und: Das Geheimnis der wahren Kunst liegt in der Verbindung des Typisch-Symbolischen und des Individuell-Charakteristischen durch die idealisierende Kunst, die Schönheit. Schon in der Einleitung zu den Propyläen werden diese Grundsätze klar und deutlich ausgesprochen. „Dem Volk der Griechen“, lesen wir hier, „war eine Vollkommenheit natürlich, die wir wünschen und nie erreichen . . . Der Name Propyläen stehe zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich

vom flüssigen Boden entfernen," und zugleich wird als leitender Gedanke aller Aufsätze das Verhältnis von Natur und Kunst bezeichnet. „Die vornehmste Forderung," mit diesen Worten wird die Untersuchung eingeleitet, „die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die, daß er sich an die Natur halten, sie studieren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle." Was die Weimarer Kunstfreunde unter der Nachahmung der Natur verstanden, lehren uns die auf jenen Satz folgenden Worte: „Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst ohne äußere Hilfsmittel zu überschreiten nicht vermag. . . . Indem der Künstler irgendeinen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an; ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblicke erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt oder vielmehr erst den höheren Wert hineinlegt."

Der erste Aufsatz: *Über Laokoon*, der zum Teil auf Goethes Besuch des Antikensaales in Mannheim im Jahre 1771 zurückgeht, verfißt nachdrücklich die These, daß die Antike nicht Individuen, sondern Typen darstelle. Laokoon ist, meint Goethe, ein bloßer Name; er ist nicht der von der Göttin bestrafte Priester, „er ist nichts von allem, wozu ihn die Sabel macht: es ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwei gefährlichen Tieren zu unterliegen. " Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen. Sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun, erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen. Und wie die Gestalten der Gruppe Typen sind, so sollen sie auch etwas Typisches darstellen, die drei Empfindungen, die der Mensch überhaupt bei eigenem oder fremdem Leiden haben kann: Furcht, Schrecken, Mitleiden. Der Vater erregt Schrecken, der jüngere Sohn Mitleiden, und Furcht erweckt die Kunst in uns für den älteren, indem sie für ihn noch Hoffnung übrig läßt.

Polemischierend gegen die naturalistische Richtung und seine Anschauung verteidigend tritt Goethe auf in seiner Übersetzung der beiden ersten Kapitel von *Diderots Versuch über die Malerei* und in seinen Bemerkungen dazu. Zuerst waren beide Dichter von der 1794 aus Diderots Nachlaß herausgegebenen Schrift in hohem Grade begeistert. Die glänzende Sprache und der hinreißende Vortrag, die Lebhaftigkeit der durch geistreiche Paradoxien gewürzten Diction machten auf beide tiefen Eindruck. Aber der große Gegensatz, in dem die Schrift zu Goethes Auffassung des Verhältnisses von Natur und Kunst steht, veranlaßte ihn zu einem Angriff im Jahre 1798. Gleich der erste Satz: „Die Natur macht nichts Inkorrektcs", muß in seinen Gegensinn verwandelt werden, um Goethes Beifall zu gewinnen. Die Natur ist nach ihm niemals korrekt; „denn sie arbeitet auf Leben und Dasein ihres Geschöpfes . . . unbefümmert, ob es schön oder häßlich erscheine". Diderot will Kunst und

Natur „konfundieren“, Goethe will sie trennen. Der Künstler schafft eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete. Der Gegensatz spitzt sich zu einem Extrem zu, das Goethe mit unheimlicher Konsequenz, wenn er es auch selbst paradox nennt, ausdrückt: „Durch die treueste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerk kann fast alle Natur erloschen sein, und es kann noch immer Lob verdienen.“ In dem von ihm oft angewandten Gegensatz von Manier und Stil faßt er dann seine wahre Meinung zusammen: „Der Stil erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist . . . Wie Manier hingegen individualisiert, wenn man so sagen darf, noch das Individuum.“

Mehr, als die Polemik und die Hitze des Kampfes es gestattete, sollte in den beiden nächsten Aufsätzen, die in der Form eines Gespräches und einer Novelle geschrieben sind, die wahre und endgültige Meinung der Kunstfreunde klar dargestellt werden. In dem Gespräch *Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke* zwischen dem Anwalt des Künstlers und dem Zuschauer, dem Anhänger des Naturalismus, wird der letztere zu der Überzeugung gebracht, daß Naturwahrheit und Kunstwahrheit sehr verschieden seien. Nur dem ungebildeten und rohen Zuschauer erscheint ein Kunstwerk als Naturwerk, wie den Sperlingen das berühmte Gemälde des Zeuxis. „Aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Überirdische der kleinen Kunstwelt.“ Es ist derselbe Gedanke, den wir schon in der Theorie der Dichtkunst als Endergebnis gefunden hatten: Das Kunstwerk sei wahr, aber nicht wirklich.

Die zweite wichtige Frage, die Berechtigung des Charakteristischen und Individuellen in der Kunst, bringt die Kunstnovelle *Der Sammler und die Seinen* zur endgültigen Lösung.

Im November 1798 meldet Goethe dem Freund Schiller von seiner Absicht des Entwurfs „eines Familiengemäldes der Kunstfreunde und Sammler“. Aber erst im Mai des nächsten Jahres war die sogenannte Novelle vollendet. Schiller war mit ihr sehr zufrieden und hoffte von ihr eine ähnliche Wirkung wie von den Xenien. Hiermit meint Schiller den Angriff Goethes in den Xenien gegen das Falsche und Unvollkommene und insbesondere gegen die Charakteristiker. Die Hauptpersonen der Novelle sind neben Goethe der Kenner der Poesie und Philosoph Schiller, der mehr als Laie in Kunstfragen auftritt, und der als „Charakteristiker“ bezeichnete Gast. Es ist eine bestimmte Persönlichkeit damit gemeint, der Goethe schon seit dem Aufenthalt in Rom bekannte Kunsttheoretiker Hirt. Schiller hatte durch Goethes Vermittlung mehrere Bei-

träge von ihm in den Horen gebracht. Nachdem Hirt eine Anstellung in Berlin erhalten hatte, besuchte er Weimar im Jahre 1797. Schiller, der immer eine Vorliebe für die Charakteristiker hatte, war sehr von ihm eingenommen. Goethe dagegen drückt sich vorsichtiger aus; er findet ihn noch auf demselben Standpunkte, wie bei ihrem gemeinsamen Aufenthalt in Rom. Zwei Aufsätze, die in diesem Jahre von Hirt in den Horen erschienen: „Über das Kunstschöne“ und „Über Laokoön“ und besonders der Aufsatz „Über die Charakteristik als Hauptgrundsatz der bildenden Künste bei den Alten“ forderten Goethes Widerspruch heftig heraus. Sein Aufsatz über Laokoön war die erste Antwort. Auf den Hirtischen Grundsatz: „Es gibt nicht nur keine charakterlose Schönheit, sondern Charakteristik, individuelle Bedeutung gibt allein Kunstschönheit“, der Goethes Kunsttheorie an der Wurzel faßte, sollte die Kunstnovelle die Antwort geben. „Lessing“, so läßt Goethe Hirt, aus dessen Aufsätzen dem „Gaste“ der Novelle sogar wörtliche Entlehnungen in den Mund gelegt werden, sagen, „hat uns den Grundsatz aufgebunden, daß die Alten nur das Schöne gebildet, und Winckelmann hat uns mit der stillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeschlüpfert. Aber die Herren verweilen nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien . . . Treten sie vor den Laokoön und sehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erstickenden Schmerz, krampfartige Spannung, wütende Zuckung, die Wirkung eines ägenden Gifts, heftige Gärung, stoßenden Umlauf, erstickende Pressung und paralytischen Tod! . . . und wo wütet Schrecken und Tod entsetzlicher als bei den Darstellungen der Niobe?“ Dem tritt schroff gegenüber die Ansicht Goethes: „Von allem Entsetzlichen, aufrichtig gesagt, sehe ich auch hier nicht das mindeste. Wo wüten Schrecken und Tod? Hier sehe ich nur Figuren, mit solcher Kunst durcheinander bewegt, so glücklich gegeneinander gestellt oder gestreckt, daß sie, indem sie mich an ein trauriges Schicksal erinnern, mir zugleich die angenehmste Empfindung geben. Alles Charakteristische ist gemäßigt, alles natürlich Gewaltsame ist aufgehoben, und so möchte ich sagen: Das Charakteristische liegt zum Grunde, auf ihm ruhen Einfalt und Würde; das höchste Ziel der Kunst ist Schönheit und ihre letzte Wirkung Gefühl der Anmut.“

Der Schlußsatz deutet die Lösung an. Goethe will durchaus nicht das Charakteristische, das Individuelle aus der Kunst verbannen. Er wußte sehr wohl, daß das Schöne ohne das Charakteristische leicht abstrakt, ein leerer Schall werden könne. Aber ebensowenig sollte das Charakteristische ohne das Schöne, das Individuelle allein Gegenstand der Kunst sein. Die Darstellung des Typischen, das aber nicht aufgehört hat, individuell zu sein, ist das Ziel der Kunst, es wird erreicht durch die Schönheit. Der einseitige, rigorose Charakteristiker gibt zu, daß der Bildhauer, der den Adler des Jupiter in Erz darstellen will,

sich nicht mit dem Modell eines beliebigen Individuums begnügen wird, sondern daß er die in ihm lebende Idee der Gattung, den Typus darzustellen versuchen muß. Aber der Gattungsbegriff ist etwas Abstraktes, das ihn und die Beschauer kalt lassen würde. Er muß zum Individuum zurückkehren, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren und ohne das Bedeutende, das Geist-erhebende fahren zu lassen. Hier tritt die Schönheit ein und löst das Rätsel. „Sie gibt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und himmlischen Reiz darüber ausgießt, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können.“

Wir haben die ganze Stelle angeführt. Sie enthält die Lösung der wichtigsten kunsttheoretischen Frage in der Dichtkunst nicht weniger als in der bildenden Kunst, die Goethe und Schiller beschäftigt hat.

Wie sehr Schiller gerade diese Kunstinovelle, die er mit Goethe durchdacht hatte, innerlich beschäftigte, laßt sich auch daraus erkennen, daß Goethe im Juni 1799, im Anschluß an die dort von ihm gegebene Scheidung und Einteilung der falschen und halben Künstler und Kunstliebhaber, mit Schiller gemeinsam eine Arbeit in poetischer Form über den Dilettantismus plante, „eine gewaltige Sündflut“ gleich den Xenien, ein Strafgericht über die falschen Künstler und Pfüscher. Es ist aber bei dem Entwurf mehrerer Schemata zu dieser Arbeit geblieben, von denen sich auch eines in Schillers Nachlaß gefunden hat.

Noch mehr als Schiller war Meyer an Goethes Aufsätzen beteiligt. Nicht nur daß er in allen technischen und kunstwissenschaftlichen Fragen zu Rate gezogen wurde, auch die grundlegenden kunsttheoretischen Anschauungen, die wir oben entwickelt haben, waren von Goethe zugleich in seinem Namen ausgesprochen worden. In seinen Schriften: Über die Gegenstände der bildenden Kunst, Über Raffael, Einige Bemerkungen über die Gruppe Laokoön und seine Söhne, Über Lehranstalten zugunsten der bildenden Künste und andere, die mit und unter Goethes Beirat entstanden, weht derselbe Geist, dieselbe Verehrung für das Altertum. Wir finden hier dieselbe Forderung bei der Darstellung des Allgemein-Menschlichen und Typisch-Symbolischen, wenn sich auch Meyer mehr mit Fragen über die Technik des Zeichnens, über das Kolorit und mit anderem befaßte, wie sie seine Stellung als Leiter der Zeichenschule ihm besonders nahe legte. So war es denn natürlich, daß Meyer sich die praktische Seite der Bestrebungen, die Einwirkung auf die zeitgenössische Kunst besonders angelegen sein ließ. Vom Jahre 1799 bis 1805 wurden in Weimar von Goethe und Meyer sieben Kunstausstellungen veranstaltet. Man schrieb Preisarbeiten

aus, für die bezeichnenderweise meist Gegenstände aus Homer gewählt wurden. Freilich ging die moderne Kunst über diese Bestrebungen hinweg, freilich hatten die Propyläen schon 1800 aufgehört zu erscheinen, aber die Kunstfreunde ließen sich dadurch nicht entmutigen. Sie setzten ihre kritische Tätigkeit in der von Schütz in Jena redigierten „Allgemeinen Literaturzeitung“ und von 1804 ab in der von Goethe selbst in Jena ins Leben gerufenen „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ fort, in der nun die Berichte über die Kunstausstellungen und eine große Zahl Goethischer und Meyerischer Kritiken erschienen, meistens mit W. K. F. (Weimarer Kunstfreunde) unterzeichnet.

Bald sollte auch die Gelegenheit kommen, die Gemeinsamkeit und Einheit der Anschauung in einem größeren Werke zu offenbaren, das sich nicht bloß an die kleine Schar der Abonnenten der Propyläen, sondern an alle Verehrer und Freunde Goethes wandte. Windelmann und sein Jahrbuch und er hat man mit Recht ein Manifest des Klassizismus genannt. Es war natürlich, daß die Freunde diese Kundgebung mit dem Namen des Mannes verbanden, der die Antike von neuem entdeckt hatte, und ohne den die Goethische Kunstrichtung gar nicht denkbar war. Nicht als ob Goethe in allem mit Windelmann übereinstimmte: Hatte doch Windelmann die moderne Kunst überhaupt verworfen und sie für unfähig gehalten, die griechische Kunst nachzuahmen. War es doch Windelmann gar nicht um praktische Verwertung seiner Einsicht in die antike Kunst, sondern nur um ihre Erkenntnis und ihre Verherrlichung zu tun, während Goethes ganzes Streben dahin ging, die moderne Kunst durch Nachahmung der Antike zu beleben und zu erneuern. Windelmann blieb bei der Schönheit als Kunstprinzip und verwarf das Charakteristische. Goethe ging über diese Einseitigkeit hinaus, indem er die schwierige Frage nach der Verbindung des Schönen und des Charakteristischen beantwortete, und ihm schloß sich Meyer in seiner Geschichte der Kunst durchaus an. Aber hiervon abgesehen, stehen beide Freunde durchaus auf Windelmannschem Boden, auch in manchen seiner Einseitigkeiten, wie in der Übertragung der Gesetze der Skulptur auf die Malerei oder auf die Kunst überhaupt, von der man auch Goethes Kunsttheorie nicht freisprechen kann. Dazu kam nun noch, daß Goethe Windelmann von Jugend auf verehrt hatte und sich des großen Einflusses dieses Mannes immer bewußt geblieben war. So bedurfte es nur eines äußeren Anlasses, nicht erst eines inneren Grundes zu einem literarischen Denkmal für den großen Mann. Diesen Anlaß gab ihm eine Anzahl von Briefen Windelmanns an den Schatzkammerling der Herzogin Anna Amalia, Berendis, die nach dessen Tode in den Besitz der Herzogin und dadurch an Goethe gekommen waren. Im August und September 1799 las Goethe die damals

bekannten Briefe Windelmanns und mehrere seiner Schriften, um sich zu einer Ausgabe der Briefe an Berendis vorzubereiten. Aber erst im Jahre 1804 kündigte er in der Literaturzeitung das Erscheinen von „Ungedruckten Windelmann'schen Briefen“ an. In demselben Jahre veranlaßte er F. A. Wolf zu einer Beleuchtung von Windelmanns wissenschaftlicher Tätigkeit, und er selbst faßte den Plan zu einer eigenen Biographie, deren Abfassung sich durch seine schwere Krankheit im Frühjahr 1805 verzögerte. So erschien denn in diesem Jahre bei Cotta das Werk unter dem Titel Windelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe. Der Hauptinhalt gliedert sich in die Ausgabe der Briefe an Berendis (von Goethe), den Entwurf einer Geschichte der Kunst im 18. Jahrhundert (von Meyer), und drei Skizzen zu einer Schilderung Windelmanns, von Goethe nach der allgemein menschlichen, von Meyer nach der künstlerischen, von F. A. Wolf nach der wissenschaftlichen Seite. Es war das letzte Werk, dessen Vollendung Goethe Schiller angezeigt hat, wenige Wochen vor dessen Tode, am 20. April 1805.

Wenn er in diesem Briefe an Schiller die Hoffnung ausdrückt, daß der Leser nichts von den Leiden spüren möge, unter denen er das Buch geschrieben habe, so kann man wohl sagen, daß kaum ein Buch auf der Welt weniger derartige Einflüsse verspüren läßt. Goethe hat es immer verstanden, die Form dem Inhalt anzupassen, die Sprache dem Gegenstande anzugleichen: hierin ist sein Windelmann das Meisterstück. Man möchte glauben, Goethe habe der Sprache seines Werkes die edle Einfachheit und stille Größe einhauchen wollen. Soll man die Klarheit der Diktion, die Reinheit, Schönheit und Fülle des Ausdrucks mehr bewundern, oder die Leidenschaftslosigkeit und Reife des Stils, der trotz aller Objektivität nicht der wohlthuenden Wärme persönlichen Anteils ermangelt, oder die wunderbare Steigerung der Sprache von den goldenen Weisheitsregeln und Sentenzen durch die immer wärmer werdende Charakteristik bis zu der ergreifenden, an Schönheit und Herrlichkeit von Goethe nirgends sonst übertroffenen Schilderung des „Hingangs“? Wie eine der geliebten antiken Statuen Windelmanns, ein Idealbild, ein Typus und doch das Individuum, über die Wirklichkeit erhoben und doch wahr, so steht der Held überlebensgroß vor uns, nicht allmählich vor uns entwickelt, sondern wie Athene, ein strahlendes, vollendetes Bild der Schönheit und Kraft, aus dem Haupte Jupiters entsprungen. Die Absicht, nur den Menschen zu schildern, nicht ein Gesamtbild Windelmanns zu entwerfen, gab dem Autor die Möglichkeit, auf die Entwicklung, in deren Darstellung der Selbstbiograph Goethe sich später als Meister zeigte, zu verzichten und von der Höhe aus, rückwärts und vorwärts schauend, das

Bild zu vollenden, die einzelnen Züge des Charakters zu vervollkommen, die Vorzüge preisend zu erheben, die Fehler und Gebrechen aus der Anlage des Charakters und den Einflüssen der Zeit oder der Umgebung zu erklären. Außerlich haben die vielen Abschnitte, in die das Werk dadurch zerfiel, etwas Zusammenhangloses, aber den inneren Zusammenhang gibt das, was Windelmann und Goethe miteinander verband und was darzustellen die Tendenz des ganzen Werkes war, die Verherrlichung der Antike, hier ausgesprochen in der Verherrlichung des antikeidnischen Menschen, dem Goethe sich wohlverwandt fühlte. Was in den prachtvoll schwunghaften Worten zu Anfang als das antike Ideal gepriesen wird: „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und wertigen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?“, das wird am Schlusse als in Windelmann, dem Menschen der modernen Zeit, erfüllt dargestellt: „So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen; alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen . . . Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jungling gegenwärtig.“ Der Schlußsatz faßt noch einmal die Idee des ganzen Werkes „Windelmann und sein Jahrhundert“ zusammen und bringt in schöner Perspektive dem tief ergriffenen Leser die Bedeutung Windelmanns für die kommenden Jahrhunderte zu dauerndem Bewußtsein: „Daß Windelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zugute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaften Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.“ Die herrlichen Worte sind kurz vorher geschrieben, ehe Schiller von Goethes Seite gerissen wurde. Man könnte meinen, Goethe habe mit ihnen ahnungsvoll auf seinen Freund und dessen frühen Tod gedeutet.

Äußere Erlebnisse. Schillers Tod.

Doch bevor wir auf diesen größten Verlust, der Goethe je getroffen hat, eingehen, wollen wir das äußere Leben Goethes während der Zeit, da das innere von Schillers Freundschaft ausgefüllt wurde, in seinen wichtigsten Ereignissen vor uns vorübergehen lassen.

Von Reisen Goethes während der letzten Jahre des Jahrhunderts sind drei hervorzuheben, eine nach Karlsbad im Juli 1795, wo er die geistreichen Töchter Marianne und Sara Meyer kennen lernte, die erstere unter dem Namen Frau von Eybenberg, Gattin des Fürsten Reuß Heinrich XIV, die andere später die Gattin des Barons von Grotthaus. Die Huldigung beider nahm Goethe freundlich auf und belohnte sie durch Zusendung seiner Schriften und freundschaftlicher Briefe. Bald nach der Rückkehr kam die Nachricht, daß durch einen Stollenbruch in Ilmenau dem Bergwerksunternehmen, dem Goethe so viel Zeit und Neigung geopfert hatte, ein jähes Ende bereitet worden war. Am Ende des nächsten Jahres finden wir ihn auf der Reise nach Dessau mit dem Herzog in Leipzig, wo er die alten Freunde besuchte und an dem gerauschvollen Leben der Neujauchswoche teilnahm. Nach der Rückkehr nahm ihn neben seinen dichterischen Arbeiten wissenschaftliche Tätigkeit, der Anteil an einer wissenschaftlichen Sozietät, der Freitagsgesellschaft, und die Sorge um den Schloßbau in Anspruch. Schon seit mehreren Jahren beschäftigte ihn der Plan einer mit Meyer gemeinsam zu unternehmenden Reise nach Italien. Wegen der politischen Verhältnisse hatte er sie immer hinausgeschoben. Im Sommer 1797 entschloß er sich endlich, vorläufig nach der Schweiz zu gehen, um Meyer in Stäfa, seinem Geburtsort, wohin dieser sich seiner erschütterten Gesundheit wegen im Juni 1797 begeben hatte, zu besuchen. Ende Juli fuhr er mit Christiane und August von Weimar ab, und am 3. August früh war er in den Armen der überglücklichen Mutter, die nach dem Verkauf des alten Hauses im „Goldenen Brunnen“ (jetzt Roßmarkt Nr. 8) wohnte. Seit 1793 hatte die gute Mutter Jahr für Jahr vergeblich auf des Sohnes Besuch gewartet. Besonders unerfreulich war ihr die Vereitelung der Hoffnung im Jahre 1795, wo Goethe im Auftrage des Herzogs nach Frankfurt kommen wollte und schon seine Koffer an die Mutter vorausgeschickt hatte. Dennoch wurde nichts daraus, und die Mutter paßte vergeblich vierzehn Tage lang auf jede „die Zeil herunterkommende Postkutsche“ auf. Nun war aber die Freude um so größer, da Wolfgang seine Lieben mitbrachte.

Christianens Stellung hatte sich immer mehr befestigt. Goethe sah sie als seine rechtmäßige Gattin an, August als seinen rechtmäßigen Sohn. Das bewies er auch äußerlich dadurch, daß er beiden für den Fall seines Todes die vollen

pekuniären Rechte von Gattin und Sohn sicherte, am 24. Juli 1797, kurz vor der Abreise, August zum Universalerben einsetzte und der Mutter den Nießbrauch des Vermögens zusicherte. Nun sollte die Anerkennung Christianens und Augusts durch die Großmutter ihnen auch eine Stellung in der Familie erwerben.

Die trefflichen Eigenschaften Christianens, vor allem ihr Humor und ihr wirtschaftlicher Sinn, ihre Frau Rat so sympathische Neigung für das Theater, ihre Liebe zu Goethe und die rührende Sorgfalt für seine Gesundheit, die Liebe der Großmutter zu dem siebenjährigen, sich prächtig entwickelnden Knaben, den Frau Aja nun zum erstenmal in ihre Arme schließen sollte, das alles, hoffte Goethe, wurde Christianen ein Plätzchen in dem Herzen der Mutter erobern. Und er hatte sich nicht verrechnet. „Das Vergnügen,“ so beginnt der erste Brief der Mutter nach dem Besuche, „so ich in Ihrem lieben, traulichen Umgang genossen, macht mich noch immer froh. So kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch.“ Die „Freundin“ rückt nun zur „lieben Tochter“ herauf, und nur einmal noch, als das lange Schweigen Christianens und Wolfgangs die Mutter in Aufregung gebracht hatte, bekommt Christiane die Anrede „Demoiselle Vulpus“ zu lesen. August, dem das großmütterliche Herz volle Liebe zuwandte, wird nun, wie früher Fritz von Stein, der eigentliche „Korrespondent“, der alles der Großmutter berichten muß, was er gesehen und gehört hat.

Aus der dritten italienischen wurde die dritte Schweizerreise, über die wir von Goethe selbst in der von Eckermann Ende 1832 aus Tagebuchaufzeichnungen und Briefen auf Grund gemeinsamer Beratungen im Winter 1823 auf 1824 zusammengestellten Schrift „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797“ genau unterrichtet sind. Die Zeit in Frankfurt benutzte Goethe mit großem Eifer, um sich über die Entwicklung, die die Stadt seit seiner Übersiedlung nach Weimar genommen hatte, genauer zu orientieren, und sein Tagebuch beweist, wie sehr er mit seiner Vaterstadt, wenn auch der Gedanke eines dauernden Aufenthaltes in ihr aufgegeben war, innerlich zusammenhing. In ausführlichen Briefen berichtet Goethe an Schiller über die staatlichen Verhältnisse der Reichsstadt und die politische Not der letzten Jahre, über das Bauwesen und Theater, über die Pflege der bildenden Kunst, über den Besuch des Städtischen Kabinetts, des Mailänder Dekorationsmalers Suentes und des alten Freundes, des Malers Nothnagel. Die meiste Zeit aber widmet er der Mutter, die später sich mit Entzücken erinnert, „wie wir so hübsch beisammen waren“ und „unser Wesen so miteinander hatten, und wo ich mich an Deinem Umgang so herrlich geweidet und an Deinem so außerordentlichen An- und Aussehen ergötzt habe.“

Am 25. August nahm Goethe Abschied von der Mutter, wenn auch nicht ohne Rührung, so doch ohne zu ahnen, daß es eine Trennung für immer sein sollte. In Heidelberg, dessen landschaftliche Schönheit ihn von neuem entzückte, wurde er von der alten Freundin, Demoiselle Delph, auf seinen Wanderungen begleitet. Die Reisetage von hier über Heilbronn nach Stuttgart füllte er mit



Joh. Friedrich Cotta
Original im Besitze des Cotta'schen Verlages

meteorologischen und mineralogischen, kulturgeschichtlichen, sozialen und landwirtschaftlichen Betrachtungen aus. In Stuttgart, wo er neun Tage, bis zum 7. September, blieb, wurden zuerst Schillers Freunde, wie Heinrich Rapp, „der gefällige Wirt und wohlunterrichtete Kunstfreund“, die berühmten Bildhauer Dannecker und Scheffauer und andere Künstler aufgesucht. Bei Dannecker sah Goethe mit Bewunderung das Original der Büste Schillers. Er schreibt

davon an Schiller. „Das Original hat eine solche Wahrheit und Ausführlichkeit, daß es wirklich Erstaunen erregt.“ Bei dem Architekten Thouret, den er später für einige Zeit nach Weimar zog, holte er sich Rat für den Schloßbau in Weimar. Auch der Jugendfreund Schillers, Kapellmeister Zumsteeg, dem Goethe viele musikalische Genüsse verdankte, machte sich um ihn verdient, indem er sein Lied „Der Mühlbach“ komponierte. Kurzum beim Abschied konnte sich Goethe bei den Stuttgarter Künstlern mit den Worten bedanken: „Ich habe hier Tage verlebt, fast wie ich sie in Rom verlebt.“ In Tübingen war er neun Tage der Gast Cottas, den er vor zwei Jahren durch Schiller in Weimar kennen gelernt hatte. In diesen Tagen, in denen Goethe immer mehr Gefallen an der „strebenden Denkart und unternehmenden Handlungsweise, der Klarheit und Beharrlichkeit“ Cottas fand, reifte wohl der Entschluß, ihn zum Verleger aller seiner Schriften zu erwählen. Es knüpfte sich an diese Reise ein Freundschafts- und bald auch ein Geschäftsverhältnis, das für beide Männer von Segen war.

Nach eifrigem Verkehr mit Lehrern der Hochschule in Tübingen betrat Goethe am 17. September die Schweiz in Schaffhausen, wo der Rheinfluss ihm die berühmt gewordene Schilderung entlockte. Zwei Tage später finden wir ihn in Zürich im „Schwert“, wo ihn Meyer am nächsten Tage freudig aufsuchte. Obgleich erst spät in Zürich angelangt, lenkte Goethe doch noch denselben Tag seine Schritte zu der alten Freundin Bäbe Schultheß im „Schönen Hof“. Wir erinnern uns der letzten Zusammenkunft beider 1788 in Konstanz, an die Bäbe noch in spätester Zeit mit Entzücken dachte. Bäbe, „die Immergleiche“, war innerlich dieselbe geblieben, aber Goethe war ein anderer geworden. Er hatte, wie wir wissen, mit Lavater, der ihm einst als die Blüte der Menschheit erschien, gebrochen und ihn sogar in beleidigender Weise in den Xenien angegriffen. Bäbe nahm sich ihres Freundes warm, wenn auch erfolglos an. Der sittenstrengen Frau waren wohl auch Goethes Beziehungen zu Christiane nicht unbekannt geblieben. Ihre Verstimmung läßt sich daraus leicht erklären. Aber auch bei Goethe war an Stelle der Verehrung und Liebe eine etwas kühlere Auffassung des Verhältnisses getreten. Was nicht reizte, war für ihn tot. Bäbe, die unterdes über 50 Jahre alt geworden war, sollte das nicht weniger empfinden als Frau von Stein. Ein Brief aus jenen Tagen läßt uns in der Seele der durch Goethes auffallende Zurückhaltung gekränkten Frau lesen: „Ich sehe da,“ schreibt sie, „in dem Zimmerchen, da Du warst, und las wieder einmal Deine zwei Briefe — ich kann mich nie bereden, daß Euer Geschlecht sich einen wahren Begriff von den Gefühlen eines weiblichen Herzens machen kann — und darum kannst Du Dir wohl nicht vorstellen, wie mir war beim Gedanken dieses Nahe-Ferne-Seins der paar Tage — ich kann es auch nur darum begreifen, daß Du, ohne wiederzukommen, hast können fort=

gehen. Was besorgtest Du? Sollte ein Verhältnis wie das unsere, das so schon, so rein ist — so viel Einziges hat, zugrunde gehen können? — ich fühl' es in mir unmöglich! Soll ich an Dir zweifeln? Nein, alles in dieser alles zugrunde richtenden Welt — aber das nicht — laß uns lieber alles, was wir einander zu sagen haben, frei und offen sagen — die Liebe wird nicht beleidigen, die Liebe wird duldzaam sein —“ Goethe antwortet in einem schönen Briefe von 27 September 1797, der aber doch zeigt, daß der Verfasser den wahren Grund nicht sowohl verraten, als in geistreicher Weise verbergen will. Er sendet ihr Hermann und Dorothea in der Hoffnung, daß dies Gedicht ein Mittler zwischen ihnen beiden werden sollte, „dann würde mich“, wie er dazu schreibt, „seine Existenz um so mehr freuen“

Am 21 September unternahmen Goethe und Meyer die Wasserfahrt nach Stäfa, wo Goethe bis zum 28. in der Krone wohnte. Es war natürlich, daß sich der Alpenfreund die Gelegenheit zu größeren Bergwanderungen nicht entgehen ließ. Meyer begleitete Goethe Ende September nach Brunnen, über den See nach Gluelen und Altorf und auf dem schon zweimal von Goethe erstiegenen Weg zum Gotthardpasse, wo dieser den Pater Lorenz noch ebenso „munter und guten Muts“ fand, als bei der Reise mit Karl August 1779. Noch an demselben Tage wurde die Rückreise angetreten, die ihn über Andermatt nach Gluelen und Treib führte, und über Stans nach Küßnacht, wo wahrscheinlich der Plan zu dem Epos Tell in ihm aufstieg.

Am 26 Oktober eilte er von Zürich über Tübingen und Stuttgart nach Nürnberg (6. November). Nach achttägigem Aufenthalt ging Goethe über Erlangen und Bamberg nach Jena, wo er von Freund Schiller herzlich und freudig begrüßt wurde, und dann nach Weimar.

Nach der Rückkehr aus der Schweiz nahm Goethe, außer dem Verkehr mit Schiller und Besuchen in Jena, die Sorge für das Theater und den Schloßbau und der Ankauf eines Landgutes bei Oberroßla, am rechten Ufer der Ilm, das er als Sommeraufenthalt benutzen wollte, in Anspruch. Serjes Besuch im Jahre 1798, der des preußischen Königspaares Ende Juni des nächsten Jahres, im Frühjahr vorher der Besuch der Frau von La Roche, des einstigen „Mamachens“, der er trotz der inneren Entfremdung einen festlichen, von ihr in Briefen und in ihrem Buche „Schattenrisse abgeschiedener Stunden“ geschilderten und gepriesenen Empfang bereitete und der des römischen Freundes Bury unterbrachen seine umfangreiche amtliche und dichterische Tätigkeit. Das letzte Jahr des Jahrhunderts sah die beiden großen Freunde nun auch räumlich nahe in eifriger Tätigkeit für das Theater und die Kunst, die nur durch beider Krankheit und einen längeren Aufenthalt Goethes während des Frühjahrs in Leipzig zeitweilig unterbrochen wurde, wo er über die Verwilderung des einst so

gepriesenen Leipziger Theaters ganz entsezt war Die letzten Stunden des Jahrhunderts verlebte Goethe mit Schiller und Schelling in bedeutenden Gesprächen heiter und hoffnungsvoll

Aber gerade der Anfang des 19. Jahrhunderts barg Unheil und Unglück in seinem Schoß Am 2. Januar 1801 befiel Goethe ein Katarrh, aus dem sich bald eine Gesichtsröthe und Halsentzündung entwickelte Die Geschwulst zog sich über das linke Auge und nahm fast den ganzen Kopf ein, so daß man einen Gehirnschlag befürchtete. Ein dazutretender Krampfhusten ließ sogar einen Erstickungstod möglich erscheinen. Erst am 13. Januar schien der Kranke außer Gefahr Nach der Genesung berichtet er selbst der Mutter: „Zu Ende des vorigen Jahres brach das Ubel aus, und ich erinnere mich wenig von den gefährlichen neun Tagen und Nächten, von denen Sie schon Nachricht erhalten haben . . Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie Sich denken, ich kann ihre unermüdete Thätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten, und beide machen mir bei meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude “

Außer in Christianens aufopfernder Pflege trat auch sonst die Sorge um Goethes Leben vielfach ruhrend hervor. Meyer und Schiller, die tiefbewegt den Verlauf der Krankheit verfolgten, waren täglich bei ihm; der Herzog, Anna Amalia, Lotte Schiller, Loder, Voigt waren eifrig für ihn besorgt, Herder vergaß seinen Unmut und Zorn, und auch Frau von Steins bittere Stimmung wich der Wehmuth und dem Mitleid bei dem Gedanken an den drohenden Verlust des großen Mannes. „Die Schillern und ich,“ schrieb sie an den Sohn Fritz, den einstigen Zögling Goethes, „haben schon viele Tränen die Tage her über ihn vergossen gestern hat er mit großem Appetit Suppe gegessen, die ich ihm geschickt habe Mit seinem Auge soll es auch besser gehen, nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben; besonders weint er, wenn er den August sieht. Der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen “ Als ihn Ende Januar Schillers Gattin und Frau von Stein besuchten, „bat er sie aufs neue um ihre Freundschaft, als wenn er wieder in der Welt angekommen wäre.“ Nachdem er genesen war, brachte Goethe den Frühling (1801) auf dem Landgut Oberroßla zu. Anfang Juni reiste er mit August über Göttingen nach Pyrmont. Nach einer für ihn sehr angreifenden und langweiligen Kur blieb er längere Zeit in Göttingen, um an dem regen wissenschaftlichen Leben der alten Universitätsstadt theilzunehmen und botanische, geologische und optische Studien zu treiben. Freund Meyer und Christiane kamen ihm bis Kassel entgegen, so daß hier die ganze Goethische Familie zusammen war. Die letzten Tage des August waren sie wieder in Weimar. Das Theater und besonders das Gastspiel der Anzelmänn forderten Goethes Bemühungen in den nächsten Wochen.

Die heitere Stimmung, die der nun völligen Genesung folgte, zeigte sich auch in dem Wunsche, aus dem einsamen Leben, dem er sich seit Jahren hingab, herauszutreten. Im Oktober gründete er die sogenannte *cour d'amour*, eine Gesellschaft, die sich am Mittwoch nach dem Theater bei Goethe zusammenfand und eine Art Picnic veranstaltete, bei dem die Damen das Essen, die Herren den Wein besorgten. Zu dieser Gesellschaft gehörten sieben Paare außer Goethe und seiner Partnerin, der Gräfin Henriette von Egloffstein, von Wolzogen und Schillers Gattin, Schiller und Frau von Wolzogen, Kammerherrn von Einsiedel und Frau Hofmarschall von Egloffstein, der Gatte der letzteren und die Hofdame Gräulein von Wolfsteil, Hauptmann von Egloffstein und Amalie von Imhof, Heinrich Meyer und die uns wohlbekannte Hofdame Gräulein von Göchhausen. Dieser „Liebeshof“, der seinen Namen durchaus mit Unrecht trug, widmete sich ganz allein der Geselligkeit und Poesie. Alle Streitfragen, besonders aber die Politik, waren bei der Unterhaltung ausgeschlossen. Wir verdanken dieser Gesellschaft außer dem Schillerschen Lied beim Abschied des Erbprinzen Goethes Tischlied: „*Mich ergreift, ich weiß nicht wie*“, „*Im neuen Jahr*“, das „*Stiftungslied*“ und die „*Genelalbeichte*“ Trotz ihrer Harmlosigkeit sollten gerade diese geselligen Zusammenkünfte einem Manne den Anlaß zu einem Ausbruch giftiger Feindseligkeit geben, der vergeblich versucht hatte, von Goethe in seinen Kreis aufgenommen zu werden. August Koëbue, ein geborener Weimaraner, war in Rußland zu hohen Stellungen gelangt und nach abenteuerlichem Geschied nach Weimar zurückgekehrt, um am Musenhof durch seine dichterische Begabung zu glänzen. Seine Absicht scheiterte an der Abneigung und Mißachtung Goethes, der wohl „sein vorzügliches aber schluderhaftes Talent“ für das Theater verwendete, im übrigen aber den eitelen und boshaften Menschen nicht aufkommen lassen wollte. Wenn er nun auch durch sein „gefälliges, bescheiden-zudringliches Weltwesen“ und seine Wohlhabenheit sich selbst einen geselligen Kreis geschaffen hatte, so blieb sein Ehrgeiz doch immer darauf gerichtet, unter die Freunde Goethes aufgenommen zu werden. Aber sein von Gräulein von Göchhausen unterstützter Versuch wurde durch Goethes Ablehnung vereitelt. Koëbue sann auf Rache. Er heuchelte plötzlich große Verehrung für Schiller und beantragte in seinem Kreise, zu dem auch einige der Goethischen Freunde gehörten, eine große Schillerfeier für den 5. März 1802, bei der es ihm natürlich gar nicht um Schiller, sondern um eine Zurücksetzung Goethes und zuletzt um eine Entzweiung der beiden großen Dichter zu tun war. Es gelang ihm, die Partnerin Goethes in der *cour d'amour*, Gräfin von Egloffstein, zur Darstellung der Jungfrau von Orleans zu bewegen. Goethe vergalt dem Widersacher dadurch, daß er einen Tag vor der geplanten Auf-

führung die Feier durch den Bürgermeister verhindern ließ. Daß das mit Schillers Einverständnis geschah, ist wohl selbstverständlich. Es wird auch durch die launige Art, wie dieser das Ganze auffaßte, erwiesen: „Der 5 März ist mir glücklicher vorübergegangen als dem Cäsar der 15 . . Wie aber der Zufall immer naiv ist und sein mutwilliges Spiel treibt, so hat der Herzog den Bürgermeister den Morgen nach jenen Geschichten wegen seiner großen Verdienste zum Rat erklärt (Rat Piccolomini nannten ihn die witzigen Weimarer). Auch wird heute auf dem Theater ‚Ueble Laune‘ von Kozebue vorgestellt.“ Kozebue ging bald darauf nach Berlin und agitierte von dort aus mit dem Linländer Garlieb Merkel gegen Goethe. Dieser rächte sich heimlich durch einige Invektiven und scherzhafte Gedichte, wie das Gedicht *Der neue Altklausus*, die aber erst lange nach Kozebues Tode veröffentlicht worden sind.

Mit besonderem Eifer nahm er sich diesmal (1802) der Theateraufführungen in *Lauchstadt* an. Nach vielen Unterhandlungen war es endlich möglich geworden, an Stelle des haufälligen, von den Studenten Schafshütte genannten Gebäudes, das weder Zuschauern noch Schauspielern vor dem Regen Schutz bot, ein wenn auch sehr bescheidenes, so doch würdigeres Haus zu errichten. Goethe selbst dichtete ein Vorspiel: *Was wir bringen* zur Einweihung, die am 26 Juni 1802 stattfand. Außer der Goethischen Familie waren an diesem Tage Hr A. Wolf, der Musiker Reichardt, A. W. Schlegel und Schelling um ihn versammelt. Wolf und Reichardt wurden darauf durch längeren Besuch in Halle und Giebichenstein erfreut, während Christiane und August in Lauchstadt blieben. Nach der Rückkehr ging Goethe wieder nach dem geliebten Jena, wo er sich den Naturwissenschaften, der Kunst und dem geselligen Umgang widmete. Im Herbst 1802 siedelte *Jo hann Heinrich Voß*, dessen Sohn *Heinrich* bald in nahe Beziehungen zu Goethe und Schiller treten sollte, nach Jena über. Einen Verlust erlitt die Hausgenossenschaft durch Meyers Verheirathung (Dezember 1802) mit einer Tochter des Kanzlers von Koppensfels in Jena, durch die aber an dem inneren Verhältnis der beiden Freunde nichts geändert wurde. Einen gewissen Ersatz bot der damals nahezu dreißigjährige Philolog *Friedrich Wilhelm Riemer*, der bisher Erzieher in Wilhelm von Humboldts Hause und mit ihm in Italien gewesen war und nun im September 1803 Hauslehrer für August und später philologischer Berater, Sekretär und Freund Goethes und Mitredakteur der Goethischen Schriften wurde.

Unterdes waren an der Universität Jena, der Goethe stets seine besondere Sorgfalt zugewiesen hatte, Veränderungen vor sich gegangen, die den Rückgang der berühmten Hochschule zur Folge haben mußten. Batsch war 1802 gestorben, Hufeland und Sichte gingen nach Berlin, Paulus und Schelling nach

Wurzburg, Loder nach Halle, Gelehrte, die zu ersetzen Goethes Haupt Sorge war Als nun auch die Allgemeine Literaturzeitung von Jena nach Halle verlegt wurde, entschloß sich Goethe eine neue mit dem Titel „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung“ zu gründen, der er sich nun mit Eichstädt's, des Jenerser Philologen, und Meyers Unterstützung energisch widmete.



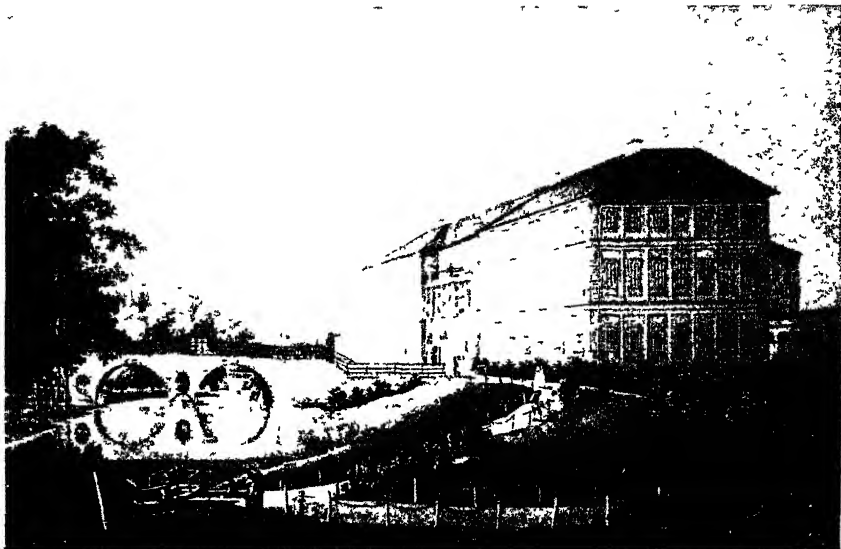
Maria Paulowna Gemalde von Isabey.
Original im Schloß (?) in Weimar

Eine andere Aufgabe, die Goethe viele Jahre beschäftigt hat, erreichte durch die Beendigung des Schloßbaues in Weimar und den Einzug der hohen Herrschaften (am 1. August 1803) ihren Abschluß So konnte denn die Tochter des russischen Kaisers, die Gattin des Erbprinzen, am 9. November 1804 in ein ihrer würdiges Haus einziehen Mit der anmutigen und geistreichen, reich begabten, von ernstem Streben beseelten russischen Prinzessin verband Goethe bald ein ebenso festes Band wie mit dem Erbprinzen, dessen Jugend er ge-

leitet und dessen Studien er gefördert hatte. *Maria Paulowna* wurde bald der Mittelpunkt der geistigen Bestrebungen am Hofe und in Weimar. Dieses Interesse zeigte sich auch darin, daß sie sich selbst eifrig bildete. Neben philosophischen Studien hörte sie bei Meyer dreimal wöchentlich Vorlesungen über Kunstgeschichte und bei Riemer über griechische Literatur. Es war ihr Herzenssache, alle wissenschaftlichen Institute in Weimar zu fördern. Auch auf sozialem Gebiet hat sie Großes und Bleibendes geschaffen. Ihr verdankte das Institut der Frauenvereine, das sich der armeren Bevölkerung annahm und sich über 100 Jahre segensreich erhalten hat, seine Entstehung. Der Dank, den Goethe in mehreren Gedichten und in der Widmung der Biographie *Haderts* aussprach, galt weniger der Fürstin als der tätigen Förderin der Kunst und der Wissenschaft.

Von den Kindern Karl Augusts stand der Liebling des Hofes, die im Juli 1786 geborene Prinzessin Karoline Luise, den Weimarer Dichtern besonders nahe. Herder war ihr ein zweiter Vater, ihre Liebe zu Schiller übertrug sie später auf dessen Gattin, und um ihrer Verehrung für Goethe deutlichen Ausdruck zu geben, schuf sie mit ihren Freundinnen einen Bund „zu Schutz und Trutz des besten Meisters“. Im Jahre 1810 verheiratete sie sich mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin; in ihrer neuen Heimat fand sie keinen Ersatz für Weimar. Als sie schon im Jahre 1816 vom Tode hinweggerafft wurde, widmete Goethe „der unvergeßlichen Prinzessin“ das Gedicht: *Trauerloge*.

In eben diesem Jahre (1803), in dem Goethe und seine Christiane wiederum durch den Tod einer kurz vorher geborenen Tochter tief betrübt wurden, zwang eigene Krankheit den Dichter, sich vor der Außenwelt zu verschließen. Eine Reise nach Lauchstädt, Halle, Giebichenstein, Merseburg und Naumburg, Aufenthalt in Jena und auf dem Gute Oberroßla, dessen Verkauf er als ein Glück bezeichnete, die Einweihung des neuen Schlosses, Besuch von Zelter, Johannes von Müller und Frau von Staël unterbrachen die Ruhe und Einsamkeit. Am 18. Dezember dieses Jahres (1803) starb Herder. So sehr war die Freundschaft zwischen beiden erkaltet, daß dieses Ereignis fast spurlos an Goethe vorüberging. Die Konfirmation Augusts, die Herder im eigenen Hause vornahm, nachdem er den Jüngling „auf eine liberale Weise in die christliche Versammlung eingeführt“, hatte beide wieder etwas in Berührung gebracht. Ein freundliches, dem Dichter von anderen mitgeteiltes Urteil Herders über „Die natürliche Tochter“, von der er seit langem nur Ungünstiges zu hören gewohnt war, ließ ihn eine Wiederannäherung hoffen, wodurch ihm das Stück doppelt lieb geworden wäre. Der Zufall wollte, daß beide im Schlosse in Jena Mitte Mai 1803 unter einem Dache wohnten und an demselben Tische aßen. Goethes Versprechen, für die Anerkennung des Herderschen Adelsdiploms zu



Das Schloß in Weimar (etwa 1810).

wirken, stimmte den alten Freund milde. Man kam im Laufe des Gesprächs auf die natürliche Tochter zu sprechen: „Indem er als Kenner entwidelte,“ so berichtet Goethe, „nahm er als Wohlwollender innigen Teil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemälde reizender vorkommt als beim unmittelbaren Anschauen, so schien ich nun erst diese Produktion recht zu kennen und einsichtig selbst zu genießen.“ Leider sollte Goethes Freude nicht lange dauern. Herder schloß seine Lobrede mit den zynischen Worten: „Am Ende ist mir aber doch Dein natürlicher Sohn lieber als Deine natürliche Tochter.“ „Ich sah ihn an,“ sagt Goethe am Schlusse seines Berichts, „erwiderte nichts, und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol auf das furchterlichste So schieden wir, und ich habe ihn nicht wiedergesehen.“

Wenige Tage nach Herders Tode finden wir bei Goethe außer Schiller und seiner Gattin eine Ausländerin zu Gäste, die berühmteste Frau ihrer Zeit, *S r a u v o n S t a e l*, deren Essay „*Sur les fictions*“ Goethe selbst für die Horen 1796 übersetzt hatte. Sie war mit ihrem Begleiter Benjamin Constant nach Weimar gekommen, hauptsächlich um Goethe kennen zu lernen. Es half ihm nichts, daß er gegen die ihm unsympathische Erscheinung viele Arbeit, die ihn in Jena festhielt, vorschufte. Die Abneigung gegen die etwas aufdringliche, geräuschvoll auftretende, unablässig von einem zum anderen Thema überspringende, geistreiche Französin wurde durch den persönlichen Verkehr nicht verringert. Später, als ihr Werk über Deutschland erschien, hat Goethe nicht gezögert, dem Ernst der Studien und der geistigen Bedeutung dieser Frau Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber damals war das gesuchte Geistreiche, Paradoxe, das Sprunghafte ihrer Unterhaltung für ihn nicht weniger eine Qual als für Schiller, die beide sich sehnten, sie bald los zu werden.

Im Mai des Jahres 1804, das besonders durch kleine Reisen, die Bearbeitung des Götz, Arbeit an Faust, Windelmann und Rameaus Neffen sowie durch Beiträge zur Literaturzeitung, die Feier des Einzuges des erbprinzlichen Paares neben der wissenschaftlichen Tätigkeit ausgefüllt wurde, drohte die Trennung der großen Freunde durch Schillers Berufung nach Berlin bei Gelegenheit seines Besuches Anfang Mai 1804. Unter den Gründen, die Schiller bestimmten, auf eine dauernde Trennung von Weimar nicht einzugehen, war die Freundschaft Goethes nicht der kleinste. Der Herzog bewilligte ihm eine Verdoppelung seines Gehaltes und versprach ihm dessen baldige Erhöhung auf 1000 Taler. Außerdem wurde ihm auf Goethes Anregung die Zusage einer Pension von 1200 Talern gegeben für den Fall, daß er infolge von Krankheit seiner schriftstellerischen Tätigkeit entsagen mußte. Auch Goethe erhielt in diesem Jahre durch den Herzog eine Erhöhung und zwar seines Ranges, indem er zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Excellenz ernannt wurde.

Am 17. März 1804 wurde der Schiller'sche Tell aufgeführt, an welchem Drama, von der Fassung der Idee bis zur Aufführung, Goethe den größten Anteil genommen hatte.

Trübe und traurig begann das Jahr 1805. Mit Schiller wurde noch der Demetrius ausführlich besprochen, aber schon am Ende des Januar wurden beide Dichter krank. Bei Goethe war eine heftige Nierenkolik mit Krampfanfällen eingetreten, die fast jeden Monat wiederkehrte. Der junge Heinrich Voß, damals Professor am Gymnasium zu Weimar, von beiden wie ein



Heinrich Voß der jüngere
Gemälde von Gericke

Sohn geliebt, war beider treuer Pfleger „Goethe“, so erzählt er, „ist ein ungestümer Patient, der die Natur zwingen will, Schiller liebreich, sanft wie immer.“ Gegen die Mitte des Februar erklärte der Arzt, daß Hoffnung für Goethes Leben vorhanden sei, wenn er noch drei Tage lebe. Schon in der ersten Nacht darauf wandte sich die Krankheit zum besseren. „Um 11 Uhr“, schreibt wiederum Voß, „forderte er mich zu sich, weil er mich in drei Tagen nicht gesehen hatte. Ich war sehr bewegt, als ich zu ihm trat und konnte aller Gewalt ungeachtet, die ich mir antat, die Tränen nicht zurückhalten. Da sah er mir gar freundlich und herzlich ins Gesicht und reichte mir die Hand und sagte die Worte, die mir

durch Marx und Gebelin gingen: „Gutes Kind, ich bleibe bei Euch, Ihr müßt nicht mehr weinen.“ Da ergriff ich seine Hand und küßte sie wie instinktmäßig zu wiederholten Malen, aber ich konnte keinen Laut sagen. „Von nun an wurde es zusehends besser. Auch Schiller war so weit wiederhergestellt, daß er am 22. Februar Goethe besuchen konnte. Voß hat uns dieses Wiedersehen geschildert: „Sie umarmten sich stumm mit langem, herzlichem Kuß und knüpften dann schnell ein heiteres Gespräch an, ohne ihrer Krankheit zu erwähnen.“ Anfang März wiederholte sich der Anfall bei Goethe, doch sandte er beim Beginn des nächsten Monats August getrost zur Groß-

mutter, von der dieser nach vierwöchigem Aufenthalt heiter und voll Lobpreisung der schönen Frankfurter Tage zurückkehrte. In seinem Dankschreiben konnte Goethe Anfang Mai, nachdem er einen abermaligen Anfall überstanden hatte, der Mutter Gutes von seinem Zustande melden. Aber gleich darauf wurde er wieder von der Krankheit ergriffen, und die bösen Nachrichten von Schillers Krankenbette verschlimmerten seine Stimmung. Am 1. Mai haben sich die beiden Freunde noch einmal gesehen. Goethe hatte Schiller besucht, ihn jedoch, da er das Theater zu besuchen im Begriff war, nicht davon abhalten wollen. An der Haustür trennten sie sich — für immer, ohne es zu ahnen. „In der letzten Krankheit Schillers“, so berichtet uns Voß, „war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden, aber es waren nur einzelne Tränen, die ihm in den Augen blinkten: sein Geist weinte, nicht seine Augen, und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Ueberirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. Das Schicksal ist unerbittlich und dem Mensch wenig! Das war alles, was er sagte, und wenige Augenblicke nachher sprach er von heiteren Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgnis, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Mut, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. ‚Ich merke es,‘ sagte er endlich, ‚Schiller muß sehr krank sein,‘ und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war; man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagt er zu einer Freundin (Christiane Vulpius): ‚Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?‘ Der Nachdruck, den er auf das ‚sehr‘ legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. ‚Er ist tot?‘ fragt Goethe mit Festigkeit. ‚Sie haben es selbst ausgesprochen,‘ antwortete sie. ‚Er ist tot!‘ wiederholt Goethe noch einmal und bedeckt sich die Augen mit den Händen.“ „Ich dachte mich selbst zu verlieren,“ schrieb er bald darauf an Zelter, „und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.“

Noch in demselben Jahre zeigte Cotta das Erscheinen von „Schillers Theater“ an, für dessen letzten Band das Demetriusfragment bestimmt war. „Möchte der Einzige,“ so schließt die Anzeige, „der das Fehlende in gleichem Geiste vollenden konnte, seinem Freunde und dem Publikum diesen großen Dienst erweisen.“ Cottas Wunsch kam Goethes eigener Absicht entgegen. „Mein erster

Gedanke", erzählte er später in den Annalen, „nach Schillers Tod war, den Demetrius zu vollenden. . Ich hatte beirätig und mittätig eingewirkt; das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannte ich vor Begierde, unsere Unterhaltung dem Tode zu Trutz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letzten Male auf ihren höchsten Gipfel zu zeigen . Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Totenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte.“ Aber es blieb bei der Absicht Jedoch tut sich Goethe selber Unrecht, wenn er das Mißlingen auf seinen „Eigensinn, leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit“ schiebt Daß es der Dichtungsart Goethes durchaus nicht entsprach, ja unmöglich war, das Werk eines anderen Dichters fortzusetzen, daß zwischen Schillers und Goethes dramatischer Darstellung ein unüberbrückbarer Gegensatz lag, brauchen wir nicht erst zu beweisen „Nun fing mir“, so fährt er in den Annalen fort, „Schiller erst an zu verweisen, unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen“ Wie wir aus einem Briefe an Zelter vom Anfang August 1805 wissen, plante er neben seinem Epilog zu Schillers Glocke noch ein anderes Gedicht, „das zum 10. November 1805, zur Feier des Geburtstages unseres Freundes könnte gegeben werden“ Es war eine dramatische Dichtung höheren und größeren Stils, „Schillers Totenfeier“ bezeichnet, die neben der Huldigung auch den realen Zweck verfolgen wollte, das deutsche Volk zur Betätigung seiner Dankbarkeit gegenüber den Hinterbliebenen seines größten dramatischen Dichters aufzufordern. Aus dem im Goethearchiv aufbewahrten Entwurf und Schema hat Suphan den Versuch gemacht, den Goethischen Notizen Leben einzuhauchen und den Gang der beabsichtigten Handlung zu entziffern: Eine „heitere Feier“, die dem noch Lebenden galt, sollte das Ganze einleiten. Das deutsche Volk huldigt seinem großen Dichter:

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag gehellt —

singt der Chor der Studierenden. Ein Donnerschlag mitten in der Freude zeigt das furchtbare Ereignis an. Die Trauerfeier beginnt. Die Masse teilt sich in den Chor der Jugend, der die Göttin und die Kinder begleitet, und den der Alten, an dessen Spitze Goethe mit den Worten flagt:

Wer reicht mir die Hand beim Versinken ins Reale?
Wer gibt so hohe Gabe?
Wer nimmt so freundlich an, was ich zu geben habe?

Das Vaterland, die Weisheit und die Poesie versuchen vergeblich den Todesgott zu rühren. Die Dichtung bleibt zuletzt allein, um den Nachruhm ihres Lieblings zu verkünden. Im Trauergewand erscheint von neuem das Vaterland am „Bau des Todes“, an dem nun errichteten Katafalk, zur Klage um den verewigten Sohn. Der Schluß richtet die Blicke der Trauernden in das himmlische Jenseits. Die Szene verwandelt sich wieder ins Heitere, ein himmlischer Glanz erfüllt das Haus. Die feierlichste Weise ertönt, das Gloria in excelsis „Nach meiner Überzeugung“, so schrieb der Dichter damals an Cotta, „soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur auflösen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen; und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzustellen suchen“.

Wenn nun auch dieser Plan nicht zur Ausführung kam, so sollte doch der teure Freund nicht ohne ein seiner würdiges Denkmal bleiben. Am 10. August wurde in Lauchstädt eine Schillerfeier veranstaltet und die Glocke aufgeführt. Goethe dichtete dazu seinen unsterblichen Epilog, die unvergängliche Huldigung für den Schiller'schen Genius und zugleich das würdigste Denkmal der Freundschaft der beiden großen Männer und Dichter:

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in weissenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändiget, das Gemeine.

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entzwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Faust.

I. Teil.

Die Gestalt des Dr. Faust ist so recht ein Erzeugnis der Reformationszeit. Zwar kennt schon die alte Theophilus-Sage einen Pakt mit dem Teufel, aber was Faust das Gepräge für alle Zeiten verliehen hat, das Streben nach höherer Erkenntnis, das hat ihm erst jenes Jahrhundert gegeben, freilich in der ihm eigenen Auffassung, daß dieses Streben sündhaft sei. Luther verdammt alle Erkenntnis außer und über der Bibel. Solches Streben war ihm Sünde und deshalb Werk des Teufels. So brachte denn das Volk alle ihm unerklärlichen, wunderbar erscheinenden Taten mit dem Teufel zusammen. Solche Wundertaten und Zaubereien älterer und jüngerer Zeit, die zahlreich im Volke verbreitet waren, übertrug die Sage auf einen am Ende des 15. Jahrhunderts geborenen fahrenden Humanisten Dr. Johann Faust, der sich durch Wundertaten den Ruf eines Zauberers erworben hatte. Diese Sagen wurden zuerst zusammengestellt in dem Volksbuch von Faust, nach seinem Verleger Spiessches Volksbuch genannt, das 1587 in Frankfurt a. M. erschien. Die Tendenz ergibt sich aus dem Titel „Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler . . . Mehrerteils auß seinen eygenen hinterlassenen Schrifften, allen hochtragenden furwitzigen und Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel, abschewlichen Exempel und trewherziger Warnung zusammengezogen und in den Druck verfertiget“. Danach wurde Faust in Roda bei Weimar geboren, studierte in Wittenberg Theologie, dann wurde er ein „Weltmensch“, nannte sich ein D. medicinae, ward ein Astrologus und Mathematicus, nahm an sich Adlersflügel und wollte alle Gründe von Himmel und Erden erforschen, deshalb beschwor er in einem Wald bei Wittenberg den Teufel, schloß mit dem Geist Mephistopiles einen Pakt, verschrieb sich ihm und erhielt von ihm Auskunft über alles, was er wissen wollte, über Erde, Himmel und Hölle und alle überirdischen Dinge und über die menschliche Wissenschaft. Er wird in die Hölle geführt und „in das Gestirn und in die fürnehmsten Länder der Erde“. An den Höfen des Kaisers, des Papstes und vieler Fürsten vollführt Faust große Wundertaten. Unter den vielen Frauen, die der Geist ihm verschafft, ist auch Helena, mit der Faust einen Sohn, Justus Faustus, erzeugt. „Das Kind erzählt D. Fausto viel zukünftige Dinge.“ —

„Als er aber hernach um sein Leben kam, verschwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind“ Auch Wagner erscheint schon im Volksbuch. Es ist der Samulus Christoph Wagner, den Saust zu seinem Erben einsetzte. Zuletzt wird Saust vom Teufel erwürgt

In dem Nachdruck des Saustbuchs von 1590 findet sich zuerst die Szene in Auerbachs Keller. Aus einer breiten Neubearbeitung von Widmann (Hamburg 1599), ging das Saustbüchlein vom „Christlich=Meinenden“ (1725) hervor, das sich wohl unter den löschpapiernen Volksbüchern befand, die Goethe aus seiner Jugendlektüre hervorhebt. Unterdes hatte sich der englische Dichter Marlowe des Stoffes bemächtigt. Sein Drama „Leben und Taten des Dr. Saust“ erschien schon ein Jahr nach dem Spießschen Volksbuch. Darauf beruhte das deutsche Volksschauspiel Saust und aus diesem wiederum ist das Puppenspiel geflossen, das Goethes Quelle wurde. Aber das war noch ein langer und weiter Weg. Zum Goethischen Saust bedurfte es nicht nur eines großen Genius, sondern einer gewaltigen geistigen Entwicklung des deutschen Volkes durch Jahrhunderte.

Den Zug des titanenhaften Strebens Sausts nach übermenschlicher Erkenntnis, den das Volksbuch nur nebenher benutzt, wollte Lessing in seinem Saust zur leitenden Idee seines Dramas machen. Sein Saust hat keine Leidenschaft, keine Schwachheit, nur den unbezwinglichen Trieb nach Erkenntnis der Wahrheit. Die Worte des Engels im Lessingschen Saust: Ihr sollt nicht siegen! kennzeichnen den Unterschied der Auffassung des 18. und des 16. Jahrhunderts. Worin die ältere Zeit strafwürdige, mit ewiger Verdammnis bedrohte Vermeßlichkeit gegen Gott sah, das war der Zeit Lessings der höchste, heiligste Trieb des Menschen, der trotz Verirrung und Schuld durch die in ihm wohnende ideale Kraft über die Mächte der Hölle den Sieg erlangen mußte. Darum ist es auch nicht Zufall, daß Goethe, unabhängig von Lessing, demselben Ziele zustrebte. Es gab für ihn keine andere Möglichkeit als den Sieg Sausts. Der Inhalt des ganzen, später in zwei Teile zerlegten Dramas war also von Anfang an geplant, wofür wir auch das Zeugnis Goethes selbst. „Die Helena gehört zu den ältesten Teilen der Dichtung“ anführen können. Nur darin unterscheidet sich Goethe von Lessing, daß nicht der Drang nach der Erkenntnis der überirdischen Dinge, sondern der Drang nach Lebensbetätigung, nach übermenschlichem Erfassen aller Leiden und Freuden der Menschheit, nach Erkenntnis der Kräfte der Natur, um wie sie wirken und schaffen zu können, den Goethischen Saust dem Teufel in die Arme treibt. In ihrer verschiedenen Formulierung des Themas verkörpern Lessing und Goethe die verschiedenen Ideale ihrer Zeit.

Die erste Bearbeitung des Saust, den sogenannten U r f a u s t, hat Goethe, wie er selbst schreibt, im Jahre 1775 nach Weimar mitgebracht. Er ist nicht erhalten, aber wohl eine von Fraulein von Göckhausen angefertigte Abschrift,

die Erich Schmidt im Jahre 1887 zufällig in Dresden entdeckte. Diese Abschrift des Urfausts besteht aus 21 Szenen, die sich deutlich in drei verschiedenen Massen teilen. Der erste Teil schlägt das eigentliche Faustthema an und enthält den ersten Monolog, sowie die Erdgeistszene. Die zweite Szenenreihe behandelt akademische Verhältnisse in satirischer Beleuchtung. Sie enthält die Wagnerzene, die Schülerzene und „Auerbachs Keller“, so daß also der zweite Monolog mit Fausts Entschluß zum Selbstmord, die Rettung Fausts durch den Oftergefang, die Szene vor dem Tore und das Gespräch mit Wagner, Fausts Monolog im Studierzimmer, die Beschwörung des Pudels, das Gespräch mit Mephisto, der Gesang der Geister, das zweite Auftreten Mephistos und der Geisterchor, der Paß zwischen Faust und Mephisto im Urfaust fehlen. Nach einer kleinen Szene (V. 453—456) folgt die Gretchentragödie. Es fehlt die Hengstfuche, die Szene „Wald und Höhle“, der Zweikampf und der Tod Valentins. Von der Valentinszene steht im Urfaust nur der Monolog Valentins. Der erste Monolog, die Erdgeistszene und die Wagnerzene sind ihrem Inhalt nach in beiden Fassungen nicht wesentlich verschieden. Dagegen hat die im Urfaust darauffolgende Szene Mephistopheles-Student (Schüler) später eine völlige Umarbeitung erfahren. Mephisto tritt hier ganz unvermittelt auf, erst aus der Szene „Trüber Tag, Feld“ erfahren wir, daß der Erdgeist ihn gesendet hat. Der erste, sehr derb gehaltene Teil der Szene, der sich über das Privatleben der Studenten verbreitet, ist von Goethe später gestrichen worden, andererseits fehlten im Urfaust von dem zweiten Teil der Szene die satirischen Worte Mephistos über die Jurisprudenz und die Theologie und ebenso der Schluß der Szene, die Einführung „zum neuen Lebenslauf“. Vielmehr folgt hier unmittelbar die Szene Auerbachs Keller in Leipzig. Abgesehen von den acht Versen des Anfangs ist sie in Prosa geschrieben. Es war sicher eine bedeutende Verbesserung, daß der Dichter seinem Helden die führende Rolle, die er hier spielte, später genommen hat und ihn die abgeschmackten Witze der Studenten stumm und still über sich ergehen läßt. Die kleine Szene „Was gibt's, Mephisto, hast du Eil“ . . . ist die einzige, die der Dichter ganz gestrichen hat. Da die Hengstfuche erst in Italien entstanden ist, so weiß der Urfaust nichts von Fausts Verjüngung und dem Zaubertank.

Was den jungen Dichter am meisten bewegte, das Schicksal Gretchens, erscheint schon im Urfaust als abgeschlossene Tragödie. Die Szenen treten uns ganz lückenlos entgegen bis zur Kerkerzene. Zwei wichtige Änderungen fallen uns vor allem ins Auge. Im Urfaust folgte auf die Zwingerzene unmittelbar die Domszene mit der szenischen Bemerkung „Requien der Mutter Gretchens, Gretchen, alle Verwandte“. Die Mutter ist in der Nacht der Verführung Gretchens gestorben. Wenn in der Domszene das Begräbnis der Mutter stattfindet,

so können seit der Verführung Gretchens nur wenige Tage vergangen sein. Dem widersprechen aber die Worte des Bösen Geistes. „Und unter deinem Herzen, Schlägt da nicht quillend schon Brandſchande Maalgeburts?“ und der Inhalt der Zwingerſzene. Deshalb ließ der Dichter die Beziehung auf das Begräbniß der Mutter in der Domszene weg, wodurch es möglich wurde, zwischen der Brunnenſzene und der Zwinger- und Domszene eine längere Zwischenzeit anzunehmen. Nun konnte er auch die Valentinszene, von der der Urfaust nur ein Fragment, und zwar hinter der Domszene enthielt, vor diese Szene setzen und den Worten des Bösen Geistes die furchtbare Mahnung hinzufügen: „Auf deiner Schwelle weissen Blut?“ Hinter dem Fragment der Valentinszene befindet sich im Urfaust eine Szene Faust=Mephistopheles. Diese fügte Goethe, abgesehen von den ersten 10 Versen, an die später gedichtete Szene Wald und Höhle, die beginnt mit den Worten: „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles, Worum ich bat.“ Bei der Einfügung dieser Szene hat der Dichter in merkwürdiger Weise geschwankt. In dem ersten Druck von 1790 steht sie vor der Zwingerſzene, im Faust von 1808 sogar vor der Szene Gretchenſtube. Bei dieser letzten Umstellung war der Dichter nicht gut beraten, denn sie steht im Widerspruch zu den Worten Fausts. „Du, Hölle, mußt dich dieses Opfer haben!“, weil diese Worte die Verführung Gretchens voraussetzen. Der Urfaust hat hier das Richtige und Notwendige. Die im „Faust“ Trüber Tag, Feld genannte, in Prosa geschriebene Szene und die darauffolgende: Nacht, offen Feld, haben im Urfaust schon ihre bleibende Gestaltung erhalten, dagegen tritt uns die Kerkerſzene in prosaischer Form entgegen. Nicht nur durch die rhythmische Form, auch durch Einführung einzelner, immer sehr bedeutungsvoller Verse hat der Dichter die Wirkung der Kerkerſzene gesteigert. Die wenigen Worte Gretchens „Bist du ein Mensch, so fühle meine Not“ ergreifen den Hörer aufs tiefste hinter den erschütternden Worten: „Und mein Kleines an die rechte Brust“ gönnt der Dichter Gretchen einen Augenblick seliger Erinnerung an das Glück der Liebe durch die neuen Verse: Niemand wird sonst bei mir liegen! — Mich an deine Seite zu schmiegen, Das war ein süßes, ein holdes Glück! . Sehr schön hat Goethe den festen Entschluß Gretchens, durch den Tod zu büßen, in den neuen Versen zum Ausdruck gebracht: „Laß mich! nein, ich leide keine Gewalt! Laß mich nicht so mörderisch an, Sonst hab' ich dir ja alles zulieb' getan.“ Was im Faust am Schluß durch die Stimme von oben: „Ist gerettet“ feierlich ausgesprochen wird, deutet der Urfaust an durch die letzten Worte Gretchens: „Ihr heiligen Engel, bewahret meine Seele.“

Was den Dichter innerlich am meisten bewegte, das Schicksal Gretchens, erscheint schon hier als abgeschlossene, tief erschütternde Tragödie vollendet. Zu all diesen Änderungen, die fast immer Besserungen sind, kommt noch die

tief einschneidende, klärende und idealisierende Umwandlung des Sturm- und Drangstils in die maßvolle, die Kraft dem Geleze der Schönheit unterordnende klassische Sprache des gereiften Goethe. Aber trotzdem ist der Fund des Urfaust als ein Glück zu betrachten, weil er uns die erste Gestalt der Gretchentragödie in ihrer geschlossenen Einheit und in ihrem zwar derberen und sinnlicheren, dafür aber auch ursprünglicheren und wirkungsvolleren Gepräge geschenkt hat. Sie ist die reife und höchste Frucht der Genieperiode und zugleich das Gewaltigste, was Goethe überhaupt geschaffen hat

Das im Jahre 1790 erschienene *F r a g m e n t F a u s t* war das erste, was von der Dichtung gedruckt wurde. Es enthielt mehr und weniger als der Urfaust. Das Fragment bricht hinter der Dornrose ab und läßt außerdem aus dem Urfaust die kleine Szene: „Was gibt's, Mephisto, hast du Eil?“ und die Szene: Nacht, offen Feld, weg. Neu hinzugekommen sind die in der Villa Borghese im März 1788 gedichtete Hengstküche, der Monolog der Szene: Wald und Höhle, und der größte Teil des darauf folgenden Gesprächs zwischen Faust und Mephisto, und vor der Schülerzene der Teil des Gesprächs zwischen Faust und Mephisto, der mit dem Verse beginnt: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist.“ Die laue Aufnahme, die das Fragment im allgemeinen fand, erklärt sich aus dem Lückenhaften und zum Teil Rätselhaften der Dichtung.

Neben der großen „Schwierigkeit, den alten geronnenen Plan wieder ins Schmelzen zu bringen“, war es besonders diese mangelnde Teilnahme des deutschen Volkes, die Goethe veranlaßte, die Arbeit am Faust ruhen zu lassen. Daß der erste Teil überhaupt beendet wurde, verdanken wir Schiller, wie der Briefwechsel beweist und Goethes eigene Worte vom 2. Dezember 1794: „Kann mich künftig etwas dazu vermögen, den Faust auszuarbeiten, so ist es gewiß Ihre Teilnahme.“ Ja, Goethe weihte den Freund weit mehr ein, als der Briefwechsel verrät, wie ein ausführlicher Bericht Schillers über den Faust und den Plan der Dichtung zeigt, den Schiller im Juli 1795 Wilhelm von Humboldt mitteilte. Am 22. Juni 1797 schreibt Goethe dem freudig bewegten Freunde . . . ich habe mich entschlossen, an meinen Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiter zu bringen, indem ich das was gedruckt ist, wieder auflöse und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponiere und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in schlafloser Nacht durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eigenen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten.“ Schiller

fand mit genialem Blick den Kernpunkt, die Lebensfrage des Faust heraus. Es ist die Doppelstellung des Mephisto, die philosophische und die poetische. Die alte Volks Sage forderte einen konkreten Mephisto, ein selbständig handelndes Individuum, den Teufel, oder wie Schiller das ausdrückt, „den realistischen Charakter“. Aber philosophisch betrachtet ist Mephisto, um wieder mit Schiller zu reden, eine „idealistische Existenz“, das heißt er existiert nur als Teil Gottes in der Idee, als Vertreter eines Prinzips. Wenn Schiller hinzusetzt: „Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstande und der Faust vor dem Herzen recht“, so nahm er in bewunderungswürdiger Weise die Lösung voraus, die Goethe bisher nur angedeutet hatte. Ein so tiefgehendes Verständnis mußte auf den Dichter befruchtend wirken. „Ich werde“, schreibt er schon am 24. Juni, „vorerst die großen erfundenen und halb bearbeiteten Massen zu enden und mit dem, was gedruckt ist, zusammenzustellen suchen“. Noch in demselben Jahre wurde die Zueignung gedichtet, das Vorspiel auf dem Theater und der Prolog im Himmel entworfen, wenn auch nicht vollendet, auch wurde die Kerkerzene in Verse umgegossen, was mit der Szene Auerbachs Keller schon für das Fragment geschehen war.

Auf Schillers und Cottas Drängen wird der Faust im April 1800 wieder vorgenommen. In diesem Monat ist wahrscheinlich die Szene, in der Mephisto als Pudel erscheint, gedichtet. Für den Februar 1801 ist der Abschluß der Walpurgisnacht anzunehmen. Oberons und Titantias goldene Hochzeit oder der Walpurgisnachtstraum, der schon im Juni 1797 gedichtet worden war, war ursprünglich für Schillers Musenalmanach bestimmt. Goethe hatte die Szene im nächsten Jahre bedeutend vermehrt und beschloffen, sie seiner geplanten Walpurgisnacht im Faust anzugliedern. Daneben tritt mit dem September 1800 die Ausführung der für den zweiten Teil bestimmten „Helena“, an der Schiller großen Anteil nahm. Anfang April 1801 hoffte Goethe, „daß bald in der großen Lücke des Fragments (V. 606—1769) nur der Disputationsaktus fehlen soll“, eine Szene, von der wir nur ein Schema besitzen. In diesem Jahre ist der Faust wohl abgeschlossen worden, wenn wir auch erst am 22. und 25. April 1806 im Tagebuch lesen: Faust nochmals für mich durchgegangen — Faust letztes Arrangement zum Druck. Die traurigen politischen Verhältnisse verzögerten die Ausgabe des Faust bis zum Juni 1808.

Das Vorspiel auf dem Theater, zu dem Goethe von Kalidasas Sakuntala die Anregung erhielt, hat, wie der Name sagt, mit dem Drama selbst nichts zu tun. Goethe verband mit ihm die Absicht, die sich ihm wie natürlich aufdrängte, als Einleitung zu seinem größten Werke seinen Standpunkt und seine Meinung über das Wesen der Dichtkunst auszusprechen. Darum hat Schiller gerade am Vorspiel den größten und innersten Anteil. Was hier „der Dichter“ in jenen

wunderbaren, vom Hauch der reinsten und höchsten Kunst durchwehten Worten als Verkünder der göttlichen Kraft der Poesie sagt, jene Verse, die wir immer wieder, wo es gilt, verirrte Kunsttheorie und unkünstlerische Tendenz zu bekämpfen, als unbefiegbare Waffe hervorholen, sie sind der schönste poetische Ausdruck der eigensten und innersten Anschauung Goethes und Schillers vom Werte und Wesen der Kunst. Nirgends ist in menschlicher Sprache das tiefer und großartiger ausgesprochen worden, worin beide Dichter den Kern ihrer Theorie erblickten: die Erhebung des Individuellen zum Typischen und die Idealisierung des realen Stoffes durch die Kraft und das Herz des Dichters.

Von Gott, so lehrt uns der Prolog im Himmel, kommt nicht nur das Gute, sondern auch das Böse. Das Böse ist nur dazu da, um das Gute hervorzubringen. Mephistopheles ist ein Geschöpf Gottes und hat als solches den Zweck, wie der Herr selber sagt, den Menschen aus der unbedingten Ruhe zu wecken und zu reizen, oder mit anderen Worten, durch den Kampf des Guten mit dem Bösen den Sieg des Guten zu ermöglichen. Schon in der Kosmogonie, die sich Goethe in seiner Jugend aufgebaut hatte, ist Lucifer der Zerstörer und Erhalter der Welt. Beides sind nur verschiedene Worte für dieselbe Sache, und in dem Aufsatz „Zum Shakespearetag“ (14. Oktober 1771) lesen wir: „Das, was wir böse nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so notwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gäbe.“ Deshalb sind der Herr und Mephistopheles nicht als zwei gleichberechtigte oder gar entgegengesetzte, feindliche Mächte aufzufassen. Mephistopheles ist ein Diener Gottes ebenso wie die echten Götterkinder, nur mit einer anderen Bestimmung. Seine Aufgabe ist es, zu zerstören und zu vernichten, aber in Wirklichkeit zerstört er nur, damit Gott und der Erdgeist wieder aufbauen. Das sagt deutlich der Erdgeist:

Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer.

Es ist jene Anschauung, der Goethe in seinem Aufsatz „Die Natur“ großartigen und erhabenen Ausdruck verliehen hat: „Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich. — Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. . . Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. — Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.“ In dieser Weltauffassung gibt es kein Zerstören um der Zerstörung willen. Von einer Wette zwischen Gott und Mephisto kann gar nicht die Rede sein; schon deshalb nicht, weil Gott

den Ausgang vorher weiß und als letzte Instanz die Entscheidung über die Frage, ob Faust selig werden soll oder nicht, in der Hand hat. Der Herr weiß, daß der Charakter Fausts nicht unterliegen kann. Dahin zielen die Worte:

So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.

Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt

Mephistopheles gebraucht zwar den Ausdruck Wette mehrmals, wie er überhaupt als Schalk sich burlesker Ausdrücke dem „alten Herrn“ gegenüber bedienen darf, aber der Herr spricht nur von einer Erlaubnis, den Faust zu versuchen. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn Mephistopheles, die dramatische Person, sich der hohen Aufgabe, als Diener Gottes, als ein in dessen Auftrage wirkender Geist das Gute hervorzubringen, durchaus nicht bewußt ist, sondern als Teufel und Vetter der berühmten Schlange, als der Widersacher Gottes und Verführer der Menschen erscheint. Denn als dramatische Person darf Mephistopheles von dem eigentlichen hohen Zweck des Prinzips nichts wissen. Anders wäre ja seine Handlung gar nicht zu verstehen. In der Faustdichtung selbst, abgesehen vom Prolog, hat es der Hörer allein mit der dramatischen Person Mephistopheles zu tun, und nur an einer Stelle fällt der Dichter aus der Rolle, als er das Individuum Mephistopheles das Wesen des Prinzips Mephistopheles erklären läßt: Ich bin „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“.

Das Problem, das Goethe in seinem Faust behandelt, ist ein allgemein menschliches, das Problem, das in der Möglichkeit eines freien Willens gegenüber der Existenz der Vorsehung beruht. Der Mensch ist frei in seinen Entschlüssen, aber doch wieder gebunden durch seinen Charakter, der ihn nicht anders handeln läßt, als Gott oder die Vorsehung will, die ihm den Charakter gegeben hat. So ist der Schluß des oben zitierten Aufzuges „Die Natur“ zu verstehen: „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr; nein, was wahr und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.“ Damit ist jedoch die Verantwortung des Einzelnen, also auch Fausts, nicht aufgehoben. Er ist auch hierin ein Symbol für alle Menschen. Wie ihm Mephistopheles von Gott gesandt wird, so naht sich uns die Versuchung und die Sünde. Wir können uns entschließen, wie wir wollen, und sind für diesen Entschluß verantwortlich, aber Gott weiß, wie wir uns entschließen werden, denn er kennt den bei unseren Entschlüssen entscheidenden Faktor, unseren Charakter.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
 Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
 Bist alsobald und fort und fort gediehen,
 Nach dem Gesetz, wonach du angetreten
 So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
 So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
 Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
 Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Goethes Faust ist eine Schöpfung der Sturm- und Drangzeit. Deutlich weißt er auf die Zeit, da ein Julius Cäsar, Mahomet, Prometheus sich in der Brust des Dichters bildete. Die Titanen der griechischen Sage, die den Olymp stürmen, es sind die Übermenschen der neuen Zeit, die sich über die den Menschen gezogenen Grenzen hinwegsetzen und erforschen wollen, was ihnen zu erkennen versagt oder verboten ist. Der Titan der Griechen wird zum Faust der Reformationszeit. Und dieser Prometheus-Faust ist im Goethischen Gedicht Prometheus der Dichter selbst. Lessing schon hatte das herausgeföhlt, indem er das Gedicht als „ein Wagnis gegen die außermweltliche Gottheit“ bezeichnete. Wie Prometheus Zeus zum Troß ein Geschlecht schafft, „das des Schlafenden da droben nicht achtet“, so lehnt der Pantheist Goethe einen persönlichen, das Geschick der Menschen leitenden Gott ab; er kennt nur die Gottheit in dem eigenen Herzen der Menschen und den göttlichen Funken in der ihm selbst wie ein Wunder erscheinenden „Naturgabe“, der Dichtung, „Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz!“ Das war der Kern der Wesensgleichheit der Übermenschen Goethes und ihres Schöpfers. Sie sind die dichterische Verkörperung der Hamann-Herder'schen Forderung. Dem eigenen Genius folgend, auf sich selbst allein stehend, trotzend der Welt und ihrem Widerstand, aus sich selbst heraus, wie die Natur, gewaltige Werke zu schaffen; das war das Ideal des jugendlichen Stürmers und Drängers, und das Wort Pindars, „Angeborene Großheit gibt herrliche Tatkraft“, damals Goethes Lieblingspruch. Nicht nachahmender, das in der Natur Gegebene darstellender Dichter wollte Goethe sein, sondern gottähnlicher Schöpfer, der aus seinem eigenen Herzen durch die Kraft des schöpferischen Genius Lebendiges schafft wie Prometheus, „ein Geschlecht, das ihm gleich sei“. Dieses ungeheure Wollen, dies Bewußtsein einer gewaltigen Schöpfungskraft eignet den Gestalten des Dichters Prometheus, Mahomet und Faust, und der Kampf dieses Wollens mit dem Können, mit den dem Menschen gezogenen Grenzen ist das Thema dieser Dichtungen. Um wie die Natur oder Gott schaffen und wirken zu können, ergibt sich Faust der Magie. Worin er bisher Befriedigung gesucht hat, das Wissen erscheint ihm wertlos, weil es unfruchtbar ist. Das Grundthema der Lehre Rousseaus, die Wertlosigkeit alles Wissens ist auch der Ausgangspunkt des Faust. Die sati-

rischen Szenen und besonders die Gestalt Wagners scheinen eigens dazu geschaffen zu sein, um auf diesen Hintergrund die neuen Ideen von der Verachtung des toten Wissens und der Buchgelehrsamkeit und von dem alleinigen und hohen Wert der Empfindung und des Gefühls glänzend und überzeugend darzustellen. Vom Wissensdrang ist Faust geheilt. Aus der Unbefriedigung, aus der Verachtung des Wissens, das die Wissenschaften geben, entspringt Fausts Überdruß am Leben.

Faust wendet sich zuerst an den Makrokosmos oder Gott, aber Gott kann von Menschen nicht erkannt werden, deshalb ist ihm das Zeichen des Makrokosmos zwar ein Schauspiel, aber nur ein Schauspiel. Der Erdgeist, der nun auf Fausts Beschwörung erscheint, ist ebenfalls Gott und zwar insofern, als Gott mit dem menschlichen Auge erfassbar ist, oder die von Gott ausstromende Kraft, „der Welt- und Tatengenius“. Er wendet sich ab von Faust, weil dieser ihn nicht versteht. Was das Wesen des Erdgeistes ausmacht, die Betätigung der Lebenskraft, das fehlte Faust gerade bisher; und so sehr erkennt er dessen Wesen, daß er auf die Worte des Erdgeistes. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir“ ausruft. „Ich Ebenbild der Gottheit und nicht einmal dir!“ In dieser Verzweiflung baumt sich der Übermensch, der den Göttern gleichen wollte, noch einmal auf, um gleich darauf ganz in sich zusammenzusinken und der Wahrheit die Ehre zu geben.

Ach! die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen!

In jenem sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß,
Du streichst grausam mich zurude,
Ins ungewisse Menschenlos

Hat der Erdgeist Faust, der sich vermaß, ihm gleichen zu wollen, zurückgewiesen, so hat er doch in ihm einen Geistesverwandten erkannt. Der innere Drang Fausts zur Betätigung der Lebenskraft, die Sehnsucht, die in Fausts erstem Monolog noch verborgen ruhte, die Leiden und Freuden der Menschheit in sich aufzunehmen und dadurch geläutert ein wahrer Mensch zu werden, hat den Erdgeist gerührt. Als nun noch einmal Fausts Stimme zu ihm emporhallt, der Seele Ruf, „die sich gewaltsam hebt vom Dufte zu den Gefilden höher Ahnen“:

O, gibt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steigt nieder aus dem goldnen Dufte
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben! —

da sendet er ihm im Auftrage Gottes, oder Gott sendet ihm, wenn man lieber so sagen will, den Mephistopheles, der Faust in das Leben und zur Tat, in Versuchung und dadurch zum Siege führen soll. Gott weiß aus dem Charakter Fausts, daß er siegen wird. Aber Mephisto, die dramatische Person, weiß das nicht. Er lebt der sicheren Hoffnung, durch Verlockung Fausts zu Sünde und Verbrechen dessen edle Kraft zu zerstören und ihn, um in der Sprache des Volkes zu reden, für die Hölle zu gewinnen.

Das ist Mephistos Absicht beim Abschluß des Vertrags. Faust die ersehnte Befriedigung zu verschaffen, das kann und will er nicht: „Den schlepp ich durch das wilde Leben — er wird Erquickung sich umsonst erlehnen.“ Aber Faust erwartet das auch gar nicht von dem „armen Teufel“. Er antwortet Mephisto, der die Freuden des Lebens prahlerisch aufzählt.

Du horest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
 Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
 Verliebtstem Haß, erquickendem Verdruß
 Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
 Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
 Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
 Will ich in meinem innern Selbst genießen,
 Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
 Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
 Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
 Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

„Vergebens hat er alle Schätze des Menschengenies auf sich herbeigerafft“, vergebens hat er sich der Magie ergeben und die Geister zur Antwort gezwungen. Ihm ekelt vor allem Wissen, nicht weniger vor dem Verlangen, das Rätsel des Jenseits zu lösen, das dem Menschen doch immer ein Rätsel bleibt. Aber einen Weg hat er noch nicht versucht, um Befriedigung und Stillung der Sehnsucht zu erlangen. Zu diesem soll ihn Mephisto verhelfen: der weltfeue Gelehrte und Denker kennt noch nicht das Leben und die dunklen, unheimlichen Mächte der Leidenschaft:

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
 Uns glühende Leidenschaften stillen!
 In undurchdrungenen Zaubershüllen
 Sei jedes Wunder gleich bereit!
 Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
 Uns Rollen der Begebenheit!
 Da mag denn Schmerz und Genuß,
 Gelingen und Verdruß
 Miteinander wechseln, wie es kann;
 Nur rastlos betätigt sich der Mann.

führungskunst, der sich als Wollüstling aufspielt. In Wahrheit hat ihn ein idealer Zug zu Gretchen geführt, und bald verbindet sich mit der sinnlichen Glut die heilige, beseligende Liebe. Das Gemeinste und das Edelste, das Niedrigste und das Höchste hat die Natur an den Trieb zur Erhaltung der Gattung geknüpft. Die gemeinste Sinnenlust und die erhabensten Gefühle der Menschheit, die ideale Liebe und der Sinn für die Schönheit, entstammen derselben Wurzel. Mephisto ist sich nur des einen Triebes bewußt; „ein Tier“ nennt ihn der in seinen heiligsten Gefühlen beleidigte Faust. Er glaubt durch die Erregung der Sinnlichkeit Faust ganz sicher für die Hölle zu gewinnen, und gerade dadurch verliert er dessen Seele. Der Faust, der in Gretchens Armen den Himmel edelster und reinster Liebe genossen, der in ihr die schönste Frucht wahrer Menschlichkeit besessen hat, er kann nicht im Schlamme der Sinnlichkeit untergehen. Und wenn er auch am Schlusse des ersten Teiles mehr als je dem Teufel verfallen erscheint, die Erinnerung an Gretchen, die rührende, durch ihn in Tod und Verderben gestürzte Gestalt, wird ihn trotz Verlockung und Verführung hindurchführen zum Sieg und zur Erlösung.

Daß Gretchen Goethes vollendetste dramatische Gestalt ist, ist eine fast trivial klingende Behauptung. Sie kritisch zu beleuchten, scheint ein Verbrechen an ihr und an ihrem Dichter. Das Höchste, was der Dichter erreichen kann, ist hier erreicht worden. Sie erscheint nicht als Werk der Kunst, sie scheint ganz Natur zu sein. Das ist das Geheimnis. Der Kreislauf vom Individuum durch den Typus zum typischen Individuum, oder von der realen Natur durch die idealisierende Kunst zur idealisierten Natur, jener Kreislauf, den Goethe und Schiller als das höchste Ziel der Kunst ansahen, ist hier vollzogen. Auf ihrer höchsten Stufe ist die Kunst wieder Natur.

Gretchen handelt wie die Natur. Indem sie dem göttlichen Gebote, dem Triebe der Natur, folgt, verfällt sie in Schande und Verderben. Sie fehlt nur gegen menschliche Sägung, und ihr Schicksal ist eine ungeheure Anflage gegen die bestehenden menschlichen Verhältnisse. Ihr furchtbares Leid und ihr heldenhafter Entschluß, mit dem Tode zu büßen, was sie gesündigt.

Von hier ins ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —

tilgt jede Spur einer Schuld.

So verkündet denn eine himmlische Stimme: Sie ist gerettet! Faust wendet sich von ihr; er ist anscheinend dem Teufel verfallen.

Dem Titel nach abseits vom Thema und von der Handlung des Faust stehen die Walpurgisnacht und der Walpurgisnachtstraum. Aber auch diese Szene ist kunstreich in das Ganze eingefügt worden. Mephisto schleppt Faust in das tolle

Zauberwesen, um in dem Gemeinen und Sinnlichen die Gedanken an Gretchens Schicksal zu erstickn, deren Bruder er soeben ermordet und die er hilflos verlassen hat. Aber die Kraft, die das Böse will, erreicht das Gegenteil ihrer Absicht. Gerade im Taumel sinnlicher Lust erwacht Fausts Gewissen. Das verkörpert sich in dem Idol Gretchen, das ihr entsetzliches Geschick furchtbar andeutet:

Mephisto, siehst du dort
Ein blaßes schönes Kind allein und ferne stehn?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit geschlossnen Süßen zu gehn.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht.

Die graufige Erscheinung bringt Faust zur Besinnung. Mit Notwendigkeit ergibt sich aus der Walpurgisnacht Fausts Forderung der Rettung Gretchens und damit die Szene Trüber Tag und die Kerkerzene. So schließt sich auch die Walpurgisnachtzene als ein notwendiges Glied in die vom Dichter mit höchster Kunst festgehaltene Einheit der Handlung ein.

II. Teil.

Im Nachlaß Goethes hat sich eine im Jahre 1816 entstandene Skizze über den Inhalt des geplanten zweiten Teils des Faust gefunden, die für das 18. Buch von Dichtung und Wahrheit, mithin für das Jahr 1775 bestimmt war. Damit hat der Dichter sagen wollen, daß ihn schon damals der Plan zu einer bis zum Tode des Helden geführten Dramas vor Augen gestanden hat. Schon bevor der erste Teil gedruckt war, hat er sich mit der Fortsetzung befaßt. In dem Briefe Schillers an Goethe vom 13. September 1800 wird zum ersten Male vom zweiten Teil des Faust gesprochen. Auf dieselbe Zeit als Beginn der Bearbeitung weisen die Goethischen Tagebücher mit der lakonischen, vom 12. bis 25. September 1800 sich wiederholenden Notiz: Helena. „Meine Helena ist wirklich aufgetreten,“ schreibt Goethe am 12. September 1800 an Schiller. „Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Frage verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen.“ Was Goethe mit dem etwas derben Ausdruck meint, erklärt sich aus der obenerwähnten Skizze. Helena sollte in Deutschland und zwar in Augsburg vor dem Kaiser auftreten mitten in dem mittelalterlichen Zauberwesen und der antike Inhalt in dem Faustton und in der Form des Knittelverses dargestellt werden. Goethe selbst bezeichnet die Dich-

tung als „Satyrdrama, Episode zu Faust“. Aber unter den Händen des von der Antike begeisterten Dichters wurden der damals gedichtete *Monolog Helens*, aus dem, wie Schiller begeistert schreibt, „der edle, hohe Geist der alten Tragödie entgegenweht“, und die folgenden damals entstandenen etwa 200 Verse eine Einleitung zu einer großen tragischen Dichtung. Mit dem Scharfſinn des kongenialen Dichters fühlte Schiller heraus, daß mit der Vollendung der Helenadichtung auch der Schlüssel zum Ganzen gefunden sein würde. Daß Helena der Gipfel des Dramas werden müsse, darin sind beide Freunde bald darauf einig. Aber die Schwierigkeiten, die „die Synthese des Edlen mit dem Barbarischen“ dem Dichter machten, bereitete der Helenadichtung ein frühes Ende. Erst im Jahre 1825, bis zu welchem Jahre die Arbeit an Faust überhaupt ruhte, wurde sie von neuem in Angriff genommen und zwei Jahre darauf mit dem Titel „Helena Klassisch-romantische Phantasmagorie Zwischenspiel zu Faust“ gedruckt.

Das Geständnis, das Goethe 1830 Eckermann gemacht hat: „Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Teil des Faust zustande bringe“, zeigt klar, wessen Bitten, Drängen und Mahnen wir es zu verdanken haben, daß der fünfundsiebzigjährige Dichter noch eine so gewaltige Arbeit übernahm. Von nun an zieht sich die Tätigkeit am Faust, als Hauptgeschäft oder Hauptzweck im Tagebuch bezeichnet, fast ununterbrochen durch die letzten Jahre des Dichters.

Freilich war es ein anderes Schaffen als in der Zeit, da der Dichter die Poesie kommandierte. Der Urfaust war ein Werk des Herzens, der Empfindung, im wahren Sinne eine Schöpfung. „Am zweiten Teil meines Faust“, so klagt der Dichter, „kann ich nur an den frühen Stunden des Tages arbeiten. . . Und was ist es, was ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle eine geschriebene Seite.“ Der dritte Akt war Ende Juni 1826, die klassische Walpurgisnacht im Juni 1830 fertig. Am 4. Januar 1831 erhält Zelter die Nachricht, daß die ersten beiden Akte fertig sind. Besonders erfreut ist Goethe, daß die Helenadichtung nun doch, wie Schiller und er es 1800 geplant hatten, nicht als Zwischenspiel erscheint, sondern integrierender Teil des Dramas werden kann. Der fünfte Akt, so schließt die Mitteilung an Zelter, steht auch schon auf dem Papier. Der fehlende Anfang wurde im Mai 1831 gefunden, der vierte Akt war in der Mitte desselben Jahres fertig. Noch vor dem zweiundachtzigsten Geburtstage Goethes war die Dichtung vollendet. Am 22. Juli 1831 lesen wir im Tagebuch: „Das Hauptgeschäft zustande gebracht. Letztes Mundum.“ „Mein ferneres Leben“, so äußerte sich Goethe, als im August der ganze zweite Teil geheftet vor ihm lag, „kann ich nunmehr als reines Geschenk ansehen.“ Das letzte Lebensziel Goethes war erreicht.

Faust ist am Schlusse des ersten Teiles scheinbar dem Teufel verfallen. Von vornherein war aber die Rettung Fausts geplant; damit war die innere Notwendigkeit einer Fortsetzung gegeben. Auch hatte Mephisto sein Versprechen: „Wir sehn die kleine, dann die große Welt“ noch nicht erfüllt, und ebendahin geht der Plan Goethes: in der großen Welt soll Faust sich selbst und den rechten Weg wiederfinden. Beim Beginn des ersten Aktes finden wir Faust „in einer anmutigen Gegend auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlafsuchend“. Ihn umschwebt ein Geisterkreis, geführt von Ariel

Die ihr das Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise,
Besanftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus

Gebt ihn zurück dem heiligen Licht

Faust erwacht als ein neuer Mensch. Mit dem Gelobnis „zu höchstem Dasein immer fort zu streben“ deutet er das Thema des gewaltigen Dramas an, das sich nun vor uns entwickeln soll. „Die große Welt“ ist der Hof des Kaisers. An ihn wird Faust von Mephisto, der als Narr auftritt, geführt.

Durch das „Glammengaukelspiel, den Mummenschanz und den Geldzauber“ erringen sie sich die höchste Gunst des Kaisers. In seiner Bereitwilligkeit, ihm zu dienen und im Vertrauen auf die Macht Mephistos verspricht Faust, Paris und Helena aus der Unterwelt heraufzuholen. Zum ersten Male muß Mephisto eingestehen, daß die Erfüllung des Wunsches über seine Kräfte gehe. Doch will er Faust den Weg zeigen, den er selbst nicht zu betreten wagt.

Mephistopheles:

Ungein entded' ich höheres Geheimnis.
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Faust (aufgeschreckt):
Mütter!

Mephistopheles:

Schäudert's dich?

Faust:

Die Mutter! Mütter! — 's klingt so wunderbar! . . .

Wohin der Weg?

Mephistopheles

Kein Weg! Jns Unbetretene,
 Nicht zu Betretende, ein Weg ins Unerbetene,
 Nicht zu Erbittende. Bist du bereit?
 Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
 Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben
 Hast du Begriff von Od' und Einsamkeit?

Bei den Müttern befinden sich die Urbilder der Individuen, „die ewigen Formen, zu denen die Verkörperungen in der Wirklichkeit nur Vorübergehendes, Accidentielles hinzubringen“

Mit der Weigerung Mephistos, der eigentlich jetzt schon durch das Eingeständnis seiner Ohnmacht seine Wette verloren hat, geschieht ein völliger Umschwung seines Verhältnisses zu Faust: von nun an tritt er in die Rolle des geleiteten und gehorchenden Dieners. Die erste Stufe zur Wandlung Fausts und zur Erreichung seines Zieles beginnt. Er ist bereit, die große Tat, vor der Mephisto schaudert, zu vollführen.

Die zweisehnende Frage Mephistos nach dem Verschwinden Fausts. Neugierig bin ich, ob er wiederkommt — ist bezeichnend für die Wandlung ihres Verhältnisses

Das große Wagnis gelingt. Paris und Helena erscheinen. Aber nicht bloß dies hat Faust vollbracht. Er hat das Ideal seiner Sehnsucht gefunden. Die höchste Schönheit hat er gesehen; in ihrem Besitz erhofft er jetzt das Ziel, die bisher vergebens gesuchte Befriedigung. Das ins Grenzenlose gesteigerte Gefühl der eigenen Kraft verleitet ihn, das Unmögliche zu wollen. Er greift nach dem körper- und wesenlosen Idol. Eine Explosion reißt ihn zu Boden, „die Geister gehen in Dunst auf“. Der Dichter hat einen tiefen Sinn in dieses „Straßgeisterpiel“ gelegt: Die „Schönheit“ kann nicht durch Raub ergriffen, sondern muß innerlich erworben und erkannt werden. Trotz dieses Mißerfolges ist die Möglichkeit der von Faust ersehnten Verbindung mit Helena nach der Anschauung der griechischen Sage wohl vorhanden, zwar nicht eine Verbindung mit dem im Reiche der Mütter befindlichen Urbild, wohl aber mit dem in der Unterwelt weilenden Schattenbild der Helena. Nach der Odyssee befindet sich Herakles nach seinem Tode im Olymp; sein Schattenbild im Hades. Die Alten erzählten von einem Wiedererscheinen der Helena auf Erden. Auch Alkestis war einst von Herakles aus der Schattenwelt heraufgeholt worden, und die Klagen des Orpheus um die Eurydike hatten das Herz der strengen Persephone gerührt.

Der ohnmächtige, in tiefen Schlaf versunkene Faust wird von Mephisto in sein Studierzimmer gebracht; er sieht im Traum die Erzeugung der Helena

und erwacht mit den Worten. „Wo ist sie?“ In Fausts früherem Laboratorium ist sein einstiger Samulus Wagner, jetzt sein Nachfolger, damit beschäftigt, künstlich ein Menschlein zu erzeugen, was man im Mittelalter für möglich hielt. Ein solcher Homunculus, ein rein geistiges Erzeugnis, galt als sehr gelehrt, erfahren in allem Wissen und im Besitz übermenschlicher Erkenntnis. Er soll nun Faust und Mephisto auf der Suche nach Helena und auf der Reise nach Griechenland und zur klassischen Walpurgisnacht als Führer dienen. Nach Analogie der deutschen Walpurgisnacht ersann sich Goethe eine Versammlung von Geistern des griechischen Altertums am Jahrestage der Schlacht von Pharsalus. Alle die Gestalten, die der begeisterte Freund der Griechen zitiert und die wissenschaftlichen Probleme, die der gelehrte Dichter hier zu behandeln sich nicht versagen konnte, haben mit dem Faustthema nichts zu tun. Für Faust handelt es sich nur darum, Helena zu finden. Chiron bringt ihn zu der Seherin Manto, die einst Orpheus zu Eurydike geführt hat. Wie nun Faust in die Unterwelt gelangt und Helena von Persephone losbittet, das hat der Dichter nur angedeutet. Ursprünglich war aber eine Rede Fausts geplant, wie wir aus den durch Eckermann erhaltenen Worten erfahren. „Und dann bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt; was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Tränen davon gerührt wird! Dieses alles ist nicht leicht zu machen und hängt sehr viel vom Glück ab, ja fast ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks.“ Auch Mephisto findet sein höchst ersehntes Ziel, indem er sich in das häßlichste aller Geschöpfe, eine der Phorkyaden, verwandelt.

So kann denn das *Helenadrama*, der Gipfel des zweiten Teils, beginnen. Wie Faust, einer Laune des vergnügungslüchtigen Kaisers folgend, sich ein neues, hoheitsvolles Ideal aus dem Reiche der Schatten holte, so schuf der von der Schönheit der Antike im Innersten ergriffene Dichter, der selbst die Verbindung des griechischen und des deutschen Geistes in sich am vollkommensten verkörperte, aus einem grobsinnlichen Zuge der alten Volks Sage ein in Form und Inhalt vollendetes, schönheitsdurchglühtes Drama, den farbigen Abglanz antiken Lebens.

Wird Faust mit der Erreichung dieses neuen Ideals die ersehnte Befriedigung finden? Die äußere Verbindung der beiden Akte vermittelt Mephisto-Phorkyas, dem geringen Anteil nach, den er an der Tat Fausts hat, den ganzen Akt hindurch nur Diener oder vielmehr Dienerin. Er veranlaßt Helena und ihr Gefolge durch die Mitteilung der von Menelaus beabsichtigten Rache zur Flucht in die benachbarte Burg des germanischen Eroberers, Faust, wo Helena wie eine Königin aufgenommen wird.

Ein Thron wird für die Mitregentin errichtet, aus ihren Händen nimmt Saust das „grenzunbewußte Reich“ als Lehen. Die Wirkung ihrer Schönheit erstreckt sich sogar bis auf den Wächter, der bei ihrem Anblick in Verwirrung gerät und ihre Ankunft voranzumelden unterläßt. Vor die Königin zur Bestrafung geführt, preist er in herrlichen Worten ihre Schönheit und schließt mit den Worten, die die Verzeihung vorausverkünden.

Unter all dem Wunderbaren, was der aus dem alten Griechenland in eine neue Welt versetzten Helena begegnet, setzt sie am meisten der Reim der Verse, „Die wechselseitige Liebföschung der Worte“ in Erstaunen. Auf ihre Frage „So sage denn, wie sprich' ich auch so schön?“ antwortet Saust: „Das ist gar leicht, es muß von Herzen gehn.“ Und gleich, als wäre diese Erkenntnis die Quintessenz aller Ästhetik, verkündet der Dichter nochmals:

Denn es muß von Herzen gehn,
Was auf Herzen wirken soll.
Laß der Sonne Glanz verschwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt

Die Frucht des in Arkadien sich vollziehenden Ehebundes zwischen Saust und Helena ist Euphorion, nach der Sage der beflügelte Sohn des Achilleus und der Helena, der von Zeus wegen verschmähter Liebe auf der Insel Melos vom Blitz getroffen wird. Ursprünglich war Euphorion gedacht als der Sohn der Schönheit und der Kraft, als Verkörperung der Poesie und zugleich der Vereinigung der beiden Seelen in des Menschen Brust, der ideellen und der sinnlichen. Mit dieser Gestalt des himmelansturmenden, nach kurzem Dasein sich selbst zerstörenden Jünglings verband Goethe die Verherrlichung des von ihm bewunderten, durch eigene Schuld zerrütteten und früh zugrunde gegangenen Dichters Byron, in dem er „das größte dichterische Talent des Zeitalters“ sah. Der frühe Tod Euphorions und die Rückkehr Helenas in die Unterwelt bedeuten das, was sie ohne Erklärung jedem Leser sagen. Die Schönheit und die Poesie haben sich als falsches Ideal Sausts erwiesen, und wenn Helenas Gewand zurückbleibt, dessen Bedeutung Mephisto mit den Worten erklärt:

Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Äther hin, so lange du dauern kannst —,

so finden wir dieselbe Idee wie im Wilhelm Meister ausgesprochen. Beide Helden treten von einem „unbestimmten, leeren Ideal in ein bestimmtes, tätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen“. Sie haben durch die Berührung mit diesem Ideal die Kraft für ein höheres Dasein erhalten. Dieser Saust ist vor Mephistos Lockungen für immer gesichert

Auf Helenas Gewand wird Saußt beim Beginn des vierten Aktes aus Griechenland nach der Heimat getragen.

Für Mephistos Vorschläge neuer sinnlicher Vergnügungen hat Saußt nur Worte der Verachtung:

Herrschaft gewinn' ich, Eigentum!
Die Tat ist alles, nichts der Ruhm

Genießen macht gemein.

Scheinbar ist er auf demselben Standpunkt angelangt, auf dem er einst, von unflarem Drange getrieben, ausgerufen hatte: „Im Anfang war die Tat!“ aber nach welcher Wandlung und welch ein anderer!

Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen;
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu türmen,
Dann ließ es nach und schüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen
Und das verdroß mich —

Da faßt' ich schnell im Geiste Plan auf Plan.
Erlange dir das köstliche Genießen,
Das herr'sche Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und weit hinein sie in sich selbst zu drängen!
Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erortern.
Das ist mein Wunsch, den wage zu befördern!

Wider seinen Willen muß Mephisto diesen Plan Saußts ausführen helfen. Seine Absicht, Saußts edleres Selbst in der gemeinen Sinnlichkeit zu erstickten, ist völlig gescheitert. So klammert er sich an die einzige Hoffnung, als Diener Saußts und bei der Ausführung seiner Befehle Saußt in Schuld und Verbrechen zu stürzen. Durch Betrug und Gaukelspiel wird der Gegner des Kaisers geschlagen, und Saußt zum Dank dafür mit dem Lande, das er dem Meere abgewinnen will, belehnt. Auch dies Motiv, die Belehnung, hat hier der Dichter nur angedeutet, nicht ausgeführt. Nur die Erhebung Saußts in den Ritterstand, die der Belehnung vorangehen sollte, hat sich erhalten.

Im letzten Akte finden wir Saußt als greisen Herrscher eines großen, dem Meere abgetrohten Gebietes. Aber auch der Besitz macht ihn nicht glücklich. Mit dem Wachsen des Eigentums wachsen die Wünsche und die Ungeduld, sie zu erfüllen. Jetzt ergreift ihn bittere Reue, sich an den Teufel und die Geister geschmiedet zu haben. Er verwünscht den durch Mephistos Untaten gewonnenen neuen Besitz und weist ihn von sich. Nun geht ihm der hohe Wert der idealen Güter des Lebens auf, die er einst verflucht hatte, jetzt fühlt er, was es heißt, ein Mensch zu sein:

Konnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stund' ich, Natur, vor dir, ein Mann allem,
Da war's der Muße weit, ein Mensch zu sein

Es erscheinen vier graue Weiber. der Mangel, die Schuld, die Sorge und die Not Nur die Sorge dringt in das Haus des Reichen:

Wurde mich kein Ohr vernehmen,
Mußt es doch im Herzen drohnen

Swär die Sorge um das Jenseits weißt Saußt weit von sich

Nach drüben ist die Aussicht uns vernannt
Tor, wer dorthin die Augen blinzeln richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, laßt sich ergreifen
Er wandle so den Erdentag entlang

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt, jeden Augenblick!

Aber der unheimliche Gast hat ihm die Sorge gelassen um die Vollendung seiner Werke vor seinem Tode, die Sorge, die Saußt nicht kannte, solange übernatürliche Kräfte seine Diener waren. Ein Sumpf soll ausgetrocknet und hier ein Raum für viele Millionen, „nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen“, geschaffen werden Sie kann ihn zwar blenden, aber seine Tatkraft nicht verringern, vielmehr verleiht ihm die Blendung der körperlichen Augen „helles, inneres Licht“. Die Verbindung von physischer Blindheit und vertieftem und verflartem inneren Schauen ist eine uralte, der Antike geläufige Vorstellung. Nun in der Stunde des Todes erkennt Saußt, was das Glück des Menschen ist. Nicht das Wissen, nicht der Genuß, nicht der Besitz, nicht die Freiheit, sondern der Kampf um den Besitz, das Streben nach dem Glück, die innere Befriedigung, die die Arbeit selbst bietet, die Tat, das ist das Glück des Menschen.

Das ist der Weisheit letzter Schluß
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr
Solch ein Gewimmel mocht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn
Zum Augenblicke durft' ich sagen

„Verweile doch! du bist so schön!
 Es kann die Spur von meinen Erdentagen
 Nicht in Äonen untergehn!“
 Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
 Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick

Dem Wortlaute nach scheint Faust die Wette verloren zu haben. Aber, wenn der Vertrag dahin ging, daß Faust durch Mephisto die ersehnte Befriedigung finden sollte, so hat Faust die Wette gewonnen; denn was Faust hier als das höchste Glück preist, hat er allein durch sich selbst, im Widerspruch mit dem Wirken Mephistos gewonnen. Zur Erreichung dieses Glückes braucht Faust, braucht der Mensch nicht des Teufels. Ein Zweifel über die Auffassung hat nur deshalb entstehen können, weil Faust die Worte, an die sich der Verlust seiner Wette knüpfen sollte, „Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön!“, wenn auch in hypothetischer Form, kurz vor seinem Tode ausspricht. Der Dichter läßt ihn so sprechen, weil Mephisto allerdings die Meinung, den Sieg errungen zu haben, festhalten sollte. Er versteht Faust bis an dessen Ende nicht, wie die Worte beweisen:

Den letzten, schlechten, leeren Augenblick,
 Der Arme wünscht ihn fest zu halten

Doch mag nun Mephisto die Wette gewonnen oder verloren haben, die Entscheidung darüber, ob Faust selig werden soll oder der Hölle verfallen ist, liegt bei einer höheren Instanz. Gott allein hat darüber zu bestimmen. Darüber hat sich Goethe selbst ausgesprochen: „Mephistopheles darf seine Wette nur halb gewinnen, und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich herein, zum heitersten Schluß des Ganzen.“ Für Gott aber kommt nur die Frage in Betracht, ob es Mephisto gelungen ist, Fausts edleres und besseres Selbst in dem Schlamm der Sinnlichkeit zu zerstören:

Wer immer strebend sich bemüht,
 Den können wir erlösen.

Gott sendet die Engel und hat damit das ihm allein zustehende Urteil gesprochen, daß Faust in den Himmel aufgenommen werden soll. Das Prinzip Mephisto hat gerade dadurch, daß es unterliegt, seinen Zweck erreicht. Dem Individuum Mephisto geht es wie dem geprellten Teufel in den deutschen Volksagen. Es ist eine feine Ironie in dem nur aus dramatischen Gründen dargestellten, von vornherein entschiedenen Kampfe zwischen Teufel und Engel, daß Mephisto gerade dadurch unterliegt, wodurch Faust verführt und zugrunde gerichtet werden sollte.

Der Schluß führt uns in die himmlischen Höhen, in die die Seele Fausts nach ihrer Läuterung erhoben werden soll. Es ist ein schöner und ergreifender Gedanke, daß Gretchen als eine der Büsserinnen ihr Gebet an die Jungfrau wendet:

Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dem Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück

Wenn die Mater gloriosa antwortet:

Komm! hebe dich zu höheren Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach —

So ist damit der Inhalt der ganzen Tragödie ausgesprochen. Das in Fausts Innerem unauslöschlich eingegrabene, nur eine Zeitlang durch Helenas glänzende Erscheinung verdunkelte Bild Gretchens hat trotz aller Verführung und Verlockung sein besseres Selbst gerettet. So fassen denn die Schlußverse die beiden, fast durch das ganze Leben des Dichters getrennten Teile der Dichtung zu einem unteilbaren Ganzen zusammen:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan

Die Vollendung.

Deutschlands Notjahre.

Der Mensch Goethe.

Napoleons Kriegstaten erschütterten die Welt. Unter seiner gewaltigen Faust frachten die alten, morschen Staatengebäude Europas zusammen, und auch im Norden Deutschlands, der bisher noch allein die Segnungen des Friedens genossen hatte, drohte die Kriegsfurie sich zu entfesseln. Aber der Dichter, der diesen mächtigen Ereignissen bisher kalt und fremd gegenübergestanden hatte, suchte die drohende Sorge ebenso wie den Schmerz über den Tod des großen Freundes durch dichterische Tätigkeit und wissenschaftliche Arbeiten zu beschwichtigen. Einige Zeit schien es, als wenn die leer gewordene Stelle des beratenden Freundes durch den seit längerer Zeit mit Goethe befreundeten Philologen Friedrich August Wolf ausgefüllt werden sollte, der noch in demselben Monate, in dem Schiller gestorben war, mit seiner armutigen Tochter Goethe besuchte. Die zwei Wochen nahen Verkehrs wurden durch tiefe und geistreiche Gespräche über die Antike so anregend und belehrend, das persönliche Verhältnis beider Männer, das auf gegenseitiger Verehrung beruhte, gestaltete sich so herzlich, daß Goethe, sobald der ihn besuchende alte Freund Friß Jacobi abgereist und Christiane nach Lauchstädt gegangen war, Wolf einen Gegenbesuch in Halle machte. Er lernte ihn hier als akademischen Lehrer kennen und seine „aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmaç sich über die Zuhörer verbreitende Mitteilung“ bewundern. Nachdem er auch den Vorlesungen Galls über seine Schädellehre, nach der Goethe zum Volksredner geboren sein sollte, mit großem Eifer zugehört hatte, begaben sich die beiden Freunde mit dem damals fünfzehnjährigen August nach der Universitätsstadt Helmstädt, um den gelehrten Sonderling und Sammler Beireis und seine Schätze zu besuchen, auf welcher Reise man auch bei einem wunderlichen Landjunker, dem „tollen Hagen“, in Mienburg vorsprach und das Grab Gleims in Halberstadt besuchte. Aber schon bei diesem ersten längeren Beisammensein zeigten sich so viele Gegensätze zwischen beiden Männern, daß an ein dauerndes, intimes Verhältnis nicht zu denken war. Goethes universalem Geiste gegenüber trat die Einseitigkeit Wolfs, der neben der seinigen weder eine Wissenschaft noch eine Kunst als gleichberechtigt gelten lassen wollte, besonders hervor. Dazu kam sein rechthaberisches, ungeselliges Wesen, seine unablässigen

Nedereien und sein stetes Widersprechen, so daß er als Reisegefährte unheimlich wurde

Anfang September 1805 finden wir Goethe wieder in Weimar eifrig mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt, die er auch sofort praktisch zu verwenden suchte. Jeden Mittwoch von zehn bis ein Uhr hielt er vor einem vornehmen Zirkel, dem auch die Prinzessin Karoline, die jüngste Tochter Karl Augusts, und ihre Erzieherin, eine Schwester Knebels, und Frau von Stein angehörten, naturwissenschaftliche Vorträge. Immer näher drohten die Kriegswogen, aber sie störten Goethe, der nur die Einquartierung und die häufigen Durchmärsche von Truppen als lästig empfand, so wenig, daß er mit Cotta eine neue Ausgabe seiner Werke in zwölf Bänden (1806—1808), denen 1810 ein dreizehnter folgte, in Angriff nahm, in Jena an der Farbenlehre und für die Literaturzeitung ruhig fortarbeitete, den ersten Teil des Faust abschloß, den „epischen Teil“ wieder hervor suchte, sich in die Nibelungen vertiefte, des Knaben Wunderhorn mit einer schönen Besprechung einführte und endlich, als wäre die ruhigste Zeit und tiefster Friede, zur Heilung einiger sich immer wieder einstellenden Beschwerden und Leiden Anfang des Sommers 1806 nach Karlsbad ging. Während er sich hier mineralogischen Studien und dem Zeichnen von Landschaften hingab, verschleuderte ihn aus der Idylle die endlich auch hierher gelangende Nachricht von den großen Ereignissen, die das Ende des Deutschen Reiches mit sich führten. In Weimar, wo er Mitte August eintraf, wurde er wider Willen in die Wirren des drohenden Krieges hineingezogen.

In der nächsten Nähe wurde am 14. Oktober die Entscheidungsschlacht geschlagen und der Ruhm der Armee des großen Friedrich vernichtet. Nun ergossen sich die zügellosen Scharen der Franzosen über das unglückliche Land, um für die Treue, die sein Herzog als preussischer General und deutscher Fürst der nationalen Sache gehalten hatte, furchtbare Rache zu nehmen. Die Greuel der Verwüstung und Plünderung in diesen Schreckenstagen sind oft genug geschildert worden, nicht weniger der Heldennut der Herzogin Luise, die sich der allgemeinen Flucht nicht anschloß, durch ihr tapferes Benehmen selbst Napoleon Achtung einflößte und das Land vor völligem Untergang rettete. Auch Goethe hatte in dieser Nacht, da sich 40 000 Soldaten in Weimar Quartier erzwingen, durch die Plünderung und Verwüstung viel zu leiden. Marschall Ney, der bei ihm logieren sollte, kam erst am anderen Morgen; dafür lagerten sich sechzehn französische Kavalleristen in dem Bedientenzimmer, und während Kierner auf den Marschall wartete, drangen zwei Tirailleurs in das Haus. Sie ließen sich zuerst durch Goethes würdevolle Erscheinung imponieren, stürmten aber dann, durch Wein erhitzt, in das Schlafzimmer Goethes, um sich ein bequemes Lager zu erobern. Sie drangen sogar mit Waffen auf Goethe

ein, und nur dem Mut Christianens hatte er die Erhaltung des Lebens zu verdanken. Sie warf sich den Rasenden entgegen, rief um Hilfe und zwang sie, das Zimmer zu verlassen. Am nächsten Morgen nahm Marschall Augereau in Goethes Haus Quartier, auch Marschall Lannes und General Viktor mit ihrem Gefolge mußten untergebracht werden. Für alle diese sollte Christiane sorgen. Fast hatte sie das Haus verlassen, weniger wegen der kaum zu ertragenden Mühe als wegen der Geringschätzung und Grechtheit, mit der die Offiziere die „Wirtschafterin“ behandelten. Ein Posten vor dem Goethischen Hause sicherte Goethes Besitz vor weiteren Plunderungen, während andere Bürgerhäuser verwüstet und die Einwohner aller Habe beraubt und gemißhandelt wurden.

Nicht bloß Dankbarkeit gegen Christiane für diese Tat und die Erkenntnis der Folgen ihrer schiefen Stellung, sondern auch das Gefühl der Unsicherheit ließ in ihm gerade in diesen Tagen, wo alles sich aufzulösen begann, und niemand seines Lebens sicher war, den Entschluß reifen, durch die öffentliche Anerkennung der Ehe mit Christiane ihr und seinem Sohne August die bürgerlichen Rechte zu geben, die sie zu beanspruchen hatten. Ihr ungewisses Schicksal hatten ihm gerade diese Tage lebhaft vor Augen geführt. „So Gott will,“ so gab er seinem Dank für Christianens Treue Ausdruck, „sind wir morgen mittag Mann und Frau.“ „Ich will meine kleine Freundin,“ schrieb er am 17. Oktober an den Hofprediger Günther, „die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die meine.“ Die feierliche Handlung ging am 19. Oktober, einem Sonntage, in Gegenwart Kiemers und des Sohnes August, in der Sakristei der Schloßkirche vor sich; die Trauung wurde vom 14. Oktober datiert. Den Glückwünschenden antwortete Goethe. „Sie ist immer meine Frau gewesen,“ und auch in dem oben zitierten Brief an den Hofprediger nannte er den Entschluß einen alten Vorfaß. Er hatte nur auf einen Augenblick gewartet, wo er diesen Schritt möglichst unauffällig und unbemerkt tun konnte. Eins leuchtet aus allen Briefen Goethes an Christiane als das Wichtigste und Wesentlichste hervor, seine bis in das späte Alter fortdauernde herzliche Liebe und Achtung. Aber bei aller Liebe blieb doch der große, ungeheure Unterschied der Bildung und der äußeren Gesittung bestehen. Daß es Christiane gelang, diese Kluft zu überbrücken und von der geduldeten Hausfreundin zur gleichberechtigten Gattin heraufzuruken, das hat sie sich selbst zu verdanken.

Wenn wir dem Schritt Goethes, der ein Unrecht gegen seinen Sohn und gegen die Sitte wieder gut machte, unsere volle Sympathie nicht versagen werden, in den vornehmen Kreisen Weimars dachte man anders darüber. Die „Mademoiselle Vulpius“ hatte man ignoriert, oder man hatte über das Verhältnis gewitzelt. Daß aber Goethe seine Wirtschafterin zur Frau Geheim-

rätin erhob, die man als gleichberechtigt anerkennen sollte, das hat man ihm und vor allem Christiane nie verzeihen können. Selbst eine so edle Frau wie Schillers Witwe hielt es nicht unter ihrer Würde, die Verleumdungen, die Bosheit und Neid über Christiane austreuten, zu verbreiten. Goethe wußte sehr wohl, daß er auf Entgegenkommen bei den Weimarer Frauen nicht zu rechnen hatte. Er beschloß deshalb bei seiner Absicht, Christiane in die Gesellschaft einzuführen, sich der Hilfe einer weniger engherzigen Frau zu bedienen, die erst damals nach Weimar gezogen war. Es war die hochgebildete, vorurteilslose und gutherzige Witwe Johanna Schopenhauer, die Mutter des späteren Philosophen, die bei ihrer warmen Verehrung für den Dichter seinen Wünschen gern entgegenkam. Den Abend nach seiner Verheiratung besuchte er Johanna Schopenhauer mit Christiane. „Ich empfang sie,“ so erzählt diese selbst, „als ob ich nicht wüßte, wer sie vorher gewesen wäre . . . Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute, es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiel folgten, sie war in der Tat sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch. In meiner Lage . . . kann ich ihr alles gesellschaftliche Leben sehr erleichtern.“ Johannas Idee, durch einen „literarischen Tee“ in ihrem Hause zweimal wöchentlich einen Mittelpunkt der geistig bedeutenden Welt zu schaffen, fand bei Goethe sofort Unterstützung. Er selbst fehlte die erste Zeit fast nie, Meyer, Sernow, Falk, Riemer, Schüße schlossen sich sofort an. „Der Zirkel,“ so schildert ihn Johanna ihrem Sohne, „der sich Sonntags und Donnerstags um mich versammelt, hat wohl in Deutschland und nirgends seinesgleichen; könnte ich Dich doch nur einmal herzaubern! Goethe fühlt sich recht wohl bei mir und kommt recht oft. Ich habe einen eigenen Tisch mit Zeichenmaterialien für ihn in eine Ecke gestellt. Diese Idee hat mir sein Freund Meyer angegeben. Wenn er dann Lust hat, so setzt er sich hin und tuscht aus dem Kopfe kleine Landschaften, leicht hingeworfen, nur skizziert, aber lebend und wahr, wie er selbst und alles, was er macht. Welch ein Wesen ist dieser Goethe! wie groß und wie gut!“ Diese Freundschaft und Zuneigung, die Goethe Frau Johanna Schopenhauer sein Leben lang bewahrt hat, übertrug er auch bald auf ihre Tochter Adele, damals ein hübsches, aufgewecktes Kind von neun Jahren. Später wurde Adele die intimste Freundin der Schwiegertochter Goethes, verkehrte viel im Goethischen Hause und blieb der Liebling des Dichters. Arthur Schopenhauer, den späteren großen Philosophen, lernte Goethe bei einem Besuch der Mutter kennen. Ihre Beziehungen knüpften sich hauptsächlich an das gemeinsame Interesse für die Farbenlehre. Aber dieses Interesse brachte sie auch auseinander. Denn Goethe vertrug in diesem Punkte keinen Widerspruch. Er behandelte Schopenhauer trotz der ihm entgegengebrachten Verehrung sehr kühl und be-



Johanna und Adele Schopenhauer
Gemälde von Frau Bertous
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

zeichnet ihn in den Annalen als einen meist verkannten, aber auch schwer zu erkennenden, verdienstvollen jungen Mann. Hier in diesem Kreise war besonders gern gesehen die junge Künstlerin *Karoline Bardua*, die von Goethe und seiner Familie freundlich aufgenommen und seit 1805 von Meyer unterrichtet wurde. Sie malte zwei Ölbilder Goethes und war um ihres Talentes und ihrer Liebenswürdigkeit willen bei ihm stets ein gern gesehener Gast.

Nachdem die Lage wieder ruhiger geworden war, ging Goethes Haupt-sorge dahin, den Bestand der Universität Jena, der nach Aufhebung der Hallischen ebenfalls bedroht war, zu sichern. Eine ausführliche Abhandlung über die Bedeutung der weimariſchen Bildungsstätten hatte die erfreuliche Folge, daß ein kaiserlicher Schutzbrief für die Universität im November 1806 ausgestellt wurde. So konnte man einen Monat nach der schrecklichen Schlacht, obgleich manche Professoren all ihr Hab und Gut verloren hatten, wieder mit den Vorlesungen beginnen. Der Zufluß vieler Studierenden und das in erfreulicher Weise wieder aufblühende akademische Leben veranlaßten Goethe zu dem freudigen Ausspruch: „Jena ist nun einmal nicht tot zu machen, ich habe Jena dreimal am Boden und dreimal wieder obenauf gesehen, es besitzt eine ungeheure Vegetationskraft.“

Wie schon diese Fürsorge Goethes beweist, schien ihm noch nicht alles verloren, solange die Bildung und Kultur, der selbst die siegreichen Franzosen ihre Achtung bezeugen mußten, erhalten blieb. Denn die politische Selbstständigkeit Deutschlands hielt er nicht für das wichtigste und nicht für unerläßlich; jetzt, wo sie bedroht war, schien ihm der Augenblick gekommen, ein starkes und festes Band um die geistige Einheit Deutschlands zu knüpfen und dieses heiligste Palladium Deutschlands zu sichern. Er trug sich, so wird uns aus dem Jahre 1808 berichtet, mit dem Gedanken, in dem bevorstehenden Winter einen Kongreß ausgezeichneter deutscher Männer in Weimar zustande zu bringen, damit sie über Gegenstände der deutschen Kultur sich gemeinschaftlich berieten. Das verstand Goethe unter deutscher Einheit; den siegreichen Feind durch geistige Taten zu übertreffen, schien ihm der wahre Patriotismus.

Im Frieden zu Posen (am 11. Dezember 1806) wurde endlich, wenn auch unter schweren Bedingungen, Sachsen-Weimars Fortbestand und seine Souveränität anerkannt. Nur schwer hatte sich Napoleon, der über das treue Festhalten Karl Augusts an Preußen ergrimmt war, dazu entschlossen. Man umgab den Herzog mit Spionen und legte jede seiner patriotischen Handlungen als Verrat aus. Entrüstet über diese Behandlung erklärte Goethe, ihm folgen zu wollen, wie einst Lukas Kranach dem unglücklichen Johann Friedrich. „Ich will ums Brot singen!“ rief er in höchster Erregung. „Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und

in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist, die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern herunterzingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zulezt vor ihm zuschanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit Dir anzubinden!" Ende Januar 1807 kehrte Karl August in sein Land zurück, mit Jubel von den Seinigen begrüßt. Er war eifrig bemüht, das Gerettete zu erhalten und die furchtbaren Wunden zu heilen. Man fand sich in stummer Resignation in das Unvermeidliche. Nur die Herzogin-Mutter, die siebenundsechzigjährige Anna Amalia, konnte das Leid nicht verwinden. Der Untergang des Hauses Braunschweig, das Unglück und der Tod des geliebten Bruders, des Befehlshabers in der Schlacht bei Jena, die Verwüstung des eigenen Landes und die bange Sorge um seine Existenz, der Zusammenbruch des Staates ihres großen Oheims, alles das brach ihr Herz. „Wer von uns“, schreibt Goethe, „darf sagen: Meine Leiden waren so groß als die ihrigen?“ Ihr durch die Strapazen der Flucht geschwächter Körper konnte so großem seelischen Leid nicht Widerstand leisten. „Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte.“ Es war der 10. April 1807. Goethe schrieb „zum feierlichen Andenken der durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia“ einen schönen empfindungsreichen Nachruf, der am nächsten Sonntage in allen Kirchen verlesen wurde. Ferner gedachte er ihrer in dem „Vorspiel zur Eröffnung des Weimariſchen Theaters am 19. September 1807“ nach glücklicher Wiederversammlung der Herzoglichen Familie, indem er zugleich die regierende Herzogin als Retterin und die Erbprinzeßin, „die lieblich Würdige“, als die Hoffnung des Herzogtums feierte. Auch für die Mutter Goethes, die von der Nachricht des Todes ihrer verehrten vieljährigen Freundin tief ergriffen wurde, war der Nachruf ein „Balsam in die geschlagene Wunde“. „Ich und alle, die sie kannten,“ schrieb die hochbetagte Frau, „segnen ihre Asche — und ihre Werke folgen ihr nach.“ Kurz vorher war sie hoch beglückt worden durch den Besuch Christianens. Die Mutter empfing mit besonderem Stolz die Frau Geheimrätin und Gattin ihres Sohnes. Rührende Worte des Dankes erhält Christiane, „das liebe, herrliche, unverdorbene Gottesgeschöpf“ von ihr. „Alle meine Sorgen haben von oben bis ganz herunter ein Ende, das alles hat die Bekanntschaft mit Ihnen bewerkstelligt. Gott erhalte und segne Ihnen vor alle Ihre Liebe und Treue.“

Es war eine schöne Fügung des Geschickes, daß Frau Rat in ihren letzten Lebensjahren eine Vermittlerin des Verkehrs mit dem fernen Sohne fand, ein Mädchen, das in Goethe ihren Gott und ihre ganze Welt sah, deren Herz



Bettina von Arnim geb. Brentano

Gemälde von A. von Arnim-Barwald

Original im Besitz der von Arnimschen Familie in Wiepersdorf

Aus dem corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin

der beste Hort war für das, was die Mutter von ihrem Wolfgang der Nachwelt überliefern wollte. Es war Bettina Brentano, die am 4 April 1785 in Frankfurt geborene Tochter der früh verstorbenen Jugendfreundin Goethes, Maximiliane Brentano. Zuerst im Kloster Grißlar erzogen, kam sie 1801 mit mehreren Geschwistern zur Großmutter Laroché nach Offenbach, wo ihr die Liebe für Goethe und seine Poesie eingepflanzt wurde. Die Verehrung für ihn führte sie (1806) zu Goethes Mutter. Bald verging kein Tag, wo Bettine nicht, auf ihrer „Schawell“ sitzend, den Geschichten der Frau Rat von Wolfgang lauschte. Sie schrieb sich alles auf und bewahrte es treu in ihrem Herzen, gleich als ahnte sie es, daß Goethe einst dieser Quelle bedürfen würde. Man kann sich kaum größere Gegensätze denken, als die einfach-natürliche Frau Rat und die verschroben-egzentrische, krankhaft phantastische Art Bettinas. Aber Frau Rat sah hinter diesen Verschrobenheiten ein gefühlvolles Herz, eine echte Begeisterung für das Große und Schöne; und daß diese ihren Ausdruck fand in einer vergötternden Verehrung und leidenschaftlichen Liebe zu Goethe, mußte ihr Herz vollends für „dies große Kind“ gewinnen. Am 23 April 1807 erfüllte sich Bettinas heißester Wunsch. Sie war in Weimar und sah Goethe. „Ich glaube,“ schreibt Frau Rat, „im gegengesetzten Fall wäre sie toll geworden — denn so was ist mir noch nicht vorgekommen, sie wollte als Knabe sich verkleiden, zu Fuß nach Weimar laufen.“ Den ersten Brief Goethes brachte sie im Triumph zur Mutter: „Weimar ist ihr Himmel und die Engel seid Ihr!!“ Bettina hat diese Liebe zu Goethe in dem Roman „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ geschildert. Er geht zum Teil auf authentische Briefe und Dokumente zurück, die freilich nicht selten in der Absicht, Goethes Zuneigung in ein stärkeres Licht zu stellen, als die Wirklichkeit erlaubte, phantastisch ausgeschmückt werden. Goethe nahm die leidenschaftliche Verehrung dieses jungen, durch ihre Mutter und Großmutter ihm nahestehenden Mädchens mit väterlichem Wohlwollen auf und mit dankbarem Herzen dafür, daß sie die letzten Tage der Mutter verschönte. „Wie ich bei ihm war,“ erzählt Bettine, „war ich so dumm und fragte, ob er die Mutter lieb habe, da nahm er mich in seinen Arm und drückte mich ans Herz und sagte, berühre eine Saite, und sie klingt, und wenn sie auch in langer Zeit keinen Ton gegeben hätte.“ Er benutzte ihre Aufzeichnungen für die geplante Afsiteia der Mutter und seine eigene Biographie und entnahm ihren Briefen Motive für einige seiner Sonette, aber wie er diese Vergötterung auffaßte, beweist die Bemerkung. „Deine Briefe sind mir sehr erfreulich, sie erinnern mich an die Zeit, wo ich vielleicht so närrisch war wie Du“; er suchte sich ihre egzentrische Huldigung bald vom Halse zu halten und brach mit der glühendsten Verehrerin seiner Poesie, als sie sich herausnahm, seine Gattin zu beleidigen. Erst im Jahre 1824 sahen sich beide wieder,

wobei das harte Wort Goethes fiel: „Was sie in früheren Jahren sehr gut gekleidet, die halb Mignon-, halb Gurlimaske, nimmt sie jetzt nur als Gaukelei vor, um ihre List und Schelmerei zu verbergen.“ Im Tagebuch findet sich unterm 7. August 1830 die Notiz: Frau von Arnims Zudringlichkeit abgewiesen.

Im September 1807 war Goethe von Karlsbad zurückgekehrt. Dort hatte er seit Ende Mai an der neuen Ausgabe seiner Werke, der Pandora, den Novellen in den Wanderjahren und besonders an seinen naturwissenschaftlichen Schriften gearbeitet. Ein höchst anregender und heiterer Verkehr mit dem witzigen Fürsten Ligne, „dem frohesten Mann des Jahrhunderts“, dem Herzog von Koburg und Karl August, einer Fürstin Bagration, der Fürstin Solms, dem französischen Gesandten Reinhard und dem Dresdner Hofprediger gleichen Namens und vielen anderen, durch ihre Stellung oder literarische Tätigkeit bedeutenden Männern machte ihn diesmal den Badeaufenthalt besonders interessant. Am wichtigsten für ihn wurde seine Bekanntschaft mit Karl Friedrich von Reinhard, einem geborenen Württemberger, der in französischen Diensten als Minister und Gesandter schon eine ehrenvolle Laufbahn hinter sich hatte. Anfang November finden wir den Dichter in Jena, und es beginnt nun jene kurze, aber durch die Sonette und die Wahlverwandtschaften verklärte Episode in Goethes Leben, in deren Mittelpunkt die anmutige und holde Gestalt *M i n c h e n H e r z l i e b* steht. Wilhelmine Herzlieb wurde am 22. Mai 1789 als Tochter eines Pfarrers in Züllichau geboren. Nachdem sie früh ihre Eltern verloren hatte, wurde sie von dem Buchhändler *F. r o m m a n n* in Züllichau als Pflegetochter angenommen und siedelte mit diesem, als er 1798 sein Geschäft nach Jena verlegte, dorthin über. Goethe verkehrte nicht bloß geschäftlich mit Frommann, in dessen Druckerei manches von ihm gedruckt wurde, er war mit dem biedereren und tüchtigen Manne sowie mit seiner ausgezeichneten Gattin auch freundschaftlich verbunden. Besonders innig wurden die Beziehungen im Schreckensjahre 1806 und im November und Dezember des darauffolgenden Jahres. Fast jeden Abend kam Goethe vom Schloß in das nahe Frommannsche Haus zu der hochbeglückten Familie, entweder allein, oder mit Knebel und dem ihm befreundeten Naturforscher Seebeck. Am 1. Dezember 1807 erschien *Z a c h a r i a s W e r n e r* in Jena, der Goethe vergeblich in Weimar gesucht hatte. Dieser phantastische Dichter hatte gerade damals durch sein Werk „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ Aufsehen erregt. Goethe erkannte in ihm „eine wirklich begabte, wenn auch auf Abwege geratene Natur“. Diese auf den rechten Weg zu leiten, war er gern bereit, trotz des abstoßenden Äußeren, trotz der mystisch-romantischen Tendenz Werners, seiner friedenden Schmeichelei, „seines frähenhaften Betragens“ und der üblen Gerüchte von seinem Privatleben. Er ließ dessen Drama „Wanda“

und später den „Dierundzwanzigsten Februar“ aufführen und suchte Werners Talent durch wetteifernde Dichtung anzuregen. Mit merkwürdiger Geduld hat Goethe eine Zeitlang den verlogenen, ungezügelten Menschen getragen und zu erziehen versucht, ja fast verhätschelt, bis dieser endlich seine Scheinheiligkeit und Unsitlichkeit offenbarte, worauf Goethe für immer mit ihm brach. Damals brachte Werner die von ihm gedichteten Sonette mit nach Jena, eine Dichtungsform, die die Romantiker, besonders W. Schlegel, pflegten. Der Vortrag dieser Sonette im Frommannschen Hause machte auf alle, auch auf Goethe, großen Eindruck. „Man wird“, schrieb er über einige der Werner'schen Sonette an Cotta, „sie unter das beste zählen müssen, was in deutscher Sprache gedichtet worden.“ Goethe war zuerst der Einführung dieser undeutschen Dichtungsform abgeneigt gewesen, aber schon im Jahre 1802 hatte er erklärt: „Der Widerwille ist auch mir geschwunden“, und jetzt ergriff ihn, wie er in dem ersten Sonett launig übertreibend sagt, zur Strafe für die einstige Verachtung „Sonettenwut und Raserei der Liebe“. Und wie Petrarca, dessen Rime gerade im Jahre vorher bei Frommann in neuer Ausgabe erschienen waren, seine Laura in ausichtsloser Liebe besang, so wählte sich auch Goethe ein weibliches Wesen, dem er in dichterisch gesteigerter Liebe seine Huldigung darbrachte. Daß der Dichter sich dazu die Tochter des Hauses auserwählte, erklärt sich wohl leicht aus ihrer äußeren Erscheinung. Dazu rühmen die Bekannten ihr liebenswürdiges, bescheidenes, humorvolles und herzugewinnendes Wesen. In einem Briefe an Zelter aus späterer Zeit gesteht Goethe sogar, sie mehr geliebt zu haben als billig, und von der Tiefe seiner Empfindung belehrt uns ein Geständnis, das uns Boisseree überliefert hat. „Er sprach“, erzählt dieser im Oktober 1815, „von seinem Verhältnis zur Ottilie,“ so nannte er Wilhelmine nach der Heldin seiner Wahlverwandtschaften — „wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht habe.“ Daß aber die Leidenschaft Wilhelminens nur der Poesie Goethes, nicht der Wirklichkeit angehört, darüber belehrt uns eine Briefstelle Münchens an eine



Wilhelmine Herzlieb.

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Freundin „über den lieben alten Herrn“ aus dem Februar 1808 „Goethe war aus Weimar herüber gekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können. Ich kann Dir versichern, liebe beste Christiane, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam, und alles so still um mich herum war, und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Tränen zerfloß, und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist, und damit Punktum“

Im Wettstreit mit Werner, an dem sich auch Riemer und der Herausgeber des Tasso, Gries, beteiligten, entstand nun die größere Anzahl der Sonette. In dem Sonett „Wachstum“ hat Goethe Minchen als Töchterchen, Schwester und Geliebte verherrlicht und die Steigerung seiner Empfindungen für das liebe Kind in dem Gedichte „Die Epoche des Advents 1807“ geschildert. Es ist der Tag, an dem die holde Schönheit und Jungfräulichkeit Minchens sein Herz gefangen nahm:

Ich sing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben,
 Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
 Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
 Der ich nun wieder bis ans Herz getrieben

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
 Süß, unter Palmenjubil, wonneschauig,
 Der Herrn Ankunft mir, ein ew'ger Sonntag

Als Werner eine Charade auf Minchens Vatersnamen gedichtet und vortragen hatte, schrieb Goethe das am Schluß der Sonette stehende Gedicht „Charade“: Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen

Es tut gar wohl in jung' und alten Tagen,
 Eins an dem andern festlich zu verbrennen;
 Und kann man sie vereint zusammen nennen,
 So drückt man aus ein seliges Behagen.

Am 18. Dezember kehrte Goethe nach Weimar zurück, damit endete der Liebesroman. Aber die Gefühle, die das holde, später tief unglücklich gewordene Mädchen in ihm geweckt hatte, zitterten noch nach in seinen Dichtungen Pandora und den Wahlverwandtschaften. Mit den Minchen Herzensliebe gewidmeten Sonetten verband er einige andere, fast in derselben Zeit entstandene, in denen sich Motive aus Bettinens Briefen finden, wie das Gedicht „Das Mädchen spricht“, „Abschied“ und „Sie kann nicht enden“, zu einem Zyklus von sieben Gedichten, die im Jahre 1815 unter dem Titel „Sonette“ erschienen.

Ein Blick von diesen Augen in den meinen,
Ein Hauch von deinem Athem auf meinem Munde
Wer davon lebt, wie ist, gewisse Kunde
Mag dem was andres wohl erprobet wissen?
Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Ich" ist stets die Gefahr in die Hand
Und immer treffen wir auf jene Hand
Die einig ist, die lang ist an der mein
Du Thüre Thores wieder unversichert
Es liest sie, derog ist her in diese Hölle
Und selbst du wirst in die Ferne werden.
Nimm das Trüppeln dieses Lichthens!
Mein einzig Glück auf Erden ist dein Blick!
Du Freundlicher zu mir, gibst mir ein Zeichen.

Das Sonett „Die Liebende schreibt“

Wiedergegeben nach der Festschrift von Rudolf Blochhaus „Zum 28. August 1899“

Die Liebe zu der anmutigen Jenerin hinderte den Dichter nicht, anderen jungen und liebenswürdigen Mädchen seine Huldigungen darzubringen. Im Jahre 1808 war Silvie von Ziegeſar die Außerforene, und auch ihre intime Freundin Pauline Gotter, durfte ſich der Freundschaft und Neigung Goethes rühmen. Die freiherrliche Familie von Ziegeſar, deren Oberhaupt gothaiſch-altenburgiſcher Miniſter war, lebte den Sommer meiſt auf ihrem Gute Draſendorf bei Jena und war dadurch mit Goethe ſchon bald nach ſeiner Anfunft in Weimar bekannt geworden. Die jüngſte der Töchter, Silvie, war



Silvia Freiin von Ziegeſar
Ölgemälde von G. von Kugelgen
Original in Altenburg

ſeit früheſter Zeit Goethes Liebling. Wie München Herzlieb, konnte er ſie in einem Gedicht Tochter, Freundin, Liebchen nennen. Als ſie, eben zur anmutigen Jungfrau herangewachſen, ihm entgegentrat, ſah ſich in ihm, wie er dem Herzog launig ſchreibt, die Studenten-ader wieder zu beleben an, und jetzt ſtand „das liebe, langliche Geſichtchen voller Freundlichkeit und Anmut“ in voller Jugendblüte vor ihm. Im Herbſt 1801 hatte er in ihrer, Pauline Gotters und Luſe Seidlers Geſellſchaft ſchöne Abende in dem prächtigen Saaletale und auf der Ruine der Lobedaburg verlebt. Das Gedicht Bergſchloß: „Da droben auf jenem Berge“ iſt ein anmutiger Beweis dafür. Diesmal (1808) traf man ſich zu längerem Zuſammenſein in Karlsbad, wohin Goethe ſich wegen ſeines heftigen und ſchmerzhaften gichtigen Leidens mit Riemer ſchon Mitte Mai begab. Ein großer

Kreis hoher oder geiſtig bedeutender Männer und Frauen verſammelte ſich auch wiederum um den Dichter: die Kurprinzessin Auguſte von Heſſen-Kaſſel, der er das Gedicht „Einer hohen Reiſenden“ widmete, Frau von der Recke und der Dichter Tiege, der Freund aus der römischen Zeit Bury, der hier Goethes Bruſtbild in antiker Tunika zeichnete, der Dresdner Meiſter Kaaß, der ihm half „ſeine dilettantiſchen Skizzen in wohl erſcheinende Bilder zu verwandeln“, die uns ſchon bekannte Frau von Cybenberg, mit der Goethe ſich bei häufigen Spaziergängen und gemeinſamen Mahlzeiten über ihre italieniſche

Reiſe und ihre Kunſtſammlungen unterhielt und der er ſeine neuſten Dichtungen, wie Die pilgernde Törin, Die neue Meluſine, St. Joſeph der Zweite, die Sonette und Pandora vorlas, endlich Bergrat Werner aus Freiberg und Auguſt von Herder, die zu naturwiſſenſchaftlichen Geſprächen herangezogen wurden. Weite Spaziergänge machte er in der Umgegend von Karlsbad mit Silvie und Pauline, las ihnen Gedichte vor und hielt ihnen kleine botaniſche Vorträge. Der Geburtstag Silviens war auch ihm ein Feſttag, den er durch ein großes, heiteres Gedicht feierte. Als die Familie Ziegeſar Anfang Juli nach Franzensbrunn aufbrach, folgte ihr Goethe nach wenigen Tagen, um mit ihr noch vierzehn Tage das Karlsbader Leben fortzuſetzen. Eine Lode von ſich ſandte er der lieben Freundin am Tage ſeiner Rückkehr aus Karlsbad zur Erinnerung an Stunden, die beiden teuer waren. Die Briefe Goethes an Silvie aus dieſer Zeit zeugen ſowohl durch ihre große Zahl als durch ihre liebenswürdige Faſſung und ihren herzlichen Ton von der großen Zuneigung des Dichters zu ſeiner jugendlichen Freundin. Einen ähnlichen Freundschaftsbund ſchloß Goethe ebenfalls in Karlsbad und zu derſelben Zeit mit Dorothea von Knabenau, einer Hofdame der Herzogin von Kurland, „einem wirklich merkwürdigen Weſen von großer Anmut und Lebensleichtigkeit“, der er freundliches Gedenken und Anhänglichkeit bis in ſein ſpäteſtes Alter bewahrt hat. Auch Silviens Freundin, der begabten Malerin Luſe Seidler aus Jena, ſchenkte Goethe ſein Wohlwollen. Er ſorgte für ihre Ausbildung, nahm ſie mehrmals für einige Zeit in ſein Haus, ließ ſich 1811 von ihr malen, unterſtützte ſie mit Rat und Tat und blieb ihr, die mit begeiſterter Verehrung an ihm hing, ſein Leben lang ein liebevoller, fürſorglicher Freund.

Erſt am 17. September mittags finden wir Goethe wieder zu Hauſe. Wenige Stunden ſpäter traf die Nachricht von dem am 13. September (1808) erfolgten Tode ſeiner Mutter ein. „Nach Tiſch mußte es ihm geſagt werden, er war ganz hin,“ ſchreibt Vulpius darüber an Auguſt. In den letzten Monaten ihres Lebens hatte Auguſt durch langen Aufenthalt bei ihr im April auf der Reiſe nach der Univerſität Heidelberg den Zuſammenhang mit ihrem geliebten Wolfgang neu belebt. Stundenlang unterhielt ſie ſich mit dem Enkel über ſeinen Vater und prägte ihm ein, „daß all ſein Lernen, all ſein Tun dahin gehen ſolle, ihn zu ergötzen“. Der Glanzpunkt jener Tage war das von dem Fürſten Primas zu Ehren der Mutter Goethes und ihres Sohnes veranſtaltete Feſt, bei dem Frau Rat ſich mitten in der glänzenden Geſellſchaft erhob und zum Dank für den Toaſt des Fürſten auf ihren Sohn ein Hoch auf Seine Hoheit ausbrachte. Von ihrer Krankheit durfte der Enkel, der in Heidelberg bei der alten Freundin Goethes Dorothea Delph und in der Familie Voß freundliche Aufnahme gefunden hatte, nichts erfahren. Durch Friß Schloſſer wurde er am 15. September

von ihrem Tode benachrichtigt. Es ist ein schöner Beweis der innigen Beziehungen Goethes zu Silvie von Ziegelesar, daß sich ihr gegenüber zuerst sein Mund über den unerseßlichen Verlust öffnete „Als mich, liebste Silvie“, schreibt er am 21. September, „der Eilbote aus Ihrem freundlichen Tale wegrief, ahnte ich nicht, was mir bevorstehe. Der Tod meiner teuern Mutter hat den Eintritt nach Weimar mir sehr getrübt.“ Zur Regelung des Nachlasses sandte Goethe seine Gattin Anfang Oktober in Begleitung ihrer Gesellschafterin, der anmutigen und heiteren Karoline Ulrich, nach Frankfurt, wohin auch August von Heidelberg sich begab. Dort war alles des Lobes voll über die „glatte und noble Art“, wie Christiane die Angelegenheit erledigte. Eine Zeitlang dachte Goethe daran, sich eine Wohnung in Frankfurt a. M. zum Sommeraufenthalt zu mieten und Frau und Sohn in das Bürgerrecht aufnehmen zu lassen. Doch unterließ er es wegen der lästigen Formalität „Was sollen wir“, schreibt er der besorgten Gattin, „Tauscheine produzieren, die von der einen Seite das große Geheimnis frauenzimmerlicher Jahre verraten und von der anderen mit den Tauscheinen nicht übereinstimmen?“

Unterdessen war die Nachricht von dem beabsichtigten Fürstentumsgreß in Erfurt nach Weimar gekommen. Am 25. September kam Kaiser Alexander nach Weimar. Zwei Tage später trafen sich beide Kaiser in der Nähe von Erfurt, wohin Napoleon seinem Gaste entgegengeritten war. Auch Goethe folgte bald einer Einladung seines Herzogs nach Erfurt. Hier lernte er bei Frau von der Rede den Minister Maret kennen, der sofort Napoleon von dem großen Eindruck erzählte, den Goethe auf ihn gemacht hatte. Schon am nächsten Tage überbrachte Maret dem weimariſchen Geſchäftsträger beim Kongreß, Friedrich von Müller, den Wunsch Napoleons, Goethe kennen zu lernen. Die Audienz fand am 2. Oktober 1808, vormittags 11 Uhr, statt. „Ich will gern gestehen,“ so schrieb Goethe über diese Auszeichnung an Cotta, „daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ, und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei.“ Die auffallende Schweigsamkeit Goethes über das Gespräch, von dem er erst 1824 einen kurzen Abriß aufgeschrieben hat, der Mangel an Berichten von Augenzeugen — denn auch die Erzählung Talleyrands, die durch mehrere offenbare Unrichtigkeiten genügend gekennzeichnet ist, kann als ein solcher nicht gelten — ist schuld daran, daß wir den Inhalt der Gespräche nur im allgemeinen kennen. „Der Kaiser“, so lesen wir in Goethes Bericht, „sitzt an einem großen, runden Tische frühstückend;

zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er sich über die Kontributionsangelegenheiten unterhält. Der Kaiser winkt mir, heranzukommen. Ich bleibe in schüchtliger Entfernung vor ihm stehen. Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: *Vous êtes un homme*. Ich verbeuge mich. Nun nahm Daru das Wort, und seine nähere Erklärung über Goethes Werke schloß mit dem Hinweis auf die Uebersetzung des Voltaire'schen Mahomet. Napoleon tadelte das Drama Voltaires und ging dann, zur großen Ueberraschung Goethes, auf den Werther ein, den er siebenmal gelesen zu haben behauptete, — der Werther befand sich auch unter den Büchern, die Napoleon nach Aegypten mitgenommen hatte. Aber noch größer wurde die Ueberraschung Goethes, als Napoleon „gleich einem kunstverständigen Kleidermacher, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Armel so bald die fein versteckte Naht entdeckt“, an dem Schluß des Werkes die Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes und der leidenschaftlichen Liebe tadelte. Goethe gab, erstaunt über die treffende und scharfsinnige Bemerkung, die Berechtigung des Tadels zu, ohne daran zu denken, daß der Fehler auf Herders Anraten bei der zweiten Ausgabe des Werther bereits getilgt worden war. Der Kaiser kam sodann wieder auf das Drama zurück „und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalsstudie mit Mißbilligung zu sprechen: Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.“ Gewiß fielen damals die Bemerkungen, die Goethe später wiedergab. Die poetische Gerechtigkeit sei eine Absurdität. Das allein Tragische sei das Injustum und Praematurum. Dasselbe Thema berührte Napoleon bei der zweiten Unterredung mit Goethe während des Hofballes in Weimar am 6. Oktober, wo er nach langer Unterredung mit Wieland das Trauerspiel als die Lehrschule der Könige und Völker bezeichnete. Im Theater gab an diesem Tage die französische Truppe, unter deren Mitgliedern der berühmte Schauspieler *Frangois Joseph Talma* Goethes besondere Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich zog, „*La mort de César*“ von Voltaire. Mit den Worten: „Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Caesar sie beglückt haben würde. . ., wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen,“ forderte Napoleon Goethe auf, ein Drama, „den Tod Cäsars“, zu schreiben. Die dringende Einladung des Kaisers, nach Paris zu kommen, beschäftigte den Dichter noch lange Zeit.

Das Ergebnis der Unterredung für Goethe war, daß zu seiner Bewunderung des großen Feldherrn und Staatsmannes auch die des scharfsinnigen und geist-

reichen Kunstkenner sich gesellte. Es ist menschlich und leicht erklärlich, daß Napoleons genaue Kenntniss und Wertschätzung des Werther den Dichter mit Stolz und Freude erfüllte. Seiner Hochachtung gab Napoleon auch äußerlich Ausdruck, indem er Goethe den Orden der Ehrenlegion verlieh.

Die folgenden Jahre der französischen Herrschaft in Deutschland verflossen unserem Dichter in ruhiger wissenschaftlicher und dichterischer Tätigkeit. Vor



Clemens Brentano

Büste von Fr. Tieck, 1803. Original verfallen

den trüben und traurigen politischen Ereignissen und Verhältnissen verschloß er sich in die Stille seines Hauses oder in die erquickende Ruhe seines lieben Jena und suchte Trost in der Arbeit. Die Biographie Haderts, die Wahlverwandtschaften, der Abschluß der Farbenlehre, das große selbstbiographische Werk sind die wichtigsten Arbeiten jener Zeit.

Mit seiner Idee einer geistigen Erneuerung Deutschlands und einer Vereinigung aller Deutschen im geistigen Sinne hing auf das innigste das gerade in diese Jahre fallende Studium des deutschen Altertums zusammen. Schon am Ende des Jahres 1808 las Goethe an jedem Mittwoch in seiner Wohnung den Damen des Hofes das Nibelungenlied vor. Trotzdem das Gedicht bereits 1757 von Bodmer zum Teil und 1782 von Myller

vollständig herausgegeben worden war, hatte er doch, da er ganz in der antike-griechischen Welt lebte, noch keine Stellung zu dem hervorragendsten Denkmal altdeutscher Literatur genommen. Es war ein glücklicher Zufall, daß von der Hagens Ausgabe vom Jahre 1807 gerade in der Zeit erschien, da die Not des Vaterlandes eines jeden ehrlichen Deutschen Sinn und Auge auf das eigene

Volk lenkte. Völlig fremd war ja Goethe diese Welt nicht. Herder hatte die Blicke des Jünglings zuerst auf die nordische Poesie gerichtet, aber seine geistreichen Anregungen hatten zu keinem greifbaren Ergebnis geführt. Erst die von den Romantikern begonnene wissenschaftliche Erforschung des deutschen und nordischen Altertums erweckte Goethes Interesse von neuem. Der Orientalist Friedrich Majer aus Schleiz las ihm die Sagen von Brunhild und Sigurd



Achim von Arnim

Portrait von P. Ed. von Strohlung Original in Wiepersdorf

vor, und der wunderliche Runen-Antiquar Arendt hielt Vorträge über die Runenschrift und die nordischen Altertümer. Das durch Herder angeregte Interesse für das Volkslied, „die alten deutschen Lieder“, wurde auch bei Goethe von neuem entfacht durch die Sammlung der beiden Freunde Clemens Brentano und Achim von Arnim, die mit einer Widmung an Goethe unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ 1806 erschien. Der alte Herdersche, leider nicht ausgeführte Plan, an dem Goethe selbst größten

Anteil genommen hatte, war nun verwirklicht „Von Rechtswegen“, schrieb Goethe in seiner Rezension, „sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Verstimmung.“ Die Herausgeber standen beide zu Goethe in freundschaftlichem, ja vertrautem Verhältnis. Clemens Brentano hatte als Sohn der Mäxte, als Liebling der Frau Aja und Bruder Bettinens bei seinem mehrjährigen Aufenthalt in Jena und Weimar in Goethe einen väterlichen Freund verehren dürfen. Arnim wurde als intimster Freund Brentanos und später als Bräutigam und Gatte Bettinens, aber auch als Mensch und Schriftsteller von ihm hochgeschätzt. Durch Vermittlung Bettinens und Achims von Arnim sollte Goethe nun auch mit dem Manne bekannt werden in dem wir einen der Begründer der deutschen Altertumskunde verehren. „Ich hatte“, so beschreibt Wilhelm Grimm Goethes Eindruck beim ersten Besuch im Dezember 1809, „sein Bild oft gesehen und wußte es auswendig, und dennoch, wie wurde ich überrascht über die Hoheit, Vollendung, Einfachheit und Güte dieses Angesichts!“ Goethe sprach mit ihm vom Nibelungenlied und von der Edda, von seinem Wohlgefallen am Simplicius Simplicissimus und an den alten Dichtungen, die er zum Teil im Mittwochsfränzchen vorlas, Tristan, König Rother, Ortnit und Theuerdank. So eifrig hatte Goethe diese Werke studiert, daß er sie nicht nur übersetzte, sondern sich auch über das Kulturgeschichtliche, die Personen und das Lokale Auskunft zu verschaffen suchte und Auszüge aus ihnen machte. Der Mittelpunkt der Studien blieb das Nibelungenlied. Wir haben einen schönen Beweis der großen Wirkung unseres Nationalepos auf Goethe in den Stanzen des Maskenzugs vom 30. Januar 1810, in dem die Hauptgestalten des Nibelungenliedes geschildert werden:

Brunhild

Dem Pol entspricht die herrlichste der Frauen,
Ein Riesenkind, ein kräftig Wunderbild
Stark und gewandt, mit hohem Selbstvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde süß und mild.
So leuchtet, nie versteckt vor unserm Schauen,
Am Horizont der Dichtkunst, Brunnhild,
Wie ihres Nordens stete Sommer Sonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne

Siegfried

Ihr schreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr bestimmt war, den sie doch verlor
Für seinen Freund erkämpft' er solche Beute,
Durchsprenge kühn das Zaubersphämentor

schaffenheit ab, sicherlich auch der Wunsch, den begabten Knaben schneller vorwärts zu bringen. Das eigentliche Ziel der höheren Schule jener Zeit war die Kenntnis der lateinischen Sprache. Gerade über diesen Unterricht, wie ihn Wolfgang in den ersten Jahren genossen hat, sind wir durch eine Anzahl erhaltener Hausarbeiten und durch des Herrn Rats Haushaltungsbuch unterrichtet. Gelehrte Kenner des Unterrichtsbetriebes jener Zeit haben uns im einzelnen darüber aufgeklärt.

Schon im Herbst 1752 wurde Wolfgang in eine Spielschule geschickt. Nachdem er in einer öffentlichen Schule Lesen und Schreiben gelernt und bei einem Privatlehrer Unterricht im Schönschreiben erhalten hatte, begann, als er etwas über sieben Jahre alt war, der lateinische Unterricht und zwar bei dem Lehrer am Frankfurter Gymnasium Joh. Jakob Scherbius. Die erhaltenen datierten Hausarbeiten geben einen genaueren Einblick in diesen Unterricht. Die *exercitia privata* sind geschrieben nach einem Unterricht von zweieinhalb Monaten, die *colloquia* etwa im Februar 1757; achteinhalb Jahre war Wolfgang alt, als er die lateinischen Hausarbeiten machte, die mit folgendem Titel erhalten sind: Etliche Übungen, so ehemals der Herr Conrector Reinhard zur Nachahmung des Justin denen Primanern privatim teutsch in die Feder gegeben usw. Aus dem August 1758 stammen die lateinischen für den Vater bestimmten Morgenbegrüßungen und neuneinhalb Jahre war Wolfgang alt, als er die erhaltenen griechischen, lateinischen und deutschen Übersetzungen verfaßte. Dabei ist das Latein (wenn auch nicht das Griechisch) meist fehlerlos. Daraus scheint zu folgen: Er war, wie es bei einem Goethe nicht anders zu erwarten ist, ein Wunderkind. Aber das muß bedeutend eingeschränkt werden. Die Arbeiten sind meist sogenannte *Emendationen*, Reinschriften, die vorher von dem Lehrer korrigiert worden waren. Daß der achteinhalbjährige Knabe *Exercitien*, die für Primaner bestimmt waren, gemacht hat, klingt wohl erstaunlich; aber die *Prima* eines Gymnasiums erreichten die Schüler damals mit dreizehn Jahren und blieben in ihr 4—6 Jahre. Der Lehrplan stimmt ziemlich genau mit einer aus dem Jahre 1734 stammenden Anweisung, wie man den Privatunterricht eines begabten Kindes zu gestalten habe, die der Hallesche Professor Joachim Lange in der Vorrede zu seinem *Hodegus Latinitatis* gegeben hatte. Wahrscheinlich hat der Vater nach dieser Anweisung den Lehrplan gestaltet und die Ausführung überwacht. Vielleicht ist er es auch gewesen, der die hübschen, in kindlichem Ton gehaltenen *Colloquia pater et filius* und Wolfgang et Maximilian erdacht, lateinisch entworfen und von Wolfgang ins Deutsche hat übersetzen lassen.

Vom Februar 1757 an bis September 1762, allerdings mit großen Unterbrechungen, genossen Wolfgang und Cornelia französischen Unterricht bei Ma-

partei am Wiener Hof". Dieser starke Geist aber wohnte in einem überaus zarten und schwachen Körper. Um Heilung von ihren Leiden zu finden, begab sie sich 1811 zur Kur nach Karlsbad, wo sie am 6. Juni anlangte. In ihrer Gesellschaft waren Graf und Gräfin Althan, die Fürsten Liechtenstein und Sichnowski und Graf Corneillan. Die Bürgerschaft hat den seit Mitte Mai dort weilenden Dichter um ein Empfangsgedicht. Er willfahrte dem Wunsche um so lieber, als er durch Frau von Eybenberg schon vor zwei Jahren viel Gutes und Schönes von der Kaiserin erfahren hatte. Unter dem Titel „Der Kaiserin Ankunft“ steht das Gedicht in seinen Werken. Noch an demselben Tage wurde der Dichter von der Kaiserin huldvoll begrüßt, und es knüpfte sich hieran ein ungezwungener, freundlicher Verkehr, der Goethe sehr beglückte. „Gern erzählte er“, so berichtet Knebel im Oktober desselben Jahres, „von der österreichischen Kaiserin, wie sie lieblich sei, wohlunterrichtet, durchaus ohne Leidenschaft, aber voll gutem Geiste, jedem nach seiner Art ihr Wohlwollen zu bezeugen, und immer heiter im Geiste und voll Gunst gegen jedermann.“ Schon einige Tage nach der Vorstellung entstand



Maria Ludovica, Kaiserin von Oesterreich

Münatur von Isaben, 1812.

Original im Schloß in Weimar.

das Gedicht „Der Kaiserin Becher“ und bald darauf „Der Kaiserin Platz“. Ihrer Bitte, bei ihrer Abreise am 22. Juni den Karlsbadern „ein gutes Wort“ an ihrer Statt zu sagen, verdankt das Gedicht „Der Kaiserin Abschied“ seine Entstehung. Eine goldene Dose mit einem brillantnen Kranze wurde dem Dichter von der Kaiserin als Erinnerungszeichen an die Karlsbader Tage verehrt.

Viel näher und inniger gestaltete sich der Verkehr zwei Jahre später in Teplitz. Der Dichter befand sich wieder seit dem Mai (1812) in Karlsbad, wo er dem Empfange des Kaisers Franz und seiner Tochter, der Kaiserin von

Frankreich, zwei Gedichte widmete, als ihm Karl August Anfang Juli aus Teplitz schrieb, die Kaiserin Maria Ludovica, die dort die Kur gebrauchte, schiene seinen Besuch zu wünschen. Schon bei seiner ersten Begegnung mit der auch von ihm hochverehrten Kaiserin hatte der Herzog ihm die erfreuliche Mitteilung gemacht: „Ich kann nicht leugnen, daß ihre ausgezeichnete Liebenswürdigkeit mich frappiert hat. Sie sagte mir viel Schönes auf Deine Rechnung.“ Am 14. Juli traf Goethe in Teplitz ein, und schon am nächsten Tage wurde er zur Kaiserin beschieden. Über die folgenden vier Wochen berichtet er beglückt ausführlich seiner Gattin: „Die Kaiserin“, so schreibt er u. a. am 1. August, „sehe ich täglich bei ihr selbst, auf Spaziergängen und Fahrten, bei Tafel, und immer ist sie sich gleich, heiter, geistreich, anmutig, verbindlich, und dabei kann man sagen, daß sie sich immer von neuen Seiten zeigt und jedermann in Verwunderung setzt.“ Er hatte die Freude, sie in die Welt seiner eigenen Schöpfungen einführen zu dürfen. Im „Gartentempel“ las er ihr Pandora, den neuen Pausias, die ersten Szenen aus der Iphigenie und die mit besonderem Wohlgefallen von ihr aufgenommene Elegie Alexis und Dora vor. Es knüpften sich daran ästhetische Unterhaltungen und der Vortrag Schillerscher Dichtungen. Fürst Liechtenstein schrieb von diesen Vorlesungen an seine Mutter: „Ich habe keine Idee von dieser Lektüre gehabt; ich habe erst begreifen gelernt, was Poesie ist: es war wie Musik.“ Auch eine eigene Schöpfung Goethes sollte der Einwirkung der hohen Frau das Dasein verdanken. In der Umgebung der Kaiserin, zu der außer Karl August die intime Freundin Goethes, die Gräfin Josephine O'Donnell, Lichnowski, Graf Althaus und andere gehörten, wurde die Frage aufgeworfen, welches von beiden Geschlechtern zuerst die Liebe eingestehen dürfe. Goethe beantwortete die Frage mit der Erzählung einer Geschichte, die so großen Beifall bei der Kaiserin fand, daß sie den Dichter aufforderte, daraus ein Lustspiel zu machen, „in dem das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden“ dargestellt würde. So entstand am 29. und 30. Juli das kleine Goethische Stück *Die Wette*. Doch ist der Anteil der Kaiserin an diesem Lustspiel größer gewesen, als es nach dem Berichte darüber erscheint. Anders sind die Worte Goethes an seine Gattin vom 1. August 1812 nicht zu verstehen: „Die Kaiserin hat ein klein Theaterstück in diesen Tagen geschrieben, das ich ein wenig zurechtgerückt habe. Es soll gespielt werden die nächste Woche. Hiervon sagst Du niemandem“ und an die Gräfin O'Donnell vom 7. August: „Sie wissen, wie angelegen es mir war, dieses anmutige Stück ins theatrale Leben zu führen.“ Sicherlich wurde der Anteil der Kaiserin auf ihren Wunsch verheimlicht. Zu der Aufführung dichtete Goethe einen Epilog, den die Gräfin O'Donnell als Eleonore sprechen sollte. Doch kam es, wahrscheinlich wegen eines Unwohlseins Goethes, nicht zur Darstel-

lung des Lustspiels. Zum Dank sandte die Kaiserin dem Dichter die Prachtausgabe der Werke Abbate Bondis, ihres Lehrers. Das schöne Sonett: „Aus jenen Ländern echten Sonnenscheines“ war Goethes Antwort. Am 10. August verließ Maria Ludovica Tselitz. Drei Tage später schrieb Goethe an den Grafen Reinhard: „Eine solche Erscheinung gegen das Ende seiner Tage zu erleben, gibt die angenehmste Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe und sich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig produktiv, bis ins Innerste göttlich lebendig, ihrem Typus getreu und keinem Alter unterworfen ist.“ Mit der Trennung hörten jedoch die Beziehungen Goethes zu der Kaiserin nicht auf. Der Vermittler war Karl August. Aus ihren Briefen an diesen spricht eine schöne und freundschaftliche Gesinnung für den Menschen und Dichter, in dessen Werke sie mit steigender Bewunderung sich einlebt. Das beweist auch einer ihrer Briefe an die ihr sehr befreundete Erbprinzessin Maria Paulowna vom Januar 1814: „Goethes Vorlesungen beiwohnen, das wäre ein Genuß für mich; sagen Sie es ihm und versichern Sie ihm, daß ich oft mitten in meinen Leiden mir den Geist erfrische, indem ich mir unsere Lektüren und seine Gespräche ins Gedächtnis zurückerufe.“ Der „stille Wunsch“ Goethes, der Kaiserin eins seiner Werke (wahrscheinlich den dritten Band von Dichtung und Wahrheit) zu widmen oder sie in einer Dichtung zu verherrlichen, konnte sich infolge einer Taktlosigkeit, durch die der oben zum Teil zitierte, der Kaiserin huldigende Brief Goethes an Reinhard in ihre Hände gelangte, nicht erfüllen; er mußte sich mit einer versteckten Huldigung im Diwan begnügen:

Wenn vor Deines Kaisers Throne,
Oder vor der Vielgeliebten
Je Dein Name wird gesprochen,
Sei es Dir zu höchstem Lohne.

In ihrem letzten Brief an Karl August vom 20. November spricht die begeisterte Patriotin den Wunsch und die Hoffnung aus, daß Goethes Muse die „Rettter Deutschlands“ verherrlichen möge. Die Ausführung dieses Gedankens geschah in dem Festspiel „Des Epimenides Erwachen“. Der schon am 7. April 1816 erfolgte Tod der Kaiserin erschütterte Goethe aufs tiefste. Davon geben seine Briefe und die „Annalen“ Kunde. Noch am 5. März 1821 schrieb er an den Grafen Reinhard: „Den Tod der höchstseligen Kaiserin habe ich noch nicht verwunden; es ist eben, als wenn man einen Hauptstern am Himmel vermißt, den man nächtlich wiederzusehen die erfreuliche Gewohnheit hatte.“

Die nahen Beziehungen zu diesen und anderen fürstlichen Personen verdankte Goethe nicht bloß der hohen Stellung, die er als Minister und als Dichter einnahm, die höfisch-gewandte, sich willig unterordnende, nie den

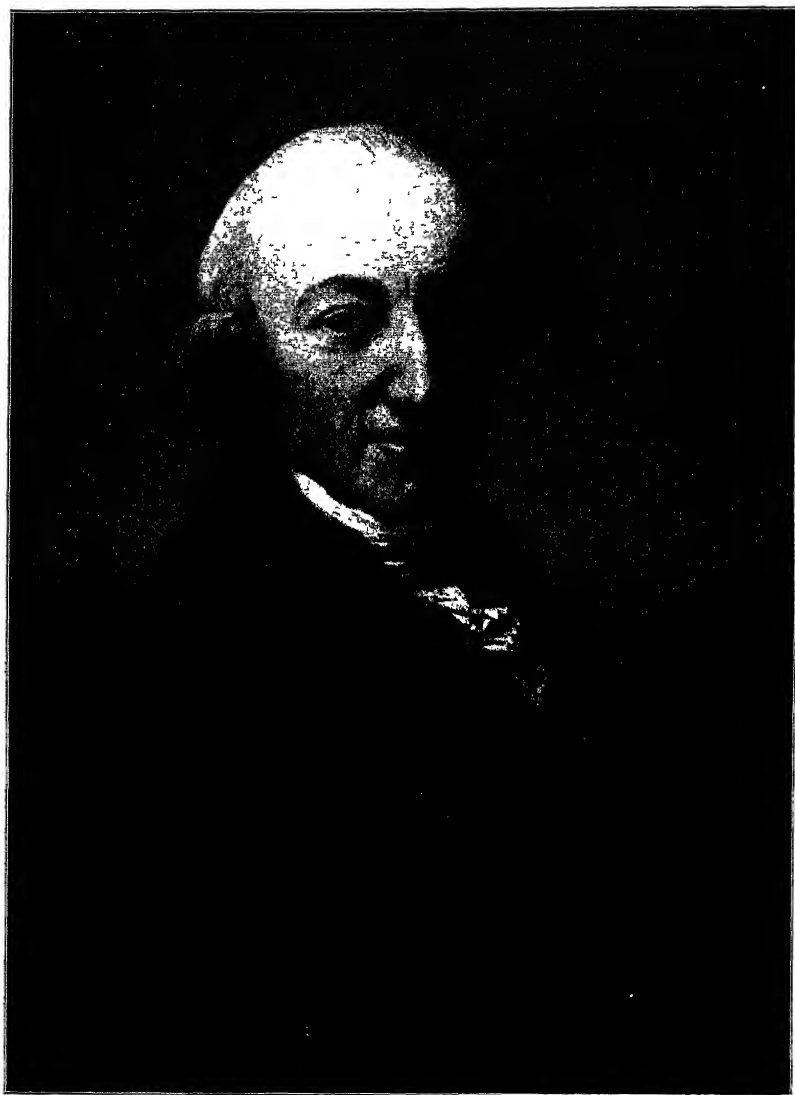
eigenen Wert stolz hervorkehrende, oft demütige Art seines Verkehrs mit den durch hohe Geburt ausgezeichneten Menschen trug das meiste zu seiner Beliebtheit in diesen Kreisen und zu dem Vertrauen bei, das man ihm entgegenbrachte. Aber gerade diese Eigenschaft Goethes sollte die Ursache einer Entfremdung zwischen ihm und dem Manne werden, der als Fürst in dem Reiche der Töne sich der Dichtergroße Goethes ebenbürtig zur Seite stellen konnte. Ludwig van Beethoven Wenn jemand, so war der junge Beethoven von heiliger Begeisterung für Goethes Poesie ergriffen, sein Ideal war freilich der Dichter des Götz und des Werther. Der kongeniale Komponist hatte in dieser Begeisterung Goethische Lieder in Musik gesetzt und die Musik zum Egmont dankerfüllt Goethe übersandt. Bettina, die Verehrerin beider, hatte die Kunde von seiner schwärmerischen Verehrung und seinen glühenden Wunsch, Goethe kennen zu lernen, dem Dichter überbracht und ihn für Beethoven freundlich gestimmt. Die Zusammenkunft aber, die in Teplitz und Karlsbad 1812 stattfand, führte zu einer dauernden Entfremdung. „Goethe“, so schreibt Beethoven am 9. August 1812, „behagt die Hofluft zu sehr, mehr als es einem Dichter geziemt. Es ist nicht viel mehr über die Lächerlichkeit der Virtuosen hier zu reden, wenn Dichter, die als die ersten Lehrer der Nation angesehen sein sollten, über diesem Schimmer alles andere vergessen können,“ und Goethe schreibt einige Wochen später an Zelter: „Beethovens Talent hat mich in Erstaunen gesetzt, allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit. . . “ Mag Bettinens bekannte Erzählung von Beethovens Opposition gegen Goethes höfmannische Haltung der kaiserlichen Familie gegenüber wahr oder erfunden sein, jedenfalls gewann Goethe gegen Beethovens rücksichtsloses Benehmen und seine „angeborene Wildheit“ eine Abneigung, die er nie überwunden und der er sogar bei der Zusendung herrlicher Kompositionen und einer von der Not diktierten, in rührenden Worten ausgesprochenen Bitte Beethovens durch kalte Nichtbeachtung unverhohlen Ausdruck gegeben hat. Schon dies deutet darauf hin, daß ihm nicht bloß die Person unsympathisch war; er hat auch nie Verständnis für Beethovens Größe gewinnen können oder wollen. Nicht daß es ihm an Interesse für die Musik überhaupt fehlte; vielmehr sind uns Beweise seiner von der Mutter ererbten Neigung für musikalische Genüsse und seines Interesses für die Musik wiederholt begegnet. Das Kapitel in der Farbenlehre über ihr Verhältnis zur Tonlehre, der von musikalischen Fragen durchzogene Briefwechsel mit Zelter und insbesondere seine Darstellung von dem Ursprunge und dem Wesen der Molltonart zeugen von seiner tüchtigen Kenntnis der musikalischen Technik und Theorie. Aber er kannte Musik mehr durchs Nachdenken als durch Genuß. „Und so verwende ich, Ton- und Gehörloser, obgleich Guthörender, jenen großen Genuß in Be-

griff und Wort. Ich weiß recht gut, daß mir ein Drittel des Lebens fehlt; aber man muß sich einzurichten wissen." Für ihn war die Musik nur eine Dienerin der Dichtkunst. Komponisten wie Kayser, Reichardt, Zelter, von denen unsere Zeit wenig weiß, halfen ihm bei der Ausführung seiner musikalischen Pläne, die immer mit seiner Dichtkunst in Verbindung standen. Zelters Kompositionen seiner Lieder gab er den Vorzug, ja er sandte ihm, wie er später einmal schrieb, dreißig Jahre lang alles Lyrische, was er gedichtet hatte, als in seinem Sinn und Geiste verfaßt zu eigentlicher musikalischer Belebung, weil er „es verstand, das Kernhafte mit dem Gefälligen zu verbinden, wie kein anderer“. Für die Instrumentalmusik hatte Goethe wenig Verständnis. Erst allmählich gewöhnte er sich an Mozarts Opern, und gegen Beethovens Symphonien verschloß er sich absichtlich. Und zur Erklärung für die uns so befremdliche Bevorzugung Zelterscher Kompositionen seiner Lieder vor denen Beethovens und Schuberts dürfte noch ein zweites gesagt werden. Zelter, Reichardt, Kayser schmiegt sich als kleinere Geister völlig den Intentionen des Dichters an, dessen lyrische Gedichte schon an und für sich Musik sind. Beethoven und Schubert dagegen schufen als selbständige Künstler neben der Dichtung ein zweites, musikalisches Kunstwerk, das an Schönheit und Kunst der Dichtung gleichwertig war oder sie gar zurücktreten ließ, und das auch nicht immer im Anschluß an die Dichtung, vielleicht gar im Widerspruch zu den Empfindungen und Absichten des Dichters geschaffen war.

Wenn nun auch Karl Friedrich Zelter als musikalischer Berater Goethes nicht zum Segen gewirkt hat, so hat er sich doch als „geistverwandter und herzverbundener Freund“ und begeisterter Verehrer um ihn große Verdienste erworben, die Goethe durch eine ununterbrochen bis zum Tode währende Neigung und Freundschaft belohnt hat. Seit Schillers Tode stand niemand Goethe so nahe wie der Direktor der Berliner Singakademie und ehemalige Maurermeister. Ihm fast allein von allen Freunden des Alters hat Goethe das brüderliche Du angetragen, das er selbst Schiller und Meyer nicht gönnte. Schon das bezeichnet die Verschiedenheit der Freundschaftsverhältnisse. Das innere Band der Freundschaft Goethes mit Schiller und mit Meyer war die Kunst. Der feste Grund, auf dem das Freundschaftsverhältnis zu Zelter fußte, war, wenn auch die Musik den Anlaß gab, die persönliche Zuneigung. „Meine Freude,“ schreibt er einmal bei Zelters Besuch in Lauchstädt, „diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen, ist sehr groß. Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen.“ Nicht als wenn Zelters Charakter dem Goethischen ähnlich gewesen wäre, vielmehr hat sein Wesen Züge, die Goethe an anderen unsympathisch waren, wie seine Derbheit und polternde Rücksichtslosigkeit — „seine Reden

sind handfest wie Mauern; seine Gefühle zart und musikalisch," so charakterisiert ihn A. W. Schlegel —, auch mit der Reinheit des Charakters und dem Adel der Gesinnung Zelters konnten gewiß andere Freunde Goethes wetteifern, und der Mangel einer wissenschaftlichen Bildung hätte Goethe wohl eher abgehalten, einen vieljährigen, umfangreichen Briefwechsel mit ihm zu führen. Er bestimmte diese Korrespondenz sogar zum Druck weniger um seines Anteils willen, als weil er die große Zeltersche Kunst des Erzählens, die immer charakteristischen Schilderungen und die mit humorvollen Anekdoten gewürzten Berichte aus dem Berliner Leben der Nachwelt erhalten wissen wollte. Das eigentliche Bindeglied war die unbegrenzte, fast vergötternde Verehrung, die Zelter dem Meister und seinen unsterblichen Werken entgegenbrachte. Eine Stelle aus einem Briefe vom 21. Dezember 1812 mag das näher erläutern: „Mein süßer Freund und Meister, mein Geliebter, mein Bruder! Wie soll ich den nennen, dessen Namen immer auf meiner Zunge liegt; dessen Bild sich auf alles abspiegelt, was ich liebe und verehere! Wenn das weimariſche Couvert meine Treppe heraufwandert, gehen meinem Hause alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehen, und ich halte es dann lange uneröffnet, beſehe es, ob es auch ist, was es ist, drehe es, drücke und küsse es.“ Auch der nun größte Dichter ist ein Mensch; auch er ist trotz aller Geringschätzung des Publikums der Stimme verehrender Anerkennung zugänglich. Hier bot sich eine biedere, treu und ehrlich liebende, begeistert verehrende Brust und ein klarer, offener, an Goethe sich heranbildender Geist, dem dieser alles, was seinen Geist und sein Herz bewegte, anvertrauen konnte. Und es war einsam um ihn geworden. Auf Herders und Schillers Tod folgte am 20. Januar 1813 der Wielands. Dem „Dichter, Bruder und Freunde“ setzte Goethe durch eine Wielands Bedeutung und Charakter liebevoll preisende Rede in der Freimaurerloge ein schönes Andenken. Nun sollte Zelter den Verlust ersehen. Ein längerer Verkehr in Karlsbad und Teplitz knüpfte den Bund noch inniger. Zelter vertritt von nun an Goethe offiziell in den Berliner literarischen Kreisen, und der Dichter dankt ihm durch freudiges Lob der Kompositionen zu seinen Gedichten. Auch war Zelters Wirken in Berlin von großem Erfolg. Bald bildete sich hier eine kleine Goethegemeinde, eine Schar Goethe-Enthusiasten, unter denen die geistreichen Töchter Dorothea Veit, Henriette Herz und Rahel Levin hervorragten.

Während des Sommeraufenthaltes in Karlsbad (1810) und auf der Rückreise in Dresden sah Goethe das Ehepaar Körner wieder. Der jugendliche Theodor Körner, der seine Eltern nach Karlsbad begleitet hatte, konnte hier dem großen Dichter seine Verehrung und Bewunderung bezeugen. Goethe



C M Wieland

Von Anton Graff

Original im Besitz des Freiherrn Sahrer von Sahr auf Dahlen

brachte in den folgenden Jahren den Dichtungen Körners freundliche Anerkennung entgegen, antwortete auf die Zusendung der Dramen „Toni“ und „Die Sühne“ in einem wohlwollenden und gütigen Schreiben und ließ mehrere Körnersche Dramen im Jahre 1812 in Weimar aufführen. Dem Wunsche des Vaters, Theodor eine Zeitlang unter Goethes Augen das Weimarer Theater studieren zu lassen, auf den Goethe gern und freudig einging, trat der Ausbruch der Freiheitskriege entgegen. Schon am 12. April 1813 verließ Theodor Körner Dresden, um in den Krieg zu ziehen. Am 20. April traf Goethe, flüchtend vor der Einquartierung und den Drangsalen des Krieges, auf der Durchreise nach Tepitz bei Körner in Dresden ein. Er stand der Begeisterung, die ihm hier entgegenwehte, kalt, fast teilnahmslos gegenüber. Körner hatte den einzigen, teuren, vom Dichterruhm befränzten Sohn mit heißen Segenswünschen in den heiligen Kampf entsendet. Goethe verbot seinem Sohne die Teilnahme am Kampfe trotz der Mißachtung, die sich dieser dadurch zuzog. Damals fiel das ihm später oft vorgehaltene Wort über die Erhebung gegen Napoleon, das er an Arnöt und Körner richtete: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ Von dieser Zeit datierte eine Erkaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Körner und Goethe, die erst 1821 durch Körners Entgegenkommen beseitigt ward.

Daß die Muse des Sechzigjährigen kein Wort für die große Sache seines Volkes hatte, das hat er später vollauf erklärt mit den Worten: „Das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner.“ Das wird auch wohl kein Verständiger von ihm verlangt haben. Was man ihm aber auch heute noch vorwirft, ist der Mangel an nationalem Ehrgefühl, der sich in einer offen zur Schau getragenen Ablehnung, ja fast Mißachtung der begeisterten Erhebung Deutschlands verrät. Diese Stellung Goethes erklärt sich einmal aus seinem Charakter, seiner Erziehung und seinem Lebensgang, andererseits aus seiner Anschauung der damaligen Weltlage. Die gewaltigen Taten Napoleons, dessen Größe etwas Bezauberndes für ihn hatte, raubten ihm den Glauben an den Sieg seiner Gegner. Er fürchtete eine härtere Knechtung als Folge der versuchten Erhebung. Aber auch als Frucht eines Sieges mit Hilfe Österreichs und Rußlands prophezeite er nicht die Freiheit und Macht Deutschlands, sondern nur einen Wechsel der dominierenden Macht oder, um mit seinen Worten zu sprechen, die Herrschaft der Kosaken an Stelle der Franzosen, und daß er hierin nicht ganz unrecht gehabt, hat die Geschichte bewiesen. Deswegen wollte er den damaligen Zustand erhalten wissen. Er zweifelte nicht an der Zukunft des deutschen Volkes, an einem großen, einheitlichen, mächtigen Deutschland in später Zeit. Aber das damalige deutsche Volk, „das so achtbar im einzelnen und so mißerabel im ganzen ist“, schien ihm

für diese Stellung nicht reif „Uns einzelnen bleibt inzwischen“, so sprach er sich gegen Juden aus, „nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch daselbe zu verbreiten nach allen Seiten . . , damit es wenigstens hierin voraußstehe vor den anderen Völkern“ Wir erinnern uns seiner Pläne für eine geistige Wiedergeburt Deutschlands. Im Dezember 1813 weihte er den Jenerser Professor und Arzt Kieser in diese Pläne ein „Er forderte mich“, erzählt dieser, „zur Mitwirkung auf . . . Ich fürchtete mich beinahe vor ihm, er erschien mir, wie ich mir als Kind die goldenen Drachen der chinesischen Kaiser dachte, die nur die Majestät tragen können. Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte, und dann schwoh sein Gesicht, und die Augen glühten, und die ganze Gestikulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen. Ich habe seine Worte und Pläne, aber ihn selbst nicht verstanden . . . Er sprach über sein Leben, seine Taten, seinen Wert mit einer Offenheit und Bestimmtheit, die ich nicht begriff. Ob ihn der große Plan, den ich Ihnen nur mündlich sagen kann, so ergriff? Dann muß ich ihn noch mehr schätzen und sein Zutrauen gegen mich ehren.“ Das führt uns auf die seinem Charakter und seiner Erziehung entspringenden Gründe für sein anscheinend unpatriotisches Verhalten. Er war mit seinem Fühlen und Denken ein echter Deutscher auch in seinen Fehlern und ein Kind des 18. Jahrhunderts. Dieses kannte nur die geistige Einheit Deutschlands, die politische war ihm völlig gleichgültig. Das politische Vaterland Goethes war Frankfurt, später Weimar, nicht Deutschland. Und nun vollends der moderne Patriotismus, der bei dem Vorherrschen des Nationalitätsprinzips sich oft in Haß gegen andere Nationen äußert, wäre ihm und seinen Zeitgenossen als eine Schwachheit erschienen. An dem Haße gegen die Franzosen, denen seine Bildung so viel verdankte, hat Goethe nie teilnehmen können. Er stand auf einer höheren Warte, er predigte nicht Haß und Rache, er wünschte nichts sehnlicher als den friedlichen Wettstreit beider Kulturvölker. Es war für ihn traurig, daß er die Fühlung mit seiner Zeit völlig verloren hatte, daß ihm das Verständnis der Schillerschen Worte nicht aufgegangen war: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“, aber sein Verhalten war eines großen Dichters und Weltweisen nicht unwürdig.

Der Dichter.

Epimenides und Pandora.

Weit verbreitet ist die Anschauung, daß Goethe nach dem Freiheitskriege sich selbst seines unpatriotischen Benehmens angeklagt und eigens 1814 das

Festspiel Des Epimenides Erwachen geschrieben habe, um vor aller Welt demütig um Verzeihung zu bitten. Nach der Sage hatten die Götter den Kreter Epimenides in einen Schlaf versenkt, der vierzig Jahre dauerte. „In der neuen Dichtung“, so erklärt Goethe sein Drama, „nimmt man an, daß die Götter den weisen und hilfreichen Mann zum zweiten Male einschlafen lassen, damit er eine große Unglücksperiode nicht miterlebe, zugleich aber auch die Gabe des Weissagens, die ihm bisher noch verjagt gewesen, erlangen möge.“ Dafür, daß der Dichter sich selbst mit dieser Gestalt der antiken Sage gemeint habe, macht man die Worte des Epimenides geltend:

Doch scham' ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden war Gewinn
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin

Schon die Tatsache, daß Goethe nie seine Gesinnung geändert, sondern immer auf der Berechtigung seines damaligen Standpunktes beharrt hat, hätte von der Beziehung jener Worte auf den Dichter abhalten sollen. Noch mehr wird uns von der Unhaltbarkeit jener Ansicht die Entstehungsgeschichte des Festspiels überzeugen. Jffland hatte im Mai 1814 den Wunsch an den ersten Dichter Deutschlands gelangen lassen, „eine Art theatralischer Einleitung zu jenen Festen zu geben, die man der Rückkehr der Monarchen und ihrem Aufenthalt in Berlin bereitet“. Schon hatte Goethe aus äußeren Gründen ablehnend geantwortet, als ihm der Gedanke kam, „die bedeutenden Weltverhältnisse zusammenzustellen“ auf die Weise, wie er sie nachher unter dem Titel „Des Epimenides Erwachen“ bearbeitet hat. „Mein stiller Wunsch war,“ wie er selber schreibt, „diese Arbeit nicht nur für Berlin, sondern für das ganze Vaterland, nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft zu unternehmen“, und er spricht Jffland seinen Dank dafür aus, „daß er ihm Gelegenheit gegeben habe, und zwar eine so würdige, der Nation auszudrücken, wie er Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde“. Also als ein zur Feier des Friedens aufzuführendes Festspiel war das Gedicht gedacht, wenn sich auch seine Aufführung durch den Tod Jfflands und andere Ursachen bis zum 30. März 1815 verschob. Will man Goethe wirklich eine solche Geschmackslosigkeit und Unbescheidenheit zutrauen, bei einem zum Preise der errungenen Freiheit in Gegenwart der siegreichen Fürsten aufgeführten Festspiel sich selbst als Hauptperson darzustellen? Auch hat keiner der Zeitgenossen in Epimenides des Dichters eigene Gestalt gesehen. Wie man vielmehr das Festspiel verstand, beweist die 1814 erschienene Sammlung volkstümlicher Schriften: „Das erwachte Europa“, das auch einen Chor aus dem Festspiel enthielt. Und derselben Auslegung werden wir uns anzuschließen haben.

Epimenides ist das deutsche Volk oder vielmehr die alte germanische Tapferkeit und das alte deutsche Ehrgefühl, das so lange im Schlaf gelegen hatte und nun wieder herrlich erwacht war. Der Dichter selbst hat deutlich seine Absicht in einem Briefe an Knebel vom 5. April 1815 ausgesprochen: „Das Stück sollte, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch wiederholen, daß sie viele Jahre hindurch das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesem Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Tatkraft nötig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten.“

Mit dem Einschlafen des Epimenides beginnt die Knechtung der Liebe und des Glaubens durch den Dämon der Unterdrückung. Der Dichter hat diese Fesselung der Liebe und des Glaubens die Achse des Stückes genannt. Er will damit sagen: Der Sirenengesang der französischen Revolution von Freiheit und Gleichheit hat die Deutschen betört, so daß sie in ihr den Dämon der Unterdrückung nicht erkannten, daher war alles Unglück und die Knechtschaft über Deutschland gekommen. Aber noch während seines Schlafes „hat die Tugend still ein Reich gegründet“, die Hoffnung Glaube und Liebe befreit, und „von Osten rollt Lawinen gleich herüber der Schnee- und Eisball . . . Vom Ozean, vom Belt her kommt uns Rettung“. Das Erwachen des Epimenides, dessen Verzweiflung beim Anblick der Verwüstung die Genien mit den Worten ver scheuchen:

Komm, wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz;
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz —

leitet zu dem zweiten Teil über, zur Befreiung und zum Sieg, der mit der jubelnden Freude des Chors und seiner Mahnung zur Einigkeit schließt:

So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.

Wer dann das Innere begehrt,
Der ist schon groß und reich;
Zusammenhältet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich.

Das Festspiel erfreut sich trotz der Schönheit seiner Sprache und Gedanken infolge der oft unklaren Symbolik nicht des besten Rufes. Man vergeße aber nicht bei der Beurteilung, daß der opernhafte Charakter der Dichtung, um zu voller Wirkung zu kommen, der Beihilfe der Musik nicht entraten kann.

Den Gedanken, von dem er nie abgewichen ist, daß es für den Dichter und Weisen noch etwas Höheres gebe, als den Besitz irdischer Güter und selbst als das Vaterland, hat Goethe in einem tiefinnigen allegorischen Gedicht dramatisch verkörpert, das gerade in die Jahre der tiefsten Erniedrigung Deutschlands fällt; es ist Pandora, das Hohelied der Kunst und Schönheit. Wie seinem Epimetheus, so war auch ihm die Hoffnung geschwunden und die Sorge geblieben. Wie dieser sucht er in seinem Inneren, in dem unverlierbaren Besitz seines Geistes und seiner Seele einen Halt, der ihm über das Elend des Lebens hinweghelfe. Er wendet sich ab von dem öffentlichen Leben, „um“, wie er an Zelter schreibt, „in seiner Klausur zu verharrren und sein Innerstes zu bedenken“. Einstmals war der Titane Prometheus sein Ideal, und außer Faust hat keine Gestalt den jugendlichen Dichter mehr beschäftigt als diese. Auch jetzt schafft er in seiner Pandora einen Prometheus, den Vater der Menschen. Aber es ist nicht der Typus des schaffenden und bildenden Künstlers, der die Menschen „nach seinem Bilde“ zum Leben ruft und die Krone seiner Schöpfung, den Inbegriff weiblicher Schönheit, Pandora, liebend verehrt — zum nüchternen Vertreter nützlicher, handwerksmäßiger Tätigkeit, zum Verächter weiblicher Schönheit und der Kunst, zum Vertreter platter Nützlichkeitspolitik ist der ideale Held herabgesunken. Das Geschenk der Götter, die Schönheit in Gestalt Pandoras, hat er stumpfen Sinnes von sich gewiesen. Hirten, Krieger, Schmiede sind seine Umgebung, und des rastlosen Mannes Sinn kennzeichnen die Worte: „Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat.“ Auch in der Pandora, wie in manchen anderen Dichtungen Goethes, ist der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus durchgeführt. Clavijo und Carlos, Egmont und Oranien, Tasso und Antonio sind die typischen Vertreter dieser Richtungen. Aber wenn sonst der Dichter in beiden die in ihm selbst widerstreitenden Strömungen darstellen wollte und im Tasso dem Realisten sogar das Übergewicht gab, so hat er in der Pandora sein Fühlen und Denken nur in die Brust des Idealisten Epimetheus gelegt. Der einstige Stürmer und Dränger der kräftig eingreifende, führende und leitende Staatsmann ist zu dem weichlich-sentimentalen Gefühlsmenschen geworden, der, abgeschlossen von der Welt und ihrem eitlen Streben, in der Erinnerung an die einst erschaute Schönheit und an ein einst besessenes Glück ein Traumleben führt. Nicht der Mann der Tat, Prometheus, sondern der Mann des Gedankens, der verzückte Verehrer der menschlichen Ideale, wird am Schlusse des Dramas verjüngt und mit Pandora zu den Göttern emporgehoben, und wie ein Mahnwort als der Weisheit letzten Schluß ließ Goethe am Ende des Fragments und zugleich seiner Werke Eos die Worte sprechen:

Groß beginnet ihr Titanen, aber leiten
 Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
 Ist der Götter Wert; die laßt gewähren!

So sehr weiß sich Goethe eins mit Epimetheus, daß er ihm Worte seliger Erinnerung und schmerzlicher Entsagung in den Mund legt, die nicht nur aus des Dichters, auch aus des Menschen Herzen quollen. Eine Notiz Goethes im Tagebuch vom 27. Juli 1806 in Karlsbad (die erste Erwähnung der Pandora) deutet geheimnisvoll auf einen Zusammenhang unserer Dichtung mit Frau von Leveghow, der Mutter der letzten Geliebten Goethes, die er im Jahre 1823 „einen glänzenden Stern meines früheren Horizonts“ nennt. Aber die eigentliche Abfassung der Pandora, die 1808 in der Zeitschrift Prometheus unter dem Titel: „Pandoras Wiederkunft. Ein Festspiel“ zum Teil erschien, fällt später und zwar in die Jahre 1807 und 1808. Aus Karlsbad schreibt Riemer am 1. Juli 1808 an Frommann in Jena: „Die Pandora ist bis zur Hälfte dem Prometheus zugeführt, und Sie werden sich für das schöne Kind gar besonders noch interessieren.“ Die letzten Worte weisen auf Minna Herzlieb, und Goethes eigener Bericht aus den Annalen 1807: „Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus“, sowie seine Worte an Knebel vom 4. Mai 1808 über Pandora: „Es ist ein herzliebes Kind“, drücken dieser Vermutung das Siegel der Gewißheit auf. Das Glück der Liebe und den Überschwang der Empfindung im Anblick der schönen Geliebten hatten die Sonette in begeistert idealisierenden Worten geschildert; die Klagen der Entsagung, die Erinnerung an das genossene Glück und die Lobpreisung des bleibenden inneren Gewinnes durchziehen das symbolische Festspiel Pandora.

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
 Gliehe mit abgewendetem Blick!
 Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
 Zieht sie, ach, reißt sie ihn ewig zurück

Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
 Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
 Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an

Sie steigt hernieder in tausend Gebilden,
 Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
 Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt,
 Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt

Das holde Kind, „die liebe Tochter“, wie Goethe sie nennt, Pandora, „die Allbegabte, die symbolische Verkörperung der Schönheit und aller menschlichen Ideale“, kann nicht erworben werden. Sie wird dem geschenkt, in dessen

Seele, ihm selbst unbewußt, ihr Bild schlummert, dem edlen, für die geistigen Güter der Erde begeisterten Menschen. Doch auch Epimetheus darf sie nicht ewig besitzen, wie ja selbst den bevorzugten Sterblichen nur in weihenollen Stunden, nur in einzelnen, von der Gottheit geschenkten Augenblicken der Begeisterung das volle Gefühl, das wahre Empfinden der Schönheit aufgeht. Aber wer sie einmal erschaut hat, kann sie nie, auch wenn sie ihm entschwindet, verlieren.

Auf ewig schuf da holde Liebesfülle mir
Zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick —

ruft Epimetheus in verzückter Begeisterung aus. Durch alle seine Klagen um ihren Verlust klingt das Goethische Wort: „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist!“, und wie einen Triumph stellt er dem Spott des Prometheus das Wort entgegen:

Und sie gehört auf ewig mir, die herrliche!

Während ihrer Verbindung mit Epimetheus hat ihm Pandora zwei Mädchen geboren, Elpore, die Hoffnung, und Epimeleia, die Sorge. Elpore ist mit der Mutter zum Olymp zurückgekehrt. Sie erscheint dem Vater, um ihm die Wiederkunft Pandorens zu versprechen, aber nur als Traumgestalt, denn wie die Hoffnung, sobald sie sich verwirklicht, verschwindet, so erscheint sie bald fliehend, bald schmeichelnd, nie greifbar und doch liebevoll tröstend, nicht wirklich und doch als wirklich geahnt, empfunden und gefühlt. Die andere Tochter der Pandora, Epimeleia, ist ohne Wissen des Prometheus von Epimetheus auferzogen worden. Sie stellt symbolisch die Sehnsucht des Epimetheus und so des Menschen überhaupt nach den Idealen, die liebebedürftige, niemals befriedigte, immer nach Höherem strebende menschliche Seele dar.

Geliebt wird Epimeleia von Phileros, dem „Liebeefrigen“, dem Sohne des Prometheus, der des Vaters rüstiges, zur Tat schnell entschlossenes Wesen und zugleich des Oheims Schönheitstrunkenen Sinn und seine Liebessehnsucht geerbt hat. Phileros verfolgt die fälschlich für untreu gehaltene Geliebte. Sie flieht zum Vater, wird von Phileros verwundet, aber noch zur rechten Zeit von Prometheus gerettet. Von seinem Vater verwiesen, stürzt sich Phileros reuevoll in die Gluten, und Epimeleia sucht, weil sie den Untergang des Geliebten verschuldet hat, den Tod in den Flammen. Beide werden jedoch von den Göttern gerettet. Prometheus muß die höhere Weisheit der Götter, ohne deren Willen sein Sohn dem Tode anheimgefallen wäre, anerkennen. In der Verbindung der beiden Kinder wird die Besiegung der in den Brüdern bestehenden Gegensätze angedeutet. Eos verkündet das Glück der Menschheit, das auf dieser Vereinigung sich aufbauen wird:

So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und Tat sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet normals

Damit schließt das Bruchstück. Das Schema der Fortsetzung läßt vielen Vermutungen Raum. Jedenfalls sollte Pandora erscheinen und nach segensreichem Wirken und nach Öffnung der Kypsele, deren schönste Gaben Wissenschaft und Kunst sind, mit dem verjüngten Epimetheus in ihre ewige Heimat zurückkehren. So lehrt das Drama daselbe wie der Faust. Der den Idealen nachstrebenden Seele wird die Gottheit die Vereinigung mit sich nicht versagen. Auch hier bildet das Ewig-Weibliche die Brücke zum besseren Jenseits. Aber auch für das diesseitige Leben will der Dichter mit seiner Pandora, die in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands geschrieben ist, seinem Volke ein tröstendes Wort sagen: Es gibt noch etwas Höheres als die irdische Macht und die Güter des Lebens. Das ist die Kunst und die Wissenschaft und die ewigen Ideale, die kein Eroberer den Menschen rauben kann.

Dem Gedankeninhalt nach schließt sich das Fragment an die symbolischen Dichtungen Goethes an, die uns aus der letzten Zeit der Verbindung mit Schiller bekannt sind. Pandora bezeichnet einen Schritt weiter in dieser Richtung. Der Dichter empfand den ungeheuren Nachteil, in dem er sich gegen die antike Dichtung wegen des Mangels einer im Volksbewußtsein haftenden Mythologie befand, einer Mythologie, die die im Volke unbewußt lebende ästhetische Weltanschauung verkörperte. Er versucht die mythologischen Gestalten der Antike neu zu beleben. Aber der Versuch mißlang, weil er den naiven Glauben an die Wahrheit dieser Gestalten nicht erzwingen, weil er vergangene Zustände nicht wieder herstellen konnte. Darin liegt der Grund für den geringen Beifall, den Goethes große Schöpfung Pandora bei seinem Volke gefunden hat.

Auch dem Rhythmus und der äußeren Form nach bezeichnet die Dichtung etwas ganz Neues. Im Dialog herrscht der jambische Trimeter, hin und wieder unterbrochen von dem jambischen oder trochäischen Sünffüßler. Die lyrischen Teile des Dramas weisen eine große Verschiedenheit des Versmaßes, teils gereimte Strophen, teils anapästische oder daktylische Rhythmen auf. Es ist der Versuch eines charakteristischen Rhythmus, das heißt der Kunst, einer jeden Person den ihren Empfindungen und ihrer Lage, ihrem Wesen, Charakter und Geschlecht entsprechenden individuellen Rhythmus zu geben. Der Sprache und Sprachform nach wird Pandora immer ein Meisterwerk deutscher Dichtung bleiben.

Die Wahlverwandtschaften.

Mit der Pandoradichtung in nahestem Zusammenhange steht Goethes Roman: Die Wahlverwandtschaften, innerlich durch die Beziehungen auf Minna Herzlieb und durch das gemeinsame Thema der Entsagung, äußerlich durch die fast gleichzeitige Entstehung Ursprünglich war der Roman als Novelle oder, wie Goethe sagt, „als die Darstellung einer sich ereigneten unerhörten Begebenheit“ gedacht, so daß also der Tod Ottiliens und Eduards der Ausgangspunkt für den Dichter war. Er war für die im Mai 1807 begonnene Fortsetzung der „Lehrjahre“ bestimmt, und noch im April 1808, wo zuerst der Titel „Wahlverwandtschaften“ erscheint, wurde er als kleine Erzählung bezeichnet. Die eigentliche Entstehung des Romans fällt in die Karlsruher Zeit des Jahres 1808 und in den Frühling und Sommer des nächsten Jahres, in dessen Verlauf noch die Drucklegung beendet wurde.

Über die Meisterschaft der künstlerischen Darstellung des Romans sind alle Kritiker einig. Die Klarheit der Exposition, die sichere Führung der Handlung bis zum Höhepunkt im ersten Teil, die Katastrophe im zweiten, auch äußerlich ganz gleich gestalteten Teil, die klassische Schönheit der Sprache, die Gegenständlichkeit der Darstellung, die plastische, ergreifende Gemalde vor uns zaubert, und alle die Vorzüge der Goethischen Kunst wird ein empfängliches Gemüt immer wieder bewundern und anstaunen.

Anders steht es mit der sogenannten Tendenz des Romans. Mißgünstige wie wohlwollende Urteile über den Roman pflegen von seiner Moralität oder Unmoralität auszugehen. Schon Goethe selbst hat gegen den Vorwurf der Unmoralität mit den Worten Front gemacht. „Solche Urteile tun mir leid, es ist doch mein bestes Buch. . . Das Gesetz in dem Buche ist wahr, das Buch ist nicht unmoralisch, man muß es nur vom größeren Gesichtspunkte betrachten.“ Das Gesetz, um wieder des Autors eigene Worte zu gebrauchen, ist daselbe, das Christus gegeben hat: „Wer ein Weib ansieht ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ Da das Nacste und Natürliche nie lüftern dargestellt wird, da Ottilie und Eduard ihre Gedankensünde mit dem Tode büßen, so muß auch der Tadel des strengsten Moralisten verstummen.

Aber der eigentliche Grund für die falsche Auffassung des Romans liegt auch weniger in dem Roman selber, als in der Meinung, die das Publikum von dem Autor hatte und zum Teil noch hat. Aus der Tatsache, daß Goethe viele Jahre seine Ehe des kirchlichen Segens entbehren ließ, schloß man auf läßliche Anschauung von der Heiligkeit der Ehe und glaubte in den Gestalten des Romans, die sich dieser frivolen Meinung schuldig machen, die Vertreter

des Dichters selber zu sehen, ohne daran zu denken, daß doch der Schluß die Unauflöslichkeit der Ehe predigt. Soviel jedoch wird richtig sein, daß die schiefe Stellung, in der Goethe durch seine Gewissenstheorie einem großen Teil seiner Nation gegenüber sich befand, den Grund zur Wahl gerade des Themas von der Ehe gegeben hat. Die Frage, die in dem Romane behandelt wird, hat den Dichter von den Jünglingsjahren an immer wieder beschäftigt, und der Versuch ihrer Lösung hat oft tief in sein Leben eingegriffen. Aus Weimar war er geflohen, um brautliches Glück nicht zu storen, zehn Jahre hatte er in Weimar den schweren Kampf der Liebe gegen das Gesetz und die Sitte mit vielen Opfern gekämpft. Werthei, Clavigo, Stella und die vielen an Frau von Stein gerichteten Gedichte begleiten und lindern seine Leiden. Er hatte der Welt bewiesen, was er denen, die ihn kannten, nicht erst zu beweisen brauchte, daß für ihn die Ehe heilig und unverleglich war. Nun hatte er selbst diesem Gesetze anscheinend Hohn gesprochen, indem er es verschmähte, seiner Ehe die gesetzliche Form zu geben. Darum erschien es fast notwendig, daß er, der erste Dichter und der Führer der Nation, seine wahre Meinung offenbarte, zumal in einer Zeit, in der eine geradezu erschreckende Lockerheit der Sitten Platz gegriffen hatte. Was die Ehe zu einem sittlichen Bunde macht, so lehren die Wahlverwandtschaften, ist nicht der kirchliche Segen, sondern die Liebe der beiden Gatten. Wo sie fehlt, ist auch der kirchlich eingesegnete Bund unsittlich. Wer sich ohne die Weihe des Gesetzes verbindet, handelt gegen die Sitte und gegen das Herkommen, wer sich ohne Liebe verbindet, gegen die Natur, gegen Gott. Wo die beiden Gesetze in Widerspruch miteinander geraten, wo die Erkenntnis zu spät aufgeht, daß der Bund ohne Liebe geknüpft sei, da tritt jenes tragische Geschick ein, das den Inhalt des Romans bildet. So sehr bewegten den Dichter diese Gedanken, daß es nur noch eines äußeren Anlasses bedurfte, um sie in einer großen Dichtung zu verkörpern. Es war dies, wie wir schon wissen, seine Liebe zu Minchen Herzlieb, auf die er selbst in den Annalen hindeutet: „Niemand verkennet an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ So konnte er denn diese Dichtung das einzige Produkt nennen, bei dem er sich bewußt gewesen war, nach einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, so konnte er mit dichterischer Ubertreibung „in ihr jeden Strich als erlebt“ bezeichnen, „wenn auch keinen so, wie er erlebt worden“. Auch scheint das Schicksal Karolinens von Wünderode, die sich wegen unglücklicher Liebe zu dem Heidelberger Professor Friedrich Kreuzer im Jahre 1806 das Leben nahm, nicht ohne Einfluß auf den Roman gewesen zu sein. Tief ergriffen ließ Goethe durch seine Mutter Bettina um eine ausführliche Darstellung des Schicksals der Wünderode bitten, gerade in der Zeit, als er an dem Roman arbeitete.

Den Inhalt des Romans haben wir schon angedeutet. Eduard und Charlotte glauben, sich aus Neigung geheiratet zu haben, in der Ehe kommen sie zu der Erkenntnis ihres verhängnisvollen Irrtums. Charlotte kann die Neigung zu einem anderen Manne, dem Hauptmann, nur durch große sittliche Energie unterdrücken, Eduard unterliegt einer geradezu vernichtend auftretenden Leidenschaft für ein unschuldsvolles Mädchen, Ottilie, die den Mangel an sittlicher Kraft, ihre Neigung zu Eduard zu ersticken, mit dem Tode bußt, in den Eduard ihr folgt. Die Tragik besteht in der unheimlichen, magischen Gewalt der gegenseitigen Anziehungskraft der Liebenden, die der Dichter, um damit zugleich dem Roman den Namen zu geben mit einem bekannten chemischen Vorgang vergleicht. Und er sollte mehr als eine Vergleichung sein: Wie in der physischen Welt so walte auch im Gebiet des Seelischen Gesetz und Notwendigkeit. Darum ist der Roman von vielen als Schicksalsdichtung aufgefaßt worden, und der Dichter hat manches getan, was diese Anschauung bestätigt. Wie die dämonische Kraft Ottilie gerade in dem Augenblicke, da sie entsagt hat, in die Arme dessen führt, dem sie entfliehen will, so waltet fast unentrinnbar durch das ganze Werk eine Ironie des Schicksals, die wie in Sophokles' vollendetstem Drama gerade das zum Unheil wendet, worin der Verstand der Menschen Rettung und Hoffnung sah. So wird der nächtliche Besuch Eduards zu furchtbarem Verbrechen, so führt das Unterpfand der Liebe, das Kind, die Katastrophe herbei, und Müllers gute Absichten beschleunigen den Tod Ottiliens. Mystische Empfindungen, rätselhafte Äußerungen über den Zusammenhang der sichtbaren und unsichtbaren Welt, das somnambule Wesen Ottiliens, ihre geheimnisvolle Beziehung zur Natur, dazu die unheimliche Gewalt einer unsichtbaren Kraft, die selbst einen so auf sich selbst gestellten Charakter wie Charlotte verzweifeln lassen, „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen — es greift zulezt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen,“ — alles das breitet über den Roman jene schwüle Atmosphäre, die dem Schicksalsdrama der Alten eignet. Aber ebenso oft hat man den Roman den Charakterdichtungen zugerechnet, denn wenn etwas groß und bedeutend an ihm ist, so ist es eben dies, daß der Charakter der Menschen sich selbst das Schicksal bereitet. Der Streit erscheint uns müßig. Jede wahre Dichtung muß Charakterdichtung sein. Eine Dichtung, in der die Gestalten ohne freien Willen und ohne Verantwortung wirken, ist ein Unding. Die griechische Tragödie ist daher ebenso Charaktertragödie wie die Shakespeares. Wie die griechischen Tragiker durch die Einführung der Orakel und des Schicksals es verstanden haben, die Täuschung zu erwecken, als wenn den Helden eine dämonische Gewalt in das Verderben treibe, das haben wir schon

oben zu zeigen gesucht Mit größter Kunst hat Goethe in seinem Roman dies Mittel der Antike verwendet, und all die ubernatürlichen Wirkungen und geheimnisvollen Erscheinungen hat er nur zu diesem Zwecke eingeführt, nicht etwa weil er an sie glaubte Unter den Rezensionen seines Romans, die Goethe gelesen, hat er besonders der freudig zugestimmt, die den Beweis zu führen versuchte, „daß das Sattum aus der Natur der Charaktere hervorgehe“. Schon Heraclit hat die große Wahrheit ausgesprochen, das Schicksal des Menschen ist sein Charakter. Die Tragik liegt in der Vergeblichkeit des Kampfes gegen den Charakter. Wie in allen seinen Dichtungen liegt auch hier in der Gestaltung der Charaktere der Schwerpunkt der Goethischen Kunst.

Unter ihnen dreht sich das Interesse des Autors und der Leser um Ottilie und Eduard Die übrigen scheinen nur da zu sein, um auf das Geschick der Helden einzuwirken oder ihren Charakter zu beleuchten. Die beiden in dem Ehedrama mitwirkenden Gestalten, Charlotte und der Hauptmann, kraftvoll und charakterstark, tätig, flug, edel, sich selbst beherrschend, wenn auch nicht ohne Leidenschaft, tragen in sich die Gewähr für die Sittlichkeit ihrer Handlungen. Der Architekt, „so groß und vortrefflich, daß er vermöge seiner Natur in die Verwicklungen der Liebe nicht hineingeraten kann“, ist der vollendete Gegensatz zu Eduard. Klug und taktvoll, besonnen und jeden Augenblick jeder Lage gewachsen, hebt er ebenso wie der verständige, wohlmeinende Gehilfe durch seine, still im Herzen getragene Liebe und Verehrung die Gestalt Ottiliens. Und das zuchtlose, gefallsüchtige, lärmende Wesen Lucianens, die, jeder höheren Regung bar, in ihren guten und schlechten Eigenschaften allein von der Laune regiert wird, ist vollends nur dazu geschaffen, um Ottiliens hohe Weiblichkeit und ihren Seelenadel um so heller erstrahlen zu lassen Der biedere, aber plumpe Mittler, diese originelle Figur, ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft, der Graf und die Gräfin und die Reihe der Gestalten niederer Ordnung, die der breite Boden des Romans verlangt, wirken bewußt oder unbewußt in ihren Handlungen und Reden mit zu der Erreichung des Zieles, der Erfüllung des tragischen Geschicks der Helden.

Von diesem mit höchster Kunst aufgebauten Hintergrunde hebt sich die holde Lichtgestalt Ottiliens ab. Weniger durch Schilderung ihres äußeren und inneren Wesens als durch ihre zauberhafte Wirkung auf ihre Umgebung dargestellt, gräbt sich diese Adel und Anmut verkörpernde Gestalt tief und unvergesslich in die Seele des Lesers ein. Ein schönes und wahres Wort des Grafen Reinhard an Goethe über Ottilie sei hier wiederholt: „Dieses liebliche Wesen steht unter einer Art von Naturnotwendigkeit, die von ihr auf alle ihre Umgebungen ausgeht, durch Anziehen und Zurückstoßen. Sie existiert sozusagen in einem beständigen Zustand der Magnetisation. Weder in ihrem Wirken noch in ihrem

Leiden ist volles, helles Bewußtsein, sie handelt und empfindet, sie lebt und stirbt so und nicht anders, weil sie nicht anders kann " Aber ihre geheimnisvollen Beziehungen zur Natur, die der Dichter so oft hervorhebt, sollen keineswegs die Verantwortlichkeit für ihre Handlungen aufheben, sie sollen nur erklären, nicht entschuldigen Ihres Charakters innerster Kern ist die hingebende Liebe, die unwandelbare Treue Daß diese Liebe dem zuteil wird, dem sie nicht zuteil werden sollte, ist ihr tragisches Geschick Die Natur tritt in den grausamen Widerspruch zu den Sätzen der Menschen Der Gewalt der Natur blindlings folgend, glaubt sie eine Zeitlang, wenn auch nur still hoffend, das Gesetz der Menschen übertreten zu dürfen Das ist ihre tief in ihrem Charakter begründete Schuld Ein furchtbares Ereignis, der Tod des Kindes, an dem sie sich schuldig fühlt, bringt sie zum Bewußtsein ihrer Schuld „Ich bin aus meiner Bahn geschritten,“ so lautet ihr Geständnis, „ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren . Eduards werde ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin Ich will es büßen " Aber es ist kein Zufall, daß die Scheidende Eduard entgegentritt Wie sie sich selbst nicht, so kann sie auch ihrer Liebe nicht entfliehen Hier ist nur eine Lösung möglich, der Tod.

Es ist dasselbe wie des „Magnetes Geheimnis“, was sie an Eduard fettet Er ist der vollkommenste Gegensatz zu ihrer Natur Nie daran gewöhnt, sich etwas zu versagen, trotzig und launenhaft wie ein Kind, geschäftigem Müßiggang hingegeben, Dilettant in vielen Dingen, ohne etwas ganz zu verstehen, immer nur das glaubend, was ihm schmeichelt, ist er kein schlechter Mensch, aber eine jener haltlosen, unmannlichen Gestalten, wie Weislingen, Clavigo oder Fernando in Goethes Jugenddichtungen, nur daß bei ihm die Schwäche zu weiblichem Eigensinn ausartet. In dem Augenblick, da er sich eben über die Liebe zu Ottilien klar geworden ist, knüpft er, einer plötzlich erwachten Begier nachgebend, seinen Ehebund von neuem und begeht eine Handlung, die der Dichter selbst als Verbrechen bezeichnet. Ein Spott des Hauptmanns über sein Flötenspiel macht ihn, wie er meint, aller Verpflichtungen einer vieljährigen Freundschaft ledig. Auf das Recht der Natur pochend, ohne die Gesetze der Sitte anzuerkennen, ist er in seiner Leidenschaft rücksichtslos bis zur gefühllosen Härte Teilnahmslos steht er dem Tode seines Kindes gegenüber und sieht in ihm eine „Süßung, wodurch jedes Hindernis an seinem Glück auf einmal beseitigt wäre“ Ja er schreckt nicht davor zurück, die Neigung des Hauptmanns für Charlotte zu unterstützen und zu fördern. Nur eins ist wahr, bleibend, fast groß an diesem haltlosen Menschen: seine Liebe zu Ottolie. An ihr hebt sich der launenhafte Schwächling empor zu einem großen Entschluß, dem Leben zu entsagen und der Geliebten in den Tod zu folgen „So ruhen die

Liebenden nebeneinander Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewolbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Anblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen!"

Dichtung und Wahrheit

Neben der dichterischen Tätigkeit, der wir auch eine Reihe Dichtungen verdanken, wie die Balladen *Johanna Sebus*, *Der Totentanz*, *Der getreue Eckart*, und Gesellschaftslieder wie *Ergo bibamus*, *Rechenhaft*, *Offne Tafel*, füllten eifrige wissenschaftliche und biographische Studien diese an Arbeit reichen Jahre aus. 1810 erschien die *Sarbenlehere*. Die Vollendung dieses großen Werkes, noch mehr die ubelwollende Aufnahme desselben, führte einen Stillstand der naturwissenschaftlichen Studien Goethes für einige Zeit mit sich und ließ der Ausführung des großen Planes Raum, der ihn nun mehrere Jahre fast ganz in Anspruch nehmen sollte, der Abfassung der Selbstbiographie *Aus meinem Leben*. Der Plan wurde ihm nahegelegt durch ein anderes biographisches Werk, das weniger innerem Drange, als einem äußeren Ereignisse sein Dasein verdankt durch die *Biographie Philipps Hadderts*. Am 5. Juni 1807 erhielt Goethe die Nachricht von dem in Florenz Ende April erfolgten Tode des alten, uns aus Goethes Italienischer Reise wohlbekannten Freundes, und zugleich wurde ihm die Selbstbiographie Hadderts übersendet, deren Herausgabe Goethe nach dem Wunsche des Verfassers übernehmen sollte. Die Hochachtung, die Goethe diesem Künstler immer gezollt hatte, und die Dankbarkeit, die er ihm seit den römischen und neapolitanischen Tagen entgegenbrachte, veranlaßten ihn, sofort ans Werk zu gehen. Der Einspruch der Erben Hadderts verschob aber die Ausführung bis zum November 1810. „Es war“, so äußerte er sich selbst über die Arbeit, die im Mai 1811 vollendet war, „eine schwierige Aufgabe; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen und, wie es lag, nicht völlig zu gebrauchen.“ Der eigentlichen Selbstbiographie Hadderts wurde das von Goethe aus dem Englischen übersehte „Tagebuch einer Reise nach Sizilien von Henry Knight“, die Knight mit Haddert und Charles Gore 1777 unternommen hatte, eingefügt, und eine Reihe Nachträge beigegeben, darunter eine Charakteristik Charles Gores, der seit 1787 mit seinen Töchtern in Weimar lebte und mit Goethe befreundet war, ferner eine „ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tchesme darstellend“, nach einem französischen Manuskript Hadderts; weiter eine ausführliche kunstgeschichtliche Darstellung, betitelt: „Hadderts Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke“, von

Hofrat Meyer, ein Brief Hackerts an Goethe vom 4. März 1806 und ein Verzeichniß seines künstlerischen Nachlasses

Die Manuscripte Hackerts sind nicht mehr vorhanden, daher laßt sich die Frage, wieweit die Arbeit selbständig ist, nicht entscheiden. Nach seinen eigenen Worten sah Goethe seine Aufgabe darin, einen möglichst lesbaren Text herzu-



Goethe

Ölgemälde von Gerhard von Kugelgen.

Original im Besitz des Freiherrn A. von Bernus auf Stift Neuburg

stellen, ohne dem Original seine Eigenheit zu rauben. Seine aus dieser Zeit bezeugten eingehenden Studien über die in Betracht kommenden künstlerischen, kulturgeschichtlichen und geographischen Fragen beweisen, wie ernst er die Aufgabe nahm. Daß er sich in der Bedeutung Hackerts und seiner Biographie, die er der Cellinischen gleichstellen wollte, geirrt hat, ist seiner persönlichen Vorliebe für den Autor zugute zu rechnen. Eben um des Autors, weniger um

seinetwillen, bekümmerte ihn die laue Aufnahme des Werkes. Es flingt das unter anderem in der Antwort nach, die Goethe ein Jahrzehnt später dem Freunde Zelter auf dessen freudige Zustimmung hin schrieb: „Du hast dem Büchlein Sorgfalt und Sinn abgefühlt, die ich ihm gewidmet und verliehen habe; es ist in dem lieben Deutschland verschollen und mit vielem anderen Guten und Nützlichen von den Sandwehen des Tages zugedeckt, wird aber immer doch wieder einmal wie der Bernstein ausgeschwemmt oder =gegraben.“

Wir werden dem Werke immer eine gewisse Dankbarkeit entgegenbringen, weil es dem Autor den Anstoß gegeben hat zu den großen selbstbiographischen Arbeiten, die in jener Zeit im Anschluß an die Haderthbiographie unternommen wurden. „Ich hatte“, schreibt Goethe in den Annalen, „Ursache mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen anderen tue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene früheste Lebensgeschichte.“ Wie sich aus dem fingierten, der Biographie vorausgesetzten Briefe ergibt, war nicht die Geschichte des Lebens die Hauptsache, sondern die Geschichte seiner Werke. Das Leben sollte nur mäßig dargestellt werden, als es die Entwicklung des Dichters erkläre. Der Entschluß zur Abfassung von *D i c h t u n g u n d W a h r h e i t* wurde am 28. August 1808 gefaßt, aber seine Ausführung vorläufig noch durch die Wahlverwandtschaften und die Farbenlehre zurückgedrängt. Der Tod der Mutter, durch den die beste Quelle für Goethes Jugendgeschichte versiegte, sprach deutlich die Mahnung aus, den Plan nicht weiter aufzuschieben. Die Arbeiten an Windelmanns, Cellinis und Haderths Biographie hatten Goethe von dem Vorzug der biographischen vor der geschichtlichen Darstellung überzeugt. „Man wird nicht müde,“ so lesen wir in einem Schriftstück des Nachlasses, „Biographien zu lesen, so wenig als Reisebeschreibungen: denn man lebt mit Lebendigen. Die Geschichte, selbst die beste, hat immer etwas Leichenhaftes, den Geruch der Totengruft.“ Unter dem 11. Oktober 1809 finden wir im Tagebuch den Eintrag: „Schema einer Biographie.“ Die Arbeit daran setzte sich fort bis Ende Mai 1810; es ist das Schema, das, in der Weimarer Ausgabe zuerst veröffentlicht wurde und es sehr wahrscheinlich gemacht hat, daß Goethes Plan ursprünglich dahin ging, sein ganzes Leben bis zum Jahre 1809 zu schildern. Den Verlust seiner Mutter empfand er bei der Abfassung der Jugendzeit besonders schmerzlich. „Durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe,“ schreibt er in den Annalen, „wäre ich völlig in die Jahre der Kindheit versetzt worden.“ Im Oktober 1810 wandte er sich deswegen an Bettina: „Meine gute Mutter ist abgeschieden und so manche andere, die mir das Vergangene wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast Du eine schöne Zeit mit der teuern Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt

vernommen und tragt und hegt alles im frischen, belebenden Gedächtnis. Setze Dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und Du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden.“ Bettina sandte ihm „die wunderbaren Auszüge aus einer Hauschronik“, die Goethe zum Teil verwendet hat, und die „als Aristea der Mutter“ im 18. Buche, wo der Name der Mutter, Aja, erklärt wird, eingeschaltet werden sollten. Auch Tante Melber, besonders aber Friedrich Heinrich Schloffer, der Bruderjohn von Goethes Schwager, unterstützten ihn mit wichtigen Mitteilungen aus Frankfurt. Andere, wie Klinger, Krespel, Jacobi und Karl August, wurden, wenn auch nicht immer mit Erfolg, um ihre Unterstützung für die spätere Zeit angegangen. Für den Leipziger Aufenthalt waren die Briefe an Cornelia in seinem Besitz. In der Hauptsache aber war er auf sein Gedächtnis angewiesen. Die große Menge der erhaltenen Schemata, Notizen, Fassungen einzelner Stellen, die später verworfen wurden, das sehr umfangreiche Verzeichnis der für Dichtung und Wahrheit aus der Weimarer Bibliothek entliehenen Bücher, das alles beweist, mit welcher Sorgfalt Goethe bei der Arbeit vorging.

Die eigentliche Ausführung begann Ende Januar 1811, Michaelis desselben Jahres war der erste Teil im Druck vollendet; er erschien in demselben Jahre unter dem Titel: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“. Der Titel war von Rierner erfunden, nur daß dieser die Umstellung Wahrheit und Dichtung vorgeschlagen hatte, was Goethe aus euphonischen Gründen, „weil in dieser Verbindung zwei gleiche Buchstaben sich stoßen“, ablehnte, wenn er auch später in den Annalen die Form Wahrheit und Dichtung wiederholt gebraucht hat. Der zweite Teil, aus dem Goethe den Schluß seines Straßburger Aufenthaltes schon Ende April 1811 seiner Frau hatte vorlesen können, sollte ursprünglich mit seiner Abreise nach Weimar schließen. Die Ausführung geschah nicht in ununterbrochener Folge von Anfang bis zum Ende des Werkes, sondern die einzelnen Teile wurden willkürlich oft ohne Rücksicht auf die spätere Einordnung behandelt, woraus sich die allerdings nicht zahlreichen Inkonssequenzen, Wiederholungen und gezwungenen Übergänge erklären. Mehrfache Wandlungen des Planes werden durch die erhaltenen Fragmente deutlich. Der literargeschichtliche Abschnitt sollte zuerst bis auf das 17. Jahrhundert zurückgehen, das zehnte Buch mit dem Märchen Melusine schließen, das im Sommer 1807 entworfen worden war. Die eigentliche Ausarbeitung des zweiten Teiles begann im September 1811. Ein Jahr später lag er gedruckt vor. Bald darauf entschloß sich der Dichter, noch zwei Teile erscheinen zu lassen. Der dritte wurde sofort begonnen und im Juli 1813 in der Hauptsache vollendet, er erschien 1814. Eine Vorrede, die aber später unterdrückt wurde, sollte die Mitteilung bringen, daß die Fortsetzung, von der schon einiges geschrieben

war, vorläufig nicht erscheinen würde. Hierzu bestimmten den Autor persönliche Gründe. Sein Zartgefühl gestattete ihm nicht, seine Beziehungen zu Personen, die in seiner Nähe lebten, darzustellen. Ähnliche Gründe ließen ihn von einer Darstellung seines späteren Lebens in einer Selbstbiographie Abstand nehmen, zumal ihm diese Epoche für die Darstellung nicht so wichtig erschien wie die der Entwicklung. Einigen Ersatz dafür geben die späteren biographischen Arbeiten, wie Die Italienische Reise, Die Campagne in Frankreich, Die Belagerung von Mainz, Die Schweizerreise von 1797, und die Tag- und Jahreshefte, nur daß die kaffende Lücke der ersten und der letzten zehn Jahre in Weimar unausgefüllt geblieben ist. Denn der noch 1826 festgehaltene Plan, die Ereignisse von 1775 bis September 1786 in einem fünften Teil darzustellen, ist überhaupt nicht ausgeführt worden. Den vierten Teil, an dem der Dichter von 1816 an gelegentlich arbeitete, griff er energisch im November 1830 an und vollendete ihn im Oktober 1831, veröffentlicht wurde er erst nach Goethes Tode im Jahre 1833.

Durch den Zusatz „Dichtung und Wahrheit“ wollte Goethe nicht etwa andeuten, daß neben dem Streben nach Wahrheit noch eine andere Tendenz das Werk beherrschen solle, „Wahrheit ist das Ziel des Werkes, Dichtung nur das Mittel, sie zu realisieren.“ Daß von dem Dichter absichtlich nichts Unwahres in dieser Biographie ausgesprochen ist, das haben die Zeile für Zeile nachprüfenden Kommentare auch für den erwiesen, dem Goethes Versprechen nicht genügt, „gegen sich und andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, insoweit die Erinnerung nur immer dazu behilflich sein wollte“. Er selbst sagt darüber: „Ich nannte das Buch Wahrheit und Dichtung, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt . . . Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte.“ Mit anderen Worten: das Buch sollte nicht nur eine geschichtliche Darstellung, es sollte zugleich ein Kunstwerk sein und als solches die hohe Forderung erfüllen, die Goethe und Schiller in die Formel gefaßt haben: „Das echte Kunstwerk sei wahr, aber nicht wirklich.“

Seine besonderen Absichten hat Goethe in einer erst später bekannt gewordenen Vorrede zum dritten Teil ausgesprochen. Er nennt dort das Werk eine „Ausgeburt, mehr der Notwendigkeit als der Wahl“. Bei einem Dichter, dessen Leben und Dichten fast zusammen fiel, mußte die Schilderung dieses Lebens der unerläßliche und beste Kommentar seiner Schriften sein, und notwendig war dieses Werk auch für ihn insofern, als er nur durch die geschichtliche Betrachtung seiner selbst einen klaren Einblick in seine eigene Entwicklung gewinnen konnte. „Ehe ich“, so fährt er an der soeben zitierten Stelle fort, „diese nunmehr vorliegenden drei Bände zu schreiben anfang, dachte ich sie

nach jenen Gesetzen zu bilden, wovon uns die Metamorphose der Pflanzen belehrt. In dem ersten sollte das Kind nach allen Seiten zarte Wurzeln treiben und nur wenig Keimblätter entwickeln, im zweiten der Knabe mit lebhafterem Grün stufenweis mannigfaltiger gebildete Zweige treiben, und dieser belebte Stengel sollte nun im dritten Beete ähren- und rispenweis zur Blüte hineilen und den hoffnungsvollen Jüngling darstellen."

Die Darstellung der Entwicklung war also die eigentliche Tendenz des Werkes, der stetige Fortschritt und die Ausbildung des Menschen und des Dichters. Und das wurde erfüllt durch den Nachweis des ursächlichen Zusammenhanges aller der einzelnen, zahllosen Wirkungen, von den ersten geistigen Regungen des Kindes bis zur Reife des Mannes. Was im Leben anscheinend auseinanderfiel, mußte hier verbunden werden, was im Leben zufällig und unorganisch vereinigt erschien, getrennt und in die rechte Beleuchtung gerückt werden. Die Keime, die unentwickelt geblieben waren, alle die Blühträume, die nicht reiften, mußten übergangen, und auf die äußerliche Treue im einzelnen und Kleinen verzichtet werden, wo sie den großen Zusammenhang mehr zu verdunkeln als aufzuhellen schien, bis denn endlich die kausale Verbindung gefunden war, die Stetigkeit der Entwicklung, die dem im Leben stehenden Menschen, „dem truben Gast auf der dunkeln Erde“, verborgen bleibt, und sich nur dem Seher und Dichter offenbart.

Das zweite, was die Selbstbiographie Goethes unwergänglichen Wert verleiht, ist die Erhebung des Individuellen zum Typischen. „Das scheint“, sagt er in dem Vorwort, „die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt.“ Darauf näher einzugehen, können wir uns ersparen. Denn daß Goethe nicht von dem eitlen Wahn geleitet wurde, sich selbst ein Denkmahl zu setzen, sondern, indem er die Wirkungen seines Jahrhunderts auf sich und seine Wirkung auf das Jahrhundert darstellte, eine Schilderung seiner Zeit auf der breitesten Unterlage, in ihren Bestrebungen und Zielen, ihren Erfolgen und Täuschungen geben wollte, wem brauchten wir das erst auseinanderzusetzen? Aber ein anderes, das aufs innigste hiermit zusammenhängt, darf nicht unerwähnt bleiben. Ein Symbol für Tausende hoffte er in seiner Gestalt geschaffen zu haben, und darin liegt der eigentliche Grund des Reizes, den das Buch, trotzdem seine Zeit und seine Menschen längst von der Erde verschwunden sind, auf jedes empfängliche Gemüt ausübt. Mit der Bescheidenheit, die dem wahrhaft großen Mann eigen ist, schildert Goethe das Individuelle nur, insofern es allgemein menschlich ist, läßt er seine

Taten und Werke nicht als die Erzeugnisse eines großen Dichters, sondern als die fast notwendigen Produkte seiner Entwicklung erscheinen, betört er den Leser mit einschmeichelnder, liebenswürdiger Kunst, zu glauben, als wäre er selbst der Held dieses großen und reichen, einzig dastehenden Lebens. Und so ergreift er uns bei seinem Lieben und Leiden in tiefster Seele, daß wir mit ihm jauchzen und weinen, jubeln und trauern, als könnte unsere Seele je gleichen Glückes und gleicher Schmerzen theilhaftig werden. Ein Evangelium der Freude nennt Goethe seine Poesie, ein Evangelium der Freude soll auch Dichtung und Wahrheit sein. In der Zeit der tiefsten politischen Ohnmacht Deutschlands lenkt sein größter Dichter die Blicke der Deutschen auf den unzerstörbaren geistigen Schatz, den keine irdische Macht uns rauben kann und um den uns selbst die siegreichen Feinde beneideten.

Wie der Dichter die große Wirkung erreicht hat, können wir nur ahnend bewundern und nachfühlen, aber nicht erweisen. Die Schilderung der Charaktere durch Kontrastfiguren, die Erklärung des Inneren durch die Darstellung des Äußeren, die Schilderung der Schönheit durch ihre Wirkung oder durch die anmutige Bewegung, die Darstellung des werdenden, nicht des gewordenen, der Entwicklung, nicht des Resultates, die Beleuchtung weit auseinander liegender Gebiete durch geistreiche Zusammenfassung, die Andeutung wichtiger Beziehungen, die den Leser in fortwährender Spannung erhält, der Anschein völliger Kunstlosigkeit, wo doch die höchste Kunst walzt, die klassische Sprache, ein bis ins kleinste ausgearbeiteter Stil, der in der Verbindung der Gedanken seine größten Triumphe feiert, die hoch über dem Stoff stehende Objectivität, die sich in dem ironischen Lächeln des Biographen über sich selbst verrät: alles das sind Mittel der Kunst, durch die große Dichter und so auch Goethe die äußere und innere Form großer Dichtungen gestaltet haben. Aber es bleibt ein unerklärtes Etwas, was erst die Seele des Werkes ausmacht; es ist der Genius des Dichters.

Neues Leben, neue Dichtung.

Die Verjüngung. Der Divan.

Wer eine Selbstbiographie schreibt und veröffentlicht, deutet damit an, daß er sein Wirken in der Hauptsache für abgeschlossen hält, nicht so Goethe Dichtung und Wahrheit und die Ausgabe seiner Werke, die Vollendung des ersten Theiles der Faustdichtung bezeichnen zwar auch einen Abschluß, aber nicht einen Ubergang zur Ruhe, sondern zu einer Wandlung des Dichters. Es ist der Vorzug mancher gottbegnadeten Naturen, sich Geist und Körper ungeschmacht bis in die spätesten Jahre zu bewahren. Auch Goethe hatte die gutige Natur dies höchste Glück des Alters verliehen. Die Freunde der Jugend- und der Mannesjahre wurden rings um ihn von dem unerbittlichen Tode abgerufen oder verfielen greisenhafter Schwache. „Über Gräber vorwärts“ eilte er verjüngt, mit neuer Kraft anderen und neuen Zielen auf bisher unbetretenen Pfaden entgegen. Es ist eine wunderbare Erscheinung in Goethes Leben: Der fünfundsechzigjährige Dichter und Mensch wird noch einmal jung, und die Worte des Epimenides: „Und wir sind alle neu geboren“ galten ebenso von dem Dichter, wie von dem deutschen Volke.

Es ist darum auch kein Zufall, daß Goethe in den Jahren 1814 und 1815, da diese Wandlung sich vollzieht, nicht nach Böhmen, sondern nach langer Abwesenheit von Frankfurt, einer fast plötzlich erwachten Sehnsucht folgend in die Vaterstadt, an den Main und an den Rhein zurückkehrt. Man hat ganz vortrefflich diese Reise mit der italienischen verglichen. Auch sie bezeichnet eine Flucht aus unerträglichen Verhältnissen, einen Bruch mit der Vergangenheit und eine Wiedergeburt. Vor der schrecklichen Gegenwart war der Dichter in die Einsamkeit geflüchtet. Nun war der Feind geschlagen, aber die Not war nicht beseitigt, die furchtbaren Wunden des Krieges waren nicht geheilt. Unfrohen und düster erschienen ihm die Menschen. In sein Herz war nach langer Entbehrung die Freude und der Friede, das Glück und das Verlangen nach Genuß und einem sorglosen Leben zurückgekehrt. Darum sehnte er sich hinaus aus der drückenden Enge des Amtes und des Hofes, in eine glückliche, heitere Umgebung, zum Urquell seiner Poesie, wo ein heiterer Himmel, fröhlichere Menschen, ein gestaltungsreicheres Land, der volle Genuß des Lebens, der Wein und die Liebe jene erhöhte Stimmung erzeugen, deren auch der größte Dichter

nicht entbehren kann. Es war, als wenn ein Hauch des mütterlichen Wesens ihm hier entgegenwehte. Die Heiterkeit und Frohnatur, die ihm in Weimar fast abhanden gekommen war, und nicht weniger die Gottergebenheit und Frömmigkeit, beides ein Erbteil der Mutter, sind das Hauptthema des Divans.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern
Suchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chäfers Quell verjungen

Die Dichtung Goethes, wie sie uns in Pandora und Epimenides zuletzt entgegen trat, hat etwas Greisenhaftes. Ihre geheimnisvolle Symbolik ist dem deutschen Volke immer fremd geblieben, der nachahmende Dilettant antiker Dichtung mußte auf den Beifall seines Volkes verzichten und mit der eigenen Überzeugung von der Richtigkeit seines Weges sich begnügen. Doch auch diese Überzeugung war nicht über allen Zweifel erhaben, wie das Distichon beweist:

Wir sind vielleicht zu alt gewesen,
Nun wollen wir es moderner lesen

Nun hatte ihm Dichtung und Wahrheit seine eigene Entwicklung vor Augen geführt. Die seit langem verstummten Lieder, die, aus seiner Brust entquollen, ihm die Begeisterung und Liebe seines Volkes eingetragen hatten, sie tönten wieder leise flehend an sein Ohr, und die Erkenntnis mußte sich Bahn brechen, daß er zu anderem berufen sei, als zu dem vergeblichen Versuche, tote Schemen von neuem zu beleben. Wenn er auf den Rheinreisen der altdeutschen Kunst und der Bestrebung Boissierées sein eifrigstes Interesse zuwendet, wenn er den Arbeiten Grimms gerade jetzt Förderung und Teilnahme zeigt und die Märchen mit großer Freude begrüßt, wenn er, wie einst in Straßburg, in die Volkspoesie, wie die der Serben und Orientalen, sich vertieft, von der allegorisch-symbolischen Dichtung zu natürlicher Liebeslyrik und von der kunstreichen, stilvollen Sprache zum einfachen Ausdruck der Empfindung, vom antiken Versmaß zum Reime zurückkehrt, so sind das alles nicht zufällige Neigungen und Abneigungen, es sind vielmehr Glieder eines Ringes, zu dem sich Goethes damalige Bestrebungen zusammen schließen: Abwendung von dem antiken Stoff und dem antiken Kunststil, von der einseitigen Verehrung der Griechen, Rückkehr zur Natur und auf den nationalen Boden und Zurückgreifen zu den Idealen der Jugend. Und so müssen wir auch bis in die früheste Jugend und zu dem Einfluß der Mutter zurückgehen, wollen wir die Entstehung des Divans in seinen ersten Anfängen verfolgen. Die Frau mit dem „alttestament-

lichen Glauben", der die Bibel eine stete Begleiterin und Freundin in Leid und Freud war, hat in Wolfgang zuerst das Interesse für den Orient erweckt. Wir erinnern uns seiner jugendlichen Versuche, Stoffe des Alten Testaments zu bearbeiten, seiner eifrigen hebräischen Studien, die ihn zu einer Übersetzung des Hohenlieds befähigten (1775) und seiner Absicht, den Mahomet zu dramatisieren, um derentwillen er eifrig den Koran studierte. Die erste wissenschaftliche Anregung zu diesen Studien erhielt Goethe durch Herders Schrift: *Vom Geiste der hebräischen Poesie* (1782). Aus dem Jahre 1783 hat sich ein Bruchstück einer Übersetzung der ersten Muallaqua nach der englischen Übersetzung von William Jones erhalten. Die bekannten begeisterten Verse auf Kalidasas *Sofuntala* sind 1791 geschrieben; aus eben diesem Gedicht entnahm er das Motiv zu dem Vorspiel auf dem Theater im *Saust*, während dem Prolog im *Himmel* das Buch *Hiob* zugrunde liegt. Eine Abhandlung „*Moses*“ aus dem Jahre 1797 und der Abriss der biblischen Anfänge im ersten Teil von *Dichtung und Wahrheit* beweisen den Zusammenhang dieser Studien. Einen Einblick in die persische Poesie, um die es sich ja im *Divan* hauptsächlich handelt, hatte Goethe schon in den siebziger Jahren durch das Buch von Jones „*Über asiatische Poesie*“ gewonnen. Aber von einer wirklichen wissenschaftlichen, tiefer eindringenden Beschäftigung konnte erst seit dem Erscheinen der Übersetzung des *Diwans* (das heißt *Gedichtsammlung*) von *M o h a m e d S c h e m s e d d i n H a f i s* durch den Orientalisten von Hammer (1813) die Rede sein. Den Gang dieser Studien können wir nach Goethes Angaben in den *Noten zum Divan* genau verfolgen. Eine Reihe von Gelehrten, wie der Prälat Heinrich Friedrich von Diez in Berlin, die Professoren Eichhorn, Kosegarten und Lorschach in Jena, der schon genannte Orientalist von Hammer unterstützten ihn in seinen Studien, sandten ihm ihre Arbeiten und gaben ihm bereitwillig Aufklärung. Von den Reiseberichten aus dem Orient studierte er besonders Pietro della Valle 1650 erschienenen Werk. „Er ist derjenige Reisende,“ so berichtet er selbst, „durch den mir die Eigentümlichkeiten des Orients am ersten und klarsten aufgegangen.“ Das orientalische Interesse nahm ihn in den Jahren 1814 und 1815 ganz gefangen. Vergeblich versuchte er sich mit seiner sizilianischen Reise zu beschäftigen. *Hafis* und das Buch *Kabus*, die *Moallafats* und *Hammer's Sundgruben* ließen alles andere zurücktreten, und „sogar zu einer orientalischen Oper wäre es gekommen, wenn ich einen Musiker zur Seite und ein großes Publikum vor mir gehabt hätte“. Die später dem *Divan* beigelegten *Noten* sind der beste Beweis für den Ernst und Eifer dieses Studiums, durch das sich Goethe der gesamten persischen und arabischen Literatur bemächtigte.

Daß ein solches, den ganzen Menschen ergreifendes Interesse auch für den Dichter nicht verloren sein konnte, ist uns bei Goethe fast selbstverständlich, und

wirklich erweisen die Tagebücher die innigsten Beziehungen zwischen den orientalischen Studien und dem allmählichen Entstehen des westöstlichen Divans. Das erste Divanlied „Er-schaffen und Beleben“ ist am 21. Juni 1814 in dem kleinen Badeort Berta entstanden. Der Ertrag der nächsten Wochen wurde bei weitem übertroffen durch die dichterische Fruchtbarkeit während des Wiesbadener und Frankfurter Aufenthaltes (von Ende Juli bis Ende Oktober): Ende August sind die „Gedichte an Hafis“ bereits auf dreißig angewachsen. Er wählt sich gerade diesen Dichter, der im 14. Jahrhundert in Schiras gelebt hat, weil er in ihm, wie uns überzeugend gezeigt worden ist, sein eigenes Spiegelbild fand. „Hier sah er in verworrener Zeit, die der eben abgeschlossenen Revolutionsepoche so sehr glich, eine echte lebensfreudige Dichternatur, gleich ihm selbst wurzelnd im Diesseitigen, die, während rund umher Reiche zusammenstürzten, mit ungestörtem Grohsinn von Nachtigall und Rose, von Wein und Liebe sang.“ Ein viertätiger Aufenthalt bei Rat Schloffer, die prächtige Umgebung Wiesbadens und der Umgang mit Zelter, Oberberggrat Cramer und anderen Freunden, die Nähe des Rheins, lustige und erhebende Fahrten den Rhein entlang nach Bingen zum R o c h u s s e s t e, das Goethe zu einer meisterhaften Schilderung veranlaßte, acht sehr glückliche Tage im Beginn des Septembers in der Franz Brentanoschen Villa in Winkel am Rhein, denen er ebenfalls in einer Schrift „Im Rheingau Herbsttage“ dankbar ein Denkmal gesetzt hat, mehrwöchiger, freundschaftlicher und heiterer Verkehr mit den alten Freunden in Frankfurt und auf der Gerbermühle bei der Familie Willemer, dazwischen ein Abstecher nach Heidelberg zum Besuch der Brüder Boisseree und der älteren Freunde Voß und Paulus, das alles wirkte verjüngend und belebend auf den Menschen und Dichter. Und wie eine erfolgreiche Kur ihre wahre Wirkung oft erst Monate später zeigt, so brachte auch die am Rhein neu erwachte Schöpfungskraft Goethes ihre reichsten Früchte erst nach der Rückkehr im Dezember und im darauffolgenden Februar. Vor dem Beginn der zweiten Rheinreise (Ende Mai 1815) kann er Freund Zelter freudig melden, daß das erste Hundert Gedichte fast vollendet sei. Aber das, was dem Divan den eigentlichen Wert verliehen hat, die Lieder der Liebe, waren noch ungeschrieben. Ahnungsvoll und freudig eilte er am 24. Mai 1815 der Vaterstadt zu. Jetzt sollte Hatem seine Suleika finden. Nach einer dichterisch ertragreichen Fahrt und nach zweimonatiger Kur in Wiesbaden, die von einer in kunstgeschichtlichem Interesse unternommenen Reise mit dem Staatsminister vom Stein nach Köln und zurück über Bonn und Koblenz unterbrochen wurde, verließ er mit Freund Sulpiß Boisseree am 11. August Wiesbaden und langte tags darauf bei Willemer in der Gerbermühle zu einem längeren Besuch an, der jener lieblich und idyllisch gelegenen Stätte den Stempel der Unsterblichkeit aufdrücken sollte.



Marianne von Willemer.
Kreidezeichnung von D. Raab.
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Es waren ungetrübte, beglückende Wochen, die Goethe hier verlebte. Willemer, ein literarisch tätiger und kunstverständiger Mann, schon seit langer Zeit mit Goethe und seiner Mutter befreundet, sah verehrungsvoll zu dem großen Dichter empor und wußte mit seiner Familie die große Ehre, die ihm durch den Besuch Goethes widerfuhr, wohl zu schätzen. Wie ein Fürst wird er hier geehrt. Alte und neue Freunde finden sich ein, um ihre Verehrung zu bezeugen, die Herzogin von Cumberland, die Schwester der Königin Luise und ihr Gemahl machen dem Dichter „einen unerwartet beglückenden Nachtbesuch“. Auf einer Spazierfahrt wird er von Rahel Darnhagen erkannt, die dem Wagen unter dem lauten Rufe „Da ist Goethe“ voraneilt. Der Glanzpunkt des Aufenthaltes war die Feier seines 66. Geburtstages, bei der Gastgeber und Freunde dem großen Dichter pietätvolle Huldigungen darbrachten. Zu diesen äußeren Ehrenbezeugungen und der liebenswürdigen und ehrfurchtsvollen Gesinnung des Wirtes und seiner Familie kam noch die Lieblichkeit der Landschaft, um das Glück, das Goethe hier genoß, vollkommen zu machen. „Aus Trümmern von Dasein und Überlieferung erstand eine zweite Gegenwart.“ Es war fast dieselbe Umgebung, in der einst die Liebe zu Lili erwacht war, derselbe Strom, dieselbe Aussicht auf die Berge. Und dieser landschaftliche Reiz, der sein empfängliches Herz schon in frühester Jugend entzündet hatte, übte seine belebende, schöpferische Kraft auch auf den Greis aus, der sich den Sinn und das Herz des Jünglings und die Kraft der Liebe bewahrt hatte. Eine herzliche, verehrungsvolle Neigung, die die dichterische Phantasie zur leidenschaftlichen Liebe steigerte, fesselte ihn an die schöne, damals in der Blüte des Lebens und der Schönheit stehende Frau, die seit einem Jahr die Gattin seines Wirtes war.

Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
Ans unbezwungene feste Land
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens

M a r i a n n e v o n W i l l e m e r, geborene Jung, war die Tochter eines Instrumentenmachers aus Linz, wo sie am 20. November 1784 geboren war. Als vierzehnjähriges Mädchen war sie mit der Truppe des Ballettmeisters Traub nach Frankfurt gekommen; hier betätigte sie sich bis zum Jahre 1800 an der Bühne als Sängerin und Tänzerin. Ihre Schönheit, Anmut und Liebenswürdigkeit erregten die Aufmerksamkeit des reichen Frankfurter Bankiers Johann Jakob von Willemer. Er nahm sie in ihrem sechzehnten Lebensjahre zu sich, indem er ihrer Mutter eine Entschädigungssumme für die Einbuße der Gage Marianne zahlte, um sie mit seinen Töchtern erziehen zu lassen und für ihre musikalische Ausbildung zu sorgen. Schon damals wurde ihr die liebende Verehrung eines Dichters zuteil, des Romantikers Clemens Brentano, der sie

später in seinem „Romanzen vom Rosenkranz“ verherrlichte. Im September 1814 bot ihr der seit 1796 zum zweiten Male verwitwete, damals vierundfünfzigjährige Pflegevater unter Zustimmung seiner Kinder seine Hand. „Die schöne Müllerin“, wie sie nach der Gerbermühle, der Sommerwohnung Willemsers, genannt wurde, war eine kleine, anmutige Brünnette, mit prächtigen Augen und voller Gestalt. Ungezwungen und natürlich, energisch und resolut, weshalb ihr Goethe den Scherznamen „der kleine Blucher“ gab, für alle Künste begeistert und selbst Dichterin und Sängerin, tiefen und empfänglichen Gemütes und sprühenden Geistes, lebensheiter und seelensgut, hatte sie alles, was einen Dichter zur leidenschaftlichen Liebe entflammen konnte. Aber sie besaß auch einen edlen und geraden Sinn, dankbare Verehrung für ihren Gatten und herzliche Liebe zu ihren Stieffindern. Daß das Geständnis der Neigung Goethes sie glücklich machte, weil es ihrem Leben neuen Wert gab, wer will ihr das verargen? Aus der Erwiderung der Neigung hat sie kein Hehl gemacht. Aber ihr edler Charakter und der weibliche Takt haben sie nie die Grenze des Erlaubten überschreiten lassen. Als Goethe in einem seiner Briefe ein „Du“ wagte, ist sie schweigend darüber hinweggegangen. Von dauernder Freundschaft zeugt der Briefwechsel beider, der ununterbrochen bis einige Wochen vor Goethes Tod sich erstreckt. Doch in der Sprache der Dichtung, in dem heiteren Spiel der Poesie konnten und durften sie beide ihrer Neigung verklären und erhöhten Ausdruck geben. Auch Marianne hatte ein Gott die holde Gabe verliehen:

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen schenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Süßes Dichten, laute Wahrheit
Fesselt mich in Sympathie,
Rein verlorpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poesie.

So nimmt sie unter den von Goethe verherrlichten Frauen eine Sonderstellung ein, zum ersten Male in seinem Leben antwortet dem Dichter eine gottbegnadete Dichterin:

Selbstgefühltes Lied entquillet,
Selbstgedichtetes dem Mund.

Das erste Lied sendet Goethe seiner Suleika aus Frankfurt am 12. September 1815, als er auf einige Tage in die Stadt gezogen war und in Willemsers Hause, dem „roten Männchen“ wohnte. Welch eine Überraschung mag ihm Mariannens Antwort bereitet haben, das schöne Gedicht „Hochbeglückt in deiner Liebe“ mit dem prächtigen Schluß:

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
 Macht uns nicht die Liebe reich?
 Halt' ich dich in meinen Armen,
 Jedem Glück ist meines gleich.

Am 15. September 1815 kam Goethe mit Boisserée wieder auf einige Tage in die Gerbermühle. Marianne sang ihm mit höchstem Kunstsinn einige Lieder vor: „Der Gott und die Bajadere hört' ich vortragen, so schön und innig als nur denkbar.“ Goethe rezitierte eine Reihe seiner Liebesgedichte, während Marianne still zuhörte, „den Kopf mit einer gelben, turbanartig gelegten Schärpe umwunden“. Damals entstand: Suleikas Traum und Hatems Deutung. Am 19. September reiste Goethe mit Boisserée nach Heidelberg. Unterdes dichtete Suleika das als Gedicht Goethes bald berühmt gewordene Sehnsuchtslied: Was bedeutet die Bewegung?

Und mich soll sein leises Flüstern
 Von dem Freunde lieblich grüßen;
 Eh noch diese Hügel düstern,
 Sitz ich still zu seinen Füßen.

Wie diese Verse andeuten, sollte die Trennung nur kurz sein. Schon am 24. September folgte Willemmer dem Freunde nach Heidelberg. Die beiden gemeinsam in Heidelberg verlebten Tage sind der Höhepunkt der Liebe und der Dichtung. Die Freude des Wiedersehens und der Austausch gegenseitiger liebevoller Gesinnung, die wunderbare Umgebung, die Schönheit und Klarheit der Herbsttage, alles traf zusammen, um Goethe Töne tiefster Empfindung und höchster Seligkeit zu entlocken und Mariannen zu dichterischen Ergüssen zu begeistern, die ihr selbst ein Rätsel waren. „Zugleich demütig und stolz,“ so schilderte sie später ihren Zustand, „beschämt und entzückt, schien mir alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wiedererkennt und sich alles gern gefallen läßt, was man in diesem erhöhten Zustande Liebens- und Lobenswerthes spricht und tut; ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Wesens, insofern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht gar nicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts tun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat.“

Auf einem Spaziergang, den er mit Marianne, Willemmer und dessen Tochter durch die Kastanienallee am 24. September nach dem Schlosse machte, entstand das Lied „An vollen Büschelzweigen“, mit dem Schluß:

So fallen meine Lieder
 Gehäuft in deinen Schoß —

und an demselben Tage das tiefsinnige, leidenschaftsglühende „Wiederfinden“, das in mystisch-orientalischer Art die Schöpfung der Welt und die Liebe verbindet. Auf die Klage des Greises über den Verlust der Jugend antwortet Suleika:

Nimmer will ich dich verlieren!
 Liebe gibt der Liebe Kraft
 Magst du meine Jugend zieren
 Mit gewalt'ger Leidenschaft!
 Ach, wie schmerzt's meinem Triebe,
 Wenn man meinen Dichter preist!
 Denn das Leben ist die Liebe,
 Und des Lebens Leben Geist

Die Vollmondsnacht, die diesem Tage folgte, blieb beiden unvergesslich; einen Monat später dichtete Goethe ihr zum Gedenken das Lied „Herrin, sag, was heißt das Flüstern?“ Man verabredete eine Geheimschrift in Chiffren, der das Lied „Laßt euch, o Diplomaten“ gewidmet ist „Liebende werden einig, Haßsens Gedichte (in der Übersetzung von Hammer) zum Werkzeug ihrer Gefühlswechsel zu legen; sie bezeichnen Seite und Zeile, die ihren gegenwärtigen Zustand ausdrückt und so entstehen zusammengeschriebene Lieder vom schönsten Ausdruck.“ Am 26. September kehrten Willemers nach Frankfurt zurück, es sollte ein Abschied für immer sein. Goethe faßte den Entschluß, der Liebe zu der Gattin eines anderen zu entsagen, zumal Willemers „gern und edel“, um Goethes eigene Worte zu gebrauchen, seiner Gattin und dem geliebten Dichter vertrauensvoll das Glück der Freundschaft gönnte. Das erkennt man unschwer aus den Briefen, die er am 6. Oktober kurz vor der plötzlichen Abreise von Heidelberg nach Weimar an Rosette und das Ehepaar geschrieben hat. Der erste schließt mit den Worten: „Adieu den Beiden. Mögen sie vereint bleiben! Und Mir!“ In dem Briefe an Willemers begründet er den Verzicht auf das versprochene baldige Wiedersehen in Frankfurt: „Ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich ohne Willkür und Widerstreben den vorgezeichneten Weg wandle und nun desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlassen. Doch das ist schon zu viel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verleugnet, den ich auch nicht aufrege, sondern lieber schließe.“

Die Antwort auf diesen Brief war das vom Oktober 1815 datierte Lied, das, bis der wahre Autor bekannt wurde, als eine der Perlen der Goethischen Lyrik galt:

Ach, um deine feuchten Schwingen,
 Weßt, wie sehr ich dich beneide!

.
 Sag ihm, aber sag's bescheiden,
 Seine Liebe sei mein Leben!
 Freudiges Gefühl von beiden
 Wird mir seine Nähe geben.

Das Lied hat in Schuberts und Mendelssohns Komposition seinen Siegeslauf durch die Welt genommen. „Wie oft“, schreibt Goethe an Marianne im Mai 1824, „habe ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet, was denn auch wohl im schönsten Sinne mein eigen genannt werden durfte.“ Gewiß gehört dichterisches Genie dazu, das Lied zu dichten und in Goethes Lyrik sich so einzuleben, daß keine Kritik an der Goethischen Autorschaft gezweifelt hat, aber noch mehr zu bewundern ist der starke Geist und die große Bescheidenheit der edlen Frau, die ein solches selbst auferlegtes Geheimnis bis kurz vor ihrem Tode bewahrte.

Weniger verständlich erscheint uns die aus diesen Liedern sprechende Liebe eines fünfundsiebzighjährigen, wie noch weniger die des Vierundsiebzighjährigen zu Ulrike von Levetzow. Bleibt doch Leidenschaft und Liebe der Jugend schönes Vorrecht. Auch Goethe hat das wohl gefühlt: „Der Dichter schmückt sein Alter, seine grauen Haare mit der Liebe Suleikas nicht gedehnt zudringlich, nein, ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt“, und in seinem Ausspruch „Geniale Naturen erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind“ hat er die Tatsache und zugleich ihre Begründung ausgesprochen. Nicht weil Goethe sich in Marianne von Willemer verliebte, schrieb er das Buch Suleika, sondern weil er in dichterisch erregter Stimmung war und einer Suleika bedurfte, wurde ihm jene geistvolle Frau, die zufällig in seinen Kreis trat, Objekt der Liebe und der Dichtung. Und stets war die plötzlich und periodisch auftretende dichterische Produktion die Ursache der ebenso plötzlich auftretenden und wieder verschwindenden erotischen Erregung. Friederike, Lotte, Lili, Minna Herzlieb, Marianne von Willemer verschwinden aus dem Herzen des Dichters, sobald die Periode der dichterischen Produktion wieder vorüber ist. Die Liebe Goethes, wie sie uns in den lyrischen Gedichten entgegentritt, ist zwar der Wirklichkeit entnommen, aber die Stärke der Empfindung entsprang der Phantasie. Und in der Phantasie des Dichters war im Augenblicke des Schaffens, in dem Zustande erhöhten Gefühles das alles vorhanden, was er dichtete, Jugend, Schönheit und Liebe, und so sind denn die der Liebe zu Mariannen entsprossenen Lieder, das Buch Suleika, der schönste und glänzendste Beleg für die Verjüngung Goethes, für seine Rückkehr zu der Dichtung seiner Jugend, zu dem einfachen und natürlichen Ausdruck der Empfindung. Gewiß hat diese Liebe und das Buch Suleika dazu beigetragen, daß Goethe den ursprünglichen Gedanken, den persischen Divan zu übersetzen und zu dichten, „um sich mit der orientalischen Literatur inniger bekannt zu machen“, fallen ließ und einen deutschen Divan dichtete. So bezeichnet Goethe selbst sein Werk zuerst am 14. Dezember 1814 in seinem Tagebuch. Die Einheit des

Divanzyklus beruht nach des Dichters Worten auf der Vorstellung einer Reise zum Orient und durch den Orient. In Wahrheit sind es die beiden Reisen in die Heimat, Westen und Osten vereinigen sich zu einem untrennbaren Ganzen. Der Osten gibt das Äußere und die Einfleidung, der Westen das innere Erlebnis. Was sich mit deutschen Sitten und Anschauungen nicht verträgt, wie das Haremsleben und die fatalistische Weltanschauung und der Fanatismus, das hat der Dichter auf sich beruhen lassen. Die Lebensfreudigkeit und die heitere, optimistische Auffassung, die den Divan durchzieht, ist nicht mohamedanisch, sondern echt deutsch und Goethisch. Auch das Metrum ist bis auf die wenigen Ghajelen deutsch. Der Dichter findet Raum für die tiefsten religiösen Rätsel, die er wie ein Prophet in erhabener, von orientalischer Mystik und Goethischer Naturphilosophie durchdrungenen Worten löst, aber ebenso für die gewaltige Gestalt Napoleons und für Ereignisse seiner Gegenwart, für Hütten und die verehrte Kaiserin Ludovica. Er verteidigt seine politische Anschauung und läßt im Paradiese die Huri dem Deutschen zu Liebe in Knittelversen sprechen, er preist als seine eigene Lebensweisheit die schaffensfreudige Tatkraft, „schwerer Dienste tagliche Bewahrung“, und spricht die Quintessenz des menschlichen Daseins in den Worten Suleikas aus:

Doff und Knecht und Überwinder,
 Sie gestehn zu jeder Zeit:
 Höchstes Glück der Erdenkinder
 Sei nur die Persönlichkeit.

Im März 1816 brachte das „Morgenblatt“ die ersten Proben aus dem Divan. Der Druck und die Bearbeitung der Noten und Abhandlungen verzögerten die Ausgabe bis zum Herbst 1819. Acht Jahre später bemerkt Goethe: „Die Lieder des Divan haben gar kein Verhältnis mehr zu mir. Sowohl was darin orientalisches, als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben.“ Nicht nur der Divan, auch die Epoche der Verjüngung ist nur eine Episode in Goethes Leben und Dichten. Das Alter machte seine Rechte geltend und führte wie von selbst den Greis in die altgewohnten Gleise zurück.

Höchst merkwürdig, wie sich gerade in dieser Zeit ein bestimmter Stil der dichterischen Sprache Goethes ausbildet. Daß der junge Goethe und der Dichter auf seiner Höhe einem jeden Werke einen besonderen Stil gegeben hat, haben wir öfters an ihm gepriesen. Man denke nur an die fast zu gleicher Zeit entstandenen Werke Götz und Werther oder an den Tasso und die Römischen Elegien. Die Dichtungen des Alters dagegen, vom Divan an, zeigen einen einheitlichen Stil. Der Vorliebe für die antike Dichtung entstammt die Neigung zum Typischen und Symbolischen und zum plastischen Ausdruck. Der in Goethe

selbst liegende Zug zur Knappheit und Kürze der Sprache entwickelt sich immer mehr und steigert sich nicht selten bis zur Unklarheit oder Schwerkverständlichkeit. Die eigene, sprachschöpferische Tätigkeit des Dichters hat auch in dieser Epoche die deutsche Sprache bereichert. Aber gewisse Einflüsse des zunehmenden Alters lassen sich unschwer erkennen, eine der Jugend unbekannte Vorliebe für das Ungewöhnliche, Dunkle oder von dem einfachen Ausdruck Abweichende und ein Überwiegen des Lehrhaften.

Nichts spricht dafür, daß Goethe die antiken Dichtungen und die antike Kunst jetzt geringer geachtet hätte als früher. Selbst im Jahre 1815 las er neben Hais täglich eine Perikope Homer. Nur von der Einseitigkeit seiner Anschauung hatte er sich befreit. Friedlich gehen nun einige Jahre Studien der Antike und Interesse für altdeutsche Kunst und Dichtung und Beschäftigung mit orientalischer Poesie und Kultur nebeneinander her. Es ist bezeichnend, daß die für das Jahr 1816 mit Meyer geplante Reise nach dem Rhein, wo Goethe sich in den beiden vorhergehenden Jahren Erquickung und Verjüngung der Kräfte geholt hatte, und wo seine Begriffe von der älteren deutschen Baukunst immer mehr gereinigt und erweitert worden waren, schnell aufgegeben wurde, weil durch einen Zufall der Wagen der Reisenden in Münchenholzen in Thüringen verunglückte. In dem Badeorte Tennstedt (in dem jetzigen Regierungsbezirk Erfurt gelegen), wo Goethe darauf an Stelle von Wiesbaden im August und Anfang September 1816 die Kur gebrauchte, wurde zwar die schöne Beschreibung des Rochusfestes entworfen, aber daneben auch Humboldts Übersetzung des Aeschyleischen Agamemnon, „den er von jeher abgöttisch verehrt hatte“, studiert, und mit Meyer und Fr. August Wolf wurden bedeutende Unterhaltungen über die Antike gepflogen. Im Jahre 1816 erscheint die auf Anregung des Freiherrn vom Stein verfaßte Schrift Goethes: *Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden*, gleichsam „als Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute“, woraus sich die Zeitschrift gleichen Namens entwickelte. Doch schon bei dem zweiten Bande wurden im Titel die Worte „in den Rhein- und Maingegenden“ weggelassen, und gerade im Jahre 1816 werden dem Tagebuche der italienischen Reise, in dem die Gotik doch gewiß schlecht genug wegfällt, so kräftige Ausfälle beigefügt, wie wir sie jetzt in dem Briefe aus Venedig vom 8. Oktober lesen, denen noch andere folgen zu lassen er nur durch Boissierées Bitten abgehalten wurde; im zweiten Jahrgang der Zeitschrift für Kunst und Altertum (1817) beginnt dann der Kampf gegen die „altertümelnde, deutsch-fromme Sekte der Nazarenen“. Die Bearbeitung der „Italienischen Reise“ entfachte die alte Leidenschaft für die antike Kunst, und die Erwerbung der Elgin-Marbles (1816) für das Britische Museum und die aus Paris nach Weimar gesandten Zeichnungen

des Parthenon und seiner Giebelbilder steigerten zeitweilig diese Kunstleidenschaft zu fieberhafter Aufregung. Aber auch den deutschen Baudenkmälern, besonders dem Werke Boissérées über den Kölner Dom, wandte Goethe noch 1822 das lebhafteste Interesse zu, und in das Jahr 1820 fällt eine Erweiterung des Divans durch drei prächtige, von echt deutschem Geist durchwehte Lieder des Paradieses.

Allmählich nimmt die antike Welt den Dichter wieder ganz gefangen. Neben aristophanischen Studien, die durch Reizigs „Bemerkungen über den Aristophan“ veranlaßt waren, trat seit dem Besuche Wolfs in Jena (Oktober 1820) das wissenschaftliche Interesse für die Homerfrage wieder hervor. Der Abdruck seiner *Ilias im Auszuge* aus dem Jahre 1798 in Kunst und Altertum (1822), der dazu beitragen sollte, „das Werk als ein Ganzes, wie es auch zu uns gekommen, dankbar anzuerkennen“, war eine Folge dieser Studien. Ein an und für sich unbedeutendes Buch, Schubart's „Ideen über Homer und sein Zeitalter“, gab Goethe die Veranlassung, nach langem Schwanken als seine endgültige Meinung die Unhaltbarkeit der Wolf'schen Hypothese auszusprechen. Von nun an wollte er sich Homer wieder „als eine herrliche Einheit und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichtersinne entquollene Gottesgeschöpfe vorstellen“.

Die in diesen Jahren erschienenen größeren prosaischen Werke Goethes sind von solchen Neigungen und Abneigungen wenig beeinflusst. Bei den Wanderjahren verbot sich das durch den Stoff, bei der Italienischen Reise und der Campagne in Frankreich war Goethe mehr Redakteur als Autor. Schon der Titel, unter dem der erste Band erschien: *Aus meinem Leben*. Von Goethe. Zweiter Abteilung erster Teil. Auch ich in Arkadien, beweist klar, daß Goethe in der *Italienischen Reise* nicht einen Führer durch Italien, sondern ein biographisches Werk, die Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit, geben wollte, nur daß die ersten zehn Jahre in Weimar übersprungen sind und die Schilderung der letzten Weimarer Zeit verschoben wurde.

Dieselben Grundzüge wie bei Dichtung und Wahrheit leiteten Goethe auch hier. Dort sollte die Entwicklung des Knaben und Jünglings dargestellt werden, in der Italienischen Reise die Wiedergeburt des Künstlers und Dichters. Einer der Freunde Goethes, dem die künstlerische Tendenz der Italienischen Reise durchaus nicht behagen mochte, Boissérée, hat das treffend ausgesprochen in dem Urteil über den ersten Band: „Es ist wie ein Feldzug um die Eroberung aller Herrlichkeiten des schönen Landes, ein wahres Sturmlaufen auf das Echte und Rechte in den Dingen. . . Für mich hat die Italienische Reise noch den ganz besonderen, unschätzbaren Wert, daß ich auch in dieser verjüngten Gestalt Ihre ganze Persönlichkeit wiedererkenne“, worauf Goethe antwortete: „Ihr

freudiges Aufnehmen der ‚Italienischen Reise‘ tat mir sehr wohl. . Einem Verfasser müßte schaudern, wenn er bedächte, wie viele Leser nichts zum Buche hinzubringen, weder Kenntnis noch Empfänglichkeit. Den Sturmschritt haben Sie ganz richtig empfunden. Auch die Ungerechtigkeiten beurteilen Sie einsichtig und gerecht. Dergleichen Herbes, Unreifes paßt wohl zu dem Drange des Beginns; alles dies wird, noch ehe der Reisende über die Alpen zurückkehrt, süßer und genießbarer.“ Diese Entwicklung Goethes in Italien, wie sie die Italienische Reise darstellt, haben wir schon früher geschildert. Seine Quelle waren die Tagebücher und die Briefe an Frau von Stein. „Wozu sah ich das alles, wenn ich Dir's nicht mitteilen könnte?“ hatte er an sie geschrieben, und so waren jene Tagebücher und Briefe entstanden. Jetzt bildeten sie für ihn das Rohmaterial, das er ohne ein sentimentales Gefühl benutzte. „Mit einer Objektivierung des Vergangenen, die beim ersten Anblick etwas Erschreckendes hat,“ so berichtet der erste Herausgeber, „hat er diese Blätter auseinandergerissen und manchmal in Streifen zerschnitten, über der Zeile mit Stift oder Feder Änderungen eingetragen, fast alle Seiten diagonal durchstrichen und, mit diesem Zeichen der Erledigung oder Ausscheidung nicht zufrieden, sehr oft Zeile für Zeile ausgemerzt.“ Um dem Ganzen inneren Zusammenhang, künstlerische Verknüpfung und Abrundung und der nicht selten trockenen, belehrenden Aufzählung und Tagebuchform eine gefällige, anregende und schöne Gestalt zu geben, wird gestrichen und hinzugefügt, auseinandergerissen und verbunden, das Wirkliche nicht selten der „Dichtung“ geopfert, und werden Andeutungen im Tagebuch zu kleinen Erzählungen in novellistischer Form ausgenutzt. Zu diesen gehört das Abenteuer von Malcesine, die Erzählung von den Pilgern auf der Fahrt nach Venedig, das religiöse Gespräch mit dem Hauptmann zwischen Perugia und Soligno. Ein ganzer Brief mit prachtvoller Darstellung des Festes Allerheiligen und der vom Papste abgehaltenen Messe wird aus ein paar Worten des Tagebuches gebildet, zugleich um dem Freunde Meyer ein Denkmal zu setzen und schon jetzt auf die Stellung hinzuweisen, die er in Wirklichkeit erst viel später einnahm.

Aber was ihm in Dichtung und Wahrheit so meisterhaft gelungen, ist in der Italienischen Reise nicht erreicht worden. Die redaktionelle Tätigkeit sagte Goethe offenbar nicht zu. Eine große Zahl von Wiederholungen, Flüchtigkeiten, falschen Zeitangaben, Widersprüchen ist stehen geblieben. Die unausgeglickene Gestalt, die bald die Briefform festhält, bald Berichte und Korrespondenzen einfügt und den Fluß der Darstellung durch Aufsätze über fremde, von dem Thema weitab liegende Dinge unterbricht, beeinträchtigt den Genuß und erschwert das Verständnis. Die Arbeit Goethes an der Redaktion begann Ende 1813. „Er selbst verfertigte“, wie uns der erste Herausgeber der Tage-

bücher und Briefe schildert, „knappe Auszüge in Stichworten; Meyer, als Chef des Goethischen Kunstdepartements, brachte in chronologischer Folge und größtenteils lehrhaft nüchtern allerhand Monita und Data zu Papier, Riemer wirkte als Mitredaktor.“ Im Beginn des Jahres 1815 wurde der erste römische Aufenthalt bearbeitet; dann verschob das alles andere zurückdrängende Interesse an der orientalischen Dichtung die weitere Arbeit. November 1816 erschien der erste Band Der zweite, der Neapel und Sizilien umfaßte, folgte im Jahre darauf. Leider verbrannte Goethe bald darauf die Briefe aus Neapel und Sizilien Ein Schlußband: Zweiter Römischer Aufenthalt von Juni 1787 bis 1788, kam erst Ende des Jahres 1829 heraus Er hat am meisten durch unglückliche Redaktion und störende Zusammenstellung disparater und mit dem Thema wenig zusammenhängender Dinge gelitten. Aber dieser Mangel wird tausendfach ersetzt durch die Bedeutung des Inhalts und den inneren Wert des Dargestellten Der „Zweite Aufenthalt in Rom“ ist der Höhepunkt der Entwicklung des Dichters. Was er hier für sich gewonnen hat, ist dauernder, unangetasteter Besitz geblieben. Und gleich als überkäme ihn ein Hauch der alten Jugendkraft und Jugendliebe, weiß er noch am Ende seines Lebens der Darstellung eine reizende Liebesnovelle, die anmutige Geschichte von der schönen Mailänderin, einzuflechten. Echt künstlerisch läßt der Autor gerade in dem Augenblicke des größten Glückes die Stimme der Sehnsucht nach der Heimat erst leise, dann immer lauter erklingen. Es gibt doch noch etwas, was mehr wert ist als alle Herrlichkeiten Italiens und alle Kunst. Das ist die Berufsarbeit und der Kreis der Freunde

So verläßt denn der Leser das große Werk trotz des wehmütigen Schlusses, trotz des ergreifenden Abschieds von Rom, mit dem schönen, erhebenden Gefühl, daß der Dichter, neu belebt und neu geboren, im Besitz eines kostbaren Schatzes zu dem ihm von Gott vorgeschriebenen Wirkungskreise zurückkehrt, um neue, unverweßliche Lorbeeren zu pflücken.

Ebenso wie die Italienische Reise hat auch das andere größere, Anfang 1820, Ende 1821 und Anfang 1822 entstandene Werk Goethes aus dieser Zeit, die *Campagne in Frankreich* und die *Belagerung von Mainz*, unter falscher Auffassung zu leiden gehabt. Die Campagne in Frankreich will nicht eine Geschichte des Feldzuges sein, sondern die Darstellung der Erlebnisse Goethes während dieser Zeit und des Eindrucks und Einflusses dieses verfehlten politischen Unternehmens auf den nach dem Wunsche des Herzogs daran beteiligten Privatmann Goethe. Daß in dieser Schilderung das Element der Dichtung und das künstlerische Motiv mehr zurücktritt, liegt in der Natur des Gegenstandes, und die Glaubwürdigkeit Goethes ist auch für zweifelnde Gemüter durch die Vergleichung mit geschichtlichen Quellen erwiesen worden.



Gesichtsmaske Goethes von J. G. Schadow 1816
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Aber dennoch fand der Dichter Gelegenheit genug, die ungeschwächte Kraft und Schönheit seiner Kunst zu erweisen. Wie Goethe die Einnahme von Verdun mit ihren heiteren Intermezzi, wie er die Verzweiflung der ihrer Herden beraubten und mit Geldanweisungen auf Ludwig XVI. abgefundenen Franzosen schildert, wie er unter dem Donner der Kanonen und dem Einschlagen der Geschosse dem Fürsten Reuß seine Farbenlehre auseinandersetzt, wie er bei der Kanonade von Valmy das Kanonenfieber kennen lernen will, wie er das entsetzliche Elend des Rückzuges mit ergreifenden Farben darstellt und uns doch wieder durch anmutige Szenen französischer Häuslichkeit erheitert und erquickt, das sind alles kleine Kabinettsstücke seiner Kunst, die sich getrost den Werken seiner besten Zeit an die Seite stellen können.

Die beiden biographischen Darstellungen „Campagne in Frankreich“ und „Belagerung von Mainz“ sind als ein einheitliches Werk aufzufassen. Ihrem Inhalt nach könnte man sie als Schilderung des Goethischen Lebens von August 1792 bis August 1793 bezeichnen. Denn der Dichter schildert auch die dazwischen liegende Zeit, die im Tagebuch den Sondertitel: „Winteraufenthalt in Weimar“ führt. Auf die vier Bände von Dichtung und Wahrheit, von denen damals drei vorlagen, sollte nach der Ankündigung vom 1. März 1826 ein fünfter, bis in den September 1786 reichend, folgen, darauf die Italienische Reise, die Campagne in Schlessien 1790, die Campagne in Frankreich 1792 nebst der Belagerung von Mainz und endlich Die Annalen meines Lebens.

Häusliches Leben.

Einen Einblick in die Goethische Häuslichkeit (im Jahre 1810) gewährt uns ein Bericht der Malerin Luise Seidler. „Es ging bei dem Dichtersfürsten meist ganz patriarchalisch zu, besonders wenn Goethe mit seiner Frau und Gräulein Ulrich, der Gesellschafterin der Frau vom Hause, an stillen Abenden eine Partie ‚Whist mit Strohhmann‘ spielte, wobei ein Gläschen Punsch nicht fehlen durfte . . . Beim Mittagessen war Goethe mit Riemer, Meyer und anderen Gästen, deren Zahl jedoch niemals acht überstieg, immer sehr heiter. Man speiste in einem kleinen Zimmer, dessen Wände mit Handzeichnungen berühmter alter Meister geschmückt waren, das Mahl war stets von gediegener Einfachheit, das Getränk trefflicher Burgunder. Beim Dessert entfernten sich die Damen des Hauses, ‚die lustigen Weiber von Weimar‘, wie Goethe sie scherzend nannte, um spazieren zu fahren. Auch August, sein schöner, nun erwachsener Sohn, wiewohl bei Tisch am Gespräch teilnehmend, zog sich still zurück und ging anderen Geschäften nach. Die Herren (denn nur sehr selten wurden Damen zu Mittag geladen) blieben dann sitzen. Auch ich hatte ein für allemal die Er-

laubnis zum Dableiben Sobald wir allein waren, nahm Goethe jederzeit irgendeinen bestimmten Gegenstand vor, an welchen er seine scharfsinnigen Bemerkungen reihte; z. B. einen bronzenen Moses von Michelangelo in kleinen Dimensionen, die Werke des Canova, Abbildungen der im Besitze des Herrn von Quandt befindlichen Kunstwerke, die Zeichnungen zum Faust von Cornelius und anderes. Unter diesen interessanten belehrenden Gesprächen kam unmerklich der Abend herbei, der neue Genüsse brachte, da man gewöhnlich in das Theater fuhr. Riemer und Meyer pflegten Goethe zu begleiten, bisweilen schlossen sich auch die Damen an. Der Dichter hatte damals eine geschlossene Parterrelloge, unterhalb der herrschaftlichen. In den Zwischenakten wurde kalte Küche präsentiert, auch der Burgunder fehlte nicht. Goethes Kritik der Aufführungen war bis auf die geringsten Kleinigkeiten eingehend. War er mit einer Darstellung zufrieden, so ertönte sein Beifall durch dreimaliges lautes Handeklatschen, deutlich vernehmbar für Zuschauer und Schauspieler." Wie herzlich und ungezwungen Goethe in seinem Hause mit Männern verkehrte, denen er wohl wollte, hat uns der jüngere Vogt berichtet: „Nie ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer . . . Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft schweren Arbeiten, oder was es ist. Dann ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten . . . Ja Goethe kann die Herzlichkeit selbst sein. Dann hat sein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren . . . Da sitzt er, im tiefsten Negligé, im wollenen Jäckchen auf seinem Sofa und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig ist, so kann er auf dem Sofa nicht aushalten; dann springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gesticulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. Ja, dieser Mann spricht nicht bloß mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind; und aus seinen Augen strahlt das seelenvollste Feuer."

Ein jäher Riß zerstörte diese heitere, friedliche Häuslichkeit am 6. Juni 1816. Ende Mai dieses Jahres wurde die erst zweiundfünfzigjährige Hausfrau von einer tödlichen Krankheit befallen. Was uns ihr Bruder Vulpinus, Riemer und Frau Schopenhauer über die letzten fünf Tage Christianens mitteilen, erhöht unser Mitleid für die Unglückliche. Die Schmerzen, die mit den Blutkrämpfen verbunden waren, erreichten einen solchen Grad, daß die Kranke sich die Zunge durchbiß. Goethe selbst wurde am 4. Juni krank und konnte der Gattin nicht beistehen. „Mein Sohn", so lesen wir im Tagebuch vom 5. Juni, „Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung." Den Tag darauf: „Nahe Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie ver-

An Alexander v. Humboldt.

—

An Trauertagen

Gelange mir Dein herrlich Heft! (*)

Es sichien zu sagen:

Er manne dich zu höchsten Geſicht!

Die Welt, in allen Zonen gierend und blüht,

Nach ewigen, beweglichen Gegebenen;

Das weißtest du ja wohl zu schätzen?

Erhebe so, durch mich, dein süßes Begehren

Gewinnst!

H. d. 12. Jun.

1816.

(*) Sur les Loies

schied gegen Mittag Leere und Totenstille in und außer mir." Wie es seine Art in Zeiten großen Leides war, zog er sich zurück, um den Schmerz allein zu bewältigen. Selbst an Freund Zelter schreibt er am Begräbnistage (8. Juni) nur die wenigen Worte: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, ver-
melde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will.“ „Ob er gleich“, schreibt Riemer, „gefaßt erscheint und von allem anderen spricht, so überfällt ihn doch mitten unter anderm der Schmerz, dessen Tränen er umsonst zurückzudrängen strebt.“ In diesen Tagen sandte ihm Alexander von Humboldt seine Schrift: „Über Verteilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden.“ Goethe übermittelte ihm am 12. Juni seinen Dank (f. S. 279). Der Gattin selbst stiftete er ein Denkmal in dem Gedicht:

Du versuchst, o Sonne, vergebens,
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Der Frau Elise von der Rede hat Goethe Christiane im Jahre 1811 mit den Worten vorgestellt: „Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seitdem sie den ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe.“ Dennoch war die Ehe für ihn ein Unglück. Aber der Grund lag nicht in Christianens Person. Ein Brief Goethes an Schubarth (1821), der seinem Beispiel folgen wollte, gewährt uns einen tiefen Einblick: „Jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, wiegt immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden auf, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend, einhergehen, und doch zugleich mit uns selbst, mit andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Notwendigkeit empfinden.“

Ersatz für die gestörte Häuslichkeit schien sich schon im nächsten Jahre durch Augusts Verheiratung mit Ottilie von Pogwisch, der Enkelin der Oberhofmeisterin Gräfin Händel zu bieten. Goethe betrieb diese Heirat, weil ihm das liebenswürdige, geistreiche Wesen Ottiliens sympathisch war, und weil er eine repräsentierende adelige Dame in seinem Hause zu haben wünschte. Auch hoffte er von einer Heirat und dem Einfluß Ottiliens viel Gutes für seinen sich durch sinnliche Genüsse zerrüttenden Sohn. Veranlagung, Erziehung und Schicksal schienen sich vereinigt zu haben, um diesen einzigen Sohn Goethes unglücklich zu machen, der als Kind und Jüngling zu den besten Hoffnungen berechtigt hatte. Von den Vorfahren mütterlicherseits hatte er die Anlage zur Trunksucht, vom Vater nur die Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit geerbt, aber nicht die Kraft, sie zu beherrschen. Dazu kamen Fehler in der Erziehung.

Was der Vater durch Strenge erreichte, verdarb die Mutter durch Nachgiebigkeit. Der weise theoretische Pädagog versäumte eins der wichtigsten Erziehungsmittel und nahm dem Sohn das Bewußtsein der Selbständigkeit.

Kurz vor seinem Tode schreibt er aus Rom an den Vater: „Es ist das erste Mal, im 40 Jahre, daß ich zum Gefühl der Selbständigkeit gekommen und unter fremden Menschen.“ Er wurde Student, Hofjunter, Kammerassessor und Kammerrat und zwar vor der Zeit, ohne je eine Prüfung bestanden zu haben, alles von Vaters Gnaden. Die Welt verlangte von dem Sohne Goethes Außerordentliches, aber seine Begabung reichte nur zu Durchschnittsleistungen. Seine praktische Natur befähigte ihn wohl, die Verwaltung des Hauswesens und des Vermögens zu führen und sein Amt als Kammerrat schlecht und recht zu verwalten, aber vergebens wartete man auf den höheren Flug, den man bei ihm als selbstverständlich voraussetzte. Was er in seiner Stellung erreichte, ward dem Einfluß des Vaters zugeschrieben, aber was er im Vergleich zu seinem Vater nicht leistete, das ward ihm als Schuld angerechnet. Vor den Blicken der Welt und den still redenden Mienen des enttäuschten Vaters floh der arme Mensch in die Einsamkeit oder gab sich mit seinem Freunde Ernst von Schiller heimlich Ausschweifungen hin, um seinen Gram zu übertäuben. Aber damit soll nicht gesagt werden, daß diese Umstände die eigentliche Schuld an seinem Unglück hatten. Auch hier wie bei Cornelia hat der Nervenarzt Möbius erwiesen: August wurde unglücklich, weil er abnorm und krank war. Was dem kranken Manne ein Hindernis war, wäre dem gesunden eine Leiter zum Glück geworden. Der Vater sah diesem Treiben eine Zeitlang zu in der Hoffnung, daß der gärende Most doch noch einen guten Wein geben werde. Dann kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, bei denen August vergeblich verlangte, Weimar verlassen zu dürfen. In diese Zeit fällt seine Verheiratung, auf der Goethes letzte Hoffnung beruhte. Im Jahre 1817 fand die Hochzeit statt. Man hat mit Unrecht diese Verbindung eine bloße Verstandesheirat genannt, wenn auch bei dem unbemittelten adligen Fräulein die Aussicht auf eine Versorgung und eine glänzende Stellung in Weimar ein gewichtiges Wort mitsprach. Ottilie hatte schon früher an dem stattlichen und schönen Jüngling Gefallen gefunden und kam deshalb jetzt seiner Werbung freundlich entgegen. Das junge Paar bezog die Mansardenzimmer des Hauses, das sogenannte Schiffchen. Goethe gewann an der geistreichen, wenn auch erzentrischen Ottilie eine ihn anbetende, hilfreiche Tochter. So herrschte denn die ersten Jahre ein ungetrübtes Glück im Hause Goethes, das noch durch die Geburt lieblicher und schöner Knaben, Walther Wolfgang, geboren am 9. April 1818, und Wolfgang Max, geboren am 18. September 1820, erhöht wurde.

Mit dem herzoglichen Hause war Goethe immer in freundschaftlichen und

guten Beziehungen geblieben. Als Karl August 1815 Großherzog geworden war, und das Staatsministerium neu gestaltet wurde, erhielt Goethe den Rang des ersten Staatsministers (Ende November 1815) mit einem Gehalt von 3000 Talern nebst Zuschuß für die Equipage. Natürlich reichte auch diese Summe nicht aus, den breit angelegten Haushalt zu bestreiten. Über 50 Jahre hat Goethe in bescheidenen, manchmal bedrangten Verhältnissen gelebt. Erst mit



Ottilie von Goethe

Zeichnung von H. Müller.

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

dem Tode der Mutter (1808) erhielt er ein eigenes Vermögen (etwa 50 000 Mark) und erst seitdem Cotta Goethes Verleger war, kamen die hohen Honorare ins Haus, etwa eine halbe Million Mark in den letzten vier Jahrzehnten.

Die feierliche Wiederherstellung des Ordens vom weißen Falken zur Wachsamkeit, bei der Goethe eine geistreiche Rede hielt, und die Verkündung der von Karl August seinem Lande gegebenen Verfassung gaben ihm bald Gelegenheit, offiziell als erster Minister des Landes aufzutreten. Sein Wirkungsbereich erstreckte sich nach wie vor auf die Anstalten für Kunst und Wissenschaft, besonders auf die Universität

Jena, deren naturwissenschaftliche Kabinette und Bibliothek ihn viel beschäftigten, auf die Kunstsammlungen und auf das Theater. Noch im Jahre 1816 sehen wir ihn eifrig an Proben teilnehmen und eine neue Instruktion für die Regie ausarbeiten. Um so jähcr kam am 13. April 1817 seine Entlassung aus dieser ruhmreichen Tätigkeit durch Reskript des Großherzogs. Damit hatten langjährige Intrigen der Schauspielerin Karoline Tagemann, die als die Geliebte des Großherzogs den Namen Frau von Heigendorf erhalten hatte, ihr Ziel erreicht. Schon im Jahre 1808 hatte Goethe



August von Goethe.
Ölgemälde von E. Grunler
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

auf ihre Katalen und Eingriffe in seine Rechte mit der Bitte um Entlassung aus diesem Amte geantwortet, und nur das persönliche Eingreifen der Großherzogin hatte damals den Bruch verhindert. Im Februar des Jahres 1817 wiederholte sich das Schauspiel, als Kozebues „Schußgeist“ wider den Willen Goethes aufgeführt wurde. Gleich als wollte man ihn durch Absetzung kränken, wurde sein Entlassungsgesuch vorläufig nicht bewilligt, ihm vielmehr „unumschränkte Gewalt im Kunstfache“ auch fernerhin zugesichert. Gerade in diesen Tagen widmete er sich dem Theatergeschäft mit großer Energie, auf daß bei seiner Trennung von dem Theater „dieser Anstalt besser geholfen sei als durch Solons Gesetze und Abschied den Atheniensern“. Auch unterzog er sich der großen Mühe, Kozebues dramatische Legende „Der Schußgeist“ und einaktiges Lustspiel „Die Bestohlenen“, sowie dessen „Rotmantel“ (nach dem Volksmärchen von Musäus) für die weimarsche Bühne zu bearbeiten, „weil alles darauf ankommt, daß unser Repertoire wieder vollständig, ja reich werde“. Aber die Tage seiner Leitung waren gezählt. Am 12. April wurde trotz des Protestes Goethes auf den Wunsch der Jagemann das Drama „Der Hund des Aubry de Mont-Didier oder Der Wald bei Bondy“, worin ein dressierter Pudel die Hauptrolle spielte, gegeben. Am Tage darauf machte der Großherzog dem in Jena weilenden Goethe die Mitteilung, daß er aus seinen Äußerungen die Überzeugung von seinem Wunsche gewonnen, der Tätigkeit für das Theater entzogen zu sein, und daß er den Hoftheaterintendanten von seinem Austritt benachrichtigt habe. Goethe antwortete darauf: „Ew. Königl. Hoheit kommen, wie schon so oft gnädigst geschehen, meinen Wünschen entgegen, ja zuvor. . .“. Der Vorgang lehrt, daß Karoline Jagemann nicht nur die Herrschaft auf der Bühne, sondern auch die Verdrängung Goethes erreichen wollte, dessen Einfluß auf Karl August ihr ein Dorn im Auge war. Das gelang ihr freilich nicht. Karl August bereute bald seine Handlungsweise, und wenn auch Goethe dem ersten Schmerz, wie man sagt, mit den Worten Ausdruck gab: „Karl August hat mich nie verstanden“ und an eine Trennung von dem Herzog gedacht haben soll, verzieh er doch die harte Kränkung und antwortete mit dem „Maskenzuge“ zu Ehren der Anwesenheit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, in dem er ein Bild der Blütezeit Weimars entwarf und damit seinem Fürsten und dessen Hause huldigte. Der ihm vom Herzog wider Erwarten übertragenen Ordnung und Vereinigung der Jena'schen Bibliotheken, die ihn oft monatelang an Jena fesselte, widmete er sich unverdrossen sieben Jahre hindurch.

In das Jahr 1820 fällt der Besuch der beiden Bildhauer Christian Friedrich Tieck und Christian Daniel Rauch, die wetteifernd zu gleicher Zeit vom 18. bis 22. August 1820 Goethes Büste nach dem Leben

schufen. Im nächsten Jahre erschien der alte Freund Zelter und brachte das musikalische Wunderkind *Selig Mendelssohn-Bartholdy* mit sich. Der damals erst zwölfjährige Knabe war schon ein Meister des Klavierspiels und hatte auch als Komponist Treffliches geleistet. Gleich nach seiner Ankunft im Beginn des Novembers 1821 veranstaltete Goethe einen geselligen Abend, wo der kleine Virtuos seine Kunst zeigen sollte. Nach der ersten Probe geriet alles in Staunen, Goethe nahm voll Bewunderung den Kopf des Knaben zwischen die Hände, streichelte ihn und trat dann laufend zurück, während *Selig* Bach'sche Fugen und darauf das Menuett aus dem *Don Juan* spielte. „Was dieser kleine Mann“, so lautet Goethes Urteil, „im Phantasieren und Primavistaspielen vermag, das grenzt ans Wunderbare . . ; was er leistet, mag sich zum Spiel des Wunderkindes Mozart verhalten, wie die ausgebildete Sprache eines Erwachsenen zu dem Lallen eines Kindes.“ Nicht weniger durch sein Spiel, dem Goethe häufig stundenlang lauschte, als durch sein echt kindliches, liebenswürdiges Wesen eroberte sich „der himmlische, kostbare Knabe“ die volle Liebe des von ihm vergötterten Meisters. *Selig* folgte einer Einladung schon im nächsten Jahre. „Ich bin Saul,“ sagt Goethe damals zu ihm, „und Du bist mein David; wenn ich traurig und trübe bin, so komme Du zu mir und erheitere mich durch Dein Saitenspiel.“

Auch insofern hatte Goethe mit der rheinischen Epoche gebrochen, als er nach dem verunglückten Versuche von 1816 nie mehr seine Schritte nach der Vaterstadt und dem Rhein lenkte. Von 1818 bis 1823 finden wir ihn im Sommer wie in früheren Zeiten in den böhmischen Badern. Über seinen Aufenthalt in den drei ersten Jahren ist nicht viel zu berichten. Alte und neue Bekanntschaften, die Kur und das mineralogische Interesse nahmen ihn wie früher völlig in Anspruch. Von großer Bedeutung aber für den Menschen und den Dichter sollte der Badeaufenthalt 1822 in Marienbad, 1823 in Marienbad und Karlsbad werden.

Goethes letzter Liebesgesang und zugleich eines seiner tiefst empfundenen Gedichte, die „*Marienbader Elegie*“, ist mit dem Namen *Ulrike von Levehow* unauflöslich verbunden. Auch sie hat einen Anteil errungen an der Unsterblichkeit, die dem Namen Goethe anhaftet.

Ulrike von Levehow wurde am 4. Februar 1804 in Leipzig geboren als Tochter eines meßlenburgischen Hofmarschalls. Ihre Mutter *Amalie*, eine geborene von Brösigke, der Goethe schon im Jahre 1806 in Karlsbad näher getreten war, verheiratete sich nach Trennung ihrer ersten Ehe mit dem Vetter ihres ersten Gemahls, ebenfalls einem Herrn von *Levehow*, der in der Schlacht bei *Belle-Alliance* fiel. Die Witwe verlebte den Sommer mit ihren Töchtern oft bei ihrem Vater, der sich in Marienbad ein Haus gekauft hatte, so auch



Goethe.

Kreidezeichnung von Ferd. Jagemann 1817.
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

im Jahre 1821, als Goethe zum ersten Male zur Kur sich in Marienbad aufhielt. Der Dichter fühlte sich von der anmutigen und heiteren Ulrike lebhaft angezogen, ließ sich von ihr fast täglich auf Spaziergängen begleiten oder aus Walter Scott vorlesen oder auf der Laute vorspielen. Zur Erinnerung an diese Zeit schenkte er ihr, „dem allerliebsten Treugesicht“, den ersten Band der Wanderjahre mit einer handschriftlichen Widmung. Im nächsten Jahre erhielt Goethe eine Einladung von Frau von Levetzow, im Sommer in ihrem Hause in Marienbad Wohnung zu nehmen. Der Brief enthielt die Worte: „Wie wird sich Ulrichen freuen, wenn sie wieder Töchterchen genannt wird, worauf sie so stolz ist.“ Goethe folgte dieser Einladung und war so vom 19. Juni bis 24. Juli 1822 Hausgenosse und in täglichem, intinem Verkehr mit der Familie. Daß schon damals den Dichter eine tiefere Neigung zu dem an Körper und Geist vollkommenen Mädchen ergriffen hat, zeigt das Gedicht „Holsharfen“, das er selbst „Liebeschmerzlicher Zwiegesang unmittelbar nach dem Scheiden“ (24. Juli 1822) genannt hat.

Mir bleibt der einzige Genuß,
 Dem holdes Bild mir ewig zu erneuern.
 Ja, du bist wohl an Iris zu vergleichen,
 Ein liebenswürdig Wunderzeichen!
 So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie
 Und immer neu und immer gleich wie sie.

Doch in Weimar wich die tiefe Erregung einer ruhigeren, vom Verstand gebotenen Stimmung. In dem ersten der erhaltenen Briefe an Ulrike vom 9. Januar 1823 nennt er sich einen liebenden Papa seiner treuen, schönen Tochter.

Der Magnet zog ihn schon im nächsten Jahre wieder nach Marienbad, aber nicht nur dieser Magnet, sondern auch die Notwendigkeit, Erholung und völlige Genesung zu finden nach einer sehr schweren und gefährlichen Krankheit. Am 17. Februar 1823 war Goethe von einer Entzündung des Herzbeutels befallen worden. Die Ärzte befürchteten das Schlimmste. Er selbst glaubte am 25. das Herannahen des Todesampfes zu fühlen. „Probiert nur immer,“ sagte er zu den Ärzten, „der Tod steht in allen Ecken und breitet seine Arme nach mir aus, aber laßt Euch nicht stören.“ Am Tage darauf trat eine Besserung ein, die auch anhielt. Im Theater feierte man seine Genesung durch die Aufführung des Tasso. Für die große Teilnahme, die die Krankheit in Deutschland und im Auslande erregt hatte, bedankte er sich in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum“. Am 2. Juli war er in Marienbad, am 11. Juli folgte Frau von Levetzow mit ihren Töchtern. Diesmal trafen sie dort eine hohe fürstliche Gesellschaft, darunter den Großherzog Karl August, den Erzönig Ludwig Bonaparte von

Holland und den Herzog von Leuchtenberg Feste reihten sich an Seite, an denen der große Dichter der Geliebten zu Gefallen teilnahm.

Dann weiß sie uns nach aller Art zu fihren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren,
So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet
Dem Wachen gleich, ein labyrinthisch Wesen —

So sahst du sie in frohem Tanze walten,
Die lieblichste der lieblichsten Gestalten.

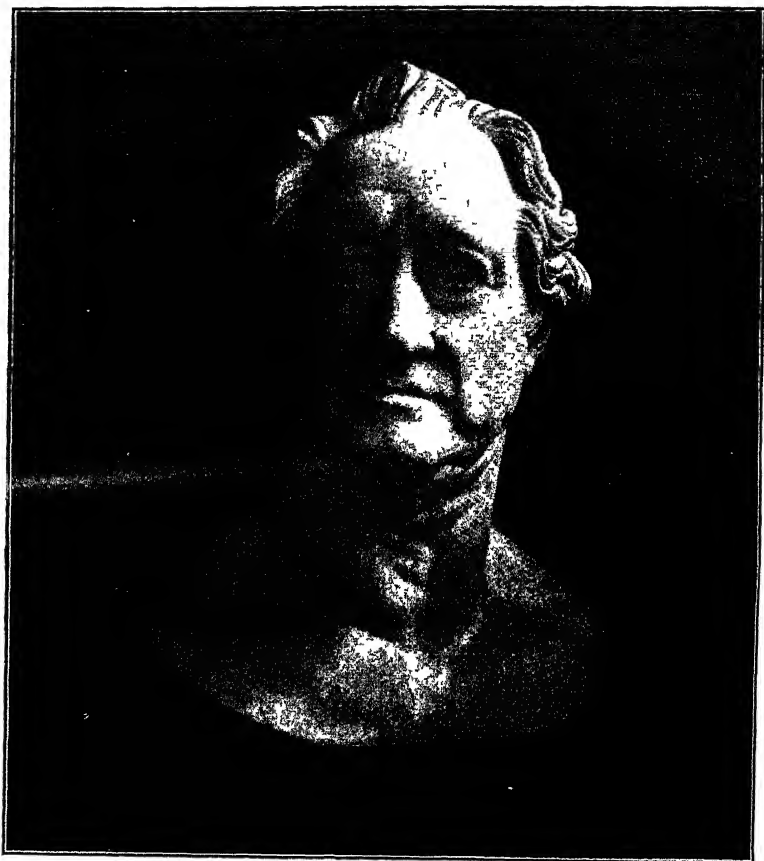
Aber mehr noch als hier öffnete sich ihm Urifens schöne Seele auf den Spaziergängen „gegen die Mühle“, „nach dem Kreuzbrunnen“ oder „auf den Waldsitz“ und in dem täglichen Verkehr im Hause und in der Familie

Das holde Mädchen in ihrer kindlichen Natürlichkeit und Reinheit des Herzens nahm bald sein Denken und Fühlen gefangen. Schien ihm zuerst das Verhältnis das eines Vaters, dann eines Oheims zu einer „allzusehr geliebten Nichte“, so wurde es ihm bald klar, daß ihn eine leidenschaftliche Liebe erfaßt hatte, der der Verstand energisch Halt gebieten mußte. Die Leidenschaft erhöhte das Gefühlsleben des Dichters bis zur krankhaften Reizbarkeit und Erregung. Die Nachricht von ihrer beabsichtigten Abreise brachte ihn fast zur Verzweiflung. „Die Leiden einer bangenden Seele“ linderte das herrliche Klavierspiel der russischen Künstlerin v o n S z y m a n o w s k a, das ihn zu Tränen rührte, und dem er dankbar das schöne Gedicht „Ausöhnung“ gewidmet hat:

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflucht zu Millionen Ton' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge neht sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen

Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichten Spende
Sich selbst erwidern willig darzutragen
Da fühlte sich — o, daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe

Am 18. August 1823 begaben sich die Leveghowschen Damen nach Karlsbad, der Dichter folgte ihnen am 25. August nach. Er wohnte auch hier mit ihnen in demselben Hause. Es folgten zwölf Tage gemeinsamen Lebens, die Goethe in seiner Elegie dichterisch verherrlicht hat. Oft war er den ganzen Tag an Urifens Seite, meist von ihrer Schwester Amalie, deren lustige Ungebuld von Urifens ruhig ernstem, sicherem Benehmen abwich, oder von der Stieffchwester



Goethe.

Büste von Ch. D. Rauch 1820.

Original im Museum der bildenden Künste in Leipzig

Bertha begleitet. Spaziergänge bei dem herrlichen Wetter, Promenaden am Brunnen wechselten ab mit Fahrten in die Umgebung und kleinen dramatischen Feiertagen. Bis tief in die Nacht saß er nicht selten mit Frau von Levetzow und Ulrike zusammen, las ihnen aus seinen Gedichten vor, erklärte ihnen den prächtigen Sternenhimmel und unterhielt sie aus dem reichen Schatz seines Geistes und Gemüths. Manchmal hörte er auch freundlich die Erzählungen der Mädchen aus ihrer Kinderzeit an, oder lauschte, wenn die Geliebte aus Scotts „Schwarzem Zwerg“ vorlas, und freute sich ihres Vortrags, „dem ihre natürliche Anmut so viel Gefälliges gab“. Den 28. August verlebten Frau von Levetzow und ihre Töchter mit ihm allein in Elbogen bei Karlsbad. Er hatte gewünscht, daß der Geburtstag als Geheimnis behandelt werden sollte; selbst die Damen wagten nur in ihren Mienen ihre Gefühle für ihn auszudrücken. Es war der Höhepunkt des Glücks, dessen Goethe sehr oft in seinen Briefen gedacht hat.

Am 5. September schlug die Abschiedsstunde, in Goethes Gedicht „An Werther“ mit den Worten bezeichnet: „Das Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod.“ Aber noch an demselben Tage „gab ihm ein Gott zu sagen, was er leide“. Schon auf der ersten Station der Heimreise begann er die „Elegie“, und auf der Reise wurde sie vollendet. Es ist ein herrliches Denkmal und zugleich der Dank für die seligen Stunden. Indem er tiefergriffen Abschied von der Geliebten nahm, faßte er ihr innerstes Wesen in die ihr selbst in den Mund gelegten Worte zusammen:

Nur wo du bist, sei alles immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich

Nirgends hat ein Dichter die Liebe reiner und edler dargestellt, niemals ein Dichter ihren göttlichen Ursprung, ihr innerstes heiliges Wesen in erhabeneren Worten gekleidet als Goethe in dieser Elegie. Jenes Schaudern ergreift uns, das der Menschheit bestes Theil ist:

In unsers Busens Keime wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reimern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Sühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Gruften;
Kein Eigennuß, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Die Elegie schließt ähnlich wie der Tasso. Ihr voraus sandte der Dichter ein Gedicht „An Werther“ und schließt dieses mit Versen aus dem Tasso. So weist er uns selbst den Weg zur Erklärung seines damaligen Zustandes, aus dem die Elegie hervorgegangen ist. Er nennt diesen selbst wiederholt „höchst leidenschaftlich“. Aber es war mehr, war eine krankhafte Erregung, ein „Paroxysmus der Leidenschaft“, aus dem allein sich erklärt, daß er, der Vierundsiebzigjährige, den Gedanken faßte, sich mit dem neunzehnjährigen Mädchen zu vermählen. Ausgesprochen ist das entscheidende Wort Ulrike und der Mutter gegenüber von Goethe selbst nie, aber Karl August hat im Jahre 1823 (doch natürlich mit Wissen Goethes), wie Fräulein von Lengebow später in ihren Aufzeichnungen berichtete, die Anfrage an die Mutter und an Ulrike selbst gestellt, ob sie Goethe heiraten wolle und ihr das Leben in Weimar an Goethes Seite in den verlockendsten Farben geschildert. Frau von Lengebow antwortete mit der Bitte um Aufschub. Ulrike will nach ihrer eigenen, um sechzig Jahre späteren Mitteilung ein Jawort ernstlich nicht erwogen haben, weil sie die Familie des Sohnes nicht verdrängen wollte. Daß die Seinigen nun wirklich die Verheiratung befürchteten und diese Gedanken auf eine undelicate, harte Art aufnahmen, haben uns Charlotte Schiller und der Kanzler von Müller überliefert. Infolge dieser Aufregungen fiel der Greis Anfang November in einen krankhaften Zustand, der mehrere Wochen anhielt. Daß auch im folgenden Frühjahr die Erregung noch nicht geschwunden war, beweist das am 24. und 25. März entstandene Gedicht „An Werther“ und die Absicht des Dichters, im Sommer ein Wiedersehen zu feiern, die er erst im letzten Augenblick aufgab. Er fand endlich die Kraft der Entsagung; er hat Ulrike nicht wiedergesehen. Aber die „unwandelbare Gesinnung“ offenbart sich in den Briefen an die Mutter, wie in dem Brief vom 29. August 1827: „Wie glücklich waren die Stunden, die ich an ihren holden Singern abzählen durfte.“ Wie ein Heiligtum hat er die kleinen Erinnerungszeichen an jene Zeit bis zu seinem Tode aufbewahrt und vor fremder Berührung gehütet.

Ulrike ist unvermählt geblieben. Nach dem Tode der Mutter im Jahre 1868 wurde sie alleinige Besitzerin des Schlosses Trbitz bei Teplitz. Sie hat ihr schönes und wohlthätiges Wirken in ihrem Kreise selbst am besten bezeichnet, indem sie auf einem Medaillon, das ihr Bild enthält, dem Goethischen Worte „liebrend“ hinzufügte: „jetzt liebespendend“. Am 13. November 1899 ist sie aus diesem Leben geschieden.



Ulrike von Levetzow

Pastell eines unbekannten Malers 1821.
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar



Ulrike (sitzend) und Bertha von Levetzow 1834.

Aquarellskizze von Marie Krafft

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Der Weise von Weimar.

Kunsttheorie. Weltliteratur.

Der Jugend Nachtgefährt ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad,
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn,
Und sein Gemüt verschließt das Ewige, —

Das mag für uns sprechen, wenn wir erst in der Epoche seines hohen Alters eine zusammenhängende Schilderung der kunsttheoretischen, naturwissenschaftlichen, philosophischen und religiösen Anschauungen Goethes versuchen. Ist doch auch die Entwicklung Goethes erst in der Zeit, da er sein Leben beschrieb und sich selbst historisch betrachtete, in der Hauptsache abgeschlossen, so daß wir nun in der Lage sind, indem wir hin und wieder vorwärts oder rückwärts greifen, ein Bild des Gelehrten und Weisen zu entwerfen. Der ausführlichen Darlegung der kunsttheoretischen Anschauungen freilich sind wir an dieser Stelle so gut wie überhoben. Die Wandlung Goethes vom Realisten zum Idealisten, die in dem Bunde mit Schiller ihren Höhepunkt erreichte, ist die letzte geblieben; nur daß die Einseitigkeit dieses Standpunktes, wie die ausschließliche Verehrung der Antike, durch die immer wachsende Erkenntnis und durch die Beschäftigung mit der Literatur aller Kulturvölker einer gerechteren und höheren Auffassung wich. Unter den vielen kunsttheoretischen Aussprüchen Goethes im letzten Jahrzehnt wird sich kaum einer finden, dessen Inhalt nicht schon in den Aufsätzen aus der Schillerzeit vorkäme oder nicht seine Begründung fände. Darum können wir auf unsere Darstellung jener gemeinsamen Tätigkeit der beiden großen Dichter verweisen und wollen hier nur in diesem Zusammenhange einer Dichtung Goethes gedenken, die eigens dazu geschrieben zu sein scheint, um die beiden Forderungen, das Wahre darzustellen, aber nicht das Wirkliche, und das Individuelle zum Typischen zu erheben, in klassischer Weise zu erfüllen und zu verkörpern. Es ist die im Beginn des Jahres 1827 geschriebene *Novelle*, deren Thema schon 1797 mit Schiller eingehend besprochen worden war, und von der Goethe selber sagte: „Man fühlt es ihr an, daß sie sich vom tiefsten Grunde meines Wesens gelöst hat.“ Die Weglassung des bestimmten oder unbestimmten Artikels in dem Titel sollte besagen, daß der Dichter sein Werk als einen Typus der Dich-

tungsart hielt, die er unter Novelle verstand und die er „als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit“ definierte, während man meist Novelle mit Erzählung indentifizierte. „Zu zeigen,“ sagt Goethe in einer prächtigen Erläuterung der Novelle, „wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich im Kinde und Löwen darstellt, reizte mich zur Ausführung Dies ist das Ideelle, dies ist die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Exposition ist nur dieserwegen da und nur dieserwegen etwas wert. Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von

Nichtes Wesen - I benutze die Blume,
 Einmal schon und ein Mal Strahlen,
 Auch gefasst I habe gegründet,
 Wie geblüht, wie geblüht,
 Auch das Benutze mit Freude,
 Einmal schon und ein Mal Strahlen,
 Auch gefasst I habe gegründet:
 Nichtes Wesen - I benutze die Blume,

Pfingsten
 1879

Original im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar

gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.“ Hier verrät sich, daß der Dichter Goethe die Lösung des Streites von Objekt und Subjekt durch die Verbindung des Idealismus und Realismus, den Standpunkt also, den der Theoretiker im Bunde mit Schiller gefunden hatte, bis an sein Ende als das künstlerische Ideal festgehalten hat. „Das Höchste der dichterischen Darstellung“, so lesen wir in einem Spruche, „ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, das heißt wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für jedermann gelten können; auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich“, und in Dichtung und Wahrheit: „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist,

durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt "

Mit dieser hohen Auffassung der Poesie hängt es auch zusammen, daß



Goethe, von Kolbe (1822).

Wiederholung des Originals im Museum der bildenden Künste in Leipzig

Goethe das Lehr- und Tendenzgedicht nicht gelten lassen will und das Suchen nach einer Idee in seinen größeren Werken energisch zurückweist: „Die wahre Darstellung“, so sagt er in *Dichtung und Wahrheit*, „hat keinen didaktischen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie . . . Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium

Annäherung der Nationen durch Übersetzungen ihrer vornehmsten Dichtungen und ein friedlicher Wettstreit untereinander war Goethes Lieblingswunsch und Gedanke seit früher Zeit. Jetzt sah er zu seiner Freude, daß dieser Wunsch in Erfüllung zu gehen begann. Zahlreich sind seine Aussprüche der Anerkennung für diese Bestrebungen und der Freude darüber, daß den Deutschen eine große und hohe Bedeutung zuerkannt wird. „Zu einer solchen Vermittlung und Anerkennung“, lesen wir in Kunst und Altertum, „tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten; er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfeleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein.“ „National-literatur“, so sprach sich einmal Goethe Eckermann gegenüber aus, „will jetzt nicht viel sagen; die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen. Aber auch bei solcher Schätzung des Ausländischen dürfen wir nicht bei etwas Besonderem haften bleiben und dieses nur musterhaft ansehen wollen. Wir müssen nicht denken, das Chinesische wäre es, oder das Serbische, oder Calderon, oder die Nibelungen, sondern im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist.“ Die letzten Worte verraten uns, wo der Dichter bei aller Anerkennung moderner und alter Poesie sein Ideal gesucht und gefunden hat. Goethes Studium der griechischen Schriftsteller, die immer steigende Verehrung der Antike ist in unserer Betrachtung seines Lebens und Wirkens ausführlich dargestellt worden. Von seiner Einführung in die griechische Welt durch Oeser und Windelmann bis zu den zahlreichen Aufsätzen über die griechische Literatur in seinem hohen Alter ziehen sich wie eine fast ununterbrochene Kette die hingebenden, verehrungsvollen Studien der griechischen Kunst und Literatur hin. Die Antike war der unverrückbare Leitstern unseres größten Dichters. Von der Schrift: „Götter, Helden und Wieland“ aus dem Jahre 1774 bis zu den Versuchen der Wiederherstellung des Phaethon von Euripides aus dem Jahre 1821 und der Übersetzung einer Szene aus dessen Bacchantinnen, die 1827 in „Kunst und Altertum“ erschien, geben eine Reihe von Übersetzungen und Übertragungen oder Überarbeitungen Zeugnis von dem unablässigen Bestreben Goethes, die Schätze des griechischen Geistes sich selbst und anderen zu erschließen, oder sie durch Umdichtung dem modernen Geiste näher zu bringen. So können wir es denn als ein durch das ganze Leben betätigtes Glaubensbekenntnis Goethes auffassen, wenn er bei Betrachtung der Zeichnungen antiker Wandgemälde

(1827) in die Worte ausbrach: „Die Alten sind auf jedem Gebiete der heiligen Kunst unerreichbar!“. Ich glaube auch etwas geleistet zu haben, aber gegen einen der großen attischen Dichter, wie Aeschylos und Sophokles, bin ich doch gar nichts.“

Diese Verehrung der Antike verband Goethe mit der älteren Romantik. Der seit 1805 immer stärker hervortretende Gegensatz war ursprünglich gar nicht vorhanden. Denn die Romantik ist von Goethe ausgegangen, und andererseits haben erst die Romantiker Goethe zum ersten Dichter Deutschlands proklamiert. Die Gründer der Schule, Wilhelm und Friedrich Schlegel, nennen sich die Schüler Goethes und überbieten sich in Huldigungen für den großen Meister. Er ist ihnen „der Wiederhersteller der Poesie in Deutschland“, und „seine Poesie ist die Morgenröte echter Kunst und reiner Schönheit“. Und Goethe nimmt sich der Brüder nach Kräften an, verteidigt sie sogar dem Freunde Schiller gegenüber, der sich im Jahre 1797 für immer von ihnen losgesagt hatte, und bringt Wilhelms „Ion“ und Friedrichs „Alarcos“ trotz vielfachen Widerspruchs auf die Weimarer Bühne. Unter den Werken Goethes erweckte keines so die Begeisterung der Romantiker wie der Roman Wilhelm Meister. Friedrich Schlegel verkündete in dem Organ der Schule, dem *Athenäum*, 1798: „Wer Goethes Meister gehörig charakterisierte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie, er dürfte sich, was poetische Kritik anbetrifft, immer zur Ruhe setzen“, und er meinte damit sich selbst und seine Kritik im zweiten Hefte. Wilhelm Schlegel ging in seinem Aufsatz in den *Horen* „Etwas über William Shakespear bei Gelegenheit Wilhelm Meisters“ von Goethes vielbewunderter Analyse Hamlets aus. Der Roman, schlechtweg der „Roman ohne Beiwort“, wird das ästhetische Lehrbuch der Romantiker. Um seinerwillen nennt Novalis-Hardenberg Goethe „den wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden.“ Auch als Wiederhersteller der reinen Form des Epos, als Wiedererwecker echter Lyrik, als zweiter Dante, „der Stifter und das Haupt einer abermals neuen Poesie“ wird Goethe gepriesen, und so finden sich noch mehr überschwengliche, ja vergötternde Urteile über Goethe in den Schriften der Romantiker. Franz Sternbalds Wanderungen von Tieck, Hardenbergs Heinrich von Ofterdingen, Jean Pauls Titan sind ohne Wilhelm Meister undenkbar.

Aber wunderbar ist es, wie schnell sich das Urteil der Romantiker über den Roman änderte. Gerade Novalis bezeichnete ihn bald als „durchaus prosaisch und modern“. „Das Romantische“, so schreibt er an Tieck 1800, „geht in Goethes Roman zugrunde; das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Die ökonomische Natur ist endlich das wahre Übrigbleibende“. . . . „Alles Poetische“, das ist seine Meinung, „muß märchen-

haft sein, alles muß wunderbar und geheimnisvoll zusammenhängen"; und als Gegenstück zu Wilhelm Meister schreibt er den Roman Heinrich von Ofterdingen. „Hier soll die Poesie durch die Poesie nicht vernichtet, sondern dargestellt, verherrlicht, verklärt werden.“ Es ist klar, die Begeisterung der Romantiker hatte nur den ersten sechs Büchern gegolten. Wie im Werther die Poesie und die bildende Kunst, so wird hier die Schauspielkunst als die eines wahrhaft Gebildeten würdige Beschäftigung gepriesen. Dazu kam das Aufgehen des Moralischen in das Ästhetische, die unvergleichliche Charakteristik und Verherrlichung Shakespeares, die weisevolle Darstellung eines frommen Empfindungslebens in den Bekenntnissen einer schönen Seele. Alles das riß die gleichgestimmten Gemüter der Romantiker zur Begeisterung fort.

Doch das verdroß sie, daß Goethe in den späteren Büchern nicht die Wahrheit, sondern die Hohlheit dieser erträumten Ideale darstellen wollte, daß mit der Abwendung Wilhelm Meisters von diesem Traumleben erst seine Erziehung beginnt, und damit ein neues und wahres Ideal auftritt, die praktische Tätigkeit für die Mitmenschen. Nichts ist bezeichnender dafür, als daß das „Märchen“ Goethes von ihnen „als das lieblichste“ erklärt wird, „was je von dem Himmel der Phantasie auf die dürre Erde herabgefallen ist.“ An den ersten Teil des Romans und das Märchen anknüpfend, erfinden die Romantiker eine neue Art der Poesie, die Darstellung des Märchenhaften, des Wunderbaren, des Geheimnisvollen und Mystischen und die romantische Ironie. Nicht die Antike ist mehr ihr Ideal, sondern das christliche Mittelalter. Dadurch treten sie in offenbaren Gegensatz zu der Goethischen Poesie. Sie glaubten sich freilich nur von dem alternden, nicht von dem jungen Goethe zu entfernen. Was Herder in Straßburg gelehrt hatte, daß nicht das Wissen, sondern die Empfindung, das freie, lebendige Fühlen, die Phantasie der Quell wahrer Poesie sei, daß die Empfindung allein den Dichter mache, daß die Poesie nicht die Gabe einzelner Männer, sondern wie die Sprache Besitz des Volkes sei, daß Poesie, Kunst, Religion und Philosophie im Grunde dasselbe, verschiedene Ausstrahlungen desselben Geistes und darum individueller Besitz eines jeden Volkes wären; was er auf Grund dieser Lehre gefordert hatte, ein tieferes Erfassen der Religion, liebevolles Versenken in die geistigen Schätze der eigenen Vergangenheit, in Dichtung und Märchen des Volkes und in Kultur, Schrifttum und Kunst des Mittelalters, die wissenschaftliche Erforschung der Sprache und Literatur aller Kulturvölker und die Übertragung ihrer geistigen Schätze in die deutsche Sprache, eben das waren die Grundlehren und Grundforderungen der Romantik.

Alle die großartigen Schöpfungen der Romantik, die noch heute unvergänglich durch ihren Wert sind und es auch immer sein werden: die Begründung

der Germanistik und des Studiums der altdeutschen Kunst, die Belebung des religiösen Denkens und Empfindens, die Erschließung der dichterischen Erzeugnisse des Mittelalters und der Volkspoesie unserer Vorfahren, die Schöpfung einer Weltliteratur durch unvergleichliche Übersetzungen der großen Dichtungen aller Nationen, alles dies war des bewundernden Beifalls und der freudigen Zustimmung Goethes gewiß. Was ihn aber mit steigendem Unwillen der sich immer mehr entfaltenden romantischen Richtung zusehen ließ und ihn endlich mit dem Ausdruck: „Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke“ ihr entgegenzutreten zwang, das war der Gegensatz, in dem die neue Schule mit ihrer Hinneigung zum christlichen Mittelalter der antiken Poesie gegenübertrat, die offen verkündete Lehre von der Aufhebung der Form zugunsten eines regellosen Chaos, die Verachtung jedes Gesetzes zugunsten einer zügellosen Phantasie, die absichtliche Verdunkelung und Verhüllung der Gedanken durch eine verschwommene Mystik, mit einem Wort die Proklamierung der Phantastik an Stelle der Dichtung. Für Goethe war die Poesie Leben, für die Romantiker war das Leben Poesie. Der größte deutsche Dichter, der ganz in der Kunst lebte, hatte sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Kunst nur ein Schmutz, nicht der Zweck des Lebens sei. Wie Helena wieder entschwindet und nur ihr Gewand zurückläßt, das faßt über alles Gemeine hinwegtragen soll, so hat die Kunst die Kraft, durch die Schönheit uns im höchsten Sinne zu veredeln, aber sie ist nicht der Zweck, nicht der Inbegriff des Lebens.

Aber die Entfremdung zwischen Goethe und den Romantikern, das muß auch hier hervorgehoben werden, ging von der bildenden, nicht von der dichtenden Kunst aus. Ursprünglich waren sie mit Goethe eines Sinnes in der Verherrlichung der Antike. Doch ein Gegensatz war, wenn auch lange latent, vorhanden. Goethe sah mit Winckelmann die höchste Kunst in der Plastik, die Brüder Schlegel in der Malerei. Das war der Ausgangspunkt für eine völlige Wandlung der Anschauungen. Der Plastik, so lehrte Fr. Schlegel, komme die antike Mythologie zu, der Malerei die modernen, das heißt die christlichen Gegenstände. Daraus folgt ihre Anwendung von der antiken Kunst zur altdeutschen Malerei und schließlich zur Gotik. Goethe antwortete (1805) mit dem Manifest des Klassizismus, seinem „Winckelmann“, persönlich machte er seinem Herzen Luft in einem Briefe an Meyer in demselben Jahre gegen die Narrenspößen des neukatholischen Künstlerwesens. Im Jahre 1812 sagt sich Wilhelm Schlegel öffentlich los von Winckelmann und den Weimarer Kunstfreunden. Von da ab war es mit der Freundschaft für immer vorbei. Friedrich Schlegel hatte sich ihm schon 1808 durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche völlig entfremdet. Ganz anders gestalteten sich die Beziehungen zu Ludwig Tieck. Sie sind immer freundschaftlich geblieben, und Goethe hat oft Tiecks Talent

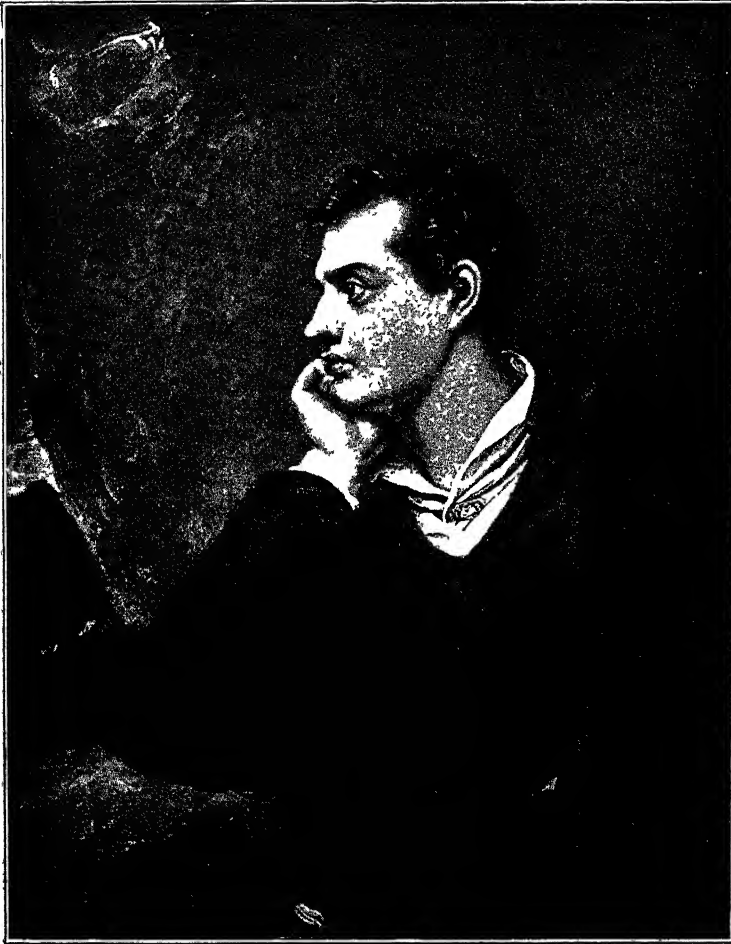
anerkannt und sogar seiner „Genoveva“ großes Lob spendet. Es fehlte freilich auch nicht an heftiger und kräftiger Betonung des Gegensatzes, aber Tiecks konziliant liebenswürdige und geschickte Art, Goethe zu behandeln, verstand es, ihn immer wieder für sich einzunehmen.

Unter den jüngeren Romantikern haben nur wenige zu ihm in näheren Beziehungen gestanden, noch weniger sich seiner Zustimmung erfreut. „Die Heuren“, so faßte er einmal sein Urteil zusammen, „schaffen und künsteln sich neue Theorien, um ihre Mittelmäßigkeit für bedeutend ausgeben zu können. Wir wollen sie gewähren lassen, unsern Weg still fortgehen und nach einigen Jahrhunderten noch von uns reden lassen“, und in einem Briefe an Zelter vom Jahre 1808 schreibt er: „Alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Spezifikation, damit jedes ein besonderes Bedeutendes werde, sei und bleibe.“ An den Dramen verdroß ihn besonders die Mißachtung der notwendigen Form, die geringe Rücksicht auf die Bühne. Platen wäre nach seiner Meinung „der Mann gewesen, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben. Aber nachdem er im ‚Romantischen Odipus‘ die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen?“

Die kunstwidrige Form war es auch, die ihn an Heinrich von Kleists *Penthesilea* verdrossen und gegen den Dichter eingenommen hat. „Mit der *Penthesilea*“, schreibt er am 1. Februar 1808 an den Autor, „kann ich mich nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden.“ Der Verfasser der *Pandora* hatte gerade damals die Höhe der idealisierenden Richtung erreicht; nun trat ein genialer Dichter auf, der so wenig von Harmonie und Schönheit wissen will, daß er im Pathologischen, Gräßlichen, Entsetzlichen mit Entzücken schwelgt. An dem Käthchen von Heilbronn mißfiel Goethe die Gewalttätigkeit der Motive und „die nordische Schärfe des Hypochonders“. Beim *Amphitryon*, den er mit großem Interesse studierte, konnte er über die „Verwirrung der Sinne, den Zwiespalt der Sinne und der Überzeugung“ nicht hinwegkommen. Ebenso lehnte er den „artig erzählten und geistreich zusammengestellten“ *Michael Kohlhaas* mit den Worten ab: „Es gibt etwas Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen noch ausöhnen kann.“ Die Aufführung des *Zerbrochenen Kruges* (am 2. März 1808 in Weimar), dem es nach Goethes Meinung an einer rasch durchgeführten Handlung fehlt, mißglückte völlig, nicht ohne Schuld Goethes, wodurch Kleists Erbitterung aufs höchste stieg. Das Pathologische in dem Menschen und Dichter war

Goethe zuwider „Mir erregte Kleist,“ so schreibt er im Jahre 1826 in der Rezension von Tiecks dramaturgischen Blättern, „bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“ Souqués Undine erhält ein bedingtes Lob, aber im übrigen lehnt er die einseitig religiös-patriotische Poesie seines begeisterten Verehrers ab. Über die krankhafte Phantastik Jean Pauls, die frömmelnde Empfindsamkeit Tieckes ist manch kräftiges Wort überliefert, Grillparzer, Hammer, Zedlitz werden wegen ihrer lyrischen Gedichte gelegentlich anerkannt, Ruderts Ostliche Rosen und Platens Chafelen rühmend hervorgehoben Uhland wird vor der politischen Tätigkeit mit den aner kennenden Worten gewarnt „Schwaben besitzt Männer genug, die Mitglieder der Stände sein können, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Uhland“ Aber vergeblich suchen wir nach einem inneren Interesse für die Werke Grillparzers, des Dichters, von dem doch das schöne Wort stammt: „Wer kein Verehrer Goethes ist, für den sollte kein Raum sein auf deutscher Erde“, und fast nirgends stoßen wir auf die Namen so bedeutender zeitgenössischer Dichter wie Eichendorff, Chamisso oder Heine Goethe stand in den letzten Jahrzehnten der um ihn werdenden Literatur kalt und fremd gegenüber Daß man wohl seine Größe anerkannte, aber für seine Kunstlehre zur Tagesordnung überging, und „daß die romantischen Dichter und Schriftsteller die Mitwelt für sich hatten“, konnte und wollte er nicht verwinden. Er wandte seine Blicke lieber der werdenden Weltliteratur zu. Unter *Weltliteratur* verstand Goethe nicht nur die gegenseitige Übersetzung der Dichtungen der Kulturvölker, sondern eine Annäherung der Völker zu einem über den Nationen stehenden Menschentum, „einen freien, geistigen Handelsverkehr, der die Nationen einander näher rückt,“ die Vereinigung aller gebildeter Kreise zu einem Zwecke: „Überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Ausichten der Welt- und Menschenverhältnisse . . . ich bin überzeugt, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist.“ So erklärt sich das große Interesse, das Goethe den Dichtern anderen Nationen entgegenbrachte und der Verbreitung deutscher Literatur im Auslande.

Unter den Dichtern seiner Zeit wollte Goethe nur einen neben sich gelten lassen. Lord Byron. Das dramatische Gedicht „Manfred“, das Goethe im Oktober 1817 erhielt, entfachte seine Bewunderung für den Dichter. In



Lord Byron.
Gemälde von Westall
Stich von C. Turner

den nächsten Wochen übersehte er den Eingangsmonolog, den Bannfluch und einige andere Szenen. Erhöht wurde die Bewunderung noch durch das „grenzenlos geniale Werk“ den Don Juan (1820), von dem er die Eingangstrophien übersehte. Das Jahr darauf begann er die Übersetzung von Byrons „English Bards and Scotch Reviewers“. Unterdessen hatte Byron seinen Freund Kinaird beauftragt, ein Widmungsblatt, mit dem er seine Tragödie *Sardanapalus* Goethe zueignen wollte, an diesen gelangen zu lassen. Hocherfreut antwortet Goethe am 12. November 1822: „Seit seinem ersten Erscheinen begleitete ich . . . jenes charaktergegründete grenzenlos produktive, kräftig unaufhaltsame, zart-liebliche Wesen auf allen seinen Pfaden. Ich suchte mich mit ihm durch Übersetzung zu indentifizieren und an seine zartesten Gefühle, wie an dessen kühnsten Humor mich anzuschließen.“ Im März 1823 erhielt Goethe eigenhändige Zeilen von Byron und bald darauf das Trauerspiel *Werner* mit der gedruckten Widmung „To the illustrious Goethe“. Er sandte ihm darauf das Gedicht „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern“, das Byron in Livorno bei seiner Abreise nach Griechenland traf. Die Antwort Byrons vom 24. Juli 1823 „ein reines, schön gefühltes Blatt“ bewahrte Goethe wie ein kostbares Dokument. Durch zahllose Ausprüche in Briefen, Rezensionen und Gesprächen, sowie durch Übersetzungen Byronscher Gedichte hat er seine Verehrung bezeugt. „Es ist ein großes Talent,“ äußerte Goethe einmal von ihm, „ein geborenes, und die eigentliche poetische Kraft ist mir bei niemand größer vorgekommen als bei ihm . . . Er ist nicht antik, nicht romantisch, er ist wie der gegenwärtige Tag selbst.“ Der plötzliche Tod Byrons am 19. April 1824 erschütterte Goethe auf das tiefste. Dem schönen Aufsatz: *Lebensverhältnis zu Byron* fügte er die Worte hinzu: „Möge die Nation begreifen, daß alle Schalen und Schladen der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch- und herauszuarbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftigher erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt.“

Neben Byron wurde auch den anderen zeitgenössischen und älteren Dichtern englischer Sprache unablässige Aufmerksamkeit gewidmet. Die Verehrung für *Shakespeare*, „den Stern der höchsten Höhe“, die sich durch das ganze Leben Goethes zieht, findet in den Worten aus dem Jahre 1824 einen schönen Abschluß: „Es ist ein Wesen höherer Art, zu dem ich hinaufblide, und das ich zu verehren habe.“ *Lorenz Sterne*, den großen Humoristen, preist er als einen Byron kongenialen Dichter, setzt ihm in einem besonderen Aufsatz und in den Sprüchen ein schönes Denkmal und widmet ihm und Goldsmith die dankbaren Worte: „Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und

Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwicklung auf mich gewirkt haben. Diese hohe, wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Übersicht, diese Sanftmut bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel, und wie alle verwandten Tugenden heißen mögen, erzogen mich aufs löblichste, — und am Ende sind es denn doch diese Gesinnungen, die uns von allen Irrschritten des Lebens endlich wieder zurückführen.“ Von den Modernen wird Walter Scott als der „reichste und gewandteste Erzähler seines Jahrhunderts“, „als der Schöpfer einer ganz neuen Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat“, und der Lyriker Burns gepriesen. Das Interesse Goethes für Walter Scott wurde durch dessen Werk über Napoleon erregt und steigerte sich bald zu offener Bewunderung. Daneben wurden die bedeutendsten englischen Zeitschriften sorgfältig studiert und über sie und ihr Interesse an der deutschen Literatur in Kunst und Altertum berichtet.

Denn auch diese Studien leitete der Gedanke „zu der gehofften allgemeinen Weltliteratur“ etwas beizutragen. Ein volles Verständnis seines eigenen Wesens und seiner Werke konnte Goethe freilich in England nicht erwarten. Selbst ein Mann wie Walter Scott hat sich nie zu einer wahren Anerkennung der Größe Goethes aufgeschwungen. Der einzige Engländer, der verständnisvoll und vorurteilslos den Werken Goethes gegenüberstand, war Thomas Carlyle. Es war wohl natürlich, daß Goethe mit Freuden dem Manne nahetrat, der diesen von Goethe gewünschten und erhofften Austausch zwischen deutscher und englischer Literatur durch seine begeisterte Verkündigung der Größe Goethes und Schillers in England und durch die Übersetzung ihrer Werke der Erfüllung näher führte. Es war ein Tag der Freude für ihn, als der Schotte Thomas Carlyle ihm 1824 seine Übersetzung der Lehrjahre übersandte. Besonders wohlthuend für den greisen Dichter war die enthusiastisch verehrungsvolle Beurteilung seiner Werke und der warme, dankbar ergebene Ton in den Briefen dieses tüchtigen und bedeutenden Mannes. „Ihre Werke“, schreibt unter anderem Carlyle, „sind mir ein Spiegel gewesen; unerbeten und ungehofft hat Ihre Weisheit mir Rat gebracht, und so sind Friede und Gesundheit der Seele aus der Ferne bei mir eingekehrt . . . Blicke ich auf mein vergangenes Leben zurück, so scheint es mir, als wären Sie, ein Mann von fremder Sprache, den ich nie gesehen habe und ach! vielleicht nie sehen werde, mein vornehmster Wohltäter gewesen, ja, ich kann sagen, der einzige wahre Wohltäter, den ich je gefunden habe, insofern Weisheit das einzige wahre Gut ist, der einzige Segen, der sich nicht zum Bösen wenden kann, der beiden Segen bringt, dem Geber und dem Empfänger.“ Carlyles von tiefem Verständnis und edler Begeisterung getragene Aufsätze über Goethe in der vornehmsten englischen Zeitschrift, seine Übersetzung der Lehrjahre und der Helena,

seine vortreffliche Biographie Schillers, sein Aufsatz über Zacharias Werner, Novalis, Jean Paul und andere, und dazu Goethes großes Interesse an der englischen Literatur gaben dem Briefwechsel, der auf jene Sendung folgte, den Inhalt Der warme und unverfälschte Ausdruck des Gefühls „eines Schülers gegen seinen Meister, ja eines Sohnes gegen seinen geistigen Vater“, der Carlyles Briefe durchzieht, das schöne und von Erfolg begleitete Bestreben, die englische Nation zum Verständnis der großen deutschen Dichter zu erziehen und törichte Vorurteile zu besiegen, alles das brachte Carlyle Goethe auch menschlich und gemütlich näher. Geistige Gaben wanderten alljährlich zwischen Weimar und Craignputtock, dem Wohnort Carlyles, von ihm und seiner Gattin immer mit Jubel begrüßt, von Goethe freundlich aufgenommen.

Wie nahe Goethe der französischen Literatur sein Leben lang stand, ist oft von ihm bezeugt worden. Diese Neigung hat nur einmal, in der Straßburger Zeit, eine kurze Unterbrechung erfahren. Wenn er auch selbst am meisten dazu beigetragen

hat, die deutsche Dichtung über die klassische Zeit der Franzosen hinaus auf eine höhere Stufe zu heben, so hat er doch den hohen Wert und die Bedeutung der französischen Dichtung und Kultur stets anerkannt. Der Einfluß



Thomas Carlyle.
Aus Madise Portrait Gallery.

Rousseaus, Voltaires, Diderots und anderer großer Franzosen auf seine Dichtungen ist von uns früher erörtert worden. Er hatte ihre Bildung und ihre Werke in sich aufgenommen und fand keine Veranlassung mehr, in seinem hohen Alter sich mit ihnen eingehender zu beschäftigen. Aber besonders die Größe und die glänzenden Eigenschaften Voltaires, des echten Vertreters der Nation, weiß er auch in dieser Zeit nicht genug zu preisen, wenn er ihm auch „Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung“ abspricht. Zu seinem Liebling Molière, dessen Dramen schon der Knabe in Frankfurt begierig aufgenommen hatte, und von dem er auch später alljährlich einige Stücke las, kehrte er immer wieder mit gleicher, gar oft schriftlich und mündlich bezeugter Bewunderung und Verehrung zurück. So war es denn selbstverständlich, daß auch die neuere französische Literatur sich eingehender Kenntnisnahme Goethes erfreute. Nicht nur die Übersetzungen und die Charakterisierung seiner Werke durch Albert Stapfer, Alexandre Duval, Ampère und andere wurden von ihm in „Kunst und Altertum“ freudig begrüßt; nicht nur besprach er bedeutende französische Erscheinungen und förderte ihre Übersetzung, er studierte auch mit großem Eifer die französischen literarischen Journale, wie *Le Globe* und *La Revue Française* und Guizots, Villemains und Cousins Vorlesungen über neuere französische Geschichte, Literatur und Philosophie. Wie sehr ihn besonders an den französischen Zeitschriften die Absicht erfreute, auch den Werken anderer Nationen, vornehmlich der deutschen, gerecht zu werden und so an seinen eigenen Bestrebungen mitzuarbeiten, erkennen wir aus vielen Äußerungen in Briefen und Gesprächen. „Ich werde nicht aufhören,“ schreibt er unter anderem 1826 dem Grafen Reinhard, „Gutes von diesen Blättern (*Le Globe*) zu sagen; sie sind das Liebste, was mir jetzt zuhanden kommt, werden geheftet, rück- und vorwärts gelesen . . .“ und 1829: „Es ist wirklich wunderbar, wie hoch sich der Franzose geschwungen hat, seitdem er aufhörte, beschränkt und ausschließend zu sein. Wie gut kennt er seine Deutschen, seine Engländer, besser als die Nationen sich selbst.“ Unter den zeitgenössischen französischen Dichtern huldigte er Bérangers Liedern in unbeschränktester, oft wiederholter Anerkennung und Bewunderung. „Welcher Wit, Geist, Ironie, Persiflage, und welche Herzlichkeit, Naivität und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritt entfaltet!“ so lautet einer der vielen Ausprüche über Béranger. Aber mit der herrschenden „unselig romantischen Richtung“ konnte er sich trotz Anerkennung der großen Talente einzelner, wie Mérimées und Victor Hugos, nicht befreunden. Er freute sich wohl über die Huldigung der Dichter der romantischen Schule Sainte-Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin, die ihm durch Pierre Jean David ihre Werke überreichen ließen, aber seine wahre Meinung erkennen wir aus

den Worten, die er über Victor Hugos Hernani und die neue Schule bald darauf aussprach: „Die Franzosen bekommen doch kein 18. Jahrhundert wieder, sie mögen machen, was sie wollen. Wo haben sie etwas aufzuweisen, was mit Diderot zu vergleichen wäre?“

Derselbe Gegensatz des Klassischen und Romantischen beschäftigte Goethe auch bei seinen Studien der neueren italienischen Literatur, für die sein seit frühester Kindheit nie unterbrochenes Interesse uns längst bekannt ist. Ein besonderer Aufsatz in Kunst und Altertum mit dem Titel: *Klassiker und Romantiker in Italien*, sich heftig bekämpfend, führt uns in diesen Streit ein. Wie sehr Goethe auch bei seiner Beschäftigung mit der italienischen Literatur von der Absicht der Förderung der Weltliteratur geleitet wurde, beweisen seine Aufsätze in „Kunst und Altertum“, Kritiken und Übersetzungen aus bedeutenden italienischen Werken, Berichte über Rezensionen italienischer Zeitschriften, ein Aufsatz über die Streichfußsche Übersetzung Dantes, und sein besonderes Bestreben, die Deutschen mit seinem Liebling Manzoni bekannt zu machen. Darum war es ihm auch so viel wert, als man in Italien sein Wirken erkannte. Auf eine ausführliche und sehr anerkennende Besprechung von Manzonis *Grat* Carmagnola (1820) und eine rühmende Erwähnung seiner heiligen Hymnen schrieb Manzoni im Januar 1821 an Goethe voll dankbarer Verehrung für die auch in Italien anerkannte Größe des Dichters. Goethe bezeugte seine Freude durch einen zweiten Artikel und durch den Abdruck des Manzoni'schen Briefes und gab der bei Frommann in Jena 1827 gedruckten Ausgabe der *Opera poetiche di Alessandro Manzoni* eine Vorrede nebst erläuternden Aufsätzen bei. In den Gesprächen und Briefen preist Goethe von Manzonis Dichtungen besonders die Ode auf Napoleons Tod (1823), um derentwillen er den Verfasser für einen wahrhaft großen Dichter erklärt und dessen Hauptwerk „Die Verlobten“ (1827), das zu übersetzen und „à la Cellini“ zu bearbeiten ihn nur sein hohes Alter abhielt.

Von der älteren spanischen Literatur hatte der große Dichter Calderon Goethes Interesse besonders an sich gezogen. Der gewaltige Eindruck, den der „Standhafte Prinz“ auf ihn ausübte, zeigt sich auch in den Worten: „Ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wiederherstellen.“ Wie in früheren Jahren, als Calderons Dramen mit großem Erfolg auf der weimarschen Bühne aufgeführt wurden, so las er ihn auch jetzt mit Bewunderung. Die Lektüre des von Gries übersetzten Dramas: *Die Tochter der Luft* machte ihn „wahrhaft glücklich“ und veranlaßte ihn 1822 zu einer ausführlichen Besprechung. Von der übrigen spanischen Literatur beschäftigten ihn die Ro-

manzen, die ihm in der Übersetzung von Jariges 1822 bekannt wurden, da er in ihnen echte Lieder des Volkes erkannte, das heißt Lieder, „die, wo nicht den ganzen Charakter eines Volkes, doch gewisse Haupt- und Grundzüge desselben glücklich darstellen“ Damit berühren wir die Gattung der Poesie, der Goethe seit Herders Entdeckung der Volkspoesie unablässig eifrigste Aufmerksamkeit geschenkt hat Bald studiert oder übersetzt er selber englische, altschottische, dänische, litauische, bald altböhmische, serbische, neugriechische und finnische **V o l k s l i e d e r** So enthielt Goethes Zeitschrift ausführliche Abhandlungen über die neugriechische Literatur und Volksgefänge, eine eingehende Charakteristik der serbischen Volkslieder, deren Studium durch den Serben Wulf Stephanowitsch, durch Jakob Grimm und die gelehrte, mit Goethe befreundete Übersetzerin dieser Volkslieder, Gräulein von Jakob, Goethe erschlossen wurde, ferner einen Aufsatz über die Dainos oder litauischen Volkslieder, durch deren Sammlung im Jahre 1828 Goethe einen seiner alten Wünsche erfüllt sah, und eine Reihe Rezensionen über orientalische Märchen und Volksdichtung. Aber bei allem Eifer für diese Dichtungen warnt Goethe vor ihrer Überschätzung, die die Zeit der Romantik sich nicht selten zuschulden kommen ließ. „Sollen die Volkslieder einen integrierenden Teil der echten Literatur ausmachen, so müssen sie mit Maß und Ziel vorgelegt werden. . . . Es kommt mir bei stiller Betrachtung oft sehr wunderbar vor, daß man die Volkslieder so sehr anstaunt und sie so hoch erhebt. Es gibt nur e i n e Poesie, die echte, wahre, alles andere ist nur Annäherung oder Schein.“

Wir bleiben im Rahmen der Goethischen Anschauung, wenn wir den letzten Worten die Fassung geben: Es gibt nur e i n e Kunst, die echte, wahre. Die bildende und die dichtende Kunst, so sehr sie sich auch im Stoff und in der Form unterscheiden, in ihrem innersten Wesen, ihrer Grundbedingung, dem Verhältnis zur Natur und Wirklichkeit, sind sie als Äußerungen des „Urphänomens“, des Schönen, gleich. Und wie Goethe und Schiller ihre ästhetischen Grundsätze auf beiden Künsten aufbauen, so gelten diese auch für die b i l d e n d e Kunst nicht weniger als für die dichtende.

Ebenso streng wie in der Dichtung, ja noch strenger hielt Goethe in der bildenden Kunst an der Superiorität der Antike fest. Immer und immer wieder betont er: „Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mitteilung, das ist es, was uns an den Griechen entzückt; und wenn wir nun behaupten, dieses alles finden wir in den echt griechischen Werken, und zwar geleistet am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit sicherer und vollendeter Ausführung, so wird man uns verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen und immer dort hinweisen. Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!“ Zahlreiche Rezensionen und Aufsätze verkünden uns bis zu

Goethes Todesjahr diese Begeisterung. So unter anderem die Abhandlungen über *Philostrats Gemälde und Antik und Modern*, der Aufsatz über *Myrons Kuh* (1818), der mit der Vergleichen anderer Darstellungen des „Säuglings mit der Mutter“ bei Menschen und Tieren und mit den Worten schließt: „Vielleicht kommen wir auf diesem Wege am ersten zu dem hohen philosophischen Ziel, das göttliche Belebende im Menschen mit dem tierisch Belebten auf das Unschuldigste verbunden gewahr zu werden“, ferner die lobpreisende Darstellung der ausgegrabenen Schätze von Pompeji in einer Rezension des 1828 erschienenen Werkes des Architekten Zahn, der ihm später zwei Zeichnungen der *casa di Goethe in Neapel* sandte; die öfters ausgedruckte Bewunderung für die *Elgin Marbles* in London, die ausführliche, unter Meyers Einfluß entstandene Schilderung des altrömischen Denkmals von *Igel*, und vieles andere. Auch die Hoffnung, durch diese Studien auf die Kunst der Gegenwart, besonders die Plastik, zu wirken, gab er trotz der vielen Mißerfolge nicht auf. Beweis dafür sind die Aufsätze: *Aufforderung an den modernen Bildhauer und Verein der deutschen Bildhauer*, in dem er zum Studium der Überreste des Parthenon und des phigalischen Frieses in London aufforderte und die Kosten solcher Studienreisen aus dem Städel'schen Vermächtnis in Frankfurt gedeckt wissen will, ferner die Vorschläge von Sujets zur plastischen Darstellung und die Preisaufgabe für Maler, eine Darstellung des neugriechischen Gedichts *Charon*, endlich die Aufsätze: *Zu malende Gegenstände und Beispiele zum bildlichen Behandelung*, in denen neben den antiken Sujets auch „Christus, wie er dem sinkenden Petrus zu Hilfe tritt“, sowie andere biblische Sujets vorgeschlagen werden. Noch einige Jahre vor seinem Tode wiederholte er sein künstlerisches Glaubensbekenntnis: „Wer etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen imstande sei, die geringere reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben, und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerem Hindernis nur Intention geblieben ist.“

Der Antike am nächsten steht die Zeit der Renaissance, vor allem des Meisters, in dem das Griechentum wiedergeboren war, *Raffaels*. Die allmähliche Entwicklung dieser Kunst bis zu ihrem Gipfel hat Goethe in mehreren Aufsätzen dargestellt, so in dem Aufsatz: *Julius Cäsars Triumphzug, gemalt von Mantegna* (1823). Der Konflikt, den der Maler nicht aufzuheben vermag, zwischen der Einwirkung der Antike und der Forderung der Gegenwart, ist typisch für eine Zeit, „wo eine sich entwickelnde höchste Kunst über ihr Wollen und Vermögen sich noch nicht deutliche Rechenschaft ablegen konnte.“ In höhere Regionen führt uns *Lionardo*, dem Goethe den

schönen Aufsatz über das Abendmahl gewidmet hat (1818). Nach einer Betrachtung des Lebens des Künstlers und einer Geschichte des Bildes will Goethe in geistreicher, dem Künstler nachempfindender Betrachtung nachweisen, wie Lionardo durch die Wahl eines geistigen Momentes der Erregung, durch die Worte: „Einer unter euch wird mich verraten“ das Ganze in eine höhere Sphäre hebt, und mit welcher fast unerreichten Kunst er die Darstellung der Wirkung dieses einen Moments auf zwölf verschiedene Menschen durch Kontrast und durch den hier zur höchsten Vollendung gelangten Ausdruck der Seelensprache und der Charaktere in Miene und Gebärde erreicht hat. Aber ihm war weder Lionardo noch Michelangelo der Gipfel der italienischen Kunst, sondern Raffael. „Hier haben wir,“ so lesen wir in dem Aufsatz: Antik und Modern, „wieder ein Talent, das uns aus der ersten Quelle das frischeste Wasser entgegenendet. Er präzisiert nirgends, fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche;“ und an einer anderen Stelle: „Was unter den Modernen Shakespeare in der Dichtkunst, Mozart in der Musik, das ist Raffael in der bildenden Kunst; er hat überall recht wie die Natur . . . Mit ihm zu ringen ist so gefährlich als mit Thanuel (Gott).“

Aber diese Vorliebe für die Antike und Raffael macht ihn nicht ungerecht gegen andere Kunstepochen. Wie er eine Weltliteratur schaffen wollte, so überschaute er mit weitem Blick die Kunst aller Zeiten und Völker. Die ersten Geister unter den Künstlern, und unter ihnen wieder die Idealisten und die Dichter und Denker, nehmen sein Hauptinteresse in Anspruch. Rembrandt, „dem Denker“, und Ruysdael, „dem Dichter“, das heißt dem reinfühlenden, flardenkenden Künstler, der sich als Dichter erweisend, eine vollkommene Symbolik erreicht und durch die Gesundheit seines äußeren und inneren Sinnes uns zugleich ergötzt, belehrt, erquickt und belebt, werden besondere Aufsätze gewidmet. Der zuletzt genannte Aufsatz weist auf die Dresdener Galerie, die Goethe auch im September 1810 und im April 1813 mit der alten Begeisterung besucht und studiert hatte. Der Idealist Claude Lorrain erhält in den Gesprächen mit Eckermann das höchste Lob, daß von ihm das Ziel aller Kunst, die Darstellung „der höchsten Wahrheit ohne eine Spur von Wirklichkeit“, erreicht sei, und die Natur sich in ihm für ewig erkläre, und aus demselben Grunde wird Rubens gepriesen, der sich dadurch als groß erweise, „daß er mit freiem Geiste über der Natur stehe und sie seinen höheren Zwecken gemäß traktiere“.

Zu den altdeutschen Meistern freilich blieb Goethes Verhältnis immer kühl. Wir finden zwar hin und wieder ein lobendes Wort für Dürer und sogar Anerkennung, als die christlich-mythologischen Handbezeichnungen Dürers in Steindruck 1808 veröffentlicht wurden. Aber recht gewürdigt hat er ihn nie,

und noch kurz vor seinem Tode hat er ausgesprochen, „daß Albrecht Dürer und die übrigen Deutschen der älteren Zeit alle mehr oder weniger etwas Peinliches hätten . . . da sie bei allem Anschauen der Natur, ja Nachahmung derselben ins Abentuerliche gehen, auch maniert werden.“

Auch jene Annäherung Goethes an die Bestrebungen der Romantiker für die altdeutsche Kunst ist nicht als ein Bruch mit der bisherigen Verehrung der Antike oder als eine Wandlung seiner Kunstanschauung zu betrachten. Wir erinnern uns der erfolgreichen Bemühungen Sulpius Boissérées, Goethe für die Gotik, insbesondere den Kölner Dom, und die altdeutsche Kunst zu interessieren, seiner Kunstreisen am Rhein 1814 und 1815, seiner Studien und ihrer Verwertung in der Schrift: „Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Main-gegenden“ (1816), und der schönen Anerkennung der Bestrebungen für die altdeutsche Kunst in Dichtung und Wahrheit. Aber wenn er neben der Antike, an deren Superiorität er nie irre geworden ist, auch anderen Kunstepochen sein Interesse zuwandte, so war damit sein Standpunkt nicht geändert. Ihm war, wie er selber einmal sagt, bei dem Studium der altdeutschen Kunst das Geschichtliche das wichtigste. Die Romantiker jubelten zu früh, den Einfluß des „Mephistopheles“ (Heinrich Meyer) gebrochen und Goethe für sich gewonnen zu haben. Das sollte bald furchtbar klar werden durch den von Meyer verfaßten, mit W. K. S. (Weimarer Kunstfreunde) unterzeichneten Aufsatz: „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst“, der 1817 in Kunst und Altertum erschien. Irrtümlich schob Boissérée alle Schuld auf Meyer. „Sie mit Ihrem großen Sinn,“ schreibt er an Goethe, „empfänglich für alles Echte, in welcher Gestalt es auch erscheine, nur Sie wären imstande gewesen, die Aufgabe zu lösen und zwischen zwei Utrapunkten die wahrhaft beseligende Mitte zu zeigen.“ Der Aufsatz, den Goethe in einem Briefe an Meyer „unsere Bombe“ nennt, war im Namen Goethes geschrieben, es war die Ausführung eines schon seit lange geplanten Hauptschlages gegen die Nazarener und gegen die immer mehr überwuchernde katholisierende und altertümelnde Richtung der Kunst in Deutschland, die Goethe mit Schrecken beobachtete, und der er vergeblich durch seine weimarischen Kunstausstellungen entgegenzuarbeiten suchte. Die Einleitung des Aufsatzes gibt eine historische Entwicklung der neudeutschen religiös-patriotischen Kunst: ihre frühesten Anfänge gehen zurück auf die im Gegensatz zu Winckelmann und Mengs auftauchende Überschätzung der Präraffaeliten Italiens aus dem 14. und 15. Jahrhundert, auf die Unterschätzung des Klassischen, der Antike und der großen Italiener und die sentimental-religiösen Stimmungen der Zeit; die Ästhetik der neuen Richtung wurde geschaffen durch Wackenroders (1797) „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und Tiecks „Sternbalds Wanderungen“, nach denen Kritik

als Gottlosigkeit, die Regeln als leere Tändelei aufgefaßt und vom Künstler als Hauptbedingungen andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle verlangt werden; mit der katholisierenden Richtung und ihrer Vorliebe für das katholische Mittelalter verbanden sich die Neigung zum Altdeutschen und patriotische Bestrebungen. Auf dieser Grundlage kommt Meyer unter Anerkennung der Verdienste der neuen Schule für die Erschließung der altdeutschen Kunstdenkmäler und des Ernstes, des Fleißes und der Ausdauer in ihren Werken zu dem Verdikt über eine Kunst, der es nicht um die Kunst an sich, sondern um katholisierende und altertümelnde Tendenzen zu tun sei, eine Kunsttrichtung, die die ewig und einzig wahren Vorbilder der Antike und der großen Italiener Raffael und Tizian mit Geringschätzung ansah. Wie Goethe über diese Frömmigkeit und diesen Patriotismus dachte, wissen wir aus seinem Widerspruch gegen die romantischen Dichter. „Diesem Irrsinn sehe ich seit mehr als zwanzig Jahren zu,“ so schreibt er im August 1823 an Zelter. „Es ist der leichtste Dilettantismus der Zeit, der in Altertümerei und Vaterländerei einen falschen Grund, in Frömmerei ein schwächendes Element sucht, eine Atmosphäre, worin sich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Versuchler so gerne begegnen; wo eine hohle Phrasensprache, die man sich gebildet, so süßlich klingt, ein Maximengewand, das man sich auf den kümmerlichen Leib zugeschnitten hat, so nobel kleidet, wo man täglich, von der Auszehrung genagt, an Unsicherheit kränfelt, um nur zu leben und fortzuwebeln, sich aufs schmachlichste selbst belügen muß. Dem redlich denkenden Einsichtigen bleibt es gräßlich, eine ganze, nicht zu verachtende Generation unwiederbringlich im Verderben zu sehen.“

Einen äußeren Erfolg hatte der Aufsatz nicht, außer daß er den Zorn der Romantiker gegen Meyer vermehrte. Es ist der letzte gemeinsame Versuch der Weimarer Kunstfreunde, auf die Entwicklung der Kunst einzuwirken.

Philosophische und religiöse Anschauungen.

„Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ“, so beginnt Goethe den Aufsatz aus dem Jahre 1820: Einwirkung der neueren Philosophie, und er fügt diesem Geständnis in einem Gespräch mit Kanzler von Müller hinzu: „Eigentlich brauche ich gar keine.“ So sind es in der Tat nur zwei Philosophen, Spinoza und Schelling, die einen größeren Einfluß auf Goethe ausgeübt haben, und nicht einmal darf man ihn als Schüler dieser beiden Männer bezeichnen; nur insofern kann man von einer Abhängigkeit sprechen, als Goethes Überzeugungen vielfach mit denen Spinozas und Schellings zusammentrafen und durch sie bestärkt wurden. Ein strenger Spinozist ist Goethe nie

gewesen, auch nicht nachdem er, von Herder angeregt und geleitet, den Philosophen in der Mitte der achtziger Jahre genauer kennen gelernt hatte. Die religiös-philosophische Anschauung, der er sein Leben lang treugeblieben ist, hat er ein Jahrzehnt vorher gewonnen. Der beiden gemeinsame Pantheismus war für Spinoza wissenschaftliche Erkenntnis, bei Goethe Gefühl und Glaube. Ganz im Gegensatz zu Spinoza sah Goethe in dem „All“ ein ewig wirkendes, ewig Individualitäten schaffendes Wesen. In der Goethischen Gott-Natur ist ein ewiges Werden, Schaffen und Entstehen. „Spinoza kennt kein Geschehen, nur ein zeitlos mathematisches Folgen.“ Was in den Werken der siebziger Jahre im Werther und Urfaust als spinozistisch erscheint, verdankt Goethe sich selbst und dem Studium Rousseaus und Shaftesburys, wie das von Walzel überzeugend dargestellt worden ist. Derselbe Gelehrte hat zugleich das Gedicht Prometheus als ein Bekenntnis der religiösen Anschauung des Dichters selbst erwiesen. In den Briefen des Pastors zu ***, die im Jahre 1772 entstanden sind, hören wir zuerst das Geständnis: „Der Glaube ist das Empfinden der göttlichen Liebe, Gefühl ist alles.“ Goethe sagt sich los von jeder Religion, die Gott mit dem Verstande und begrifflich fassen will. In dem herrlichen Bekenntnis, das Faust Gretchen gegenüber ausspricht, zeigt sich die pantheistische Auffassung und was er hier begeistert und beseligt von der Herrlichkeit Gottes und seinem neuen Glauben ausspricht, das kommt in schneidenden und bitteren Worten gegen seinen früheren Glauben im „Prometheus“ zum Ausdruck:

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber war'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

.
Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Tränen gestillet
Je des Geangsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und Deine?

Das ist die Abjage Goethes an den Glauben an einen persönlichen Gott, der die Geschichte der Welt und der Einzelnen leite und das Gebet der Menschen erhöhe. Über den Menschen und über dem All steht das Schicksal, das heißt die

ewigen unveränderlichen Naturgesetze. Alles, was geschieht, ist notwendig. Gott ist die Welt und die Welt ist Gott. Er lebt in jedem Wesen und offenbart sich dem Menschen in dessen Herzen. Mit dem Verstande ist er nicht zu fassen. Die Natur ist der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur. Gott ist das der Natur immanente Prinzip der Tätigkeit und Kraft. Die Natur kennt nichts Totes. „Der Tod ist nur der Kunstgriff der Natur, Leben zu erhalten.“ „Kein Lebendiges ist ein Eins, immer ist's ein Vieles. In jedem Individuum lebt eine Anzahl selbständiger Kräfte, und deren Widerstreit, das Anziehen und Abstoßen, die Polarität, ist das Leben.“ „Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Tieren bis zum Menschen.“ Das ist es, was Goethe die „Steigerung“ nennt, neben der Polarität das andere große Triebrad der Natur. Er versteht darunter „das Vermögen der Natur, die einfachsten Anfänge der Erscheinungen durch Steigerung in Unendliches und Unähnlichstes zu vermannigfaltigen“. In der Annahme eines schöpferischen Formprinzips unterscheidet sich Goethe scharf von Spinoza; aber der unpersönliche Gott Spinozas ist auch der seine: *deus sive natura*.

In diesen Anschauungen begegnet sich Goethe mit dem Philosophen Schelling, der im Jahre 1798 nach Jena berufen wurde. „Der Zug zu Ihrer Lehre ist bei mir entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung . . .“ schreibt Goethe an ihn im September 1800. Bei dem regen Verkehr der beiden Männer handelte es sich besonders um ein „Naturgedicht“, in dem Goethe seine Anschauung über die Natur und die Entstehung aller Wesen darstellen wollte. Angeregt wurde dieser Plan durch das große Gedicht des Lufrez „*De natura rerum*“, das er übersetzen und in einer größeren Arbeit behandeln wollte. Noch im März des Jahres 1799 schrieb er an Freund Knebel, der damals seine Lufrezübersetzung schuf, daß er jenes große Naturwerk noch nicht aufgegeben habe. Dennoch geschah das bald darauf; Goethe überließ die Abfassung des Naturgedichts Schelling. Wenn nun auch Schelling das große Gedicht nicht geschrieben hat, so sind doch die gemeinsamen Studien der beiden Männer nicht ohne poetischen Niederschlag geblieben. Eine Anzahl von Gedichten, die Goethe später unter dem Titel „Gott und Welt“ veröffentlicht hat, sind damals entstanden; das Gedicht *Weltseele* erhielt seinen Titel von der gleichnamigen 1798 erschienenen Schrift Schellings, die, wie Goethe in den *Annalen* bemerkte, „unser höchstes Geistesvermögen beschäftigt“. In dieser philosophischen Anschauung ist auch die religiöse mit einbegriffen. Er war Pantheist; aber zu einem bestimmten religiösen Dogma sich zu bekennen, hat er stets abgelehnt. So schrieb er einmal an Friedrich Jacobi: „Ich für mich kann bei den mannigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher,

und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt." Ein Jahr vor seinem Tode hat er sich darüber zu Boisserée geäußert: „Nun erfahre ich in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarien, welche, zwischen Heiden, Juden, Christen getrennt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern und zu verehren und, insofern als es mit der Gottheit in nahem Verhältnis stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarien zu qualifizieren." Er glaubte auf dem richtigen Wege zu sein, behauptet aber nie, das Rechte zu wissen. Die Ungewißheit aller überirdischen Dinge und die Unmöglichkeit, sie zu erkennen, war die Grundlage seiner religiösen Anschauung. Gott können wir nur ahnen, nicht schauen. „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren." Zu diesem Unerforschlichen, Geheimnisvollen und Wunderbaren in der Natur hatte er eine besondere Neigung, die manchmal an Aberglauben zu grenzen scheint, aber doch nur beweist, daß er Shakespeares bekannten Ausspruch über die Dinge zwischen Himmel und Erde zu dem seinigen gemacht hatte. Gegen jede Richtung, die da glaubte, die Wahrheit für sich allein zu besitzen, verhielt er sich gleichermaßen ablehnend; gegen die Orthodoxen nicht weniger, als gegen die Aufklärer. Als im Jahre 1823 seine Jugendfreundin Gustchen von Stolberg, damals Gräfin Bernstorff, den Versuch machte, den, wie sie glaubte, vom wahren Glauben abgefallenen Freund zu bekehren, antwortete er würdig und schön: „Redlich habe ich es mein Lebenslang mit mir und anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, solange es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, Sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. . . . Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden." Den Glauben, der in den letzten Worten sich ausdrückt, wollte auch Goethe nicht aufgeben. „Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehrend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihm wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit." — Die Überzeugung von einer Fortdauer entsprang ihm aus dem Begriffe der Tätigkeit: „Denn wenn

ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ „Es ist ein Artikel meines Glaubens,“ heißt es in einem Briefe an Knebel aus dem Jahre 1781, „daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines Folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.“ Ganz daselbe will das Gedicht „Zur Logenfeier“ den 3. September 1825 sagen:

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland,
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand

Darum ist auch der Ausdruck nicht scherzhaft gemeint, daß er mit der ewigen Seligkeit nichts würde anzufangen wissen, wenn sie ihm nicht neue Aufgaben böte „Wirken wir fort,“ schreibt er einmal an Zelter, „bis wir vor oder nach einander, vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen!“ Der Ausdruck: „Wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein“ will wohl sagen, daß nicht alle Menschen, sondern nur die großen Geister ein Anrecht auf Unsterblichkeit haben.

Die reinste und edelste Form der Gottesverehrung bietet das Christentum, nicht die Form, in der es in den verschiedenen christlichen Kirchen auftritt, gegen die Goethe ja wiederholt seine Abneigung ausgesprochen hat, sondern das Urchristentum, wie es Christus selbst gelehrt hat. Nirgends hat Goethe diesem Glauben schöneren Ausdruck gegeben, als in dem großen religiösen Gedicht aus den achtziger Jahren: „Die Geheimnisse“. „Mag die geistige Kultur“, so lesen wir in einem Gespräche, „nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Höheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!“ Dieses Bekenntnis legte Goethe wenige Tage vor seinem Tode ab. Und ganz daselbe will er mit den Worten sagen, die er einige Zeit vorher an Kanzler von Müller richtete: „Sie wissen, wie ich das Christentum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet.“ Einst hatte er sich einen dezidierten Nichtchristen und Heiden genannt. Der Inhalt beider Ausprüche ist derselbe. Seiner Stellung zu Christus hat er in dem großen, schon mehrfach erwähnten religiösen Gespräch mit Eckermann am 11. März 1832 unzweideutigen Aus-

druck gegeben: „Sragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Sragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist.“

Weit mehr als in der Metaphysik ist Goethe in seiner Ethik ein Schüler Spinozas zu nennen. Von Freund Merck stammt das schöne Wort über Goethe „Wer kann der Uneigennützigkeit dieses Mannes widerstehen?“ So war es natürlich, daß Goethe gerade von der „grenzenlosen Uneigennützigkeit, die aus jedem Satz in Spinozas Ethik hervorleuchtet“, tief ergriffen wurde. Da nach seiner Lehre Gott und die Natur dasselbe sind, so ist die Welt vollkommen, sie wird von der göttlichen Vernunft, dem *νοῦς* des Anaxagoras, geleitet. Wenn nun trotzdem die Menschen unvollkommen und unglücklich sind, so muß in ihnen etwas sein, was den Gesetzen der göttlichen Vernunft widerspricht. Das sind die Affekte, Leidenschaften und Begierden. Diese zu unterdrücken, ist also die Aufgabe des Menschen, will er zu wahrem Glück gelangen. Das kann nur erreicht werden durch die klare Erkenntnis der Leidenschaften und durch Verzicht auf das, dessen Besitz unsere Leidenschaften begehren. Verzichteten wir auf ein scheinbares kurzes Glück, das unsere Affekte uns vorspiegeln, so gewinnen wir das wahre Glück, die Ruhe und den Frieden unserer Seele. Von diesen Lehren wurde der jugendliche Goethe aufs tiefste erschüttert; sie rüttelten an seinem Innersten, nicht nur weil er ihre hohe Wahrheit erkannte, noch viel mehr, weil er fühlte, wie weit er von diesem Glück entfernt war.

Der Sechszwanzigjährige schrieb über sich selbst: „Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir See Hald oder Unhold . . . zum Neujahrsgeſchenk von 75 gereicht, zwar war die treffliche Anlage schon mit dem Patengeſchenk gemacht.“ Der Willenskraft und dem scharfen Verstande trat entgegen eine übermächtige Sinnlichkeit, unbändige Leidenschaftlichkeit, eine Jormnützigkeit, auch bei geringen Anlässen, deren Ausbrüche ihn fast als Rasenden erscheinen ließ und über die er sich selbst, wenn auch über-treibend ausgesprochen hat: „Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl an mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten“; dazu kam noch überquellende maßlose Empfindung, eine nervöse Reizbarkeit, die sich in stetem Wechsel der Stimmung von tiefer Melancholie bis zur jubelnden Freude am Leben offenbarte. Nicht nur Werther, auch der Verfasser des Werthers litt an dem *taedium vitae*. Was er die Prinzessin im Tasso tiefbewegt fragen läßt: Eleonore, wer ist denn glücklich?, es kam aus dem eigenen blutenden Herzen des Dichters. Hier bot ihm Spinoza Befreiung und Erlösung.

Es war ein schwerer gewaltiger Kampf. Der Sieg war errungen, als der Dichter seinen Humanus das große Wort verkünden ließ:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet

Auf der Entsagung beruht also unser Glück. Aber sie ist etwas Negatives. Sie gibt uns keine Gesetze über unsere Tätigkeit und unser Wirken im Leben. Auch diese Frage hat Spinoza gelöst. Seine Forderung lautet: *sum esse conservare*, das heißt die Pflicht, seine Persönlichkeit zu bewahren und auszubilden, die guten Seiten unseres Charakters und die uns von der Natur verliehenen Fähigkeiten durch unablässige Besserung an sich selbst und durch unablässige Tätigkeit bis zur höchsten Höhe zu entwickeln. Goethes Leben ist die schönste Erfüllung der Forderung Spinozas. Tätigkeit, ununterbrochene Tätigkeit ist das Zauberwort, das Goethe als Heilmittel aller seelischen Leiden und als die Grundlage alles menschlichen Glückes empfiehlt. Und nicht nur durch das Wort, mehr noch durch sein eigenes Beispiel. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der vom frühesten Morgen an so unermüdliche Tätigkeit entwickelt hätte, wie Goethe; sie war ihm Lebensbedürfnis. Was der Greis noch in den letzten Lebensjahren geschaffen hat, das grenzt an das Übermenschliche. In der sittlichen Befreiung liegt die Aufgabe des Menschen für sich; in der werktätigen Liebe seine Aufgabe gegenüber den anderen Menschen.

Goethes Ethik enthält noch eine zweite Forderung, die der Ehrfurcht. Die erste Stufe der Religion, die ethnische oder heidnische, wie er sie in den Wanderjahren nennt, ist „die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist“. Die zweite Stufe der Religion, die philosophische, gründet sich auf die „Ehrfurcht vor dem, was neben uns ist“, vor dem Göttlichen im Menschen, vor allem Trefflichen, Erhabenen, dem sittlich Großen; es ist die Begeisterung für das Ideale, für Kunst und Wissenschaft. Die dritte Stufe ist das „Letzte“, wozu die Menschheit gelangen konnte, die „Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist“, die das Christentum lehrt; sie fordert von uns, „Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernis, sondern als Sördernis des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen.“ Das Letztere ist freilich nicht christliche, sondern spinozistische Anschauung, der auch das Böse etwas Göttliches ist. „Aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.“ Die Ehrfurcht vor dem Gott in unserer Brust ist der Höhepunkt der menschlichen Moral.

Der Naturforscher.

An der Schwelle der Goethischen Naturforschung stehen ein Philosoph und ein Theologe, Spinoza und Herder. Sein ernstes und wissenschaftliches Studium der Natur beginnt erst in Weimar. Den äußeren Anlaß gab seine Tätigkeit in dem Ackerbau, Bergbau und Forstwesen des ihm anvertrauten Staates, den inneren das Bestreben, die Anschauung von der Entstehung und Entwicklung aller Lebewesen, die er als Philosoph a priori gewonnen hatte, nun auch wissenschaftlich zu erweisen, das heißt aus der ungeheueren Mannigfaltigkeit der Natur die Einheit und die Gesetze der Entwicklung zu erkennen.

Man kann diese Tätigkeit nicht besser charakterisieren, als Schiller das in seinem berühmten Briefe an Goethe vom 23. August 1794 getan hat: „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält.“ Und diese Worte finden sich in einer Charakteristik des Dichters Goethe. So sehr war Schiller von dem Zusammenhange der Dichtung und der Naturforschung seines Freundes überzeugt, und ganz dasselbe wollte der große Naturforscher Alexander von Humboldt sagen, als er im Jahre 1807 seiner Goethe gewidmeten Schrift „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“ ein von Thormaldsen gezeichnetes Blatt beifügte: „Der Genius der Poesie, Apoll, lüftet den Schleier der Göttin der Natur.“

Was Herder in Straßburg den wißbegierigen Schüler von der Entstehung der Sprache, der Poesie, von dem Volksliede und der Kunst überhaupt gelehrt hatte, es war immer dasselbe Zauberwort, das alles erklärte und ausfüllte: natürliche Entwicklung; und eben dieses Wort, auf die Natur angewendet, enthielt das Geheimnis der Goethischen Naturanschauung und der Herderschen „Ideen“. „Meine mühselige, qualvolle Nachforschung“, sagt Goethe viel später, „ward erleichtert, ja verführt, indem Herder die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzusuchen unternahm.“ Die geliebte, in sein Denken und Forsten eingeweihte Frau fand gleich nach der Lektüre des ersten Bandes das Gemeinsame beider Forscher heraus. „Das Buch“, schreibt Frau von Stein an Knebel, „macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Tiere waren; Goethe grübelt jetzt gar denfreich in diesen Dingen, und jedes, was erst durch seine Vorstellung

gegangen ist, wird äußerst interessant.“ Wenn Herders Ideen überhaupt den Zusammenhang alles Existierenden darlegen und eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu ihrem Ziele, der Humanität, geben wollen, so war Goethe der von Herder mehr geachtete, als bewiesene Zusammenhang der organischen Wesen besonders sympathisch. „Der Menschen ältere Brüder sind die Tiere“, dieser Herdersche Gedanke berührte sich auf das innigste mit Goethes Naturanschauung.

Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Bruder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen

In einer später unterdrückten Stelle der „Ideen“ lesen wir: „Großer, lebendiger Geist der Erde; der du alle deine Gebilde durchhauchst und dich in ihnen allen freuest und fühltest; du führst auf und zerstörst, verfeinst Gestalten und änderst sie ab . . . Welch Geschöpf kann sich retten vor deinem zudringenden Einfluß und vor der Fülle von Herrlichkeit, die uns in jeder Gestalt deiner Sichtbarkeit umgibt? Welch sterbliches Auge kann aber auch deinen Fußtritt spüren und den Umriss deines Ganges verfolgen? Leise ist dein Schritt und schreitet über alle Zeiten; Jahrhunderte sind dir wie nichts, und doch liegt im entscheidenden stillen Momente deine ganze Wirkung.“ Damit vergleiche man den Goethischen Aufsatz „Über die Natur“ (1782), der, wenn auch in ihm der oben berührte Grundgedanke nicht ausgesprochen wird, doch in der Auffassung der Natur und vor allem im Stil mit Herders Ideen eine auffallende Ähnlichkeit zeigt. „Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvernünftig, aus ihr herauszutreten, und unvernünftig, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen Sie schafft ewig neue Gestalten: was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — alles neu und doch immer das Alte. . . . Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin; aus dem simpelsten Stoff zu den größten Kontrasten . . . Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall farg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft. . . . Sie spricht ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie. . . . Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. . . . Ihre Krone ist die Liebe. . . . Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.“

Der Ilmenauer Bergbau führte Goethe zuerst zur Geologie und Mineralogie; aber den ersten Erfolg brachte sein Studium der Osteologie. Seit An-

fang der achtziger Jahre trieb er unter Leitung des Anatomen Loder in Jena eifrig anatomische Studien; er wird bald ein selbständiger Forscher auf diesem Gebiete, hält den Künstlern in Weimar Vorträge über das Skelett und zeichnet dazu selbst Tafeln. Gerade hier war eine Ansicht allgemein verbreitet, die seiner und Herders Idee von der Einheit der organischen Wesen geradezu widersprach, daß nämlich der Mensch sich durch den Mangel des Zwischenknochens der oberen Kinnlade von den Tieren unterscheide. Es ist damit der paarige, rechts und links befindliche Knochen gemeint, der die oberen Schneidezähne trägt, beim Menschen mit dem Kieferknochen verwachsen ist und deshalb als nicht vorhanden angenommen worden war. Aber bei Goethe stand die Entwicklung des Menschen aus dem Tiere so fest, daß er a priori die Existenz dieses Knochens auch beim Menschen glaubte annehmen zu müssen. Seine eifrigen, fast fieberhaft mit Loder betriebenen Untersuchungen wurden mit Erfolg gekrönt. Am 27 März 1784 konnte er dem Freunde Herder, dem Manne, der am meisten teil daran nahm, die Mitteilung machen: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht — das *os intermaxillare* am Menschen! Ich verglich mit Lodern Menschen- und Tiereschädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es. . . Ich habe mir's auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird.“ Und noch denselben Tag erzählt Frau von Stein die große Neuigkeit unter dem Siegel der Verschwiegenheit Freudig bewegt ruft Herder nach der Lektüre der Goethischen Abhandlung über seine Entdeckung aus: „Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen.“

Die große Bedeutung dieser erst allmählich von den Gelehrten allgemein anerkannten Entdeckung beruht darin, daß durch den Nachweis der Gesetzmäßigkeit der organischen Bildung und der Gleichmäßigkeit des Knochenbaues der Tiere und der Menschen die Grundlage für die vergleichende Anatomie geschaffen wurde.

Was der Theologe und der Dichter geahnt hatte, war nun von dem Naturforscher erwiesen.

Einen Schritt weiter auf der vorgezeichneten Bahn führte ihn eine zweite Entdeckung, die er im April 1790 in Venedig machte. „Durch einen sonderbar glücklichen Zufall, daß Göthe (sein Diener) zum Scherz auf dem Judentischhof ein Stück Tiereschädel aufhebt und ein Späßchen macht, als er mir den Judenkopf präsentierte, bin ich einen großen Schritt in der Erklärung der Tierbildung vorwärts gekommen.“ Der Schaffschädel war zufällig so geborsten, daß in den einzelnen Teilen genau die Wirbelknochen zu erkennen waren. Nun hatte

Goethe längst die Überzeugung, daß alle Knochen ursprünglich Wirbelsknochen seien; es fehlte ihm nur noch der Beweis für das Gaumenbein, die oberen Kinnladen und den Zwischenknochen. Indem er durch seine Entdeckung zeigte, daß diese ebenfalls Wirbelsknochen seien, brachte er den Erweis, daß auch die Hülle des Gehirns und die des Rückenmarks gleicher Natur sei, nämlich aus Wirbeln bestehe. Es fiel damit der einzige, noch nicht durch die Entwicklungstheorie erklärte Unterschied zwischen beiden Knochenarten, und das Rückenmark war nichts anderes, als ein noch nicht voll entwickeltes Gehirn. Damit war auch die Identität aller Teile des tierischen Körpers bewiesen. Es ist jedoch zu bemerken, daß Goethes Behauptung, auch die Gesichtsknochen seien aus Wirbeln abzuleiten, nicht die Billigung der Naturforscher gefunden hat.

Daß auch alle Teile der Pflanze identisch sind, diese große Wahrheit war ihm schon auf der ersten italienischen Reise aufgegangen. In Italien, zuerst in Padua, dann in Sizilien und Rom, kam ihm der Gedanke der Urpflanze, worunter er das verstand, was in allen Pflanzenformen als das gleiche erscheint, den Typus oder das Urbild aller Pflanzen, auf das man die Bauart aller anderen Pflanzen durch Vergleichung zurückführen konnte. In Sizilien ging ihm alsdann die Erkenntnis auf, daß alle Pflanzenteile identisch und in jedem einzelnen Organ die ganze Pflanze enthalten sei. „In jenem Organ der Pflanze, welches wir als *Blatt* gewöhnlich anzusprechen pflegen, liegt der wahre Proteus verborgen, der sich in allen Gestalten verstecken oder offenbaren könne.“ Von nun an gibt er das Suchen nach der Urpflanze auf; es handelt sich jetzt darum, die Gesetze zu erkennen, nach denen die Umwandlung des Blattes vor sich geht. Nachdem der Tasso vollendet war, begann Goethe seine botanischen Ideen aufzuschreiben; es war die Zeit der Höhe des Liebesglücks. Darum richtet sich auch das Gedicht *Die Metamorphose der Pflanze* gleich in den ersten Worten an Christiane, der er Inhalt und Bedeutung der neuen Lehre verständlich zu machen suchte.

Lassen wir einen Sachmann, Ferdinand Cohn, uns Goethes Gedanken, die jetzt die Grundlage der botanischen Wissenschaft sind, erläutern:

„Auf den ersten Blick erscheint es, als erzeuge die Pflanze bei ihrer Entwicklung ununterbrochen neue Organe, jedes von den übrigen durchaus verschieden, erst die Keimblätter, dann das grüne Laub, dann die Blüten mit ihrem so wunderbar zusammengesetzten Bau, zuletzt die Früchte mit dem Samen. In Wirklichkeit aber ist der Bauplan der Pflanze unendlich einfach; die Pflanze entwickelt am Stengel immer ein und das nämliche Organ, das Blatt, welches sie tausendfältig wiederholt, der Anlage nach immer das Gleiche, bei der Entwicklung aber in mannigfaltiger Weise ausgestattet. Wenn bei der Keimung die Samenschale von dem schwellenden Leben im Inneren gesprengt

wird, stellt sich sofort ein Unterschied dar von oben und unten; die Wurzel, deren Wirkung nach der Erde hingehet, gehört der Finsternis und Feuchtigkeit an; der Stengel strebt gegen den Himmel, das Licht und die Luft empor. An jedem Knoten des Stengels ruht ein Blatt; am Grunde jedes Blattes bildet sich ein Auge oder eine Knospe: das ist die wesentliche Grundform der Pflanze, anderes vermag sie nie und nirgends zu schaffen Solange die Pflanze im lebendigen Wachstum begriffen ist, streckt sie Knoten über Knoten und bildet ihre Laubblätter, erst dick und plump wie in den Kotyledonen, dann aber in stufenweisem Fortschritt immer größer, vollkommener, gefeßelt, eingeschnitten, oft selbst zusammengesetzt aus. Wenn die Pflanze dann in ihre zweite Lebens- epoche, die Fortpflanzung, eintritt, dann entfaltet sich der Wunderbau der Blüte, scheinbar als etwas Neues, ganz verschieden von dem früheren; sehen wir aber genau zu, so finden wir wieder nichts als Blätter, die, statt wie sonst nacheinander (aufzessive) und in einiger Entfernung voneinander sich zu bilden, in engem Verein um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt sich sammeln und für das ewige Werk der Fortpflanzung durch zwei Geschlechter stufenweise sich umbilden oder metamorphosieren In sechs Schritten wechselnder Ausdehnung und Konzentration vollendet die Pflanze unaufhaltsam in regelmäßiger Metamorphose die Umwandlung der Blattgestalt, um mit unwiderstehlichem Trieb die Blume zu bilden und zu den Werken der Liebe zu rüsten; tritt sie eine oder einige Stufen zurück, so bildet sie in rückschreitender Metamorphose unkräftige, unserem Auge freilich oft wohlgefällige Gestaltungen, wie die gefüllten Rosen und andere Blumen unserer Gärten beweisen.“

„Die Goethische Lehre von der Einheit aller Pflanzengestaltung ist so völlig in Fleisch und Blut der Wissenschaft übergegangen, daß wir sie bereits als selbstverständlich hinnehmen und darüber leicht vergessen, daß der Mann, der sie zuerst in die wissenschaftliche Welt einzuführen wagte, jahrelang mit der Nichtachtung oder dem Widerspruch der Sachgelehrten zu kämpfen hatte.“ Er ist der Begründer der modernen Botanik.

Wie sich Goethe die Entwicklung der Tierwelt dachte, das hat er in seiner Schrift „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie“ (1795/96) und in seinem Gedicht Metamorphose der Tiere (1806) dargelegt. Man hat Goethe einen Vorläufer Darwins genannt, insofern mit Recht, als Goethe die Einheit aller organischen Wesen und die Entwicklung aus einer gemeinsamen Urform schon richtig erkannt hat. Aber während Darwin die Entwicklung der Lebewesen ohne Einwirkung der Urform, allein durch äußere Umstände, die Anpassung und den Kampf ums Dasein, geschehen läßt, geschieht nach Goethe die Entwicklung durch die Ausbildung der in der Urform schon vorhandenen Keime. Denn

Goethe versteht unter der Urform nicht wie Darwin eine Urzelle, sondern die Idee des Lebewesens, den Typus. Es ist die ideale Pflanzen- oder Tiergestalt, die in Wirklichkeit nicht existiert, und die „das in allen Pflanzen oder Tieren Wesentliche“ darstellt. Schon daraus ergibt sich, daß Goethe mehrere Typen annehmen mußte. Daß und wie diese auf eine Urform zurückgehen, hat Goethe nicht ausgesprochen, er hat diese letzte Konsequenz der Deszendenzlehre nicht gezogen. In diesem Typus sind alle späteren Erscheinungen schon enthalten, er hat die Fähigkeit, sie aus sich zu entwickeln; es ist also die innere Form, wie es Goethe nannte, die innere Schöpfungskraft, was diesen Typus von der Urzelle Darwins hauptsächlich unterscheidet. Der Typus tritt nicht in die Erscheinung; das Individuum, das kein einzelnes ist, sondern eine Mehrheit, besitzt außer dem Typus eine Menge nicht wesentlicher, im Typus nicht vorhandener Dinge. Diese verändern sich durch das Gesetz der äußeren Umstände, durch Temperatur und Klima des Landes, Menge des Sonnenlichtes, Beschaffenheit der Luft, Hitze oder Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit der Umgebung, Wechselwirkung der Organismen aufeinander, Nahrung und Ernährungsweise, das Leben auf der Erde, oder im Wasser, oder in der Luft, und außerdem, je nachdem die eine oder andere Partie des Typus entwickelt wird; es wirken also zwei Gesetze bei der Entwicklung des Individuums und bei der Entstehung der organischen Wesen, einmal das Gesetz der inneren Natur oder des Typus und dann das Gesetz der äußeren Umstände. Auch die Fortpflanzung ist nur ein spezieller Fall der Entwicklungsfähigkeit: „An allen Körpern, die wir lebendig nennen, bemerken wir die Kraft, ihresgleichen hervorzubringen . . . ; wenn wir diese Kraft geteilt wahrnehmen, so bezeichnen wir sie mit dem Namen der beiden Geschlechter. . . . Die Fortpflanzung durch Samen und die Fortsetzung von Glied zu Glied bei ebender selben Pflanze sind nur zwei verschiedene Arten derselben Tätigkeit.“

Das Gesetz der „Korrelation der Teile“ sorgt für harmonische Entwicklung. „Jedes Tier hat in sich eine bestimmte unveränderliche Summe von Entwicklungsmöglichkeiten. Wird ein Organsystem besonders mächtig ausgebildet, so muß dafür an irgendeiner anderen Stelle des Körpers geopfert werden:

Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste,
Sind wirft du zugleich zu aller Bildung den Schlüssel.

Von der teleologischen Erklärungsart der Lebewesen, nach der der Schöpfer jedem Tier die ihm adäquate Form gegeben habe, wollte Goethe nichts wissen. „Der Stier hat nicht Hörner, damit er sich wehrt, sondern er wehrt sich, weil er Hörner hat.“

Zweck seiner selbst ist jegliches Tier, vollkommen entspringt es
 Aus dem Schoß der Natur und zeugt vollkommene Kinder,
 Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen
 Und die seltenste Form bewahrt im geheimen das Urbild,

Der Schöpfer steht ja nicht über und außerhalb der Natur, sondern er ist die Natur. So ist alle Goethische Naturforschung durchdrungen von dem $\epsilon\nu$ καὶ πᾶν Spinozas.

Diese neue Wissenschaft, die Betrachtung des organischen Ganzen und der Gesetze, durch die sich aus ihm die Lebewesen entwickeln, nannte Goethe *Morphologie*. Ihr sind die bedeutendsten und wertvollsten seiner naturwissenschaftlichen Schriften gewidmet. Alle anderen Teile der Naturwissenschaft sind die Dienerinnen dieser einen, der höchsten. Sie suchen das Besondere durch die Erfahrung und Anschauung zu erkennen, die Naturgeschichte, die Naturlehre, die Anatomie, die Chemie und Physiologie. Goethe beschäftigte sich mit ihnen allen in angestrengter Tätigkeit und Forschung. Aber er betrachtete sie nur als Mittel zu dem einen großen Zweck, alle ihre Ergebnisse durch die Kraft des Geistes zu verknüpfen, um den Urtypus und die Entwicklung aller Lebewesen von dieser Einheit zu erkennen. Er charakterisiert seine Tätigkeit dementsprechend mit den Worten: „Mein Bestreben war, mich in Kenntnis der äußeren Umstände zu setzen und dann nach den inneren Bedingungen zu fragen, die als Gestaltungsprinzip unter dem Einfluß derselben auftreten.“

Dasselbe Prinzip und dieselbe Tendenz zeigt sich in Goethes geologischen Studien, die ihren Ausgang von seiner amtlichen Tätigkeit für das Ilmenauer Bergwerk nahmen (1776). Auch hier handelt es sich um die Entwicklung, die Bildungsgeschichte des Erdkörpers, dessen Urgestein Goethe im Granit erblickte, den Nachweis der Stellung, die jedes einzelne Gestein in dieser Entwicklungsgeschichte einnimmt. Es war ihm, wie in der Pflanzenwelt, so auch in der Steinwelt unwichtig, wodurch sich einzelne Pflanzen oder Steine unterscheiden; es handelte sich vielmehr darum, das Gesetz, das Prinzip zu finden, das je nach den äußeren Umständen die verschiedenen Steinarten hervorbringt. Und dies Prinzip ist dasselbe, das die organischen Wesen und ihre verschiedenen Abarten entstehen läßt. Dies nachzuweisen ist die Absicht seiner zahlreichen geologischen Arbeiten, die mehrfach an die böhmischen Gebirge anknüpfen. Äußere Förderung fanden diese Arbeiten und Studien durch die wiederholten Reisen nach Eger und Karlsbad, innere besonders durch den Briefwechsel mit dem Grafen Kaspar Sternberg und anderen bedeutenden Fachgenossen. Eine noch erhaltene Sammlung von Mineralien, die 18 000 Nummern zählt, zeugt von dem Ernst dieser Tätigkeit. Als eifriger Gegner des Vulkanismus neigte Goethe dem Neptunismus Gottlob Werners

zu, der annimmt, daß die Erde schichtenweise in mehreren aufeinanderfolgenden Perioden in bestimmter Reihenfolge aus dem Wasser abgesetzt sei, und alle Veränderungen im Mineralreich auf das Wasser zurückführt. Später jedoch gab er den unbedingten Neptunismus auf und schrieb auch dem Feuer Einwirkungen auf die Erdoberfläche zu

Goethes große Errungenschaften fanden bei den Naturforschern wenig Anklang, man ignorierte ihn meist. Um so mehr war er erfreut, als bei dem Streit zwischen Cuvier und St. Hilaire in der französischen Akademie 1830 St. Hilaire, der die Goethische Anschauung vertrat, ausdrücklich sich auf ihn berief. „Dieses Ereignis“, so rief er aus, wie Edermann erzählt, „ist für mich von ganz unglaublichem Wert, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten, allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.“

Seine Methode bezeichnete Goethe mit dem Ausdruck: Rationeller Empirismus. Die Empirie stellt die Tatsachen fest, der Verstand, die Idee weist ihre Einheit und Zusammengehörigkeit nach. „Anschauende Kenntnis“ zu gewinnen, war wie in der Kunst, so auch in der Natur das Ziel. „Ich finde mein Heil“, schrieb er einmal an Schiller, „nur in der A n s c h a u u n g, die in der Mitte steht zwischen Naturforschung und Naturphilosophie.“ Darum weigerte er sich entschieden, über das Sinnlich=Wahrnehmbare hinauszugehen, und beruhigte sich bei dem Urphänomen, „dem letzten unmittelbaren Anschaulichen“, weil er, wie er meinte, damit an den Grenzen der Menschheit angelangt war. „Der Dichter“, wie Helmholtz sagt, „hielt eine weitere Analyse für ein Verbrechen an der Natur; er lehnte sogar Experimente mit Mikroskopen als eine Kompetenzüberschreitung des Gesichtsinnes ab. Er bedachte nicht, daß wir nicht die Kräfte selbst, sondern nur ihre Wirkung sehen, und deshalb zur Erklärung der Kräfte das Gebiet der Sinnlichkeit verlassen und zu unwahrnehmbaren, nur durch Begriffe bestimmten Dingen übergehen müssen.“ Und so faßt derselbe Forscher in seiner Schrift: „Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen“ sein Urteil über Goethe den Naturforscher in die Worte zusammen: „Wo es sich um Aufgaben handelt, die durch die in Anschauungsbildern sich ergebenden dichterischen Divinationen gelöst werden können, hat sich der Dichter der höchsten Leistungen fähig gezeigt; wo nur die bewußt durchgeführte, induktive Methode hätte helfen können, ist er gescheitert. Aber wiederum, wo es sich um die höchsten Fragen über das Verhältnis der Vernunft zur Wirklichkeit handelt, schützt ihn sein gesundes Festhalten an der Wirklichkeit vor Irrgängen und leitet ihn sicher zu Einsichten, die bis an die Grenzen menschlicher Vernunft reichen.“

Der Tadel, der hierin enthalten ist, bezieht sich hauptsächlich auf eine andere

Arbeit Goethes, die Farbenlehre. Dieses große Werk hat von allen seinen naturwissenschaftlichen Schriften den lautesten Widerspruch gefunden. Ganz abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Ansicht Goethes ist ihre fast einhellige Ablehnung durch die modernen Physiker deshalb bedauerlich, weil durch sie ein Werk von hohem künstlerischem Werte und gewaltigem Inhalte dem deutschen Volke so sehr entfremdet worden ist, daß es selbst von den eifrigsten Verehrern Goethes kaum gelesen wird und als fast verschollen gelten kann. Und doch war es kein Parergon der Mußestunden des Dichters, über das man, wie es meist geschieht, mit bedauerndem Achselzucken hinweggehen darf, sondern ein Lebenswerk, eine gewaltige, staunenswerte, durch mehrere Jahrzehnte angestrengter Tätigkeit sich hinziehende Arbeit des Künstlers und Forschers. Wir erinnern nur neben vielem anderen an den Ausspruch Goethes vom Februar 1829, den uns Eckermann aufbewahrt hat: „Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein . . . Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farben der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele“, oder wir weisen hin auf den Goethe sonst ganz fremden, leidenschaftlich aggressiven Ton in dem polemischen Teil, der nur bei der Verteidigung einer fast persönlichen Angelegenheit, einer Herzenssache, erklärlich ist. Goethes Studium der Farben nahm seinen Ausgang nicht von der Naturforschung, sondern von der Kunst. Der vergebliche Versuch, mit Hilfe der Newtonschen Theorie das Gesetz der Kunstharmonie der Farben zu entdecken, eingehende Studien über das Wesen der Farben in Italien führten zum ersten Widerspruch gegen Newton. Die Beiträge zur Optik aus den Jahren 1791 und 1792 waren das wissenschaftliche Debut Goethes auf diesem Gebiete. Es bedurfte noch achtzehnjähriger unablässiger, mühevoller Arbeit, bis das große Werk „Zur Farbenlehre“ (1810) erschien. Der Gegensatz zwischen Newton und Goethe läßt sich wohl kurz folgendermaßen andeuten: Nach Newton ist das weiße Licht aus drei oder sieben Farben zusammengesetzt. Es sind Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Dunkelblau und Violett. Durch prismatische Zerlegung des Lichts in Lichtstrahlen von verschiedener Brechbarkeit lassen sich diese Farben darstellen, und aus diesen einzelnen Strahlen läßt sich das weiße Licht dadurch zusammensetzen, daß man sie in eine Sammellinse vereinigt. Demgegenüber behauptet Goethe: Das Licht ist das einfachste, unzerlegteste, homogenste Wesen, das wir kennen. Es ist nicht zusammengesetzt. Die Farben sind eine Modifikation des Lichts, und diese Modifikation tritt ein durch die Sinisternis, das Mischlicht. Durch Licht und Sinisternis entstehen zwei Grundfarben, Blau und Gelb; alle anderen Farben sind unrein oder aus diesen entwickelt.

Die moderne Naturwissenschaft hat Newton recht gegeben und sich gegen Goethe entschieden. „Goethe“, sagt Helmholtz, „scheiterte hauptsächlich deshalb, weil er mit den verhältnismäßig unvollkommenen Apparaten, die er in Händen hatte, die entscheidenden Tatsachen nicht hat beobachten können. Er hat niemals vollständig gereinigtes, einfaches, farbiges Licht vor Augen gehabt und wollte deshalb nicht an dessen Existenz glauben . . . Goethe setzt nirgends auseinander, wie denn nun blaues und gelbes Licht nach seiner Vorstellung voneinander unterschieden sein sollen. Ihm genügt die Angabe, daß beide etwas Schattiges bei ihrem Durchgang durch die Körper erhalten hätten; aber er hält sich offenbar nicht für verpflichtet, anzugeben, wodurch das Schattige im Blau sich von dem im Gelb und beide von dem in der Mischung beider, die er als Grün betrachtet, unterscheidet . . . Nicht die Sinesternis, sondern die Anzahl der Lichtschwingungen zu gleicher Zeit bestimmt die Farbe, so wie die Anzahl der Tonschwingungen in gleicher Zeit die Tonhöhe bestimmt.“ Andere Gelehrte sehen den völligen Mangel an mathematischer Anlage als Grund für die Irrtümer in der Farbenlehre an. Diesen Mangel hat Goethe selbst zugegeben. Die Mathematik nennt er das Allerfremdeste, was in sein Haus kommen kann: „ich bin völlig unfähig, durch Zeichen und Zahlen, mit welchen sich höchst begabte Geister leicht verständigen, auf irgend eine Weise zu operieren.“

Wir begnügen uns mit der Darlegung des Weges, den die Goethische Forschung nimmt, und folgen dabei in der Hauptsache der Führung Rudolf Steiners: Das Auge ist nach Goethe die Ursache der Erscheinung des Lichts; ohne das Auge des Menschen würde das Licht wohl dem Wesen nach da sein, aber nicht der Erscheinung nach. Darum stellt Goethe die physiologische Farbenlehre an die Spitze. Sie handelt von dem Verhältnis des Lichts und der Sinesternis zum Auge, der schwarzen und weißen Bilder zum Auge, von den grauen Flächen und Bildern, und will das Auge unter allen möglichen Bedingungen betrachten, um seine Fähigkeiten zu erkennen. Dieser Teil ist bahnbrechend und für die spätere Forschung grundlegend gewesen. „Goethe ist hier der Erkenntnis, daß Licht und Farbe nur unsere Empfindungen sind, ganz außerordentlich nahegekommen.“

Der zweite Teil, die physische Farbenlehre, sucht gerade die Bedingungen kennen zu lernen, die vom Auge unabhängig sind und zur Entstehung der Farben beitragen. „Physische Farben“, sagt er, „nennen wir diejenigen, zu deren Hervorbringung gewisse materielle Mittel nötig sind.“ Es sind Farben, die durch das Prisma oder die Linse entstehen. Der dritte Hauptteil, die chemische Farbenlehre, beschäftigt sich mit der farbigen Körperwelt, der Erregung, der Steigerung, der Mischung der Farben mit den Farben der Mineralien, Pflanzen, Tiere und Menschen. Ein Schlußkapitel betrachtet die Wirkung der

Farbe auf die Seele; es enthält Goethes Farbenästhetik. Auf diesen Aufbau des Systems folgt der Angriff gegen Newton, der polemische Teil, betitelt: Enthüllung der Theorie Newtons, dessen Weglassung Goethe bei der Redaktion der Ausgabe letzterhand Edermann mit den Worten anheimgab: „Im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine Natur, und ich habe daran wenig Freude.“ Um so bedeutender und auch für die Gegner Goethes höchst wertvoll, ja eine wissenschaftliche Arbeit ersten Ranges ist der groß angelegte historische Teil der Farbenlehre, der unter dem bescheidenen Titel: „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ erschien. „Grundzüge zu einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Denkens“ nannte Schiller mit Recht den Entwurf, den ihm Goethe schon im Januar 1798 zugesandt hatte. Großartiger ist nie eine Geschichte einer Wissenschaft geplant und ausgeführt worden.

Indem Goethe die Wissenschaft jedes Volkes aus seinem Charakter und seiner individuellen Begabung zu erklären suchte, wuchs sein Werk zu einer umfassenden Charakteristik aller Kulturvölker und ihrer bedeutendsten geistigen Repräsentanten; indem er die Einflüsse der Umgebung und der Zeit auf Völker und Individuen bloßlegte, ward es zu einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Seine Absicht, die er am Schlusse der Einleitung in den Worten ausspricht, den ungeheueren Stoff, „die Farbenlehre, die sich überall gleichsam nur durchschmiegt, von dem übrigen Wissen einigermaßen zu isolieren und sie dennoch wieder zusammenzuhalten“, hat er in unübertrefflicher Weise durchgeführt.

Von der Geschichte der Urzeit führen uns glänzende Charakteristiken der Griechen, wie die von Plato und Aristoteles, der Römer, der Bibel und der antiken Literatur über die mit großartigen allgemeinen Ausblicken ausgefüllte „Lücke“ der Wissenschaft zur Geschichte der Naturwissenschaft vom 16. bis 18. Jahrhundert bis zur „Konfession des Verfassers“, der nach ausführlicher, aber bescheidener Darstellung seiner Bestrebungen mit einem wehmütigen Rückblick auf die Mitarbeit des „unerseßlichen Schiller“ und mit dem Dank für die Förderung und Teilnahme der Herzogin Luise schließt, „der nicht genug zu verehrenden Fürstin“, der die Farbenlehre gewidmet war.

Sonnenuntergang.

Das Haus am Frauenplan und seine Gäste.

Mit furchtbarer Deutlichkeit hatte die schwere Krankheit im Jahre 1823 den Vierundsiebzigjährigen an seine Sterblichkeit erinnert Goethe ist in seinem Leben viel krank gewesen. Oft waren es Erkältungskrankheiten und Nierenkoliken. Seine Lebenskraft brachte ihm meist baldige Genesung, wie bei der schweren Influenza vom Jahre 1780, der gefährlichen Infektionskrankheit von 1801, der Nierenkolik Anfang 1805; aber die Krankheiten zu Anfang und zu Ende des Jahres 1823 nahmen ihm die bisher bewährte fast jugendliche Frische. Jetzt muß er auf Reisen und Ausflüge verzichten; ganz gegen seine Gewohnheit verschließt er sich tagelang in sein Arbeitszimmer und hütet sich ängstlich vor jedem Luftzug. Von nun an steht der Greis Goethe vor uns. Er selbst nannte die Jahre, die ihm das Schicksal noch schenkte, die testamentarischen. In ihnen sollten seine Werke, sein Testament für das deutsche Volk, vollendet und in einer würdigen, von ihm selbst überwachten Ausgabe ausgegeben und zugleich ihr materieller Ertrag für seine Erben gesichert werden. Aber noch einen höheren und schöneren Gewinn brachte ihm das letzte Jahrzehnt des Lebens in dem Sinn seiner Worte: „Ein herzlich Anerkennen ist des Alters zweite Jugend.“ Die Anerkennung, Verehrung und Liebe der Besten seines Volkes fällt dem Greis als die reife Frucht eines unvergleichlichen Lebens in den Schoß. Was will der Widerspruch mancher Gelehrten, der Mangel an Popularität in den breiten Massen der Ungebildeten, der Spott und Hohn einiger Neider und Körgler sagen gegen die fast erdrückenden Beweise der Ehrfurcht und Bewunderung, gegen die Huldigungen gerade der gebildetsten und höchststehenden Deutschen und Ausländer und ihre Wallfahrten nach dem weltverlorenen Weimar, denen sich in neuerer Zeit nur die Fahrten zu dem großen Manne von Friedrichsruh an die Seite stellen lassen? „Es war“, wie ein Augenzeuge erzählt, „ein ewiges Kommen und Gehen im Goethischen Hause. Oft mußte er den Befehl geben, keinen Fremden mehr vorzulassen, und der Fall ist vorgekommen, daß Amerikaner ihn nicht anders sehen konnten, als wenn er im langen Rock oder grauen Mantel zur Spazierfahrt vor der Haustür in den Fensterwagen stieg.“



Goethe

Porzellanmalerei von Ludwig Seebers 1826
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

In dem Gefühl seiner Würde als der erste und größte Mann seiner Zeit und wie ein Fürst empfangend Goethe seine Verehrer und nahm ihre Huldigung entgegen. Das Imponierende seiner Erscheinung wurde durch den vornehmen, künstlerischen, weisevollen Eindruck seiner Audienzzimmer noch erhöht. Schon die breite, in drei Absätzen emporführende Freitreppe, die fast das ganze Parterre einnimmt, und die hier aufgestellten Abgüsse der Antike lassen uns glauben, daß wir in den Palast eines hochgestellten Italieners oder in die Wohnung eines großen Künstlers eintreten. Die Niedrigkeit der oberen Räume schwächt zwar diesen Eindruck bedeutend ab. Aber die Zeitgenossen Goethes empfanden diesen Mangel viel weniger als wir, und die reiche, echt künstlerische Ausstattung der Zimmer läßt auch uns bald darüber hinwegsehen.

Als das Goethische Haus nach dem Tode des letzten Nachkommen Goethes seine Tore wieder öffnete, wurde es, wie auch der ihm gegebene Name besagt, zu einem Museum gestaltet. Erst durch die große, im Jahre 1914 beendigte Erneuerung, die die großen künstlerischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen in einen neuen Anbau verlegte, wurde es möglich, dem Goethehause den Charakter eines Wohnhauses wiederzugeben. Der frühere Direktor des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe-Schiller-Archivs Wolfgang von Ottingen hat in dem Jahrbuch von 1915 ausführlich dargelegt, mit welchen Mitteln und zugleich mit welcher Mühe es ihm gelungen ist, dem Hause, so weit das möglich war, die Gestalt wiederzugeben, die es zu Goethes Lebzeiten gehabt hat. Von dem Sterbezimmer Goethes, dem Arbeitszimmer und dem Vorraum war sofort nach Goethes Tode ein Standortsverzeichnis aufgenommen, und vom ersten Stock konnte nun versichert werden, „daß er eine Wohnung darstellt, der die Goethische ungefähr entsprochen haben muß, da kein ungoethisches Element in ihr stört und fast alles, was man sieht, aus seinem Besitz stammt“. Über die Benutzung der einzelnen Teile des Hauses berichtet von Ottingen in dem schon genannten Aufsätze folgendes:

„Die fünf auf den Frauenplan blickenden, für die damaligen Verhältnisse Weimars sehr ansehnlichen Vorderzimmer des ersten Stockwerks benutzte Goethe als Empfangs- und jedenfalls auch als Sammlungszimmer; die kleine, helle, nach dem Hof liegende Stube neben dem Gelben Speisesaal diente ihm wohl schon von Anfang als Frühstücks- und Esszimmer, und deswegen wurde früher oder später neben ihr eine allerdings dunkle Hilfsküche eingebaut, während die Hauptküche darunter im Erdgeschoß lag. Christiane Vulpius, die 1792 zugleich mit Goethe das Haus bezog, wurde samt ihrem Anhang in den noch heute nach ihr benannten drei Stuben des Hinterhauses, in dessen Ostflügel, untergebracht; als sie 1806 Geheimrätin geworden war, hat Goethe, wie man wohl mit Recht annimmt, die östlich vom Gelben Saale liegenden Vorder-

zimmer für sie eingerichtet, wobei das letzte ‚als große Wohnstube‘, das mittelste, mit einem Kföven, als Schlafzimmer und das an den Saal stoßende sogenannte ‚Deckenzimmer‘ als eine Art von kleinem Besuchzimmer oder *Boudoir* gedient haben wird .

Nach Christianens Tode (1816) wurden die drei Familienzimmer für die jetzt immer mächtiger anwachsenden Sammlungen wieder ganz in Anspruch genommen; und als August heiratete (1817), erhielten er und Ottilie das geräumige Dachgeschoß als Wohnung. Seine heranwachsenden Söhne und ihr Erzieher Rothe bezogen später, für eine Zeit lang, die Christianenzimmer."

In dem *Treppenhaus* befinden sich mehrere Nachbildungen antiker Kunstwerke wie Der betende Knabe, die Büsten des Ares Borghese und des Apoll von Belvedere und die sogenannte *Idesonsgruppe*, Schlaf und Tod darstellend. Von hier gelangt man unmittelbar in den *Gelben Saal*, einen Verbindungsraum aller Hauptteile des Hauses, der bei festlichen Gelegenheiten als Speisesaal diente. Hier grüßen uns die Kolossalköpfe des Antinous von Mondragone und des Zeus von Otricoli Ihm schließt sich an der von Ludwig I. geschenkte Abguß der Medusa Rondanini. Das sogenannte *Rote Deckenzimmer* versetzt uns in eine warme, behagliche Stimmung; es läßt sich gut als Wohnzimmer denken. Neben vielen anderen Kunstwerken enthält es eine Bronzenachbildung der sogenannten *Igelsäule*, auch die Bury'schen Kreidezeichnungen von Goethe und Christiane und die Weißersche Büste von Christiane Das anstoßende sogenannte *Majolikazimmer* enthält u. a. eine Büste der Königin Luise, ferner die der Kaiserin von Rußland Alexandra Geodowna von Rauch und der Erbgroßherzogin Maria Paulowna von Fr. Tieß (1805). Daran schließt sich die *Große Wohnstube*, die mit vielen Bildern und Büsten geschmückt ist. Wir erwähnen nur ein Bildnis der Herzogin Luise und die Büste des Herzogs Karl August von Fr. Tieß Auf der anderen Seite des Gelben Saales befindet sich das *Junozimmer*, so genannt nach dem Kolossalkopf der Juno Ludovisi. Es war der Empfangsalon. In der Grundfarbe blau gehalten und reich ausgemalt, macht es auch heute noch einen sehr festlichen Eindruck. Unter den übrigen Kunstschätzen dieses Zimmers sind bemerkenswert die Kopie der Aldobrandinischen Hochzeit von Heinrich Meyer und das Bild Friedrich Zelters von Carl Begas. An dem Streicherschen Flügel haben einst Mendelssohn, Zelter, Clara Schumann und Frau Szymanowska gegessen und Goethe durch ihre Kunst erfreut.

Das *Urbinozimmer* wird so genannt nach dem großen Bildnis, das einen Herzog von Urbino darstellen soll. Durch diesen behaglich wirkenden kleineren Raum pflegte Goethe zu gehen, wenn er von seinen Gemächern her kommend die Gäste im Junozimmer empfing. Bei größeren Gesellschaften



Das Junozimmer im Goethehause zu Weimar

diente das Urbinozimmer der Jugend zu zwanglosem Aufenthalt. Neben vielen andern Kunstschätzen und den Miniaturbildnissen Goethes, seiner Gattin und seines Sohnes von Raabe (1810) erfreut uns hier besonders die Ölstudie zu dem Goethebild von Kraus aus dem Jahre 1775.

Das kleine Esszimmer, so genannt, weil Goethe es benutzte, wenn er keine Gäste hatte, weist ebenfalls eine große Zahl von Bildern auf, wie das Wiedlands von Kügelgen, das Sr. August Wolffs von Jagemann, die Bilder von Willemer und Marianne und das Aquarell Christianens und Augusts von Meyer (1792). In dem sogenannten Büstenzimmer sind u. a. aufgestellt Herders Marmorbüste von Trippel (1789) und ein Abguß der Dannebergerschen Büste Schillers.

Ganz im Gegensatz zu diesen künstlerisch ausgestatteten, vornehmen Gesellschaftsräumen sind die hinteren Zimmer, die eigentlichen Wohnzimmer Goethes, überaus bescheiden eingerichtet. Das zweifelhafte, nach dem Garten zu gelegene Arbeitszimmer, das sehr klein und an allen Seiten mit Bücherbrettern und Kästen umstellt ist, enthält einen Tisch und ein paar hölzerne Stühle mit harter Lehne. An diesem Tisch saß der Sekretär, während Goethe den Tisch umwandelnd diktierte. „Alle Arten von Bequemlichkeit,“ so sprach sich einmal Goethe aus, „sind eigentlich gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anbringen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen, passiven Zustand.“ Einen noch einfacheren, ja fast ärmlichen Eindruck macht die angrenzende Schlafkammer. Ein Bett, ein Lehnstuhl, in dem Goethe entschlafen ist, und ein Nachttischchen sind das Mobiliar. Nicht ohne Rührung wird der Besucher dieses Heiligtum des Hauses verlassen.

Die ehemalige Wohnung Augusts, in die man auf einer Wendeltreppe gelangt, ist jetzt als Museum der Bildnisse Goethes und des Goethekreises eingerichtet.

Der gewaltige Eindruck, den Goethes Gestalt bei den Besuchern hinterließ, ist in zahlreichen Berichten geschildert worden. Wir wählen den des polnischen Dichters Odyniec, der mit seinem Landsmann Adam Mickiewicz am 18. August 1829 bei Goethe Audienz hatte: „Wir warteten, halblaut sprechend, beinahe eine Vierteltunde. Adam fragte, ob mir das Herz pochte. In der Tat war das eine Erwartung wie die einer übernatürlichen Erscheinung. Er selber erinnerte daran, wie er vordem Frau Szymanowska darum beneidet hatte, daß sie Goethe gesehen und mit ihm gesprochen. Da hörten wir oben Schritte. Adam zitierte mit Nachdruck den Vers aus Zgierskis „Kisza“: Man hört ein Gehen

und ein hohes Schreiten — und kaum daß wir dieses im Augenblicke passendsten Zitates uns erkuhnten, öffnete sich die Türe, und hereintrat — Jupiter! Mir wurde heiß Und ohne Ubertreibung: es ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz würdig, imponierend und die Stirne — gerade dort ist die Jupiterhaftigkeit Ohne Diadem strahlt sie von Majestät Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirn etwas grauer. Die Augenbrauen, klar, lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigentümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillierte Linie, welche die Iris beider Augen am äußeren Rande rings umfaßt Adam verglich sie mit dem Saturnusringe, wir sahen bisher bei niemand etwas Ähnliches. Er trug einen dunkelbraunen, von oben bis herab zugeknöpften Überrock, auf dem Halse ein weißes Tuch, das durch eine goldene Nadel kreuzweise zusammengehalten wurde, keinen Kragen Wie ein Sonnenstrahl aus Gewölke verflarte ein wunderbar liebliches, wohlwollendes Lächeln die Strenge dieser Physiognomie, als er schon beim Eintritt uns mit Verbeugung und Händedruck begrüßte "

Seitdem wir die höchst verdienstliche Sammlung „Goethes Gespräche“ besitzen, können wir uns eine Vorstellung von der gewaltigen Wirkung machen, die Goethe außer durch seine Werke und seine fast ins Unendliche fortgesponnene Korrespondenz auch durch das gesprochene Wort auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. „Er war eine gesellige Natur. Auf lebendigen Ideenaustausch legte er den höchsten Wert. Wurde ein Thema angeschlagen, das ihn interessierte, so konnte er sich ohne Ermüdung in stundenlanger Erörterung ergehen. Die Rede war ihm offenbar selbst ein Genuß oder gar Bedürfnis.“ Die hauptsächlichsten der Besucher in dem letzten Jahrzehnt, deren Aufzeichnungen wir jene Gespräche verdanken, mögen an uns vorüberziehen.

Außer dem Besuch des alten Freundes Zelter, der fast alljährlich nach Weimar kam, Wilhelm von Humboldts und der Marienbader Freundinnen Szymonowska und Wolowska ist im Jahre 1823 besonders zu erwähnen die Anwesenheit des Staatsrats Christoph Ludwig Friedrich Schulz aus Berlin und des französischen Diplomaten Grafen Karl Friedrich Reinhard. Beide Männer, die Anfang Oktober 1823 in Weimar weilten, waren alte, wegen gemeinsamer wissenschaftlicher Interessen besonders wertgeschätzte Freunde, mit denen Goethe bis an seinen Tod in regem Verkehr gestanden hat. Staatsrat Schulz, ein hochstehender Beamter, ein feinsinniger Musiker, tüchtiger Philolog und Kenner der Naturwissenschaften, war durch Zelter mit Goethe 1814 in Berührung gekommen. Die persönliche Bekanntschaft machten sie bei dem ersten Besuche Schulzens im August 1817 zu Jena. Was Goethe an diesem Mann fesselte, war weniger seine geistige Vielseitigkeit, als die gemeinsame politische Anschauung, die Schulz durch Verfolgung der „Demagogen“ rüd-



Goethes Arbeitszimmer



Goethes Schlafzimmer

sichtslos betätigte, und ganz besonders sein großes Interesse für Goethes Farbenlehre und seine kunsttheoretischen Arbeiten. Schulz arbeitete selbst auf diesem Gebiete. Sein Aufsatz „Über physiologische Gesichtse- und Farbenerscheinungen“, den er Goethe zusandte, wurde von diesem mit folgenden Worten begrüßt: „Es ist das erste Mal, daß mir widerfährt zu sehen, daß ein so vorzüglicher Geist meine Grundlagen gelten läßt, sie erweitert, darauf in die Höhe baut, gar manches berichtigt, suppliert und neue Ausichten eröffnet.“ Von hier an datiert eine auf gegenseitige Anerkennung sich gründende Freundschaft, die gefördert wurde durch gemeinsame Beziehungen zu Zelter, Rauch, Schinkel, durch öftere Besuche in Weimar, durch Schulzens Wirken für Goethe, durch seine Vorlesungen in Berlin über Goethes Propyläen und durch seine optischen und kunstgeschichtlichen Aufsätze, die fast alle an Goethe sich an schließen und in seinem Geiste gehalten sind.

Gerade die Farbenlehre und die anderen naturwissenschaftlichen Schriften Goethes verbanden ihn auch mit dem Grafen Reinhard. Daneben hatte auch das wunderbare Schicksal dieses Württembergers, der es vom Erzieher in einem Kaufmannshause in Bordeaux bis zum Grafen, französischen Minister und Gesandten gebracht hatte, Goethes Interesse für ihn erweckt. Beide Männer fanden, als sie sich 1807 in Karlsbad kennen lernten, großes Gefallen aneinander, das bei Goethe noch vermehrt wurde durch Reinhardts Versuch, seiner Farbenlehre, die er zum Teil ins Französische übersehte, in Frankreich Anerkennung zu verschaffen. Gemeinsame Interessen für die Naturwissenschaften, Reinhardts Urteile über Goethes dichterische Werke, politische Mitteilungen des Diplomaten bilden den Hauptinhalt der bis zum 8. September 1832 fortgeführten, durch öftere Besuche Reinhardts belebten Korrespondenz.

Der dritte wissenschaftliche Freund Goethes, Graf Kaspar von Sternberg, besuchte ihn ein Jahr später (1824). Goethe hatte ihn im Juli 1822 in Marienbad kennen gelernt, wo sie vierzehn Tage miteinander verkehrten. Bald darauf trafen sie in Eger zusammen zugleich mit den Naturforschern Berzelius und Pohl und Goethes Freund Gruner. Sternberg, ein „vollendeter deutscher Edelmann“, wie Goethe ihn einmal nennt, der seinen Stolz darein setzte, „die Vorzüge, welche die Natur ihm gab, durch seine Opfer für das Gemeinwohl zu verdienen“, schloß sich bald Goethe aufs engste an. Goethes Vorliebe für Sternbergs Vaterland, Böhmen, für dessen geistige Hebung Sternberg unablässig tätig war, gemeinsame geologische Forschungen in der Nähe von Eger, besonders am Kammerbühl, dessen Erforschung Sternberg nach Goethes Tod als seine von ihm hinterlassene Erbschaft bezeichnete, die großen naturwissenschaftlichen Arbeiten beider Männer, von denen Sternbergs Flora

subterranea großen Ruhm erlangt hat: alles das trug dazu bei, daß der vom wissenschaftlichen Gebiet ausgegangene Verkehr immer persönlicher und inniger sich gestaltete und bis zu Goethes Tode fortgeführt wurde. Bei seinen öfter wiederholten Besuchen in Weimar wurde der Graf immer mit Freude und aufrichtiger Dankbarkeit empfangen, auch durch Gedichte ausgezeichnet, die sich froh der den Dichter beglückenden Freundschaft rühmten.



Wilhelm von Humboldt.

Zeichnung von Fr. Krüger. Stich von Ed. Eichens.

Noch inniger war der Verkehr mit einem anderen Böhmen, der durch persönliche Liebenswürdigkeit und durch seine mineralogischen, von Goethe geförderten Neigungen dessen Freundschaft gewann: Polizeirat Joseph Sebastian Gruner in Eger. Bei Goethes Badeaufenthalt war Gruner sein beständiger Begleiter. Daraus erklärt sich Goethes Ausspruch, daß er seit dreißig Jahren mit niemandem auf so vertrautem Fuße gestanden hätte wie mit Gruner. Auch ruhte Goethe nicht, bis Gruner zu Karl Augusts Jubiläum 1825 nach Weimar kam und vierzehn Tage als sein Gast dort verweilte.

Ende des Jahres 1826 erschien auch der größte deutsche Naturforscher in Weimar, Alexander von Humboldt. Mit Bewunderung war Goethe den Taten dieses Mannes gefolgt, den er im Jahre 1795 kennen gelernt hatte. Zu seiner großen Freude hatte er schon damals bei ihm Anerkennung seiner Naturforschung und ihrer Ergebnisse gefunden. In einer Rezension der Humboldtschen Schrift „Ideen zur Physiognomie der Gewächse“ gab er seiner Bewunderung Ausdruck. In den Wahlverwandtschaften hatte er „Humboldts Name von schönen Lippen aussprechen lassen“ und bei Übersendung des Romans ihm das mit den Worten mitgeteilt: „Das, was Sie uns geleistet haben, geht so weit über die Prose hinaus, daß die Poesie sich wohl anmaßen darf, Sie bei Leibesleben unter ihre Heroen aufzunehmen.“ Nun erschien der Gefeierte selbst. „Was ist das für ein Mann!“ so berichtet Goethe über den Besuch; „ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. . . Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unererschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt.“

Von literarischen Größen finden wir zugleich mit der uns schon bekannten anmutigen und gelehrten Übersetzerin serbischer Dichtung Theresie von Jakob und ihrem Vater, Professor in Halle, im September 1826 Franz Grillparzer in Goethes Haus. Schon aus dem großen Unterschied zwischen der Ahnfrau und der Sappho läßt sich auf eine inzwischen geschehene Wandlung des Dichters schließen. Daß er diese Wandlung Goethes Einfluß zuschrieb, verrät uns das Wort, das er dem Bericht über das Goethische Lob der Sappho hinzufügte: „Freilich lobte er damit sich selbst, denn ich hatte so ziemlich mit seinem Kalbe gepflügt.“ Das Gefühl einer inneren Verwandtschaft trieb Grillparzer zu der großen Reise nach Weimar. Der erste Empfang, in dem Goethe sich „wie ein Audienz gebender Monarch benahm“, behagte ihm freilich nicht. Aber schon am anderen Tage, an dem er zu Mittag eingeladen war, änderte sich sein Urteil: „Als ich im



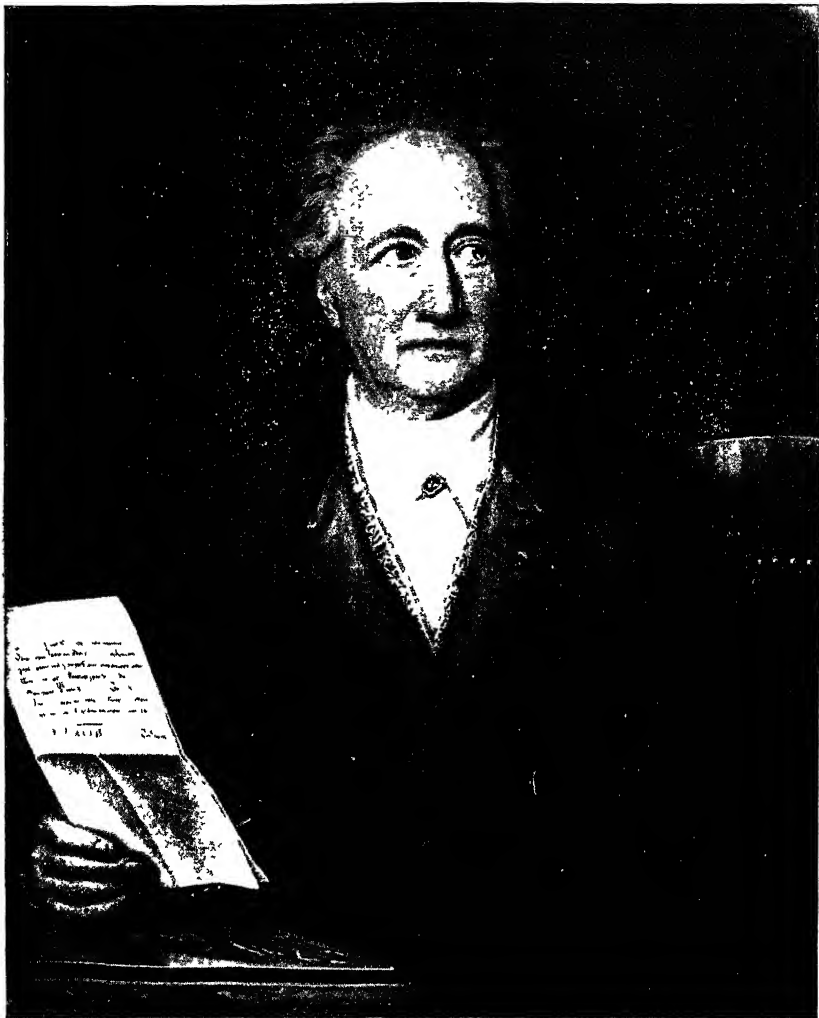
Franz Grillparzer.

Miniaturportrat von Daffinger.
Original im historischen Museum der Stadt Wien.

Zimmer vorschritt, kam mir Goethe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tisch ging und der Mann, der mir die Verförperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermesslichen Abstände beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe zum Vorschein, und ich brach in Tränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskieren. Am nächsten Tage empfing ihn Goethe in seinem Hausgarten: „Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmhäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater.“

Im Jahre 1827 finden wir von literarischen Größen bei Goethe W. Schlegel, die Franzosen Ampère und Stapfer, den Dichter Holtei, den russischen Dichter Schutowski, ferner den Dichter und Übersetzer Ariosto, Tassos und Dantes, Streckfuß, den Orientalisten Stiedel aus Jena, den Philosophen Hegel und viele andere. Besonders erfreut war Goethe über den Besuch der Franzosen Ampère, der als Professor für neuere Literatur und Mitarbeiter des Globe in Paris lebte, und Stapfer, des Übersetzers und Herausgebers seiner Werke.

Von französischen Künstlern fand sich der berühmte Bildhauer David d'Angers 1829 in Weimar ein, um die Büste Goethes daselbst zu modellieren. Das in kolossalen Dimensionen ausgeführte Werk wurde erst zwei Jahre später fertig und am 28. August 1831 mit Gesang und Reden feierlichst enthüllt. Für die richtige Beurteilung dieser Büste sei daran erinnert, daß der Künstler sich ihre Aufstellung in einer Höhe von vierzig Fuß gedacht hatte. An Besuchen deutscher Künstler hat es Goethe nie gefehlt. Von Rauchs, Tiecks und Schinkels Anwesenheit in Weimar im Jahre 1820, den „damaligen lebhaften, ja leidenschaftlichen Kunstunterhaltungen“ zwischen Goethe und den seine Kunstanschauungen teilenden Künstlern und von der gleichzeitigen Modellierung einer Goethebüste durch Rauch und Tieck haben wir schon früher berichtet. Im Juni 1824 erschien Rauch abermals in gleicher Absicht. Er hatte von einem Komitee zur Errichtung eines Goethedenkmals in Frankfurt, das sich am 28. August 1819 gebildet hatte, den Auftrag zur Ausführung erhalten. Während sechs Tagen beglückenden Beisammenseins mit Goethe vollendete der Künstler auf Grund von zwei schon in Berlin angefertigten Skizzen in sitzender Stellung eine dritte, die Goethes und Meyers Wunsch ganz entsprach. Wenn auch diese Skizze nicht zur Ausführung kam, so blieben doch dem Künstler die Weimarer Tage unvergeßlich. Der innere Grund der Freundschaft beider Männer, die Goethe sein Leben lang betätigt hat, war das strenge Fest-



Goethe.

Ölgemälde von Stieler 1828
Original in der Neuen Pinakothek in München

halten Rauchs an der Antike als dem unübertroffenen Muster und an den idealen Forderungen der Plastik.

Nicht bloß die geistigen Größen Deutschlands und des Auslandes erschienen in Weimar, um ihr Oberhaupt zu begrüßen, auch gekrönte Häupter fanden sich bei ihm ein, um den bewunderten Mann zu sehen und ihm zu danken. Außer den Verwandten des weimariſchen Fürſtenhauſes ſind hier die preußi-

ſchen Prinzen, die ſpäteren Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., die im Jahre 1827, der König von Württemberg, der im Jahre 1831 in Weimar erſchien, und vor allem König Ludwig von Bayern zu erwähnen. Der kunſtſinnige König, von dem das Wort ſtammt: „Ich preiſe meine Heimat, daß ſie einen Goethe beſitzt“, der ſchon wiederholt, z. B. durch Überſendung eines Abgusses der Meduſa Rondanini Goethe ſeine Verehrung gezollt hatte, erſchien zum Geburtstag des Dichters 1827 ſelbſt in Weimar, um ihm zu gratulieren und ihm



Goetheportrat (1826—27) von Julie Grafin von Egloffstein.
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

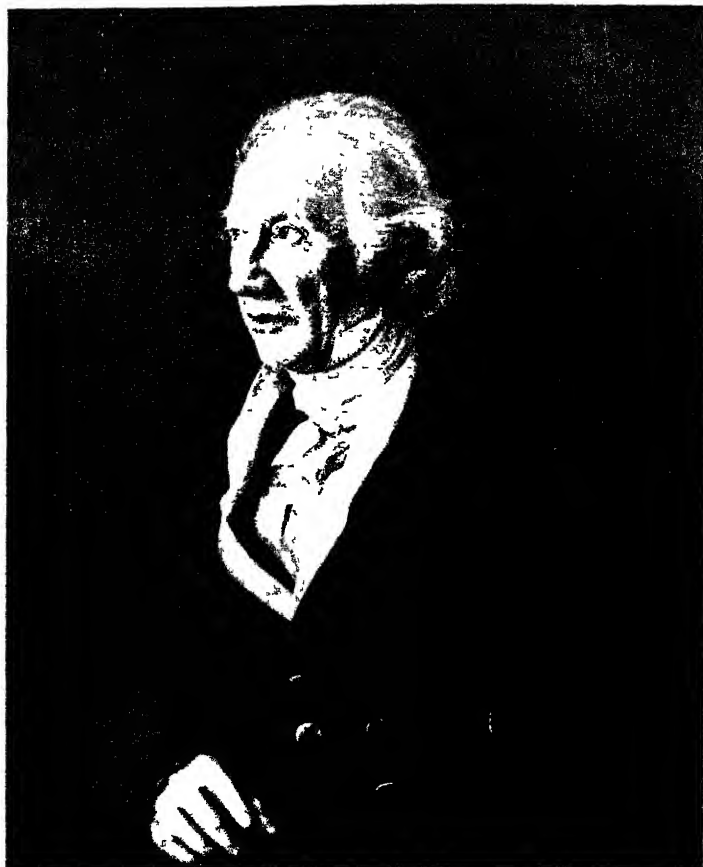
eigenhändig das Großkreuz des Verdienstordens der bayeriſchen Krone zu überreichen. Auf dies ſchöne Zeichen ſeiner Gnade, ließ der König noch viele Beweiſe ſeiner Anerkennung und Bewunderung folgen, mehrere Geſchenke und gütige und liebenswürdige Briefe, in denen er ſich unter anderem als „Ihr Sie bewundernder Ludwig“ unterzeichnete. „Da ſehen Sie“, ſagte der über dieſe Briefe hocherfreute Dichter zu Eßermann, „einen Monarchen, der neben der königlichen Majeſtät ſich ſeine angeborene ſchöne Menſchennatur gerettet hat.“ Im Juni 1828 ſandte der König den Hofmaler Stieler, der

Goethes Porträt malen sollte. Es entstand das berühmte Bild in Lebensgröße, das sich jetzt in der Neuen Pinakothek in München befindet. Um dem Könige in würdiger Weise seinen Dank abzustatten, widmete ihm Goethe unterm 28. Oktober 1827 seine Ausgabe des Briefwechsels mit Schiller.

Den alten Freund Friedrich August Wolf sah Goethe zum letzten Male im Jahre 1824. Bei Wolfs Besuch kam es zu den alten Witz- und Wortgefechten. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen,“ sagte Goethe, „als daß ich immer als Mephistopheles gegen ihn agiere. Auch geht er sonst mit seinen inneren Schätzen nicht hervor.“ Beide ahnten nicht, daß sie sich nicht wiedersehen sollten. Am 8. August starb Wolf in Marseille.

Der Leipziger Musiktheoretiker und Schriftsteller Johann Friedrich Rochlitz gehörte zu den alten und vertrauten Freunden und wurde seit Beginn der Bekanntschaft (1800) immer auf das freudigste begrüßt. Wie Zelter in Berlin, so war der in allen Künsten wohlbewanderte Rochlitz der Vertreter Goethes in Leipzig, sein eifrigster Jünger und Berichterstatter. Besonders wertvoll wurde seine Freundschaft während des Gastspiels der Weimarer Schauspieler in Leipzig. Auch schätzte Goethe Rochlitzens ästhetisches Urteil und seine „reinsinnige und lebhaft ergreifende Beobachtungsgabe“ sehr hoch und hörte gern und aufmerksam auf seine Meinung. Als Zeugnis dafür mag Goethes Antwort auf Rochlitzens Urteil über Goethes Maskerzug von 1818 hier folgen: „Es ist der Mühe wert, gelebt zu haben, wenn man sich von solchen Geistern und Gemütern begleitet sieht und sah; es ist eine Lust zu sterben, wenn man solche Freunde und Liebhaber hinterläßt, die unser Andenken frisch erhalten, ausbilden und fortpflanzen. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren herrlichen Brief, dessen ich mich als des schönsten Zeugnisses zu rühmen habe.“ Rochlitz und Zelter sah Goethe 1831 zum letzten Male.

Zu dieser huldigenden und begeisterten Anerkennung der Gebildeten Deutschlands und des Auslandes kam die Goethe in gleicher Weise beglückende Verehrung seiner Umgebung und die Anerkennung durch seinen Fürsten. Karl August wußte recht wohl, daß Goethe in ihrem Verhältnis der Gebende war. Aber auch Goethe war dankbar für die hohe, von lästigen Amtsgeschäften fast ganz befreite Stellung, die sein Fürst ihm gab, wenn auch das seit 1815 dreitausend Taler betragende Gehalt des ersten Ministers durchaus nicht genügte, um den vornehmen, breiten und gastfreien Haushalt zu bestreiten. Weil beide sich in Anerkennung und Dank entgegenkamen, deshalb war das Verhältnis Goethes und Karl Augusts unerschütterlich fest und in der Hauptsache in dem letzten Jahrzehnt ungetrübt. Das offenbarte sich so recht bei den Jubiläen, die beide im Jahre 1825 feierten. Am 3. September, dem Tage des Regierungs-



J. Zelter.

Gemälde von C. Begas 1827

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

antrittes des Großherzogs, war Goethe der erste, der das Römische Haus betrat, um seinem Fürsten mit bewegtem Herzen Glück zu wünschen. „Nach stummer Umarmung trat Karl August Hand in Hand mit Goethe an ein Fenster, seine Stimme hauchte leis einen Klang aus Tiefurts Frühlingstagen, aus der ersten Blüte ihrer Gemeinschaft: ‚Nur Freundeslieb‘ und Luft und Licht, Verzage nicht, wenn das nur blieb.“ An dem Jubiläum Goethes, das Karl August auf den 7. November 1825 festsetzte, da an diesem Tage sich fünfzig Jahre seit der Ankunft Goethes in Weimar vollendeten, ließ Karl August einen Erlaß an den Geheimrat und Staatsminister von Goethe an die Straßenmauern anschlagen, indem er seinen Dank aussprach für „die Treue, Neigung und Beständigkeit seines Jugendfreundes“. „Seinem umsichtigen Rat,“ so hieß es in dem Erlaß, „seiner lebendigen Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen verdanke ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen, und ihn für immer gewonnen zu haben, achte ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung.“ Als ein sichtbares Zeichen seiner Dankbarkeit ließ der Großherzog eine „Denkmünze mit den verbundenen Bildnissen des Großherzogs und der Großherzogin und dem Bildnis Goethes, mit Kranz geschmückt“, schlagen. Die Unterschrift lautete: Karl August



K. L. von Knebel

Zeichnung von Schmöller

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

und Luise Goethe zum 7. November 1825. Von nah und fern eilte man herbei, um Goethe zu feiern. Der Gesang einer von Riemer gedichteten Kantate weckte den Jubilar. Früh erschienen alle höheren Staatsbeamten und die Professoren der Universität Jena, deren philosophische und medizinische Fakultät Goethe das Doktordiplom überreichten. Die Stadt Weimar verlieh den männlichen Nachkommen des Dichters das Bürgerrecht für ewige Zeiten. Um zehn Uhr fand sich der ganze Hof ein, Karl August an der Spitze. Das Festmahl, an dem zweihundert Personen teilnahmen, konnte Goethe mit Rücksicht auf seine Gesundheit nicht besuchen; er ließ sich durch seinen Sohn vertreten und von ihm

einen Toast auf den „Urfreund Knebel“ ausbringen, der einst Goethe mit Karl August bekannt gemacht hatte. Am Abend wurde Iphigenie im Theater aufgeführt. Als Goethe in der herzoglichen Loge erschien, erhoben sich alle Zuschauer, was ihn fast zu Tränen rührte. Nach dem Theater bewirtete Goethe in seinem Hause eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft.

„Bis zum letzten Hauche beisammen“, hatten Karl August und Goethe bei des Großherzogs Jubiläum sich gelobt; sie ahnten nicht, daß gerade für den jüngeren unter ihnen der Tod diesen Augenblick bald herbeiführen würde. Am 14. Juni 1828 starb Karl August auf der Heimreise von Berlin im Schloß Graditz bei Torgau. Die Tiefe des Schmerzes seines ältesten Dieners und Freundes läßt sich daraus ermessen, daß er erst nach zehn Tagen fähig war, der Großherzogin-Witwe ein Trostsreiben zu senden. Ebenso war es ihm unmöglich, den Trauerfeierlichkeiten beizuwohnen. Er flüchtete sich an den Busen der Natur, nach dem lieblichen Dornburg. Auf der Fahrt dorthin besuchte er in Jena Knebel, den Mann, der am meisten mit ihm trauerte. Seit Anfang des Jahrhunderts weilte der alte Freund hier, wissenschaftlicher Arbeit und einem beschaulichen Leben hingegeben, immer in treuem Verkehr mit Goethe und von diesem in seiner Lebensarbeit, der Übersetzung des *Luttrez*, gefördert. In D o r n b u r g wohnte Goethe in einem bescheidenen Zimmer des kleinen Schlosses linker Hand und lehnte es ab, die Zimmer des Großherzogs nach dessen Wunsch in Anspruch zu nehmen. Hier besuchten ihn Freunde, Kinder und Enkel häufig, und immer pries er vor seinen Besuchern die herrliche Lage des Schlosses und die Anmut der Gegend. So günstig wirkte dieser Landaufenthalt, den er bis zum September ausdehnte, daß die fast schon versiechte lyrische Ader von neuem schlug. Am 25. August dichtete er das schöne Lied an den aufgehenden Vollmond: „Willst du mich sogleich verlassen?“ und gedachte der längst vergangenen Zeit, wo Marianne von Willemers und er sich gelobt hatten, bei jedem Vollmonde einander zu gedenken.

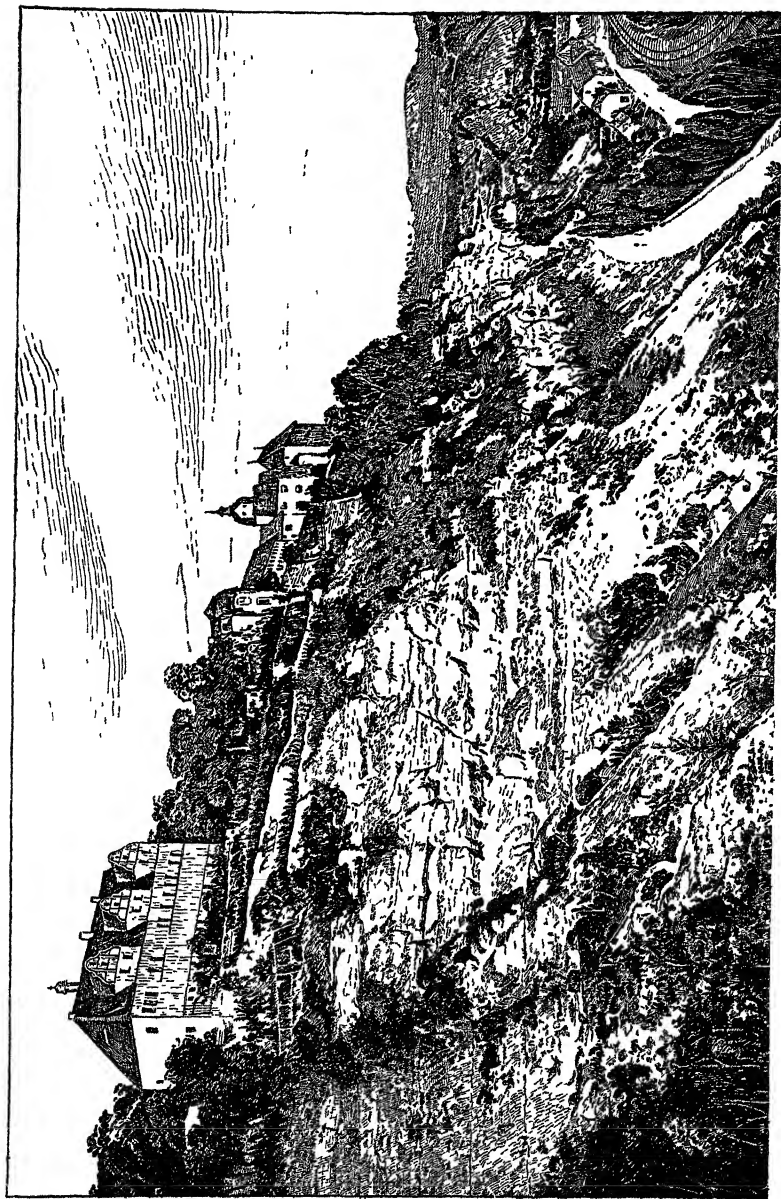
Immer einsamer wurde es um Goethe. 1826 starb Schillers Gattin, das Jahr darauf Frau von Stein, im Februar 1830 folgte die Großherzogin Luise ihrem Gatten. Aber die neue Generation hielt die Verehrung Goethes als ein heiliges Vermächtnis hoch. Der Großherzog K a r l F r i e d r i c h und M a r i a P a u l o w n a, seine kunstsinnige Gemahlin, wetteiferten darin, Goethes letzte Lebensjahre durch Beweise der Huld und Verehrung zu verschönen. Maria Paulowna schaute zu Goethe empor wie eine Tochter zu einem geliebten und bewunderten Vater. Wenn sie eines Rats bedurfte, wandte sie sich an ihn. Seine Werke waren der Leitstern ihres Lebens; nach seinen Grundsätzen leitete sie die Erziehung ihrer Kinder.

Auch von den zunächst stehenden Freunden hatte der Tod viele dahingerafft.



Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen.

Kreide- und Kohlezeichnung von Luise Seidler.
Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar



Die Dornburg.

Von den alten Intimen hat nur Heinrich Meyer Goethe überlebt. „Die beiden Alten“, so erzählt der letzte Sekretär Goethes, Schuchardt, „hatten sich zuletzt so ineinander verschmolzen, daß einer ohne den anderen nicht mehr leben konnte. Oft saßen sie stundenlang nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen, schon von ihrem Beisammensein befriedigt. Bei Goethes Tode sagte seine Schwiegertochter vorher, daß es nun auch mit Meyer nicht mehr lange dauern werde, und er starb auch in demselben Jahre.“

Die anderen engeren Freunde gehörten alle einer jüngeren Generation an oder waren erst spät in Goethes Kreis getreten. Die vier Männer aus Goethes Umgebung, die seine mündlichen Äußerungen aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert haben, sind Riemer, von Müller, Edermann und Soret. Der altklassische Philologe und Lexikograph *Friedrich Wilhelm Riemer* war Goethes Hausgenosse vom Jahre 1803 an bis zu seiner Verheiratung (1812) mit Karoline Ulrich, der Gesellschafterin Christianens, zuerst als Lehrer Augusts. Wenn er auch in demselben Jahre die Stellung eines Professors am Gymnasium und später die eines Bibliothekars annahm, blieb er doch Goethes Amanuensis und Berater. Sein launenhafter, reizbarer, unverträglicher Charakter und Zerwürfnisse mit August haben das Verhältnis oft gestört, und in der Zeit nach Christianens Tode bis zum Jahre 1819 hat der Verkehr überhaupt gestodt, aber im letzten Jahrzehnt ist eine Trübung nicht wieder eingetreten. Wie Heinrich Meyer als Kunsthistoriker, war Riemer als klassischer Philologe der Beirat Goethes. Aber wenn Meyer der intime Freund war, blieb Riemer trotz freundschaftlicher Annäherung doch immer der besoldete Angestellte, der sich auch nicht selten dazu verstehen mußte, die Dienste eines Sekretärs zu verrichten. Durch seine große Sprachenkenntnis und umfangreiche altklassische Bildung machte er sich dem Dichter in Weimar und auf Reisen so unentbehrlich, daß er in die Stellung eines Beraters, Beurteilers, Korrektors und Mitredakteurs bei der Drucklegung von Goethes Werken heraufrückte, „dem die völlige Gewalt übertragen wurde nach grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Überzeugungen zu verfahren“. Welches Vertrauen Goethe in ihn setzte, ergibt sich aus der Bestimmung: „Was meine eigenen Manuskripte anlangt, so wird man ohne Beirat, Prüfung und Zustimmung des Professors Riemer — nach meinem Tode — nichts davon drucken lassen können.“

Das Erfreuliche an dem zweiten Mitredakteur der Ausgabe letzter Hand, *Joseph Peter Edermann* ist, daß er ganz im Gegensatz zu Riemer stets von dem Gefühl des Glückes durchdrungen war, an der Seite des großen Mannes leben zu dürfen. Auch Goethe bedurfte neben Riemer, dem klassischen Philologen, eines, wenn man so sagen darf, Goethephilologen, als der sich ihm der jugendliche Edermann 1823 durch Übersendung seiner Schrift „Beiträge

zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe" darbot. Daß er sich in der Wahl seines Sekretärs und Mitarbeiters nicht geirrt hat, bezeugt er selbst u. a. durch die anerkennenden Worte: „Edermanns zartes und zugleich lebhaftes, man möchte sagen, leidenschaftliches Gefühl ist mir von großem Wert, indem ich ihm manches Ungedruckte, bisher ungerührt Ruhende vertraulich mitteile, da er denn die schöne Gabe besitzt, das Vorhandene als genügsamer Leser, freundlich zu schätzen und doch auch wieder nach Gefühl und Geschmaç zu Forderndes deutlich auszusprechen weiß“

Edermann war aus niederem Stande, aus dürftigen Verhältnissen von Goethe emporgehoben worden, eine unselbständige, subalterne Natur, der Kanzler Friedrich von Müller dagegen war der Amtsgenosse Goethes, „sein einziger diplomatischer Freund“, der sich durch seine Verhandlungen mit Napoleon um das Land sehr verdient gemacht hatte, und vor dem hohen deutschen und französischen Adel als gleichberechtigt behandelt wurde. Goethe erwies ihm nach zwanzigjähriger Freundschaft das Vertrauen, ihn zum Vollstrecker seines Testaments zu erwählen.

Wie verschieden diese Männer, ebenso verschieden sind ihre Sammlungen, in denen sie uns des Dichters Gespräche und mündliche Äußerungen aufbewahrt haben: Edermanns Gespräche mit Goethe, von Müllers Unterhaltungen mit Goethe und Riemer in seinen Mitteilungen über Goethe. Der Kanzler



Joh. Peter Edermann.

Zeichnung von Schmeller

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

hat unmittelbar nach der Unterhaltung für sich aufgeschrieben, was er von dem verehrten Dichter gehört und was er selbst geantwortet hatte, nicht ohne den aufmerksamen Leser durch versteckte und feine Ironie oder offenen Widerspruch die Selbständigkeit seines Urteils merken zu lassen. Man fühlt



Kanzler Fr. Th. von Müller.

Original in der Sammlung Kippenberg in Leipzig.

es überall durch, daß hier eine vornehme Natur, ein über dem Stoff stehender Geist, der auch mit der Kunst begabt war, das Persönliche und Individuelle und die Stimmung und Laune des Sprechenden wiederzugeben, sich zum Dolmetscher der Gedanken eines Größeren gemacht hat.

Während diese Unterhaltungen erst mehrere Jahre nach dem Tode Müllers veröffentlicht worden sind, waren Eßermanns Gespräche von vornherein für den Druck bestimmt. Goethe war selbst damit einverstanden und hat einen Teil gelesen und geprüft. Eßermann sollte das Sprachrohr sein, durch das der Dichter sich seinem Volke mittheilte. Deshalb ist das Werk für uns ein kostbarer, einzig dastehender Schatz. Freilich wird das Verdienst Eßermanns bedeutend geschmälert, weil er sich auch hier als unselbständig, subaltern und dabei als eitle Natur erweist. Er ist gewissermaßen immer in der Defensive, immer in Sorge, daß er nicht allzusehr neben dem großen Geist verschwinde; er versucht durch eigene, oft zum Überfluß vorgetragene Meinungen, die manchmal nur Variationen der Gedanken Goethes sind, auch ein wenig zu seinem Rechte zu kommen. Von solchen Zutaten frei sind die Äußerungen Goethes, die Riemer in seinen „Mittheilungen über Goethe“ unter der Bezeichnung: Tischreden und Aphorismen veröffentlicht hat. Er konnte sie deshalb als *ipsissima verba auctoris* bezeichnen, bei denen man die Unmittelbarkeit des lebendigen Wortes zu hören glaube, zumal er sie zum Theil dem Dichter selbst vorgelegt hat.

Die „Conversations de Goethe“, des aus Genf gebürtigen Erziehers des Erbgroßherzogs Karl Alexander (seit 1822), Friedrich Jakob Soret, hat Eßermann mit dessen Erlaubnis in den dritten Band seines Werkes aufgenommen, leider nicht immer in erwünschter Weise, wie die Veröffentlichung einer Übersetzung des Originals ergeben hat. Seinen persönlichen Eigenschaften und seinen großen Kenntnissen in der Kristallographie und Botanik verdankte Soret es, daß der Verkehr mit Goethe, den schon seine Stellung mit sich brachte, sich zu intimem Umgange gestaltete. Der Dichter faßte sein Urtheil über den jungen Gelehrten in die Worte zusammen: „Ruhiger Verstand, freie, klare Weltanschauung, vielfache Bildung und ausgebreitete Kenntniß zeichnen ihn aus, hinter welchen allen ein schönes Gemüth und ein reines Herz durchblicken.“

* * *

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz;
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Es schien, als ob diese Worte des jungen „Götterlieblings“ sich an dem Greise Goethe erfüllen sollten. Die Unsterblichen hatten das Füllhorn des Glücks über ihn ausgegossen. Was nur immer ein edler und großer Mann für seinen Lebensabend sich wünschen kann: Ruhmesfülle, die Erinnerung an ein unvergleichlich schönes und reiches Leben, begeisterte Anerkennung der Besten

seiner Zeit, Liebe und Freundschaft seines Fürsten, verständnisvolle, sich hingebend widmende Freunde, ungeschwachte Klarheit und Kraft des Geistes, das alles besaß der Greis Goethe.

Aber des Menschen erstes und letztes Glück hatte ihm das Schicksal versagt. Wir erinnern uns des ergreifenden Zuges aus Goethes Leben, als er im Vortrage der Dssischen Luise bei der Stelle der Trauung mit tränenersticker Stimme ausrief: „Eine heilige Stelle!“ und das Buch weitergab. Ein ähnlich wehmütiges Gefühl mag ihn ergriffen haben, als bei der Festaufführung der Iphigenie die Verse an sein Ohr klangen:

Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist

Zwar besaß er Sohn, Schwiegertochter und schöne, sich prächtig entwickelnde Enkel, zwar hat er Fremden gegenüber seines Sohnes Tüchtigkeit in dem Amte eines Kammerrats und als Beihelfer des Vaters in der Oberaufsicht gerühmt und ebenso Ottilie als eine „einsichtsvolle, in Sprachen geübte, im Umgange in den höheren Zirkeln gewandte, unterrichtete Hausfrau“ oft gelobt und von seiner großen Liebe zu seinen Enkeln, besonders dem zweiten, viele Beweise gegeben. Aber wer intimer in dem Goethischen Hause verkehrte, der kannte das Elend der Ehe Augusts und Ottiliens, das auf das große Glück nach wenigen Jahren gefolgt war, der wußte, daß der Sohn August der Pfahl in Goethes Fleische war, eine Wunde, die sich nicht schloß. Ganz energie- und haltlos verfiel August immer mehr den Leidenschaften der Trunksucht und der Sinnlichkeit. Aus seinen Handlungen und aus seinem Auftreten im letzten Jahrzehnt des Lebens spricht deutlich der Wahnsinn. Bald eifrig in seinem Amte, fleißig und voll guter Vorsätze, bald wildesten Ausschweifungen und Orgien ergeben, jetzt seinen Vater vergötternd, dann wieder tief herabgedrückt und bis zur Verzweiflung entmutigt durch die Größe seines Namens, bald ohne Interesse und Neigung für seine Gattin, bald bis zur Raserei eifersüchtig, so taumelt er haltlos hin und her, bis zuletzt ein Gedanke ihn erfaßte: fort nach Rom, um dort zu sterben. Ottilie war nicht weniger schuld an dem Elend und dem Unglück der Ehe als ihr Gatte. Alles, was sie tat, entsprang aus der Laune; Grundsätze waren ihr zu philiströs, und nichts war ihr mehr verhaßt als das Philiströse. Das Exzentrische, das Geniale war ihr eigentliches Lebens-element. „Das Treiben Ottiliens“, sagte der Dichter einmal zum Kanzler von Müller, „ist hohl und leer, weder Neigung noch wahres Interesse, sondern eine Wut aufgeregt zu sein, ein abenteuerlich Treiben.“ „Starke Liebe, starker Haß, ernstster Kampf und keine Berechnung, das ist es, was ich liebe“, so charakt-



Goethes Hausgarten.

Nach einer kolorierten Vorlage im Goethe-Nationalmuseum in Weimar von Lobe

terisiert sie sich selbst. Sie folgte immer nur dem Gefühl und ihrer Leidenschaft, aber unedel war sie nicht; denn unwahr zu sein, hielt sie für die größte Sünde. Den „verrückten Engel“ nannten sie die Freundinnen, „die Frau aus dem andern Stern“ eine befreundete Schriftstellerin. Immer voller Leidenschaft und wechselnd mit dem Objekt der Leidenschaft, immer begeistert und entflammt, immer auf der Höhe der Gefühle, paßte sie mehr zu den Theßas und Johannas, wie Goethe einmal sagte, als zu einer Hausfrau und Mutter. Das wahre Unglück bestand darin, daß man diese Menschen miteinander verbunden hatte. Was Ottilie bei ihrem pedantischen Gatten nicht fand, suchte sie bei andern, insbesondere bei den jungen vornehmen Engländern, die sich damals in Weimar aufhielten. Diese schwärmerischen Beziehungen begannen stets mit geistigem Interesse, welchen Charakter sie aber allmählich annahmen, kann man wohl daraus folgern, daß Ottilie als Witwe im Jahre 1833 Mutter eines Kindes wurde. Noch zu Goethes Lebzeiten führte ihr lei-



Wolfgang von Goethe

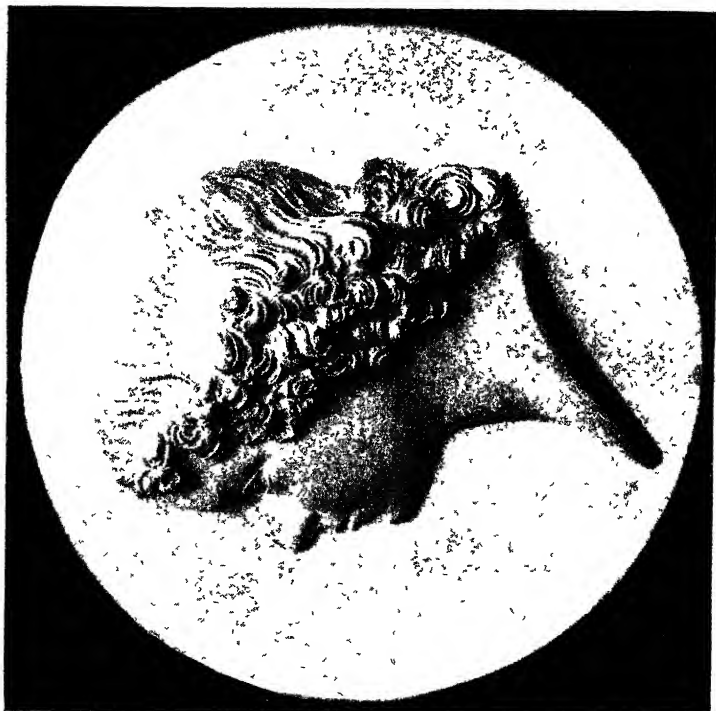
Zeichnung von Schmeller.

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

denchaftliches, mannstolles Wesen fast zu einem öffentlichen Skandal. Nur der Name, den sie trug, machte ihr Verbleiben in Weimar möglich. Schließlich wurde die Entfremdung der Gatten so arg und das Leben im Hause so unerträglich, daß Goethe auf eine Zeitlang das Haus am Frauenplan verließ und sein Gartenhaus bezog, dann wieder sich monatelang in sein

Arbeitszimmer verschloß. Endlich gab Goethe die Erlaubnis zur Reise Augusts nach Italien, trotz dessen sehr geschwächter Gesundheit. Beim Abschied soll August plötzlich weinend dem Vater zu Füßen gefallen und Goethe, überwältigt von bösen Ahnungen, auf seinem Lehnstuhle zusammengebrochen sein. Am 22 April 1830 begann die Reise Augusts und Edermanns, aber der Begleiter hielt es nur bis zum 25 Juli in Augusts Umgang und täglichem Verkehr aus. Gleich an dem Tage der Trennung brach August bei Genua das Schlüsselbein; nach der Heilung eilte er nach Neapel. In seiner Gegenwart wurde in Pompeji die casa del Fauno, damals Goethe zu Ehren casa di Goethe genannt, ausgegraben, in der man ein Jahr darauf das Mosaik, die Alexander Schlacht, das Goethe noch wiederholt beschäftigen sollte, gefunden hat. Die Aufregung Augusts steigerte sich bei den großen Eindrücken, die auf ihn einstürzten, immer mehr. Mitte Oktober war er in Rom. Hier erfaßte ihn ein Fieber, und am 27. Oktober 1830 trat plötzlich der Tod ein. Die Sektion ergab seit langem bestehende Veränderungen der Leber und des Gehirns, wie sie bei Gewohnheitstrinkern sich zeigen. Die Folgen der Trunksucht waren also die Ursache, die Krankheit der letzten Tage nur der Anlaß seines Todes. Jeder deutsche Besucher Roms kennt Augusts schöne Grabstätte mit dem Denkmal Thorwaldsens auf dem protestantischen Friedhofe, wohin die deutschen Freunde den Leichnam des Unglücklichen „Cestius' Mal vorbei“ am 29. Oktober begleiteten. Erst nach vierzehn Tagen kam die Nachricht nach Weimar. Als der Kanzler von Müller sie am 10. November dem Vater mitteilte, benahm sich Goethe, wie es dem Weisen zutam: *Non ignoravi me mortalem* genuisse, lautete sein Wort. Auch den rückkehrenden Edermann empfing er fest und aufrecht. Nur durfte man von August nicht sprechen. Aber diese Ruhe und Ergebung war nur künstlich. Noch in demselben Monat erlitt er einen Blutsturz, bei dem man mehrere Tage lang das Schlimmste befürchtete.

Es war die Hoffnung der letzten Lebensjahre Goethes, daß ihm in den prächtig sich entwickelnden Enkeln eine starke und kräftige Nachkommenschaft erblühen werde. Auch diese Hoffnung war vergeblich. Mit den Enkeln starb das Geschlecht Goethe aus. Al m a ist schon im 16. Lebensjahre 1844 in Wien am Typhus gestorben. Die beiden letzten männlichen Nachkommen Goethes, edle und auch begabte, aber energielose kranke Männer, führten nach manchen Enttäuschungen, der Welt entfremdet und menschenfremd geworden, in Weimar als Kammerherren ein einsames Leben in sehr beschränkten Verhältnissen, da die Mutter das Goethesche Erbteil in maßloser Verschwendung zum größten Teil verbraucht hatte. Ihre letzten Lebensjahre verbrachten sie ganz zurückgezogen in Leipzig, wo der jüngere, W o l f g a n g Maximilian, im Jahre 1883, der ältere, W a l t h e r Wolfgang, im Jahre 1885 gestorben ist. „Ahnungslos



Alma von Goethe.
Gasteil von Luise Seibler 1832

Originale im Besitz von Prof Dr Anton Kippenberg in Leipzig



Walter von Goethe
Gasteil von Luise Seibler 1824

und heiter treiben in der Mitte dieses unglücklichen Geschlechtes Frau Rat und ihr großer Sohn ihr Wesen . . . helle Gestalten, die aus der Dunkelheit hervortreten und denen Finsternis folgt. . . Der Stamm Goethes ist verdorrt; seine Familie trieb durch unnatürliche Wärme in ihm eine köstliche Blüte und strömte damit ihre Kraft aus, nach ihm aber folgten nur noch lebensschwache Triebe."

Das tragische Geschick der Enkel hat Paul Heyse in dem Gedicht „Das Goethehaus in Weimar“ besungen:

Die Enkel, die nach kurzer Jugendfrist
Die Schwere jenes Worts zu lernen hatten.
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Und ihre Zeit hindämmerten im Schatten
Des Glanzgestirns, an einem Namen krank.
Doch hielten sie den Schild der Ehre blank,
Bewährend, in ihr Dunkel eingeschlossen,
Den Adel des Geschlechtes, dem sie entsprossen.

Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Von diesem düsteren Geschick der letzten seines Geschlechtes fiel noch kein Schatten auf das Lebensende Goethes; nach dem Tode Augusts waren die Enkel seine Freude, sein Trost und Stolz. Für ihre Zukunft zu sorgen, und damit zugleich die endgültige Ausgabe seiner Werke zu vollenden, war die Haupttätigkeit der letzten Lebensjahre. Zwei große Werke warteten noch der Vollendung: Wilhelm Meister und Faust.

Wir erinnern uns des großen Einflusses Schillers auf Wilhelm Meisters Lehrjahre; durch ihn ist Goethe auch der Gedanke gekommen, den Roman fortzusetzen. Schiller vermählte in Wilhelm Meister, dem Roman eines ganz spekulativen Zeitalters, eine Darstellung der philosophischen Anschauung Wilhelm's; bei der Erziehung eines Menschen wie Wilhelm Meister müsse man „auf Bedürfnisse stoßen, denen die Philosophie nur begegnen könne“. Er gab sich freilich selbst sofort die richtige Antwort, daß dieser anscheinende Mangel sich aus der rein ästhetischen Richtung des Romans erkläre, aber dann treffe den Dichter der andere Vorwurf, daß der Held „die ästhetische Freiheit noch nicht so ganz besitze, die ihn vollkommen sicher stelle, gewisser Hilfsmittel (der Spekulation) nie zu bedürfen“. Goethe geht, wie natürlich, auf die erste Forderung gar nicht ein, erkennt den zweiten Vorwurf als berechtigt an und zieht aus ihm den Entschluß, den Roman fortzusetzen: „Es müssen Verzahnungen“, schreibt er an Schiller, „stehen bleiben, die so gut wie der Plan selbst, auf eine weitere Fortsetzung deuten; hierüber wünsche ich mich recht mit Ihnen aus-

zusprechen.“ Diese Verzahnungen sind der im achten Buche der Lehrjahre ausgesprochene Plan eines über die ganze Welt sich verbreitenden Bundes und der einer großen Wanderung Wilhelms mit seinem Sohne Selig. An eine Ausführung der Fortsetzung wurde jedoch vorläufig nicht gedacht. Eine Reihe schon gedichteter oder geplanter Märchen und Erzählungen, von denen einige später in die Wanderjahre aufgenommen wurden, wie Die neue Melusine, Der Mann von fünfzig Jahren und Die pilgernde Torin, waren ursprünglich für eine Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter bestimmt. Erst am 17. Mai 1807, den ersten Pfingsttage, lesen wir in dem Tagebuch aus Jena: „Morgens um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr angefangen von Wilhelm Meisters Wanderjahren das erste Kapitel zu diktieren,“ an den nächsten drei Tagen entstanden die folgenden drei Kapitel, am 21 und 22. Mai Die neue Melusine. Goethe hatte also den Entschluß gefaßt, die ursprünglich in anderer Absicht geplanten oder gedichteten Erzählungen in den Roman einzuflechten, und sie durch Wilhelms Wanderung miteinander zu verbinden. Eine dieser Geschichten entwickelte sich unter des Dichters Hand zu einem selbständigen großen Roman, den Wahlverwandtschaften, nach dessen Vollendung Goethe erst wieder an die Fortsetzung der Wanderjahre denken konnte. Nur Die pilgernde Torin und St. Joseph wurden in dem Cottaschen Taschenbuch für Damen 1808 und 1809 veröffentlicht. Die letztere Novelle erschien unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erstes Buch. Erst 1815 wurde in jenem Taschenbuch die Geschichte vom rußbraunen Mädchen abgedruckt, „teils um die Lust zur Arbeit“, wie Goethe in der „Auskunft über die Wanderjahre“ sagte, „bei mir selbst wieder anzuregen, teils bei dem Publikum das Werkchen in Erinnerung zu bringen“. Es folgten in den nächsten Jahren an derselben Stelle Die neue Melusine und Der Mann von fünfzig Jahren; sie erschienen für sich ohne Zusammenhang mit den Wanderjahren.

An die Verschmelzung aller dieser Teile, an die sich noch die Novelle: „Der Verräter seiner selbst“ anschloß, mit der Haupterzählung ging der Dichter 1820. Ein Jahr darauf erschienen „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden“ erster Teil in einem Bande, der bis zum 10. Kapitel des jetzigen dritten Buches reichte. Im Sommer 1823 begann die Arbeit an der Fortsetzung und Umarbeitung. Bei der 1826 geplanten Ausgabe letzter Hand in vierzig Bänden bestimmte er zwei Bände und bald darauf noch einen dritten für die Wanderjahre und sprach die Absicht aus, „das Werklein von Grund aus aufzulösen, so daß nun in einem ganz andern dasselbe erscheinen wird“.

Die Arbeit wurde durch die Fortsetzung des Faust und durch den Tod des Großherzogs unterbrochen; aber im Januar 1829 war Goethe so eifrig mit

ihr beschäftigt, daß er über vier Wochen kaum aus der Stube kam. Er seufzte über „diesen Alp“, die Schwierigkeit des Unternehmens: „ich mußte mein Bestes dazu tun, was ich vielleicht besser hätte anwenden können“. Dem zweiten Bande fügte Goethe: „Betrachtungen im Sinne der Wanderer, Kunst, Ethisches, Natur“ und das Gedicht: „Vermächtnis“, dem dritten Aphorismen mit dem Titel: „Aus Matariens Archiv“ und das Gedicht auf Schilleis Schädel hinzu. In dieser Gestalt erschienen die Wanderjahre 1829.

Die Komposition des Werkes hat vielfach Tadel erfahren. Wir wollen uns nicht lange aufhalten bei den jedem Leser ins Auge springenden Fehlern der Technik, den häufigen Wiederholungen und der breiten Darstellung, den Widersprüchen und der oft ganz äußerlichen Motivierung, dem plötzlichen Falllassen der Motive und der sich fast unübersehbar steigenden Häufung der Personen und Namen, von denen der Dichter sogar selbst einmal einen vergißt. Nur ein Punkt sei hervorgehoben. Eine beherzigenswerte Forderung hat unser Dichter einmal in den Worten ausgesprochen: „Bilde, Künstler, rede nicht!“ Es gilt dieses Wort nicht weniger für den Lyriker, als für den Novellisten und Romanschriftsteller, und niemand hat es mehr beherzigt, als der, der es ausgesprochen hat. Aber gleich als hätte er die Schwäche der Komposition gefühlt, drängt sich der Autor der Wanderjahre überall mit erläuternden oder erklärenden, entschuldigenden oder verteidigenden Bemerkungen dem Leser auf. Wie im dritten Kapitel des zweiten Buches die Novelle: Der Mann von fünfzig Jahren eingeleitet wird, das mag hier zugleich als Probe des Stils zitiert werden. „Der Angewöhnung des werten Publikums zu schmeicheln, welches seit geraumer Zeit Gefallen findet, sich stückweise unterhalten zu lassen, gedachten wir erst nachstehende Erzählung in mehreren Abteilungen vorzulegen. Der innere Zusammenhang jedoch, nach Gesinnungen, Empfindungen und Ereignissen betrachtet, veranlaßte einen fortlaufenden Vortrag. Möge derselbe seinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Personen dieser abge sondert scheinenden Begebenheit mit denjenigen, die wir schon kennen und lieben, aufs innigste zusammengeflochten werden.“ Die Einführung einer anderen Novelle im achten Kapitel des dritten Buches wird sogar mit den Worten begründet: „weil unsere Angelegenheiten immer ernsthafter werden und wir für dergleichen Unregelmäßigkeiten fernerhin keine Stelle finden möchten“. Eine Szene wagt der Dichter nicht zu schildern, „aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Glut ermangeln“. An anderer Stelle entschuldigt sich der Autor, „daß er von nun an nicht mehr darstellend, sondern erzählend und betrachtend verfahren müsse“, oder „daß er dem Leser zumuten müsse, aus ergreifenden inneren Zuständen in das Äußere überzugehen“. Wieder an einer anderen erklärt er eine Pause in dem Selbstgespräch des

des Lebens aus freiem Entschlusse freudig auf sich nimmt und in der Entsagung das eigentliche Glück sieht, der hat das Ziel der Erziehung erreicht

In drei Teilen werden uns die Wanderungen Wilhelms dargestellt. Im ersten Teile wird er zu Männern geführt, die das von ihm gesuchte Ideal mehr oder weniger verwirklichen; es sind dies der Zimmermann Joseph, der Bergmann Montan oder Jarno und der Gutsherr, Oheim genannt. Dem einfachen, tüchtigen, in seinem Handwerk glücklichen und doch poesievollen und sinnigen Zimmermann hat die Natur das geschenkt, was das höchste Ziel der Bildung ist, die Vereinigung des Realismus und des Idealismus. Er ist das von Natur, was Wilhelm werden will. Wilhelm kann ihn bewundern und glücklich preisen, aber er kann nichts von ihm lernen. Viel einflussreicher und wichtiger für ihn ist die zweite Gestalt, die dem Wandernden begegnet: Jarno, uns wohlbekannt aus den Lehrjahren, jetzt Montan genannt; er ist auch ein Handwerker wie Joseph, aber nicht durch das Geschick an diese Stelle gesetzt, sondern aus freier Wahl Bergmann und Einsiedler geworden, nachdem er einem sorglosen, untätigen Leben und einem reichen Verkehr entsagt hatte. Ihn läßt der Dichter seine eigentliche Meinung und zugleich das Ziel, das Wilhelm zu erreichen hat, aussprechen: „Vielseitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben ist. Ja, es ist jetzt die Zeit der Einseitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für sich und andere in diesem Sinne wirkt! . . . Von unten hinauf zu dienen, ist überall nötig. Sich auf ein Handwerk zu beschränken, ist das beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den besseren eine Kunst, und der beste, wenn er eins tut, tut er alles, oder, um weniger paradox zu sein, in dem einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird.“ Um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um seiner selbst willen studieren. Wilhelm, der Dilettant, Dichter, Künstler, Schauspieler, Ästhetiker, Interpret Shakespeares, wird am Schlusse seiner Erziehung — Wundarzt.

Wenn Montan in etwas eigennütziger Art der Einsamkeit und sich selbst lebt, tritt uns in dem „Oheim“ der weitblickende, für das ganze Gemeinwesen sorgende Gutsherr entgegen. Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen, lautet einer seiner Grundsätze, es ist der umgekehrte Weg, den Wilhelm mühsam gegangen war. Der Wirkungskreis eines durchaus praktischen, nüchternen, in Amerika ausgebildeten, für sich und zugleich für seine Untergebenen sorgenden Mannes tritt uns hier entgegen: „Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher ist sich für sie als Verwalter betragen . . . Das Kapital soll niemand angreifen; die Interessen werden ohnehin im Weltlaufe schon jedermann angehören.“ So erklärt er eine seiner Inschriften: Besitz und

Gemeingut In der Arbeit selbst sieht er das Glück des Menschen. Um seine Arbeiter zur Tätigkeit anzuspornen, gibt er ihnen Anteil an dem Ertrag seiner Güter.

Bisher hatte es sich immer um Wilhelm und seine Erziehung gehandelt, hier wird die Erweiterung des Themas angebahnt: die Schöpfung eines Idealstaates und die Erziehung der Menschen zu Bürgern dieses Staates.

Dorher treten wir noch mit Wilhelm in den Bereich Mafariens, eines wunderbaren, körperlich kranken, aber mit überirdischer Eigenschaft und Seherkraft ausgestatteten himmlischen Wesens. Sie ist die „schöne Seele“ der Wanderjahre, nur mit dem Unterschiede, daß das Stäulein von Klettenberg in der reinen Gesinnung und dem Aufgehen in Gott ihr Ideal fand, Mafarie in der aufopfernden tatkräftigen Liebe zu ihren Mitmenschen.

Der zweite Teil handelt von der Erziehung der Jugend. Außerlich ist er mit dem Ganzen verbunden durch die Notwendigkeit Wilhelms, für seines Sohnes Selig Erziehung zu sorgen, innerlich durch die sich aufdrängende Frage, wie die Knaben zu jenem Ideal erzogen werden sollen.

Daß Goethe sich viel mit pädagogischen Fragen beschäftigt hat, ist für ihn als Kind des 18. Jahrhunderts selbstverständlich. Und auch in seinen Werken finden wir von den pädagogischen Szenen des Götz bis zur pädagogischen Provinz der Wanderjahre Fragen der Erziehung gar oft behandelt und erörtert. Goethes eigene Erziehung ist das Thema von Dichtung und Wahrheit, die des Wilhelm Meister schildert der nach ihm benannte Roman. Die Wahlverwandtschaften und die Sprüche enthalten köstliche Perlen pädagogischer Weisheit. Auch als praktischer Pädagog und als Erzieher hat sich Goethe von den ersten Jahren zu Weimar an, ja schon von dem Versuche des Studenten, seine Schwester zu bilden, bis in sein hohes Greisenalter gern und oft betätigt. Fritz von Stein, in manchen Zügen das Modell für den Selig des Romans, war sein Zögling und Schüler. Bei der Erziehung der Kinder und Enkel Karl Augusts war Goethe der pädagogische Beirat. Die Söhne seiner Freunde Jacobi und Knebel hatten in ihm einen stets zu Rat und Tat bereiten Helfer. Die Schauspieler Wolff und Grüner bildeten sich unter seiner Leitung zu hervorragenden Künstlern. Über die Erziehung des Sohnes wachte er mit großem Eifer, und die Ausbildung und Entwicklung der Enkel war eine Haupt Sorge und Freude seines hohen Alters. Wenn die Erziehung in Goethes Denken und Handeln einen so breiten Raum einnahm, so war es natürlich, daß er die Gelegenheit, die sich in den Wanderjahren von selbst bot, gern benutzte, um, wenn auch nicht ein vollständiges, praktisch verwertbares System der Pädagogik zu geben, so doch seine Meinung über die wichtigsten Fragen der Erziehung im Zusammenhange der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Diese

pädagogischen Grundsätze sind nicht alle Goethes Eigentum. Sie gehen zum Teil auf Rousseau und Pestalozzi zurück: Nicht das Wissen macht den Wert des Menschen aus, sondern sein Handeln. Nicht der Polyhistor, der Vielwisseur, der zugleich ein Halbwisser ist, nicht der ästhetisch und philosophisch gebildete Mensch ist dem Staate nützlich, sondern der in seinem Berufe vollkommen ausgebildete, für seine Mitmenschen tatige Mann. Nur das Wissen, das der Mensch ausübend gewinnt, bleibt ihm, alles andere ist ein erborgter Besitz, eine unnütze Last.

Auf solchen Anschauungen baut sich die Pädagogik Goethes auf. Der Grundgedanke oder das Ziel der Erziehung wird klar und deutlich ausgesprochen. Es sind die beiden Forderungen, die wir als den Hauptinhalt der Goethischen Ethik kennen gelernt haben: die Ehrfurcht und die Tätigkeit. Wir erinnern uns der in drei Stufen nacheinander dem Zögling zu offenbarenden Religion, der ethnischen, der Ehrfurcht vor dem, das über uns ist, der philosophischen, der Ehrfurcht vor dem, was neben uns ist, und der des Christentums, die die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, lehrt, die dann den Menschen auch zur Erkenntnis der obersten Ehrfurcht, der vor sich selbst, erhebt. Aufs innigste war damit, wie wir wissen, die Forderung unablässiger Tätigkeit verbunden, in der Goethe das Heilmittel für alle seelischen Leiden und die Grundlage des menschlichen Glückes sah. Deshalb wird den Schülern der pädagogischen Provinz nichts so eindringlich eingeschärft, als die Wichtigkeit der Zeit und die Achtung vor ihr, „der höchsten Gabe Gottes und der Natur und der aufmerksamen Begleiterin des Daseins“.

„Mein Erbteil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Ader ist die Zeit.“

Die Aufgabe der Lehrer besteht in der Erkenntnis der individuellen Anlagen jedes einzelnen Zöglings und in seiner individuellen Erziehung und in der Ausbildung zu einer einzelnen, bestimmten praktischen Tätigkeit. Gemeinsam ist nur der Unterricht in den elementaren Dingen, der Notenschrift, Buchstabenschrift und der Rechenkunst. Im übrigen geschieht der Unterricht in getrennten Abteilungen, und zwar erstreckt er sich nicht auf Wissenschaften, sondern auf irgendein Handwerk oder eine Kunst, wobei die mit jeder Tätigkeit verbundene Pflege der Musik und des Gesanges das Handwerksmäßige in eine höhere Sphäre hebt. Der Unterricht darf nur rein praktischen Zwecken dienen. So wird der Sprachunterricht in der Weise getrieben, daß monatweise eine Sprache gesprochen wird. Unter den Künsten ist die Baukunst die wichtigste, aber auch die Dichtung wird gepflegt, nur die dramatische Dichtung ist ausgeschlossen und damit auch das Theater. Eine wunderbare Wandlung in

der Anschauung Goethes. Mit der theatralischen Sendung Wilhelms beginnt der Roman, mit der Verbannung des Theaters aus dem Staate schließt er.

Auf dieser Erziehung wollte Goethe die Neuordnung des Staates aufbauen und durch sie die Rettung der Gesellschaft erzielen. Die Fragen, die Goethe in den Wanderjahren stellt und beantwortet, sind heute die wichtigsten, ja die eigentlichen Lebensfragen geworden. Bis in die untersten Schichten des Volkes wird in der Gegenwart das täglich erörtert, was Goethe, auch hier Dichter und Seher, ein seiner Zeit vorausschreitender Prophet, zuerst ausgesprochen und zu lösen versucht hat. Von der Not und dem Elend der Zustände in der nachnapoleonischen Zeit tief berührt und von der Überzeugung durchdrungen, daß nur durch eine Neuschöpfung der Gesellschaft eine Besserung zu erreichen sei, zog er im dritten Buche der Wanderjahre die Grundlinien dieses neuen, idealen Staates.

Die beiden Fragen, die Goethe scharfsinnig herausgefunden und beantwortet hat, sind einmal die nach dem Werte der Arbeit und ferner die nach der Berechtigung des Eigentums.

In seinem Staate wird überhaupt nur der als Genosse geduldet, der in e i n e m Fache vollkommen ist. Alle müssen ein Handwerk oder eine Kunst gelernt haben. Der Wert der Arbeit ist gleich, und da die Arbeit den Wert des Menschen bestimmt, so sind auch alle Arbeitenden gleich; alle Standesunterschiede sind aufgehoben. Der wissenschaftlichen Tätigkeit als einer nicht unmittelbar produktiven wird überhaupt nicht gedacht.

Auf die zweite wichtige Frage, nach der Berechtigung des Eigentums, war Goethe schon in den Lehrjahren zu sprechen gekommen. Lothario erklärt sich, wie wir uns erinnern, nicht für berechtigt, seine wachsenden Einkünfte allein zu genießen. Wer für und mit ihm arbeite, habe einen Anteil an dem, was uns erweiterte Kenntnisse, die eine vorrückende Zeit darbietet, verschaffen. Goethe ist aber weit entfernt, der Anschauung: Eigentum ist Diebstahl zu huldigen, er sieht vielmehr in dem Grundbesitz das erste und beste, was dem Menschen werden könne, und in der Schöpfung des Eigentumsbegriffs eine der größten Kulturerrungenschaften. Den Unbemittelten soll unbebautes Land des alten Ernteils gegeben werden, oder sie sollen es sich im neuen Weltteile suchen. „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, vom dem Schicksal gegönnt war, zu erhalten, zu steigern; er greife mit aller seiner Fertigkeit so weit umher, als er zu reichen fähig ist.“ Aber er betrachte sich nicht als Besitzer, sondern als Verwalter des Kapitals für die anderen: „immer denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen; denn nur insofern werden die Vermögenden geschützt, als andere durch sie genießen.“ In diesem Sinne soll aber Besitz nicht nur Eigentum, sondern „Eigentum und Gemeingut“ sein.

Der Aristokrat Goethe ist ganz zum Demokrat geworden. Wie in seinem Staate der Standesunterschied aufgehoben ist, so wird auch die Regierung gewählt. Die Obrigkeit besteht aus einem Kollegium, das von Ort zu Ort zieht, „um Gleichheit in den Hauptsachen zu erhalten und in läßlichen Dingen einem jeden seinen Willen zu gestatten“. Diese läßlichen Dinge sind aber sehr eng beschränkt. Den strengen, das äußere Leben regelnden Bestimmungen steht die völlige Freiheit des Innenlebens und des Denkens gegenüber.

Der Obrigkeit zur Seite steht eine starke Polizei, die das Recht hat, zu ermahnen, zu tadeln und zu beseitigen. Unter dem letzteren ist die Ausschließung aus der Gemeinschaft zu verstehen. Das gemeinsame Wirken der Obrigkeit, der Polizei, einiger erwählten Geschworenen und der Hausväter macht eine besondere Justiz überflüssig.

Ein großer Teil der Mitglieder des „Bundes“, darunter Lothario, Therese, Natalie, der Abbé ziehen in den neuen Weltteil, um dort einen Staat nach denselben Grundsätzen zu bilden. Auch Wilhelm will ihnen folgen. Ein allgemeiner Weltbund ist das letzte Ziel der Bestrebungen. Darum braucht der Idealstaat auch kein stehendes Heer. Für den Notfall ist dadurch gesorgt, daß jeder einzelne militärisch erzogen worden ist.

Über die Ausführbarkeit der Goethischen sozialen Forderungen zu urteilen, ist nicht unsere Sache. „Das Jahrhundert muß uns zu Hilfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten“, läßt er einen der Führer sagen. Aber die Bedeutung des Werkes liegt auch wo anders. Wie Wilhelm von einem sich selbst, und der möglichst vielseitigen Ausbildung seines Geistes lebenden Manne zu einem für die Mitmenschen wirkenden, seinen ästhetischen Neigungen entsagenden Mitglied der Gesellschaft wird, so will Goethe sein Volk, das Volk der Dichter und Denker, aus dem individuellen, um den Staat und die sozialen Fragen ganz unbefümmerten Leben erziehen zur Tat und Arbeit für die Mitmenschen, zur Teilnahme an den sozialen Aufgaben und Pflichten. Die Wanderjahre sind eine Palinodie der Lehrjahre. Der Mensch des 18. Jahrhunderts, „gedankenvoll und tatenarm“, entschwindet unseren Blicken; der moderne Mann der Arbeit und der Tat, von Goethe mehr geahnt und gefordert, als erlebt, tritt auf. Der Seher sah die Zeit des Industrie Staates herankommen, eine Zeit, wo der Stand der Arbeiter mit seinen ungezählten Millionen sich zusammenschließen und ein entscheidendes Gewicht über das Wohl und Wehe des Staates in die Waagschale legen würde.

Die beiden Sammlungen von Weisheitsprüchen, Betrachtungen im Sinne der Wanderer usw. und Aus Mafariens Archiv, die Goethe den Wanderjahren beifügte, sind später durch Erdmann von ihnen losgelöst worden und alle anderen Herausgeber sind ihm darin gefolgt. Mit Unrecht, wie durch M. Wundt

wahrscheinlich gemacht worden ist, der zugleich auch die innere Verwandtschaft dieser Aphorismen mit dem Roman erwiesen hat. Ein Werk der Weisheit, nicht der Schönheit sollten die Wanderjahre sein. Es wird gekrönt durch diese Weisheitsprüche, die der größte Mann seiner Zeit am Ende eines überreichen Lebens fast über alle Gebiete des Wissens, der Kunst, der Natur und der praktischen Tätigkeit „wie von einer goldenen Wolke ertönen läßt“

Das Ende.

Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er — der Tod.

Seinen letzten Geburtstag verlebte Goethe in Ilmenau. Am 26. August 1831 war er dort mit seinen beiden Enkeln im Gasthof zum Löwen eingetroffen. Es war ihm ein Herzensbedürfnis, diese liebliche Gegend, die mit seinem Leben, seiner dichterischen und staatsmannischen Tätigkeit in innigster Beziehung stand, nach dreißigjähriger Abwesenheit wieder einmal — vielleicht zum letztenmal — zu sehen. Am frühen Morgen des nächsten Tages fuhr er mit dem Berginspektor Mahr über Gabelbach auf den Wieselhahn. Als er sich an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel erquidete, trat ihm die Jugendzeit vor das geistige Auge, und tief ergriffen gedachte er des einstigen Beherrschers dieses Landes und der Freundschaft mit ihm, die gerade in Ilmenau die festesten Wurzeln gefaßt hatte. „Dann schritt er“, wie sein Begleiter erzählt, „rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochstehenden Heidelbeersträucher hindurch bis zu dem wohlbekannten zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Bretterbeslag besteht. Eine steile Treppe führt in den oberen Teil desselben; ich erbot mich ihn zu führen, er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab.“ Was er suchte, war das am 6. September 1780 von ihm auf die südliche Innenwand des Jagdhäuschens geschriebene Gedicht: Über allen Gipfeln ist Ruh. „Er überlas die wenigen Verse, und Tränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Tränen und sprach in sanftem, wehmütigem Ton: Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“

Aber so stark fühlte er in sich noch das Leben pulsen, daß er die Ahnung seines nahen Endes bald wieder von sich wies. Schon an dem folgenden Tage, dem von den Ilmenauer Freunden feierlich begangenen Geburtstage, sprach er die bestimmte Hoffnung aus, sein nächstes Geburtsfest ebenfalls in ihrem Kreise erleben zu können. Gleich seinem Gausz widmete er seine Tage vom frühesten Morgen einer fast fieberhaften Tätigkeit, besprach mit seinen Freun-



Goethe.

Zeichnung von Scherzgeburt 1831.

Original im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

den die großen Lieblingsthemata seines Lebens, wie die Schicksalsidee der Griechen, den Wert und die Bedeutung der Bibel, tiefgreifende religiöse, künstlerische und naturwissenschaftliche Fragen, verhiess dem Philologen Götting eine abermalige Revision seiner Herstellung des Euripideischen Phaethon und traf Anstalten, den für das Jahr 1834 vorausgesagten großen Kometen „wohl vorbereitet und würdig zu empfangen“. Auch sein körperliches Befinden war so vortrefflich, daß er eine heftige Erkältung, die er sich am 15. März 1832 zuzog, wenig ernst nahm und schon vier Tage danach der bestimmten Hoffnung lebte, am nächsten Morgen „sein Tagewerk“ wieder aufnehmen zu



Die Fürstengruft in Weimar.

können. Um so mehr war der Arzt Dr. Vogel erschreckt, als er am Morgen des 20. März herbeigeht wurde. Goethe war gegen Mitternacht aufgewacht. Der ganze Körper war von eisiger Kälte und einem reißenden Schmerz, der in den Gliedmaßen seinen Anfang nahm und in kurzer Zeit bis in die äußeren Teile der Brust stieg, ergriffen worden. „Fürchterliche Angst und Unruhe“, so schildert der Arzt den „jammervollen Anblick“, „trieben den seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bett stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen,

balb lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. . . Mühsam einzeln ausgestoßene Worte gaben die Besorgnis zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz auf dem Wege sein. Hier galt es schnelles und kräftiges Einschreiten."

Aber ärztliche Kunst konnte nicht mehr helfen; es ging unaufhaltsam zu Ende. Am Morgen des 22. März ließ Goethe sich im Lehnstuhl aufrichten und ging die wenigen Schritte in sein Arbeitszimmer, wo er Ottilie traf, die hier die ganze Nacht gewacht hatte. Er machte ihr sanft und in scherzendem Tone Vorwürfe wegen ihrer allzu großen Sorge. Aber bald mußte er den Lehnstuhl wieder aufsuchen. Dennoch verließ ihn die Hoffnung noch nicht. Als ihm auf seine Frage das Datum des Tages genannt wurde, rief er aus: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns dann um so eher erholen!“ Dann fiel er in einen sanften Schlaf. In seinen Träumen beschäftigte ihn die Kunst. „Seht“, so rief er einmal aus, „den schönen weiblichen Kopf mit schwarzen Locken in prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrunde“, und wiederholt verlangte er nach einer Mappe mit Zeichnungen. Seine letzten Gedanken weilten bei dem größten und würdigsten seiner Freunde. „In der Phantasie schien er ein Papier an dem Boden liegend zu erblicken, denn er fragte: Warum man Schillers Briefwechsel hier liegen lasse? Gleich darauf rief er Friedrich (dem Diener) zu: Macht doch den Fensterladen im Schlafgemach auf, damit mehr Licht herein komme. Das waren seine letzten vernehmlichen Worte."

Dann versagte die Sprache. Ottilie war es unmöglich, aus den Zeichen, durch die er sich verständlich zu machen suchte, seinen Willen zu erkennen. Gegen Mittag legte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes bequem in die linke Seite des Lehnstuhls und — verschied.

„Am anderen Morgen nach Goethes Tode“, so berichtet Eckermann, „ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhabenen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper lag naßend in ein weißes Bettuch gehüllt. . . Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und

Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.“

Am 26. März 1832 wurde, was sterblich an Goethe war, in der Fürstengruft neben dem Sarge Schillers unter unermäßigem Trauergesolge beigesetzt.

„Wie gern ist man still, wenn man so einen zur Ruhe gebracht sieht.“

Anmerkungen.

Die gesamte von mir benutzte Goetheliteratur hier anzuführen, erscheint deshalb unnötig, weil wir in Goedekes Grundriß und in den Jahresberichten für Neuere Deutsche Literaturgeschichte vorzügliche Quellenbücher besitzen. Ich beschränke mich daher darauf, die Schriften zu nennen, aus denen ich zitiert, oder deren Ergebnisse ich aufgenommen habe.

Zitate werden gegeben nach der kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe: Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Sachgelehrten herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heimann. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Band I.

- S. 1 S. r. Schmidt, Goethes Vorfahren in Berka, Sangerhausen und Artern usw. (Sangerhausen 1900)
- S. 2 f D u n h e r, Goethes Stammbäume
- S. 2 f R u n g, Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater (Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom deutschen Hochstift Frankfurt a. M. 1899, S. 209 ff.)
- S. 4 Heilbronner Unterhaltungsblatt vom 25. April 1908
- S. 8 P v o n B o j a n o w s k i, Johann Kaspar Goethe in Venedig (Weimars Festgrüße zum 28. August 1899. Weimar 1899, S. 3 ff. u. 57 ff.)
- S. 8 ff C r u l a n d, Des Herrn Rat Haushaltungsbuch (Weimars Festgrüße usw., S. 57 ff.)
- S. 24 f E. S c h w a b e, Goethe als Lateinschüler in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw. Jahrg. 1911, II, S. 345 ff.
- S. 28 ff M. S c h u b a r t, Goethes Königsleutnant. (München 1896)
- S. 37 E m e n z e l, Der junge Goethe und das Frankfurter Theater (Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier usw., S. 105 ff.)
- S. 39 Allgemeine Zeitung 1902, Beilage Nr. 79—82
- S. 42 ff W u l t m a n n, Leipzig durch drei Jahrhunderte, V o g e l, Das Leipziger Museum, B i e d e r m a n n, Goethe und Leipzig; D u r r, Adam Oeser.
- S. 48 ff. J. V o g e l, Goethes Leipziger Studentenjahre (Leipzig 1899)
- S. 56 B. F r a n k e l, Des jungen Goethes schwere Krankheit (Leipzig 1910)
- S. 60 Franz Wilhelm Kreuchaus's Schriften zur Leipziger Kunst 1768—1782. (Leipzig 1899) S. 32 ff.
- S. 62 oben „Goethes Dresdner Schuster“. (Dresdner Anzeiger, 14. Juni 1920)
- S. 68 f A. D ö l l, Goethes Mitschuldigen (Halle 1909)
- S. 78 ff F r o i s h e i m, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode; Goethe und L. Wagner; Lenz und Goethe.
- S. 85 ff. M i n o r u. S a u e r, Goethestudien; H a y m, Herder.
- S. 99 ff. D o l l b e r, Goethe und die bildende Kunst.
- S. 100 ff. D ü n h e r, Friederike von Sessenheim; A. M e h, Friederike Brion. (1911.)

- S 111 f K r i e g t, Goethe als Rechtsanwalt, A W i e r u s z o w s k i, Goethe als Rechtsanwalt. (Köln 1910)
- S. 113 H e i n e m a n n, Goethes Shakespearefeier am 14 Oktober 1771 (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw Erste Abteil Februar 1902)
- S. 115 f Neudruck der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Einleitung von Scherer.
- S 118. H e r b s t, Goethe in Weimar, K e s t n e r, Goethe und Werther
- S 119 G l o e l im Euphorion, Bd 19 (1912), S 345
- S 126 f R a s m u s, Georg Michael de la Roche (Karlsruhe 1899)
- S. 141 f C h e r i n g, Zeitschrift für deutschen Unterricht 1905 S 534 f
- S 152 f. A p p e l l, Werther und seine Zeit
- S. 155 f E r i c h S c h m i d t, Richardson, Rousseau und Goethe
- S 169 f E r i c h S c h m i d t, Clavigo, Vom Fels zum Meer 1893/94, Heft 4
- S 175 f B u r d a c h, Die Sprache des jungen Goethe.
- S 181 f H u n d, Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater
- S. 182 f v o n d e r H e l l e n, Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten.
- S 189 f P i r a z z i, Aus Offenbachs Vergangenheit; D ü r d h e i m, Silis Bild.
- S. 196 f H e r z f e l d e r, Goethe in der Schweiz
- S 196 H a n s W a h l, Goethes Schweizerreisen. (1920)
- S 204 ff D ü n h e r, Goethe und Karl August; D ü n h e r, Goethes Eintritt in Weimar.
- S 216 f S c h o l l, Goethe in Hauptzügen seines Lebens
- S. 218. H u r t h a r d t, Die Entstehung des Weimariſchen Parks (In der Zeitschrift „Zum 24 Juni 1898“, Weimar 1898)
- S 220. A S t e r n, Goethe als Kriegsminister. Grenzboten, 1898
- S 221. L o r e n z, Goethes politische Lehrjahre.
- S. 223 Mitte Wartburgstimmen, II. Jahrg., Nr. 3, S 173 f. (Mai 1904)
- S 225 ff Briefe Goethes an Frau v. Stein, hrsg v S c h o l l u. W a h l e.
- S 233 f G. W i t k o w s k i, Cornelia, die Schwester Goethes. (Frankfurt a. M. 1903)
- S 241 f H u n d, Goethe und Lavater (Schriften der Goethegesellschaft, Bd 16)
- S. 247 V i c t o r H e h n im Goethejahrbuch, Bd. 6, S. 207 f.
- S. 248 S u p h a n, Friedrichs II Schrift über die deutsche Literatur.
- S 249 f. W a h l e, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. (Schriften der Goethegesellschaft, Bd. 6)
- S 253 f Das Tiefurter Journal. (Schriften der Goethegesellschaft, Bd 7)
- S 255 ff. S u p h a n, Goethe und Herder, Pr. Jahrb. 43, und D R u n d s c h a u, Juli 1887; H a y m, Herder, Kühnemann, Herder
- S 278 v o n A l t e n, Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel.
- S 289 unten Goethejahrbuch 1905, S. 232 ff
- S. 291. Stunden mit Goethe, Bd VI (1910) S 209.
- S 296 S c h n e e g a n s, Sizilien.
- S 297 unten. L a n d s b e r g, W. Tischbein. (1908)
- S. 301 ff G h a r n a d, Zur Nachgeschichte der italienischen Reise; C a r l e t t a, La bella Milaneſe di Goethe. La Vita Italiana. (Januar 1897)
- S 302. C a r l e t t a, Goethe a Roma. (Rom 1899)
- S. 305. Goethejahrbuch, Bd. 26, S. 4 ff.
- S. 306 f A H e u s l e r, Goethe und die italienische Kunst; D o l l b e h r, Goethe und die bildende Kunst.

Band II.

- S 10 ff Gustav Kettner, Goethes Naufikaa (1912), Ernst Maaß, Goethe und die Antike (1912)
- S 11 ff E Zimmermann, Goethes Egmont (1909)
- S 13 f Minor in den Grenzboten 42, 2
- S 19 ff Kuno Sifher, Goethes Tasso, Fr Kern, Goethes Tasso und K Sifher, Scheidemantel, Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Tasso Progr Weimar 1896 und Jahrbuch, Bd. 18, S 163 ff
- S. 20 unten H Rueff, Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso (1910)
- S 34 Harnack, Zur Nachgeschichte der italienischen Reise
- S 47 f A Hoffmann, Goethe in Breslau usw 1898
- S 54 f unten f Roethe in den Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1895, Heft 4
- S. 66 ff Minor, Preussische Jahrbücher 1894
- S. 80 ff. O Harnack, Die klassische Ästhetik der Deutschen, und Berger, Die Entwicklung von Schillers Ästhetik.
- S. 90 f. Xenien 1796, hrsg v Eich Schmidt und B Suphan (Schriften der Goethegesellschaft, Bd 8)
- S 96 f Stahr, Weimar und Jena, Eichmann, Schiller in Jena 1889
- S 99 ff Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung, hrsg v Harry Maync (1911); Max Wundt, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals (1913).
- S 108. A Fries, Stilistische Beobachtungen zu Wilhelm Meister (Berlin 1912)
- S 109 oben v Berger im Jahrbuch 1904
- S 109 H Dehant, Goethes „Schöne Seele.“ 1896
- S 115 unten Rosenbaum, Preussische Jahrbücher, Februar 1897
- S 126 ff Fries, Goethes Achilleus (Berlin 1901) und Morris in der Chronik des Wiener Goethevereins, Bd. 15, Nr 7—10 (1901).
- S 133. O Jmmisch in den Blättern f lit. Unterh 1892, Nr 39
- S 132 unten Goethejahrbuch 1911 und 1913
- S. 134 ff. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. (Schriften der Goethegesellschaft, Bd. 6)
- S. 147 f. Bréal, Deux études sur Goethe (Paris 1898)
- S 150 f. G. Kettner, Goethes Drama. Die natürliche Tochter (Berlin 1912)
- S. 152 f. Schloßer, Rameaus Neffe (Sorsungen 3. n Literatur, Bd 15, Berlin 1900)
- S. 154 f. H. Meyers kleine Schriften, hrsg v Weizsäcker
- S. 166 f. Herzfelder, Goethe in der Schweiz.
- S. 178 f. Suphan in der D. Rundschau 1894, S. 210 f
- S. 180 ff. Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt, hrsg. v Eich Schmidt, Baumgart, Goethes Faust, Minor, Goethes Faust, Valentin, Goethes Faustdichtung; Collin, Untersuchungen über Faust in seiner ältesten Gestalt 1896.
- S. 208 f. Keil, Vor 100 Jahren; Goethe in Weimar und Jena 1806.
- S. 211. Falk, Goethe, S 119 (1832)
- S. 213 ff. Goethe und die Romantik Bd. 1 u. 2. (Schriften der Goethegesellschaft, Bd 13 und 14. 1898 f.) W. Dehke, Bettinas Briefroman (Berlin 1905)
- S. 215 f. Gaederh, Goethes München, Kuno Sifher, Goethes Sonettenfranz.

- S 220 f Lorenz, Goethes politische Lehrjahre, S. 132; Geiger, Alt-Weimar 1897
- S 224 Steig, Goethe und die Gebrüder Grimm
- S 226 ff Guglia, Kaiserin Maria Ludovica, Goethe und Österreich, Teil I (Schriften der Goethegesellschaft, Bd 17. 1902) H Freiherr von Egloffstein, Maria Ludovica und Maria Paulowna. (Leipzig 1909.)
- S 231 f Kogel, Goethe und Beethoven 1894, Spitta, D Rundschau, Bd. 15, S 376 f
- S 248 ff C Alt, Die Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit (1898) K. Jahn, Goethes Dichtung und Wahrheit (Halle 1908)
- S 253 ff Burdach, Jahrb., Bd. 11, S 14 ff
- S 257 ff Creizenach, Goethe und Marianne von Willemer. Goethes Briefwechsel mit Marianne v Willemer, hrsg. v Philipp Stein (Leipzig 1908.)
- S 264 Bernays, Goethe und Fr. A Wolf
- S 270 f Schriften der Goethegesellschaft, Bd. 27—28.
- S 274 f. Karl Mendelssohn, Selig Mendelssohn und Goethe, 1871
- S 275 ff Jahrbuch, Bd 21 und Schriften der Goethegesellschaft, Bd. 15
- S. 278. Monatschrift Deutsche Arbeit. (Januar 1904)
- S. 283 ff. Haym, Die romantische Schule. Goethe und die Romantiker (Schriften der Goethegesellschaft, Bd 13 und 14.)
- S 288 ff. A Brandl, Goethes Verhältnis zu Byron (Goethejahrbuch, Bd 20)
- S 290 ff Harnack, Goethe in der Epoche der Vollendung
- S 298 f. Bauh, Preussische Jahrbücher, Bd 115, S. 518 ff
- S 299 f Walzel in den Neuen Jahrbüchern f d. klassisch Altertum 1910
- S 300 Ernst Michel, Weltanschauung und Naturdeutung. Vorlesungen über Goethes Naturanschauung (1920).
- S. 300 f. M Plath in den Preussischen Jahrbüchern, Bd 161 (1901)
- S. 305 ff. R Magnus, Goethe als Naturforscher (1906).
- S. 308. Bliedner, Goethe und die Urpflanze (1901).
- S. 308 f. S. Cohn, Goethe als Botaniker. Deutsche Rundschau 1881
- S. 310 f. Wajseliewski, Goethe und die Delsendelehre (1904).
- S. 314 ff. R Steiner, Ausgabe von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften (Nationalliteratur)
- S. 316, 337 f. P. Möbius, Goethe. (Leipzig 1903)
- S. 334 f Bode, Goethes Sohn (1919)
- S. 334 f Klara Hofer, Goethes Ehe (1920).
- S. 337 ff u 346 Max Wundt, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals (1913).
- S. 347 ff. Carl Vogel, Die letzte Krankheit Goethes (1833); Holsten, Goethes drei letzte Lebenstage (1889); Carl Schuddehoff, Goethes Tod (1907) — Die zuletzt (S. 349) zitierten Worte schrieb Goethe aus Rom am 18. Januar 1787 an Frau von Stein auf die Nachrichten vom Tode und vom Nachlaß Friedrichs des Großen

Verzeichnis der Abbildungen.

Ein * bezeichnet, daß die Vorlage aus der Zarnätschen Sammlung stammt,
die sich im Besitz der Stadtbibliothek in Leipzig befindet

Band I

	Seite
Goethe. Aus dem Gemälde Tischbeins Goethe in der Campagna	Titelbild
*Stammhaus der Familie Goethe, zuerst veröffentlicht in der Chronik des Wiener Goethevereins 1888 Nr. 6 u. 7 aus dem Besitz des Direktors Hermann Goethe in Baden bei Wien	1
Johann Wolfgang Textor, Goethes Urgroßvater. Nach einer Lithographie von Gutsch und Rupp (vgl. den Katalog der Sammlung Kippenberg, Nr. 2628)	5
Johann Wolfgang Textor, Goethes Großvater Nach einer Lithographie von S. C. Vogel aus „Keflers Gedentblätter“ (1846)	zu S. 7
Anna Margarete Textor, Goethes Großmutter (vgl. das vorige Bild)	zu S. 7
Goethes Vater und Mutter Relief von J. P. Melchior	zu S. 10
Das Goethehaus in Frankfurt am Main	13
Das Goethische Puppentheater	21
Eine Seite der Labores juveniles Goethes	25
François de Théas Comte de Thoranc Aus M. Schubart, Goethes Königsleutnant (München 1896)	29
J. K. Seefah. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 30
Das Goethische Familienbild. Nach einer Photographie des Originals	31
Silhouette Goethes, etwa 1765	34
Goethe 1765. Aus der Propyläenausgabe von Goethes Werken. 1. Supplement (München o. J.)	zu S. 40
*Charitas Meigner Silhouette, in der Zarnätschen Sammlung ohne nähere Angabe	41
Das Komodienhaus in Leipzig. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 45
J. Chr. Gottsched Nach einer Photographie des Originals	46
Joh. G. Böhme Aus J. Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre	zu S. 48
Kathchen Schönkopf. Aus J. Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre	51
G. J. Breitkopf. Aus J. Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre	54
Chr. S. Gellert. Nach einer Photographie des Modells des Originals	zu S. 58
A. Fr. Oeser. Aus J. Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre	zu S. 59
Der Vorhang des Leipziger Komödienhauses	60
Gellerts Denkmal von Oeser	62
Zwei Seiten aus dem Liederbuch Annette. Nach einer Photographie des Originals	67
Cornelia Goethe. Aus O. Jahn, Goethes Briefe an Leipziger Freunde	zu S. 71
Lessing. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 75
Das Straßburger Münster. Nach einem Kupferstich von J. Oberthür	zu S. 77
*Goethes Wohnung in Straßburg Nach einem Lichtdruck	77

	Seite
Herders Geburtshaus	83
Joh. G Hamann Nach einer Photographie der Zeichnung	84
Herder Aus J. Vogel Anton Graff	zu S. 85
Pfarrhaus in Sefenheim Nach einer Photographie des Originals	105
Johann Heinrich Merd Aus Kurt Wolff, Joh. H. Merd's Schriften und Briefwechsel (Inselverlag)	zu S. 115
Karoline Herder, geb. Glachsland Aus Konnedes Bilderatlas	116
*Der Deutschordenshof in Wehlar	122
Charlotte Buff Nach einer Photographie des Originals	zu S. 122
*Lottens Zimmer in Wehlar	123
Joh. Christian Kestner. Aus W. Herbst, Goethe in Wehlar. Gotha 1881	124
*Frau v. La Roche Stich nach einem Gemälde von Breitenkamp	127
Maximiliane Brentano. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 128
Joh. G. Schloffer. Aus dem Ausstellungskatalog des Freien deutschen Hochstiftes 1895 Silhouette Goethes nebst Gedicht an Lotten Aus A Kestner, Goethes Werther (Stuttgart u. Tübingen 1854)	135
Maximilian Klinger. Aus dem Ausstellungskatalog des Freien deutschen Hochstiftes 1895	163
J M R Lenz Aus Konnedes Bilderatlas	165
Fr. Gotth. Klopstock. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 175
Joh. Casp Lavater Aus G. Wittowski, Goethe 2 Aufl. 1912	zu S. 181
Goethe, gezeichnet von Schmoll 1774 Aus dem Goethejahrbuch, Bd 4 (1883) Original im Besitze der Familie Parthey in Berlin	183
Fritz Heinrich Jacobi. Aus dem Katalog der Rheinisch. Goetheausstellung 1899	184
Johann Georg Jacobi	185
*Lili Schönmemann	188
*Christian v. Stolberg	194
*Friedr. Leopold v. Stolberg. Aus dem Allgemeinen Historischen Porträtwerk von W. v. Seidlitz	195
Barbara Schultheß. Aus Schultheß-Rechberg, Frau Barbara Schultheß (Zürich 1912) zu S. 197	
*Goethe, Relief von Melchior	zu S. 203
Herzogin Anna Amalia. Aus dem 7 Bände der Schriften der Goethegesellschaft 1892 zu S. 204	
*Karl August	205
Weimar. Nach einer Photographie des Originals. Aus der Sammlung Kippenberg	208
Herzogin Luise. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 209
Goethe, Ölgemälde von Kraus Nach einer Photographie des Originals	zu S. 210
*Goethe, Bleistiftzeichnung von Kraus	217
Goethe, Büste von Klauer 1778—79. Photographie nach dem Original	zu S. 219
*Goethe, von Juel	223
Frau v. Stein und Luise von Imhof. Nach einer Photographie der Originale	226
Wandrer's Nachtlieb. Skizze, nach einer Photographie des Originals	227
Wohnung der Frau v. Stein. Nach einer Photographie des Originals	229
Goethes Gartenhaus (vgl. die Notiz unter dem Bilde)	zu S. 230
Goethe, von G. O. May. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 231
Charlotte v. Stein. Aus G. Wittowski, Goethe (2 Aufl. 1912)	232

	Seite
Kochberg Aus dem 10 Band der Schriften der Goethegesellschaft (1895) zu S	235
Goethe, Schattenriß 1780. Nach einer Photographie des Originals	242
Corona Schroeter Aus dem Werke: Die Schätze des G-N-M in Weimar (1887) zu S	249
Tiefurter Schloßchen Aus dem Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24 Juni 1840 (Weimar, Landes-Industrie-Comptoir)	253
Goethes Haus am Frauenplan Photographie des Originals	255
Friz v Stein Statue von Klauer Nach einer Photographie des Originals von Held in Weimar zu S	261
Goethe und Friz v Stein Zuerst erschienen in der französischen Physiognomie	263
L. v Knebel. Nach einer Photographie des Originals	265
*Goethe, von Darbes. Nach einer photographischen Vorlage	267
Wilhelm Tischbein Aus dem Werke: Die Schätze des G-N-M in Weimar (1887) zu S.	278
Friedr. Bury, Selbstbildnis Aus der Ausgabe von Goethes ital Reise von George v. Graevenitz (Inselverlag 1912) zu S	279
Goethe in der Campagna Aus Schaffer, Goethes äußere Erscheinung (Leipzig 1914) zu S	279
*A. Trippel. Aus den Schaffhauser Neujahrsblättern 1892 u. 93	230
Angelika Kauffmann Aus der Ausgabe von Goethes ital Reise von G v Graevenitz (Inselverlag 1912) zu S	230
Orest und die Suren Aus der Ausgabe von Goethes ital Reise von G v Graevenitz (Inselverlag 1912) zu S	231
Chr. H. Knip. Nach einer Photographie von Bodet in Hildesheim zu S.	282
J S Reiffenstein Aus G v Graevenitz, Deutsche und Rom (Leipzig 1902)	232
Pyramide des Cestius Aus dem 12 Band der Schriften der Goethegesellschaft 1897	284
*Philipp Hackert. Nach einem Stich von Ernesto Morace	290
Maddalena Riggi. Nach einer Photographie des Originals	303
Goethe, von Trippel Nach einer Photographie von J u O Brodmanns Nachfolger zu S.	306

Band II

Goethe, von Dawe Nach einer Photographie des Originals	Titelbild
Anna Amalia und ihr Gefolge. Nach einer Photographie von K. Schmier in Weimar zu S	33
Christiane Vulpius Aus dem Werk: Die Schätze des G-N-M in Weimar (1887) zu S	35
Christiane, schlafend. Aus dem Goethejahrbuch, Bd. 15	39
Goethebüste von Klauer um 1790. Nach einer Photographie des Originals zu S.	46
Chr. Gottfried Körner. Nach einer Photographie des Originals	43
Minna Körner Nach einer Photographie des Originals	51
*Goethe, von Lips 1791. Nach einem Stich	55
Schiller. Nach einer Photographie des Originals zu S	64
Charlotte Schiller zu S	69
Schillers Büste von Danneberg. Nach einer Photographie des Originals zu S.	82
Schillers Garten in Jena. Aus dem Werke: 22 Handzeichnungen von Goethe 1810 (Weimar 1888)	103
Christiane Beder. Nach einer Photographie der Kopie in Weimar zu S.	134
Schillers Wohnhaus in Weimar. Aus Wyckgram, Schiller (3. Aufl. 1898)	141

	Seite
Das alte Theater in Weimar. Nach einer Photographie	143
Heinrich Meyer Zeichnung von Schmeller Aus dem Werke: Die Schätze des G.-N.-M. in Weimar (1887)	155
Joh Fried. Cotta Nach einer Photographie des Originals	167
Maria Paulowna. Nach einer Lithographie von Zausig, vgl. h. Freiherr v. Egloffstein, Maria Ludovica und Maria Paulowna (Leipzig 1909)	173
Das Schloß in Weimar. Nach einer Photographie	zu S. 174
*Heinrich Doß der Jüngere	176
Faußt's Erhebung in den Ritterstand Faksimile	199
Johanna und Adele Schopenhauer Nach einer Photographie des Originals	zu S. 210
Bettina von Arnim (vgl. die Notiz unter dem Bilde)	zu S. 213
Wilhelmine Herzlieb. Aus Gaedert, Goethes München (Bremen 1888)	215
Das Sonett: Der Liebende schreibt. Faksimile	217
Silvia v. Ziegeler Aus v. Biedermann, Goetheforschungen, anderweite Folge	218
Clemens Brentano. Aus R. Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano (Stuttgart 1894)	222
Achim von Arnim. Aus R. Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano (Stuttgart 1894)	223
Sulpiz Boisserée Aus dem 12. Bande der Schriften der Goethegesellschaft (1897)	225
Maria Ludovica. Aus dem 17. Bande der Schriften der Goethegesellschaft	227
C. M. Wieland. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 232
Goethe, von Kugelgen. Nach einer Photographie des Originals	247
Marianne v. Willemer. Aus dem Werke: Die Schätze des G.-N.-M. in Weimar (1887)	zu S. 257
Die Gerbmühle. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 258
Goethemaske von Schadow. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 266
Faksimile des Gedächtnisses an Humboldt	269
Ottile von Goethe. Aus dem Werke: Die Schätze des G.-N.-M. in Weimar 1887	272
August von Goethe. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 273
Goethe, von Jagemann. Nach einer Photographie von Schwier in Weimar 1878	zu S. 274
Goethebüste von Rauch Nach einer Photographie des Originals	zu S. 276
*Goethebüste von Tied	zu S. 276
Ulrike von Levechow. Aus dem 15. Bande der Schriften der Goethegesellschaft	zu S. 278
Ulrike und Bertha v. Levechow Nach einer Photographie des Originals	zu S. 278
„Weite Welt und breites Leben“. Faksimile. Nach einer Photographie des Originals	280
Goethe, von Kolbe. Nach einer Photographie des Leipziger Bildes	281
*Byron	zu S. 288
*Carlyle	291
Goethe, von L. Seibers. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 316
Das Junozimmer im Goethehaus	zu S. 318
Arbeits- und Schlafzimmer Goethes	zu S. 320
*W. v. Humboldt	322
Franz Grillparzer. Aus der Zeitschrift für bildende Kunst. N. F. Bd. II. S. 8	323
Goethe, von Stieler. Kopie von Fr. Dürd im G.-N.-M. Aus Schäffer, Goethes äußere Erscheinung. (Leipzig 1914)	zu S. 325
Goethe, von Gräfin Julie von Egloffstein. Aus der Zeitschrift f. bild. Kunst. N. F. Jahrgang 5 (1894)	325

	Seite
U. S. Zelter Nach einer Photographie des Originals	zu S. 326
K. L. v. Knebel. Aus dem 10. Band der Schriften der Goethegesellschaft 1895 . . .	327
Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen	zu S. 328
*Die Dornburg. Nach einer Photographie von Carl Bräunlich in Jena	329
Joh. P. Edermann Aus dem 12. Band der Schriften der Goethegesellschaft 1897	331
Kanzler v. Müller. Aus der Sammlung Kippenberg	332
Goethes Hausgarten. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 334
Wolfgang v. Goethe (Enkel)	335
Alma v. Goethe Aus dem Katalog der Sammlung Kippenberg	zu S. 336
Walther v. Goethe. Aus dem Katalog der Sammlung Kippenberg	zu S. 336
Goethe, von Schwerdgeburth. Nach einer Photographie des Originals	zu S. 346
Die Fürstengruft in Weimar	347

Register.

Die Zahlen beziehen sich auf den I Band, soweit sie nicht durch eine vorausgehende II gekennzeichnet sind

Die fetten Zahlen bezeichnen die Hauptstellen. Ein Stern bedeutet eine Abbildung

A = Abhandlung oder Aufsatz D = Drama. G = Gedicht.

- Abendmahl von Leonardo da Vinci A. II 296
 „Abschied“ (Sonett) II 216
 Achilleus G II 89 122 126 ff
 Ach, um deine feuchten Schwingen G. II 260
 Adernmannsche Truppe 33
 Adler, Der, und die Taube G 174
 Ältere Gemälde Neuere Restaurationen in Denedig, betrachtet 1790 A II 45
 Aolsharfen G II 275
 Äschylos II 77 144 146 263 284
 Aja, Erklärung des Namens 27
 Im übrigen siehe Goethe, Katharina Elisabeth.
 Albrecht, Rektor des Frankfurter Gymnasiums 35.
 Aldobrandini, Fürst 299
 Alexander von Rußland II 220
 Alexis (Karl Schweizer) 40
 Alexis und Dora G. 302 — II 120 124 f 228
 Alkinous, der neue G. II 172
 Allejina-Schweizer, eine Frankfurter Sammler 138
 Altes Testament 35 — II 255
 Althan, Graf und Gräfin II 227. 228
 Amine, ein Schäferspiel 36.
 Amor G 252
 Amor als Landschaftsmaler G. 302.
 Ampère, Jean Jacques (Literarhistoriker) II 19. 292. 324
 Amyntas G. II 133.
 Anakreon 93.
 Anakreonische Gedichte Goethes 63 64 f 91. 96 f.
 Anagoras II 303.
 An Belinden G 189
 An das Schicksal G. 229
 An den Mond G (Stillest wieder Busch und Thal) 235 f
 An den Mond, später An Luna genannt (Schwester von dem ersten Licht) G 76.
 An die Heuschrecke G 254
 An die Unschuld G 76
 André, Johann (Offenbach) 40 189 190 191. 192.
 Andrea del Sarto 308
 Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers 178.
 Ankunft des Herrn G 277
 An Mignon G. 302
 Anna Amalia, Herzogin 11 199 203 f. 204* 205 f. 207. 209. 210. 215 222. 225. 232 237 (A. A. u. Goethes Mutter) 239 f. 250. 252 ff (Tiefurter Journal). 305. — II 33* 34 f (A. A. in Italien). 37. 44 45 f 63 144. 162 170 212 (Tod).
 Annette (Liederbuch) 65. 67*. 96
 Antibes in der Provence 28
 Antik und Modern A. II 295 296
 Antwort auf Friedrichs des Großen Schrift de la littérature allemande 14.
 An vollen Büschelzweigen G. II 259.
 An Werther G II 277 278.
 Apellscher Garten in Leipzig 43.
 Appel, Johann Nikolaus 4
 Arendt, Germanist II 223.
 Ariost II 80.
 Aristieia der Mutter 10. — II 213. 249.
 Aristophanes II 264.
 Aristoteles 86. — II 77. 80. 87. 102. 136. 137. 145. 315.

- Arkadische Gesellschaft zu Phylandria 39
 Arndt, Ernst Moritz II 253
 von Arnim, Achim II 223* f
 von Arnim, Bettina, geb Brentano 10 12.
 15. 20 71 138. — II 213* f 216 224.
 230. 242 248 f (Dichtung und Wahr-
 heit)
 Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte 74
 Artern an der Unstrut 1* 2
 Assisi 277.
 Athenäum (Organ der Romantiker) II 284
 Auf Niedings Tod G 249 254
 Aufforderung an den modernen Bildhauer
 A II 295.
 Aufgeregt, Die D II 54
 Aufzug der vier Weltalter (Maskezug)
 252.
 Aufzug des Winters (Maskezug) 252
 Augereau, Marschall II 209
 August III. von Sachsen 58. 62
 Auguste, Kurprinzessin II 218.
 Augustenburg, Herzog von II 81.
 Aula regia (Stuttgart) 17.
 Aus einer Reise in die Schweiz (1797)
 II 166.
 Aus Goethes Brieftasche (Anhang zu Wag-
 ners Übersetzung von Mercier usw.) 165.
 168
 Aus jenen Ländern echten Sonnenscheins
 G. II 229
 Aus Mariens Archiv II 339 345
 Ausöhnung G II 276
 Bagration, Fürstin II 214
 Bährdt, D. 177.
 Balde seh ich Rietchen wieder G. 104.
 Balladenjahr II 129 ff
 Ballanche II 292.
 Balsamo, Josef, gen Cagliostro 242. 305.
 — II 52 f
 Balzac II 292.
 Bardua, Karoline II 211.
 Batsch, Gen-Superintendent 214.
 Bafedow, Johann Bernhard 183.
 Bassompierre, Marie 40.
 Batsch, Botaniker (Jena) II 63. 172.
 Batty, George 218.
 Baudissin, Gräfin II 118
 Baukunst, Von deutscher A 97 98. 142
 — II 225
 de Beaumarchais, P A Caron 66 168 ff
 Becker, Der G 254
 Beck, Schauspieler II 54
 Becker, Christiane, geb Neumann, Schau-
 spielerin II 134*
 Beethoven, Ludwig van II 230 f
 Befreiung, Die, des Prometheus D. II 146
 Behriß, Ernst Wolfgang 48 52 f 55 f
 61 65. 67*. 69 70 73
 Behriß, Oden an 69.
 Bei Betrachtung von Schillers Schädel (I
 II 339
 Beiers, Sammler II 207
 Beispiele symbolischer Behandlung A II
 295
 Beiträge zur Optik A II 315.
 Bekenntnisse einer schönen Seele II 109 f
 285 342.
 Belagerung von Mainz, Die II 62 250.
 266 f (Redaktion).
 Bellomo'sche Truppe 243.
 Belsazar D. 36. 66
 Béranger II 292
 Berendis, Schatzkammer der Herzogin Anna
 Amalia II 162 f.
 Bergen 33 f.
 Bergschloß G II 218.
 Berka bei Sondershausen 1.
 Berlin 236.
 Bernard, Johann Nikolaus (Offenbach) 189
 Bernstorff, Gräfin, f. Stolberg, Auguste.
 Bertuch, Joh. Justus 210 229. 250 —
 II 35.
 Berzelius, Naturforscher II 321.
 Bessunger Wald (Darmstadt) 116 ff.
 Besuch, Der G. II 37 f 42
 Bethmann, Frankfurter Handelsfamilie 15.
 — Elise 22.
 Betrachtungen im Sinne der Wanderer,
 Kunst, Ethisches, Natur A. II 339. 345.
 Bibel, Die 14. 35. 92. 94 f. 150. 177. —
 II 180. 255. 315. 347.
 Billeter, Gustav II 99.
 di Biscari, Prinz (Catania) 295.

- Bismann, Kantor 25.
 Blümlein Wunderschön G II 130 132
 Boccaccio 230 — II 86
 Bode, Hofrat 263.
 Bodmer 88 175 196 — II 222
 Böhme, Hofrat, Joh Gottlob, in Leipzig
 48* 57.
 — Frau Hofrat 48 f. 56 63.
 Boie, Heinrich Christian, der Dichter 120
 174. 178. 186 — II 41
 Boisseree, Sulpiz II 11 215. 225*. 226
 254. 256 259 263. 264 f 297 301
 — Melchior II 226 256
 Bologna 276. 309
 Bondi II 229
 Bononi, Maler 275
 Born, Jak Heinr. von 119
 Bösische Garten in Leipzig 43
 Böttiger, Karl Aug, Archäolog II 134 157
 Brancini, Frau von 262 — II 40
 Brandes, Joh Chr, Dramatiker 66
 Braut von Korinth, Die G II 130 132 f
 Breitingen 175.
 Breitkopf, Bernhard Christoph 47. 54. 76.
 — Johann Gottlob Immanuel 47. 54*
 — Bernhard Theodor und Gottlob, dessen
 Söhne 54 f. 70. 76
 — Konstanze, dessen Tochter 52 f 54 67 f
 Bremer Beiträge 45
 Brenner 267 f
 Brentano, Peter 137. 138 139. 161
 — Magimiliane, geb La Roche 128* 134
 187 ff 154 — II 213 224.
 — Clemens, ihr Sohn II 222* 223 f 257 f
 — Franz, ihr Sohn II 256
 — Bettina, ihre Tochter, siehe Arnim,
 Bettina von.
 Breuvillier, Fraulein 40 50
 Brief des Pastors zu *** A 94 f 180 f —
 II 299.
 Briefe aus d. Schweiz, Zweite Abteilung 240
 Brion, Johann Jakob, Pfarrer 102 123
 — Maria Magdalena, geb. Scholl 101. 102
 — Maria Salomea (Olivia) 102
 — Friederike 69 100 ff. 165 f 170. 172.
 191. 192. — II 40. 261.
 — Sophie 102. 106.
 Brion, Christian (Moses) 102
 von Broglie, Herzog 28. 32. 34
 Brouwer 30
 Brühl, Graf und Gräfin 263
 Buff, Amtmann 121 123
 — Charlotte 121 ff 122*. 123* (ihr Zimmer)
 128 f 132 135* (Gedicht an Lotte)
 153 f. 156 f — II 261
 — Lottes Mutter 121.
 — Lenchen 123.
 Bunau, Graf 59.
 Burger, August 154 162. — II 78 (Schillers
 Rezension) 136
 Bürgergeneral, Der D II 53 f.
 Burns II 290.
 Bury, Sir 278 279*. 299. — II 34. 46.
 169. 218 318.
 Byron, Lord II 198 288* f.
 Cagliostro, f Balsamo, Josef
 Calderon II 283. 293.
 Campagne in Frankreich II 36 54 57 ff.
 250 264. 266 f. (Redaktion).
 Caniz, Dichter 26.
 Canova II 268.
 Capri 296.
 Caracci 277. 285. 309.
 Carletta 302
 Carlyle, Thomas II 290 f. 291*.
 Casanova, Galeriedirektor in Dresden II
 47 49
 Cäsar D. 88 — II 12 188
 Catania 295
 Catull 75.
 Cellini, Benvenuto (Übersetzung) II 156.
 247. 248
 Cento 276 309
 Ceracchi 279
 Cesare, Graf 277.
 Chamisso II 288.
 Charade, Sonett II 216.
 Eine Charakteristif. Problematisch. (Frag-
 ment) II 98
 Cimaroja 305.
 Claude Lorrain II 296.
 Claudine von Villa Bella D 191. 302. 304.
 — II 31.

- Clavigo D. 107 140 149 154 168 ff —
 II 7 237 242
 Clodius, Professor (Leipzig) 63 236
 Cohn, Ferdinand II 308 f
 Collina, Goethes Wirtsleute in Rom 278
 Comenius 26 (*Orbis pictus*)
 Constant, Benjamin II 175.
 Conte, der D (Großtophta) II 53
 Corneille 33 36 64 (Lugner, von Goethe
 übersetzt) 66 — II 102
 Corneillan, Graf II 227
 Cornelia Goethe, f Schloffer
 von Cornelius, Peter (Maler) II 268
 Cotta, Joh Siedr II 81 113 156 157
 163 167¹ 168 177 179 185 208 213
 220 272
 Cousin II 292
 Cramer, Oberbergat II 256
 Creuz, Dichter 26
 Creuzer, Siedr, Prof in Heidelberg II 242
 Cronget, Dichter 33 66
 Cumberland, Herzogin von (Schwester der
 Königin Luise) II 257
 Cusine, Feldherr II 58 61
 Cuvier, Naturforscher II 312
 Czartoryski, Fürst 263

 von Dachroden, Karoline II 81
 von Dalberg, Hugo, Domherr 305. — II 54
 40.
 von Dalberg, Karl, Statthalter in Erfurt,
 später Fürst-Primas 262 — II 70.
 Dandeker, Bildhauer 279 — II 167
 Dante II 284 293
 Darmstadt 116 f 129
 Daru II 221
 Darwin II 309 f
 „Das Mädchen spricht“, Sonett II 216
 David d'Angers, Jean Pierre, Bildhauer
 II 292. 324.
 Deinet, Verleger 115. 180
 De legislatoribus (Dissertation) 109. 112.
 Delph, Dorothea (Heidelberg) 191. 198 f.
 — II 62. 167. 219
 Denis, Joh. Mich Cosmus 91
 Der Mann von fünfzig Jahren (Erzählung)
 II 338. 339.
 Derones (De Rosne) 32 f
 Der ungetreue Knabe G. 186 191. —
 II 131
 Der Verrater seiner selbst (Novelle) II 338
 Dessau 218 262 — II 120 165
 Destouches 66 230.
 Dichtung und Wahrheit 10 17 35 36. 51.
 52 f 55 f 60 ff 72 74 78. 80 99. 100.
 102 104 105 f 108 114 129 136 143
 173 184 190 198 248 — II 13 193.
 213 222 226 229 246 f 248 ff 253
 254 255 264 265 267 280 f 297 342
 Diderot, Denis 165 — II 152 f (Rameaus
 Neffe) 292 f
 Diderots Versuch über die Malerei A. (Übersetzung)
 II 158 f
 Die Epode des Advent von 1807, Sonett
 II 216
 Die gefährliche Wette (Novelle) II 340.
 Die Geschichte vom müßbiannnen Mädchen
 (Erzählung) II 338
 Die guten Weiber II 86.
 Die königliche Einsiedlerin (Schauspiel) 36
 „Die Liebende schreibt“, Sonett II 217*.
 Diene, Dolmetscher 29.
 Die neue Melusine (Erzählung), f Melu-
 sine, die neue
 Die pilgernde Torin (Erzählung) II 219
 338
 Die romantische Poesie (Mastenzug) II
 224 f.
 von Diez, Heinrich Friedrich II 255.
 Dittys von Kreta II 127
 Diner in Koblenz G. 184
 Divan, Der westöstliche II 229 254 ff
 258 ff. 264
 Doll 279
 Domenichino 277 285 308 309.
 Donatello 308
 Dornburg II 328 329*
 Dresden 46. 58 f. 62 (Galerie). — II 46 f.
 49. 154. 296.
 Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe A.
 99 163. 198.
 Drollinger, Dichter 26.
 Durer, Albrecht 99. 267. 307 — II 296 f.
 Duval, Alexandre II 292.

- Eben, Kupferstecher und Goethes Zeichen-
lehrer 25.
- Edart, Der getreue G. II 132 246
- Edermann, Joh Peter 115. 204. — II 14
54. 80. 97. 126 142 166 194 197 283
296. 302. 312. 313 315. 325 330 f 331*
333 (Gespräche) 336 345 348 f
- Edda II 224.
- Edel sei der Mensch G 254
- Eger 266
- von Egloffstein, Hofmarschall II 171
— Frau Hofmarschall II 171
— Hauptmann II 171
— Gräfin Henriette II 171
- Egmont D. 171 191 198 247 264 285
298 300 304. — II 1 11 ff 68 77. 139
(Bearbeitung von Schiller) 145 230
237
- Ehrenreich, Maler 132.
- Ehrmann, Mediziner (Straßburg) 79
- Eichenborff II 288
- Eichhorn, Professor II 69 255
- Eichstädt, Philologe (Jena) II 173
- Eine Charakteristik Problematisch (Srag-
ment) II 98
- Einer Einzigen angehören G 314.
- Einer hohen Reisenden G II 154 f 218
- Ein freundlich Wort kommt eines nach dem
andern G. II 289
- von Einsiedel, Hildebrand, Kammerherr
210 237. 250. 253. — II 33* 34. 44 171.
- Ein Veilchen auf der Wiese stand G. 191.
- Einwirkung der neueren Philosophie A
II 298
- Ein Zug Sappländer (Mastenzug) 252
- Elegie Hermann und Dorothea II 121. 125
- Elegie, Marienbader (f. da)
- Elegien, römische, f. Römische Elegien
- Elpenor D. 246 f 264 — II 11.
- Elysium G. 118
- Engelbach 78. 80. 101.
- Ephemeriden, Tagebuch Goethes 75 88
- Epilog zu Schillers Glöcke G. II 97. 178 f.
- Epimenides, Des, Erwachen (Seßspiel) II
228 235 f. 253 254.
- Episteln 273 — II 86
- Ergo bibamus G. II 246
- Erkronig, Der G 252 — II 131
- Ermeland, Erzbischof von 289
- Ernesti, Prof (Leipzig) 57
- Ernst II., Herzog von Gotha 278 297
- Erste Bekanntschaft mit Schiller A II 79 f
96
- Erste Walspurgisnacht G II 153
- Erster Entwurf einer allgemeinen Ein-
leitung in die vergleichende Anatomie A
II 309
- Erwin und Elmire D 40 191 250 304 —
II 31
- Es schlug mein Herz G 97 106
- Es war ein Buhle frech genug G. 186
191 — II 151
- Es war ein König in Thule G 186. — II
151
- Es war einmal ein König G 14
- Ettersburg 209 237 238 249 251
- Ettling, Schöffe in Frankfurt 132
- Euch bedaur' ich, unglücksel'ge Sterne G
254
- Eulenspiegel, Volksbuch 27
- Eunice, Schauspielerin 14. 15
- Euphrosyne G. II 154.
- Euripides 179 239. — II 2 ff (Iphigenie)
77 87. 125 144. 283 (Wiederherstellung
des Phaethon, Übersetzung der Bacchan-
tinnen) 347
- Ewald (Prediger) 189 193
- Ewige Jude, Der (Volksbuch) 27 175 —
G 62 173 277
- von Eybenberg, Marianne, geb. Meyer
II 165. 218 f. 227
- Fabricsius, Freundin Cornelius 73 104
- Fahlmer, Georg Christoph 135.
- Johanna 134 ff 172 179 184 191
234. — II 58. 62.
- Falk, Joh. Daniel, Privatgelehrter in Wei-
mar II 210.
- Falko, Der D 230
- Nach Falkonet und über Falkonet A. 99.
163.
- Farbenlehre, Zur A II 208. (210) 222. 230.
246. 248. (267). 313 ff. 321
- Fasch, Oberst in Leipzig 45.

- Saut (Volksbuch) 27 — II 180 f — (Drama)
 20 27 57 88 90 100 133 159 186
 191 195 199 (Urfaut) 238 252 264
 285 304 (Heilentuche) — II 1 18 31
 134 135 f 175 180—203 180 ff
 (I Teil) 181 ff (Urfaut) 184 ff. (Teil-
 nahme Schillers Beendigung des I Teils)
 193 ff (II Teil) 194, 197 f (Helena
 Ein Zwischenspiel zu Saut) 199^a 208
 237 240 253 255. 268 299 337 338
 Selsweihegesang an Psyche C 118
 Seneclon 26
 5 Seral, Friedr Wilh 80
 Ferdinand von Efte, Erzherzog II 226.
 Ferdinand, Herzog von Braunschweig 34
 Fern von gebildeten Menschen C II 47
 Fernow, Prof in Jena II 210
 Ferrara 275 f
 Fichte, der Philosoph II 90 96 172
 Fiedler, Maler 30
 Fischer, Der G. II 131
 Fischerin, Die D. 252. 256.
 Flachsland, Karoline, f Herder.
 Fleischer, Buchhändler 47
 Florenz 276 277 306 — II 21
 Florian (les deux billets) II 54.
 Soligno 277
 Föndt 286.
 Förschenbrunn, Herwerd von, Aurea Catena
 75
 Försster, Naturforscher 262
 Fouqué II 288
 Francia, Francesco di 276
 Franke, Dr., Professor in Leipzig 48.
 Frankfurt a. Main 16 ff. 27 f 32 — II 256
 258* (Gerbermühle bei Frankfurt)
 Frankfurter Gelehrte Anzeigen 115 129
 131 163.
 Franz, Fürst von Anhalt-Deßau 218
 Franz II., Kaiser von Osterreich II 226 227
 Fresenius, Pfarrer II 109
 Friedrich, Goethes Diener II 348.
 Friedrich der Große 14 23. 27. 65. 141, 148
 (Göth). 204. 206. 220 f. 236. 248 (de la
 littérature allemande). — II 208. 212.
 Friedrich Wilhelm II. von Preußen II 40.
 Friedrich Wilhelm III. v. Preußen II 173 f.
- Friedrich Wilhelm IV. II 325.
 von Griesen, Freiherr 51
 von Gritsch, Minister 215
 Grommann, Sr II 214 215 238 293
 Gutes, Maler II 166
 von Gursenberg, Baron II 50
 Gußli 164 279
 Gachet, Lehrerin 25
 Gall 296 — II 207.
 Gallizin, Fürstin Adelsheid Amalie II 59.
 Garbenheim bei Wehlar 125
 Gardafee 269
 Garve, der Popularphilosoph II 47.
 Geheimnisse, Die G. 258 f — II 302
 Geist der Jugend (Maskenzug) 252
 Geistesgruß G. 183.
 Gellert 26. 41 45 48. 50 57 f 58* 61 62*
 (sein Denkmal von Mejer) 63 67 (Das
 Band) — II 94 95
 Generalbeichte G II 171
 Georg von Medlenburg 11 14
 Gerod, Antoinette 39 70 134.
 — Charlotte 39 70 134
 — Katharine 39 70 134
 Gerstenberg 148
 Gesang der Geister über den Wajern 240.
 Geschichte meines botanischen Studiums
 A. 271
 Geschwister, Die D 227 230 ff.
 Geßner 88
 Getreue Edart, Der G. II 152. 246
 Gioeni, Ritter (Catania) 295
 Giotto 308.
 Giovinazzi 27.
 Giredo 277. — II 10
 Girgenti 294 310.
 von Gleichen, Graf 172
 Gleim 65 (Grenadierlieder) 88. 97. 186.
 248. — II 94 207.
 Glück der Liebe G. 76.
 von Götthausen, Luise 65. 199 210. 237.
 248 250. 251. 253. — II 33*. 34 171. 181.
 Götting, G. II 123.
 Goethe, Hans (Urgroßvater) 1
 — Hans Christian (Urgroßvater) 1 f.
 — Friedrich Georg (Großvater) 2 f. 4.

- Goethe, Cornelia, verw Schelhorn, geb Walter (Großmutter) 2 f 22 f
 — Herm. Jakob (Oheim) 2
 — Johann Kaspar (Vater) 3 f 7 ff 10* 23 ff. (Erziehung). 28 f 30 32 38 f 40 f 48 49 f 56 57. 71 106 109 111 f 113 118 126 134 136 164 180 187 193 196 198 215 237 239 f 262 (Tod) 265. 272 — II 19 108 123.
 — Katharina Elisabeth, geb Tector (Mutter) 4 6 f. 10* ff 20 ff (Erziehung) 27 29 50 71 f 73 75 82 112. 114 126 128 134 135 136 138 141 148 149 162 f. 164 176 181. 187 193. 196 198 f 213 215. 219 221. 234 236 f 239 f. 244 248 253 262. 265 285 306. — II 35 36 (Besuch Goethes 1792) 59. 62 f. 97 99 108. 109 122 f. 163 ff (letzter Besuch Goethes 1797) 170 176 f. 212. 213 (Bettina). 219 f. (Tod) 224 230. 242 248 f 254 f. 257 272 337
 — Cornelia, f Schloffer
 von Goethe, Christiane, geb Dulpus, f Dulpus, Christiane
 — August II 36. 39. 41. 56 f. 60 63 148. 165 f 170 172 174 176 f 207 209 219 f 233. 267. 268 270 f 273*. 318 319 327 f. 330. 334 ff (Tod). 337. 342
 — Ottilie, geb von Pogwisch II 210 270 f 272*. 318. 330. 334 ff. 348.
 — Walther Wolfgang (Enkel) II 271 318 336*. 342. 346
 — Wolfgang Maximilian (Enkel) II 271 318. 334. 335*. 336 342 346.
 — Alma (Enkelin) II 336*
 Goethehaus (Stuttgart) 3 13*. 20. 22. — (Weimar) 254 255*. — II 317 ff 318* 320*.
 Goethemuseum in Stuttgart 30
 Goethe-Nationalmuseum in Weimar II 317.
 Goldoni 66.
 Goldsmith (Vicar of Wakefield) 93 191 — II 289.
 Gore, Charles II 246.
 — Elise und Emilie, seine Töchter II 63. 246.
 von Görz, Graf 186 206 209. 213.
 Götschen, Georg Joachim 264. — II 42. 153
 Gott, Der, und die Bajadere II 130 132 259
 Gott und Welt G II 300
 Gotter, Friedr Wilh, der Dichter 120 144 174
 Gotter, Pauline II 218 219
 Gotter, Helden und Wieland I) 166 179 — II 283
 Gottfrieds historische Chronik 26
 Gottfried von Straßburg II 80
 Gottfrieds Tristan II 224
 Gottfried von Berlichingen I) 143 ff
 Gotthard 197
 Gottinger Hainbund 174
 Gottling, K Wilhelm, Philolog II 347
 Gottsched 45 46* 47 49. 51 86 88 90 152. 175 — II 60 94. 100.
 Gothe, Paul, Goethes Diener II 44. 307.
 Gothe (Hauptpastor) 177
 Goß von Berlichingen I) 14 20 80 88 90 100 107 f 114 117 133 139 ff 151 154 162 166 f 168 171. 179 180 195 f 211. 215 248 257. — II 7 12 13 f. 19. 33. 65. 124 143 (Bühnenbearbeitung). 175. 230 262. 342.
 von Goué, Siegfried 119
 Gozzi 250 — II 143
 Grande Compagnie (Stuttgart) 40
 Graß, Karl, Maler II 136.
 Grasse in der Provence 28. 30.
 Gretchen (Stuttgart) 37 ff. 107.
 Gries (Jena) II 216 293.
 Grillparzer, Franz II 288 323* f
 Grimm, Jacob II 254 294.
 — Wilhelm II 224 254.
 Großophtha, Der D. 305. — II 52 f 59
 Großmann, Schauspieler 248.
 von Grothhus, Sara, Baronin, geb. Meyer II 165
 Grüner, Joseph Sebastian, Polizeirat in Eger II 64. 321 322
 Grüner, Karl Franz, Schauspieler II 342
 Guay, Nicole le (d'Oltiva) II 52
 Guercino 276 277 285 308 309.
 Guizot II 292.
 von Gündorode, Karoline II 242.
 Günther, Hofprediger II 209

- Hädert, Jakob Philipp 279 289 290* 298
 — II 246 f
 Philipp Hädert (Biographie) II 174 222
 246 ff
 Hafis, Mohamed Schemseddin II 255 f 260
 265
 Hagedorn (der Dichter) 26 41 90
 von Hagedorn, Galeriedirektor in Dresden
 59 62
 Hagen, der tolle II 207
 Hahn, Joh Friedr., Dichter 174
 Haunonskinder, Die vier (Volksbuch) 27
 von Haller, Albrecht 26
 Halsbandgeschichte des Kardinals Rohan
 D., f Großophtha
 Hamann 82 f. 84* 86 f 95 96 97 100
 116 156 174 f 177 248 256 — II 40
 188
 von Hammer (Orientalist) II 255 260 288
 Hanswurfts Hochzeit I 130 f
 Hardenberg (Romantiker) f Novalis-Har-
 denberg
 von Hardenberg 59
 Harte, Miß 281.
 Harzreise im Winter G 235
 von Haugwitz, Freiherr 195
 Der Hausball G 254
 Haushaltungsbuch des Vaters S 24 27
 29. 35 113
 Hederich II 127
 Hegel (der Philosoph) II 324
 Hehn, Viktor 247
 Heidenröslein, das G 97. 106.
 von Heigendorf, Frau, f Jagemann,
 Karoline
 van Heil 30.
 Heine, Heinrich II 30 288
 Heinrich, Prinz v Preußen 236
 Heinrich XIV. von Ruß II 165.
 Heinse 130 136. 162. 164. 184 f — II 58. 94
 Helmholz II 312. 314.
 Hemsterhuis, Franz, Schriftsteller II 59.
 Händel von Donnersmard, Gräfin II 270.
 Herbstgefühl G. 192.
 Herd, Sekretär (Weßlar) 153.
 Herder, Joh. Gottfried 70. 82 ff. 83*. 100 f.
 106. 107. 112 ff. 115. 116 f. 118. 128.
 129 f 131. 142 ff (Goth) 156. 165 167
 174 f 177 178 181 198 214 f. (Be-
 rufung nach Weimar) 219 248 253.
 254 ff 258 259 f 263 266 270 280
 285 297 299 305 307 312 — II 8
 9 11 32 33* 34 36 40 44 f 46 48 50.
 52 58 f 61 63 66 90 94 95 116 ff
 (Entfremdung) 122 124 128 131 157.
 170 174 f (Tod) 188 221 225. 232
 255 282 285 294 299 305 ff
 Herder, August II 219
 — Karoline, geb Gladysland 84 96
 116* ff 129 143 198 256 f 259 263
 — II 67 116 f
 Hermann, Christian Gottfried (später
 Bürgermeister von Leipzig) 51 55. 64.
 Hermann, Landgraf von Thüringen 203
 Hermann und Dorothea G. 11 14 16 101.
 — II 87 89 96 119 ff 124 126. 169.
 Hermes, Joh Timoth., Pastor und Schrift-
 steller in Breslau II 94.
 Herrn, sag' was heißt das Flütern? G.
 II 260
 Herrnhuter Gemeinde 73 f 94
 Herßberg, Minister 248.
 Herz, Henriette II 252
 Herz, mein Herz, was soll das geben? G.
 189
 Herzlieb, Wilhelmine II 214 ff 215*. 218
 258 241 242 261
 Hesse, Geh R (Darmstadt) 116.
 Heyne (Göttingen) 41
 Heyse, Paul II 337
 Hilaire, St., Naturforscher II 312
 Hiller, Joh. Adam 55.
 Hirt, Aloys, Altertumsforscher 280. —
 II 34 159 f
 Hirt, Maler in Frankfurt 29.
 Hochbeglückt in Deiner Liebe G. II 258 f.
 Hochzeitgedicht für den Oheim Tector 64.
 Hochzeitslied, Das G. II 132
 Hoesler, Johannes von 153
 Hohelied, Das (Übersetzung) 35. 95. —
 II 255.
 von Höhenfeld, Baron 93.
 von Höhenheim, Franziska II 40.
 Holtei, Karl (Dichter) II 324.

Holtz 174

Homer 26 89 90 92 ff. 113 118 125 133
143 156. 157 161 175 240 284 292
295. — II 9 f (Naufitaa) 43 63 73 77
87. 89. 120 ff (Hermann und Dorothea)
123 125 127 128 f 162 196 225 263
264.

Höpfner, Prof in Gießen 115 164

Hoppes kleiner juridifcher Katechismus 40
Horen, Die (Zeitchrift) II 80 81 84 86.
89 ff 93 106 117 f 155 157 160 175
284

Horn, Joh Adam 40 49 50 52 54 67
70 134

Huber, Ludwig Ferdinand, Schriftfteller,
Freund Korners und Schillers II 150 f
Hufeland, Chriftoph Willh., medicin Pro-
fessor in Jena II 172

Hugo, Viktor II 292 f

von Humboldt, Alexander II 270 305. 323
— Wilhelm II 81. 90. 91. 96 97 120 125
141 f 146 157 172 184 263 320 322*

Husgen, Sohn d Schöffn Hofrat Husgen 40
Hutten 150 — II 262

Hyginus II 8 f. 127

Ich ging im Walde G II 36.

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder G. 104
Jffland, Auguft Wilhelm II 94 138 139 f
142 235

Ihr verblühet, füße Rosen G 191

Ilias im Auszuge A II 264

Ilmenau 212 216 ff. (Bergbau) — II 63
165. 306 311 346

Ilmenau G 212 f

von Imhof, Baronin Luife, geb. von
Schardt 226*

— Amalie II 171.

Im neuen Jahr G II 171.

Im Rheingau, Herbfttage A. II 256

Inſel Sellenburg, Reiſeſchrift 26

Iphigenie D. 140. 197. 218 229. 237 ff.
244. 246. 251. 257. 268. 269 277. 278.
281 283. 285. 307. — II 1 ff. 11. 13 f.
19 24. 25. 30. 33. 59. 67. 76. 77. 140.
141. 143. 144 f (Schillers Bearbeitung).
228 328 334.

Iphigenie auf Delphi 276 — II 1. 9

Italieniſche Reiſe 264 ff. 270 275 276
285 286 296 — II 9 12 40. 124 246
250 253 263 264 ff (Redaktion) 267
308

Jabach (Köln) 185

Jacobi, Friß 127 130 135 136 f 170 172
184* ff 194 f 210 258 260 — II 32
49 54 58 f 61 63 207 249 300 342
— Helene Eliſabeth (Betty), geb. von
Clemont 134 136 137 166 172 184
260 (Tod) — II 58

— Job Georg 127. 130 131 135 156 f
185* f

— Solo (Hannoverſche Lotte) 136.

Jagd, Die, G II 87 89 125

Jagemann, Karoline II 272 f

Jagers Abendlied G 230

Jahreszeiten, Vier G II 37

Jahrmarttsfeſt zu Plundersweilen D 150
237 251

von Jakob, Ludw Heimr, Prof in Halle
II 91 323.

— Therefe Alb Luife, ſeine Tochter II 294
323

Janin, Jules II 292

Jean Paul II 284. 288. 291

Jena 219 — II 96. 100* 172 211 214
272 f.

Jenaifche Allgemeine Literaturzeitung II
162. 173 175. 208

Jenſins, Thomas 299 301.

Jeruſalem, Karl Wilhelm 119 122. 133.
156.

Jery und Bately D 243 250. — II 51.

Jefabel D. 36

Jeht fußt der Engel, was ich fühle G 105.

Johanna Sebus G II 246.

Jones, William II 255

Joſeph, Epos in Proſa 36. 66

St Joſeph der Zweite (Novelle) II 219. 338.

Joſeph II 39. 119. 222

Judenpredigt 35

Julius Caſars Triumphzug, gemalt von
Mantegna A II 295.

Junder (Sechtmeiſter) 25.

Jung-Stilling, Heinrich 80 f 195 — II 94
 Junfer, Maler 30
 Juvenal 75

Kaaz, Maler aus Dresden II 218
 Kaiserin Abschied, Der G II 227
 Kaiserin Ankunft, Der G II 227
 Kaiserin Becher, Der G II 227
 Kaiserin Platz, Der G II 227
 von Kalb, Präsident 215
 — Kammerrat, später Kammerpräsident,
 dessen Sohn 215 219 228 236 — II 66
 — Charlotte II 66

Kalidasa (Sakuntala) II 185 255

Dr. Kanne, Christ Karl 70.

— Frau Kathchen, f Schöntopf

Kant 82. 83 — II 49 78 f 82 f 118

Karl August, Herzog 71 186 f 196 198
 205. 204 ff 205* 207 209 f 211 ff
 214 ff 219 220 ff (polit Tätigkeit) 223
 224. 228. 229. 232. 235 236. 238. 239 ff
 (Schweizer Reise) 248 249. 250 255 f.
 262 263 265. 266 278 285 300 305
 311 f — II 1. 15 16 20. 21 22 25. 32
 34. 35. 39. 44 46 47 ff (Schleifische
 Reise.) 56 ff. (Campagne in Frankreich)
 62 f (Belagerung von Mainz). 65. 66.
 68 70 116 f 158. 154 165. 169. 170
 172. 174. 175. 208. 211 f. 214 218 220.
 228. 229. 249. 266.

— Großherzog II 272. 273 275. 278 322
 326 f. 328 (Tod). 338. 342. 346

Karl, Herzog von Braunschweig (Vater von
 Anna Amalia) 204.

Karl Eugen von Württemberg II 50.

Karl Friedrich, Erbprinz, später Großherzog
 II 328*

Karl Theodor, Kurfürst 109

Karlsbad 262 ff. — II 165. 208. 214. 218 f.
 226 f. 250. 252. 274 ff.

Karneval, Das römische A II 53

Karoline Luise, Prinzessin von Sachsen=
 Weimar II 174. 208.

Karschin, Anna Luise 88.

Kauffmann, Angelika, verheh. Zucchi
 280* f. 298. 301. 302. 310. — II 33*. 34.

Kaufmann, Christoph 214

Kaulbach 157

Kayser, Philipp Christoph, Musiker 164
 165 196 243 304 f 306 — II 11 32
 34 53 231

Kehr 40

Keller, Gottfried II 125 136 f

Der Kenner G 174

Kenner und Enthusiast G 133

Kenner und Künstler G 133 174

Kennst Du das Land? G 265 — II 116.

Kestner, Joh. Christian 122 124* ff 132
 137 153 ff 156 161 f 180 216

von Kielmansegge, Freiherr 119 f

Kieser, Professor II 234

Kirms, Landkammerrat II 138

Klassiker und Romantiker in Italien, sich
 heftig bekämpfend A II 293

Kleine Blumen, kleine Blätter G. 96 104 f

von Kleist, holländische Barone 108

von Kleist, Ewald 65 90

von Kleist, Heinrich II 287 f

von Klettenberg, Oberstleutnant 28.

— Susanne Katharina 12. 56 73 ff 94.
 187 — II 109 342

Klinger, Maximilian 15 162. 163* f 165
 166 167 171 186 195 f 214 — II
 152 f 249

Klopstock 35 45. 64 97. 124 133 138 140.
 152. 160 174 ff. 175* 178 186 190.
 192. 195 210 214 (Bruch mit Goethe)
 248. 256. — II 50. 52 65. 94

Knabenau, Dorothea von II 219

von Knebel, Karl Ludwig 186 f 192. 210
 219. 221. 224. 225. 236. 238. 250. 253.
 256. 262 f 265*. 285. 298. — II 32 42.
 46. 49. 50 61 66. 214. 225. 227. 236.
 238. 300 302. 305. 327* 328. 342.

— Henriette, dessen Schwester II 208

Knier, Christoph Heinrich 282*. 287 289.
 291. 292 294. 295 ff

Knight, Henry II 246

Koburg, Herzog von II 214

Koch, Prof. in Straßburg 79

Kochsche Truppe in Leipzig, später in Berlin
 49. 140.

Kochberg bei Rudolstadt 225 233*.

König, Hoffassierer 228.

- König Rother II 224.
 König von Thule G. 186 — II 131
 Konstantin, Ernst August 203 f
 Konstantin, Prinz von Weimar († 1793)
 186 204 210. 238 250 — II 63 (Tod)
 Kopenhagener Lieder G. II 53
 Kopp, Cassouberseher 26 — II 19
 Koppenfels, Kanzler (Jena) II 172
 Körner, Christian Gottfried II 48* 49 64
 66 67 68 70. 75 77 78 79 80. 81 82
 91 92 97 120 131 144 146 150 232 f
 — Minna, f. Stoß.
 — Theodor 55. — II 232 f
 Kosegarten, Professor II 255
 von Kosebue, Amalie 230 f
 — August 231. — II 94 140 171 f. 273
 Kraft (Schuhling Goethes) 234
 Kranz, Kammermusikus 11. 237
 Kraus, Maler 210*. 217* 262 — II 319
 Krebel (Leipzig) 51 64
 Krespel, Katharina und Franziska 39. 70
 134
 — ihr Bruder 40. 70 213. — II 249
 Kreuchauf, Franz Wilhelm (Leipzig) 47. 60.
 Krüger (Herzog Michel D.) 52.
 Kunst und Altertum in den Rhein- und
 Maingegenden A II 263. 297.
 Kunst und Altertum, Zeitschrift II 263 264
 275. 282. 283 290 292. 293 297
 Des Künstlers Apotheose D. 304
 Künstlers Erdenwallen D. 133
 Künstlers Morgenlied G. 133
 Künstlers Vergötterung D. 133
 Kupido, Ioser, eigensinniger Knabe G. 302

 Labores juveniles 23 f 25*
 de Lamothe II 52
 Lange, Joachim, Professor 24
 Lange, Rathherr (Leipzig) 48
 Langer, Ernst Theodor 73 95 140 236
 Lannes, Marshall II 209.
 Über Laotoon A. 109. — II 158 160.
 La Roche, f. Roche
 Laßt euch, o Diplomaten G. II 260
 Lauchstädt II 172. 179
 Laune des Verliebten, Die D. 54. 66 ff. 88.
 250.
 Lauth, Schwestern 80
 Lavater, Johann Kaspar 134 162 164
 165 180 ff 181* 196 197 198 209
 236 239 241 ff (Bruch mit G.) 256
 262 278 279 — II 94 168
 Lebensverhältnis zu Byron A II 289
 Lebrun, Charles, Maler 185
 Lehre, Die, der farbigen Schatten A II 62
 Leipzig 36 42 ff Einwohnerzahl 42 Tore
 42 f. Patriziergarten 43 Rosental, Um-
 gebung 43 Innere Stadt 43 f Pleißen-
 burg 44 48 59 Bewohner 44 ff Lite-
 rarisches Leben 45 f. Theater 45* f. 60*
 66. Kunstsammlungen 46 f Feuerfugel
 47 Schöpfungshaus 48. Musikleben 55
 Bedeutung des Leipziger Aufenthaltes
 57 ff. Kunstakademie 59 — 70 73 78 f
 92. 262. — II 120. 165 169 f
 Leipziger Lieder 54 55 76 96
 Leisewitz (Dichter) 162
 von Lengefeld, Charlotte, f. Schiller, Char-
 lotte
 von Lengefeld, Karoline, f. von Wolzogen,
 Karoline.
 Lenz, Jakob Michael 108. 149 162. 164 ff.
 165* 171. 179. 196. 214.
 Lerse, Theolog 80 f. 99 109. 113 144 —
 II 169
 Lessing 33 (Mit Sara Sampson) 52 ff. und
 65 (Minna von Barnhelm). 66 68 f. 70.
 75* 83 84 86 f 88 90 92 95. 99. 109.
 144 (Emilia Galotti) 146 148 (Über
 den Gock). 150 152 168 177 248. 250.
 259. 260. 307. — II 2 ff (Nathan u
 Iphigenie). 8. 13. 50 77 87. 93. 94. 95.
 96. 100. 136 137 160 181 (Sausst) 188.
 Leuchsenring 116 f. 127 129 130.
 von Leuchtenberg, Herzog II 276
 von Levesow, geb. von Broßigke (Mutter) II
 238 274 f 276 277 278
 Ihre Töchter:
 — Ulrike II 261 274 ff 278*
 — Bertha II 274 ff. 278*
 — Amalie II 274 ff.
 Levin, Rahel II 232.
 Lichnowski, Fürst II 227. 228
 Lichtenberg 182 — II 63.

- Lichtenstein, Fürst II 227 228
 Lied eines physiognomischen Zeichners (I 182.
 Lieder von der schönen Müllerin II 130 132
 Ligne, Fürst II 214
 Lila (Luise von Ziegler) 118 122
 Lila D. 232 250. — II 51
 Lili, f. Schönemann
 Lilius Paul G. 190
 Limplrecht, Theolog 47. 56 94
 von Lindau, Baron 234
 Lindenau, Graf 55
 Lindheimer, Cornelius 5
 Lionardo da Vinci 300. 306. — II 295 f
 Lips, Joh. Heinrich 280. — II 34. 55*
 Litaufisches Brautlied (Sischerin) 252 256
 Literarischer Sansculottismus A II 91.
 Literatur (Gegenschrift gegen Friedr. d. Gr.) 248 256
 Livius 287.
 Lobstein, Prof. in Straßburg 79
 Loder, Anatom in Jena II 170. 173 307
 von Loen, Freiherr (Großhofheim) II 109
 Logano 277
 Lorscheid, Professor II 255
 Lubomirski, Fürstin 263
 Lucinde, die Französin (Leonore) 103
 Luch, Kammerherr II 138.
 Luden, Professor II 234
 Ludwig, Christian Gottlieb, Prof. (Leipzig) 49. 57.
 Ludwig I von Bayern II 318. 325 f
 Ludwig Bonaparte, König von Holland II 226. 275
 Luise, Herzogin von Weimar, geb. Prinzessin von Hessen 196. 198. 206. 207. 209* 213 223. 232 237. 250. 252 263 — II 27 32. 66 116 f. 208. 212 — (Großherzogin) II 273 315 327. 328 (Tod)
 Luise, Königin 11 — II 226
 Lutz III 300. 328
 Lupton, Harry 72.
 Luther 150. 205 — II 180
 Lutz, Anna Elisabeth 2
 Lutz, Sebastian 2.
 Mädchen von Obertürk, Das I) II 54 ff
 Maffei 270
 Magelone, Volksbuch 27
 Mahomet D 133. 173 f. — II 188
 Mahomets Gesang G 174 176
 Mahomet nach Voltaire von Goethe II 141 143 221 255
 Mabr, Berginspektor II 340
 Mailand 306
 Mailied G 106
 Main 16 f.
 Majer, Friedrich, Orientalist II 223
 Malcesine 269 f. — II 265
 Mannheim 109 — II 158.
 Manso, Gymnasialrektor in Breslau II 91. 94
 Manso, Tassos Biograph II 19 21 22
 Mantegna 309 — II 295
 Manzoni II 295
 Märchen II 86 285
 Maret, Minister Napoleons II 220
 Maria Seodorowna (von Rußland) II 273
 Maria Ludovica, Kaiserin II 226 ff 227* 262
 Maria Paulowna, Erbprinzessin II 173* f 229 328
 Maria Theresia II 226
 Marie Antoinette II 52
 Marienbad II 274 ff
 Marienbader Elegie II 274 277 f
 Marienborn, Kolonie der Herrnhuter 74.
 Marionettenspiele 33
 Marlowe (Sauß) II 181
 Maron, Mengs' Schwager 301
 Martial II 91 (Xenia).
 Maskenzüge 252 239 — II 224 f 275 326.
 Materialien zur Geschichte der Farbenlehre A. II 315.
 Maximilian I., Kaiser 119
 Maync, Harry II 99.
 Du Meiz, Domdechant 114 138.
 Meigner, Charitas 40 41* 50. 73.
 Melber, Kaufmann (Oheim) 23.
 — Johanna Maria, geb. Textor 23. — II 249.
 Melusine, Volksbuch 27.

Melusine, Die neue, Erzählung 106 —
 II 219 249 338.
 Mendelssohn=Bartholdy, Felix II 261 274
 318.
 Mendelssohn, Moses 75 (Phädon) 153
 177. 186. 260
 Mengs 279 308. 310 -- II 297
 Mercier 163. 168
 Merck, Joh Heinrich 12 95 114 ff 115*. 126
 129 f 131 132 137. 138 139 143 144
 165 168 (Clavigo) 172. 186 192 198
 213 215. 218 234 236 f 248 — II 33
 (Tod) 303.
 Mermée II 292
 Mertel, Carlleb II 172
 Messina 296.
 Metamorphose der Pflanzen A. II (79).
 Metamorphose der Pflanzen G II 38. 308
 Metamorphose der Tiere G. II 309 f.
 Meteren (Histor. Beschreibung des nieder-
 ländischen Kriegs) II 12
 Meß, Dr, Arzt 75 — II 109
 Meyer, Heinrich 280 281. 284. 298 304 —
 II 34 35. 46 56. 60 63 81. 83. 85. 95
 119. 120. 123. 131. 139. 154 ff 155*
 161 ff 165. 168. 169. 170. 171 172. 173
 174. 177 210. 211 225 231. 247 263.
 265. 266 267 268 286 295 297 298.
 318. 324 330 (Tod).
 Meyer, Marianne, f von Eybenberg
 Meyer, Sara, f von Grotthus.
 Meyer aus Lindau, Mediziner 80 f.
 Michaelis (Göttingen) 41.
 Michelangelo 285 299 f. 308. 309 — II
 268. 296.
 Mich ergreift, ich weiß nicht wie G. II 171.
 Mickiewicz, Adam, polnischer Dichter II
 319 f.
 Mieding (Tischler) 249
 Miedings Tod G. 249. 254.
 Mignon (Kennst du das Land?) G 265 —
 II 116.
 Müller, Johann Martin 162. 167. 174
 Milton 88
 Mithildigen, Die D. 66. 68 f 88. 250. —
 II 141.
 Möbius, P, Nervenarzt 233 — II 271

Mohlungen 82
 Molière 33 66 69 250 — II 292
 Monolog des Liebhabers G 133
 Montaigne 90
 Moors, Max und Ludwig 23 40 41 49
 50 70 112
 Morgenflagen G II 37 42
 Moriz, Karl Philipp 280 281 ff 298 305
 — II 30 34 42 68 100
 Morus, Professor (Leipzig) 57 63
 Moser, Justus 186 f 203 — II 12
 von Moser, Freih Karl 36 -- II 109
 Moses A II 255
 Mouans 30
 Mozart 305 — II 143 231 274 296
 Mühlbach, Der G II 168
 Müller, Maler 162. 164. 167.
 von Müller, Friedrich, Kanzler II 220 278
 298 302 330 331 ff 332* 334 336
 von Müller, Johannes, der Historiker II
 174
 Mullerm-Lieder II 130 132
 Münch, Anna Sibylla 134
 Münch, Susanna Magdalena 134 169 187
 München 267
 Muratori II 21 22
 Musäus 182 250 — II 273
 Myller II 222
 Myrons Kuh A II 295
 Mystifizierten, Die D (der Großophtha)
 305 — II 53

Nachahmung der Natur usw G (Studien)
 307.
 Napoleon I 155 — II 207 208 211
 220 ff 226. 233 262. 331
 Natur, Die A Fragment 254 — II 75 f
 186 f 306.
 Natur, Manier und Stil A II 79
 Natürliche Töchter, Die D II 143 147 ff
 174 f.
 Nauphka D. 277 291 f 295. — II 1 10 f
 Neapel 286 ff 296 f
 Die Neuberin II 100. 102. 107.
 Neudeutsche religiös-patriotische Kunst A
 II 297.
 Neues Testament 34

- Neueste von Plundersweilern, Das 252
 Neufürch, Benjamin 26
 Neumann, Christiane, f. Becker
 Newton II 45 313 ff.
 Ney, Marshall II 208
 Nibelungenlied II 208 222 f. 224 f. 283
 Nicht zu weit (Novelle) II 340
 Nicolai, Christoph Friedrich 90 177 f. 186
 — II 91 93
 Nicolai auf Werthers Grabe G. 178
 Niederrad 37
 Nimmer will ich Dich verlieren G. II 260
 Nothnagel, Maler 30 132 — II 166
 Novalis=Hardenberg II 284 291
 Novelle II 86 125 279 f.
 Nur wer die Sehnsucht kennt G. 263

 Oberlin, Prof. in Straßburg 79
 Obermann, Srl 52 f. 55
 Octavianus, Kaiser, Volksbuch 27
 Odea, Michele, Gouverneur von Messina 296
 Oden Goethes 36 63 64 69 118 176
 O'Donnell, Gräfin II 228
 Odyniec, polnischer Dichter II 319 f.
 Odysseus auf Phäa (Nauisita) II 10
 Oeser, Adam Friedrich, Prof. 48 53 f. 58 ff.
 59* 60* (Vorhang des Leipziger Komö-
 dienhauses) 61 u. 62* (Gellerts Den-
 mal) 65 70 75 87 92. 98 99 228
 236 251. 306 ff. — II 285
 — Friederike 35 53 f. 61. 70 76 228
 von Oettingen, Wolfgang II 317
 Offenbach 189 ff.
 Offene Tafel G. II 246
 von Olenischlager; Schöffe 33 48 — II 109
 — sein Sohn 33 40
 Ortnit II 224
 d'Orville, Johann Georg 189
 — Rahel 192
 os intermaxillare II 307
 Ossian 90 f. 104. 113. 115 133 161 175
 Ostade 30.
 Ovid 26 75. 306 — II 20 f.

 Padua 271. 308 f.
 Paläophron und Neoterpe D. II 143 144.
 Palermo 291 ff. 303
 Palladio 270 f. 273 f. 277 308
 Pandora I) II 214 216 219 228 237 ff.
 254
 Paolo Veronese 274 f.
 von Pappenheim, Oberst 28
 Paracelsus, Theophrastus 75
 Paris, Der neue 32 f.
 Passavant, Jakob Ludwig 134 196
 Pastum 287 288 294 297 310
 Pater Brey, Fastnachtspiel 130
 Pater Lorenz II 169
 Paulus, theol. Prof. in Würzburg, später
 in Heidelberg II 172 256
 Pausias, Der neue G. II 37 133 228
 Pegelow, Eithlander 80 93
 Pellegrino 292
 Permoser, Balthasar 45
 Perugino, Pietro 276
 Pestalozzi II 343
 Peter im Baumgarten (Schußling Goethes)
 234
 Petermannchen, Zauberoper II 154
 Petersen (Darmstadt) 116
 Petrarca II 215
 Pfarreisen 18 27
 Pfeisfergericht 19.
 Pfeil, Hofmeister (Leipzig) 51 64
 Pfenninger (Zürich) 196
 Picard II 143
 Pilgers Morgenlied G. 118
 Pindar 93 96 118 — II 188
 Pisani 275
 Planetentanz, Der (Maskenzug) 252
 Platen II 287 288
 Platon 75 89 93 113 — II 60 80 315.
 Plautus 36 — II 101 144
 Pleßing aus Wernigerode 235.
 von Ploto, Freundin der Frau Hofrat
 Böhme in Leipzig 48.
 Plundersweilern, Das Neueste von 252
 Plutarch 287
 Poetische Gedanken über die Höllenfahrt
 Jesu Christi G. 36.
 von Pogwisch, Ottilie, f. Goethe, Ottilie v.
 Pohl, Naturforscher II 321
 Pompeji 288. — II 295. 336

- Pöfen, Friede zu II 211
 Primas, Fürst II 219
 Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes D 177
 Prometheus D u G 251 260 — II 188 237 299
 Properz 75 — II 42 46
 Propyläen (Zeitschrift) II 141 154 157 ff 162 225 321
 Proserpina, Monodrama 251
 Prospekte, Die römischen 27 265
 Psyche (= Karoline Gläcksland, s Herder) 118 122
 Putter, Vollständ Handbuch der Deutschen Rechtshistorie 141
 Puppentheater Goethes 21⁴ 22
 Pylades, der Frankfurter Freund 36 ff

 von Quandt II 268

 Racine 33 — II 103 145
 von Radnig, Hausmarschall in Dresden II 49
 Raffael 161. 276 f 284 f 299 f 308 309 — II 295 f. 298.
 Rameaus Neffe, übersezt nach Diderot II 152 f 175
 — Anmerkungen zu II 153.
 Ramler 65 186
 Rapp, Heinrich II 167.
 Rauch, Christian Daniel II 273 321 324 f.
 Rechenschaft G. II 246
 von der Rede, Frau II 218 220 270
 von Reden, Direktor der schlesischen Bergwerke II 47.
 Regeln für Schauspieler II 109 142
 Rehberg 299
 Reich, Erasmus, Buchhändler (Weidmann) 61
 Reichardt, J. S. II 49 52 53 172 231
 Reichel, Arzt 47. 57
 Reiffenstein (Reiffstein), Joh Friedrich 280 282*. 298 f 301 — II 33*.
 Reineke Suchs G II 60 f. 62 116
 von Reinhard, Graf Karl Friedrich II 214 225. 229. 244 292. 320. 321
 Reinhard, Hofprediger (Dresden) II 214
 Reise der Söhne Megaprazons, Roman II 54
 Reifig, Philolog II 264
 Reliquie, Die G 76
 Rembrandt 30 252 — II 296.
 Rembrandt, der Denter A II 296
 Reni, Guido 277 285 308 309
 Revolution, die französische II 45 49 ff 123 f 148 ff 236
 Richardsons Romane 70 157
 Richters Kunsthimmungen in Leipzig 47
 Ridel, Erzieher des Erbprinzen II 67
 Riedel, Galerieinspektor in Dresden 62
 Riedesel 293 294
 Riemer, Friedr Wilhelm II 1 36 172 174 208 209 210 216 218 238 249 266 267. 268 270. 327 330 332 335
 Riese, Joh Jak. 40 49 50 70 134
 Riggi, Maddalena 301 f 303* — II 124
 Ritter Kurts Brautfahrt G II 132
 Robinson Crabb, Engländer 141
 Robinson Crusoe 26
 La Roche, von, Geh Rat 126 f 129
 — Sophie von, geb von Gutermann 118 127* ff 132. 134. 137 ff 154 176 180 187. — II 169 213
 — Maximiliane, s Brentano
 Rochlig, Joh Friedrich II 326
 Rochusfest in Bingen A. 16. — II 256 263.
 Roderer, Theolog in Straßburg 99
 Rohan, de, Prinz 32
 — Kardinal 305 — II 52
 Rom 276 277 278 ff. 297 ff
 Romantik II 284 ff 294. 297 298
 Romeo und Julie, bearbeitet von Goethe II 143.
 Römische Elegien 226 — II 36 f 41 ff 90. 118 262.
 Römische Karneval, Das A II 53
 De Rosne (Derones) 32 f
 Rothe, Erzieher der Enkel Goethes II 518
 Rothe, König II 224
 Rousseau, J. J 86. 94. 116. 117 130. 151 ff (Rousseau u Werthers Leiden) 166. 183 211. 222 f — II 2 50 153 188 292. 299 343
 Roussillon, Henriette von (Urania) 118. 122 129

Rubens 185 (Kreuzigung Petri in Köln)
267. — II 296

Rüdert II 288.

Rundel, Lissette 40 50 70

Rundel (Stallmeister) 25 40

Ruysdael als Dichter A II 296

Sachs, Hans 142 175. 230 250 252

Hans Sachsens poetische Sendung G 230

— II 99

Sachsenhausen 16. 28

Sainte-Beuve II 292

St. Hilaire, f. Hilaire

Sala, f. aula regia

von Salis, Karl Ulysses, Pädagog 186

Salomons u. w. güldne Worte von der Feder
bis zum Jffop G. 95

Salzmann, Dr. Joh. Daniel 80 f. 92 94.

106 f. 108. 109 112 143 144 165 196

Der Sammler und die Seinigen A II 159 ff.

Sangerhausen 1

Satyros D 130

Saußure, Leonore 40

Schade, Lehrer 25

Schäferspiele 36.

von Schardt, Joh. Christian, weimarischer
Hofmarschall 225.

— Concordia Elisabeth, geb. Irving of
Drom 225.

— Charlotte, f. von Stein.

— Sophie, geb. von Bernstorff (Schwägerin
der Frau von Stein) 259. — II 67.

Der Schatzgraber G II 150.

Schaukelberg, Clavis Homerica 95

Scheffauer 279 — II 167.

Schellhorn, Cornelia, f. Goethe, Cornelia

— Johannes 2.

Schelling II 96 170 172. 298 300.

Scherbius, Joh. Jak. 24.

Scherz, List und Rache D. 243. 305 — II 31.

Schiller, Friedrich von 55. 146 (Selbstkritik
der Räuber). 162 199. 203. 225. 247.

281. — II 2 (über Goethes Iphigentie).

4. 7. 9. 14 ff. (über G.s Egmont). 17 39.

40. 43. 45. 49. 50. 64* ff. (Annäherung

an Goethe). 70 ff. (Gegensätze zwischen

G. u. Sch.) 76 ff. (Schillers Wandlung)

80 ff. (Vereinigung mit Goethe Briefe
über die ästhetische Erziehung des Men-

schen) 82*. 84 ff. (Über naive und senti-

mentalische Dichtung) 87 ff. (Über epische
und dramatische Dichtung) 90 ff. (Ze-

men) 96 f. 99 ff. (Einfluß auf Wilhelm

Meister) 110 ff. 117 f. 119 ff. (Hermann
u. Dorothea) 124 f. (Alexis u. Dora).

126 ff. (Achilleus) 129 ff. (Balladenjahr).

133 134 ff. (Wallenstein) 138 ff. (Ge-

meinsame Tätigkeit für das Weimarer
Theater) 152 153 ff. (Bildende Kunst).

166. 167. 168 169 170 171 172. 174.

175 176 ff. (Tod). 184 ff. (Teilnahme
am Faust). 192 195 f. 207. 228 231 232

234 240 250. 279 f. 284 290 291 294.

305 312. 315 337 348. 349.

Schiller, Charlotte, geb. von Lengefeld II 67

68 69* 70 71 77 80 81 96 170 171

174 175 210. 278 328 (Tod)

-- Ernst, ihr Sohn II 271.

Schillers Totenfeier D. II 178 f

Schimmelmann, Gräfin II 39

Schinkel II 321 324

Schlag (Kurschner in Strahburg) 78

von Schlegel, Aug. Wilhelm II 87. 90 96

125. 144 172. 215. 252. 284. 286. 324.

— Friedrich II 87. 95 96. 144 284 286.

Schlegel, Joh. Elias 15 33 (Kannst). 45.

140 (Hermann)

— Joh. Heinr. II 8

Schlosser, Hieronymus Peter, Advokat (der
ältere Bruder) 112.

— Friedrich Heinrich, sein Sohn (Rat
Schlosser) II 219. 249. 256.

— Georg, Advokat (Goethes Schwager, der
jüngere Bruder) 51. 115 131. 133 f.

134*. 233 f. — II 58. 62

— Cornelia, geb. Goethe 15. 20. 24 26.

30. 33. 36. 39 f. 46. 49 f. 58. 64 67 f.

70. 71* f. 75. 91. 112 f. 133 f. 135. 136

137. 143. 193 196. 228. 233 f. (Tod).

236. 240. 286. — II 107. 249 271. 342.

— Julie, ihre Tochter II 62.

— Johanna, f. Schiller.

Schmehling, Gertrud, verehel. Mara (Leip-

zig) 55.

- Schmidt, Erich 199 — II 108 182
 Schmidt, Georg, Pfarrer 35
 Schmidt, Nikolaus 40
 Schmoll, Zeichner 181 183*.
 Scholl, Regierungsrat in Saarbrücken 101
 Schonborn, Friedrich Ernst (Algier) 161
 Schönmann, Frau, geb d'Orville 188 192
 — Lili 172. 188* ff 230 240 — II 12 40
 257. 261
 Schönkopf (Vater) 48 50 f
 — (Mutter) 56
 — Gottlob und Peter (Söhne) 52
 — Kathchen (Anna Katharine) 50 51*
 52 f. 65. 67 f. 69. 70 f. (Verlobung und
 Heirat) 75 107 228
 Schopenhauer, Johanna II 210 268
 — Adele, Tochter II 210*
 — Arthur, Sohn II 210 f.
 Schopplin, Professor in Straßburg 79
 Schroeder II 94 100
 Schroeter, Corona 55 213. 228 232 f 238
 249* f 251. 252 — II 66
 Schubart, Martin 30.
 Schubart's (Ideen über Homer) II 264 270
 Schubert, Franz II 231. 261.
 Schuchardt, Goethes Sekretär II 330
 von Schuchmann, Freiherr, Oberbergrichter
 II 47.
 Schuhmacher, Anna Regina II 40
 Schufowski, russ. Dichter II 324
 Schultzeß, Barbara 194. 197*. 243 306 —
 II 19 f. 99. 156. 168 f.
 Schulz, Christoph Ludwig Friedrich, Staats-
 rat II 320 f.
 Schumann, Clara II 318.
 Schuß, Christian Gottfried (Jena) II 162
 Schuß, Maler 30 278. 279 299 — II 33* (?)
 Schüsse II 210
 Schweiger, Karl (Alexis) 40.
 Schweizerreise von 1797 II 250.
 Scott, Walter II 275. 277. 290.
 von Sedendorf, Karl Siegmund 209 f 213
 243 250. 253
 Seebach, Naturforscher (Jena) II 214
 Seefahrt G 176.
 Seefuß, Johann Konrad, Maler 30*. 31* 32.
 Segeßta 293 310
 Seidel, Philipp, Goethes Diener 198 239
 240 266 285
 Seidler, Luise, Malerin II 218 219 267
 Sendshreiben G 133.
 Serassi, Biograph Tassos II 20 21 22
 Serviére, eine Frankfurter Familie 138
 Seßenheim 78 92 101 f 103* (Pfarrhaus)
 107 126. 240
 Sestini (Catania) 293
 Seyler'sche Truppe 249
 Shaftesbury II 299
 Shatejspeare 60 75 f 82 84 87 f 90 92
 93 f 95 108 113 f 115 117 131 142 ff
 (Gos) 147 ff. 164. 167 168. 179 263 —
 II 12 16 17. 94 104 f. 134 137 139
 143 (Goethes Bearbeitung von Romeo
 und Julie). 144 f 243 284. 285 289
 296 301
 Zum Shatejspearetag, Rede A. 113 148. —
 II 104 186
 Shatejspeare als Theaterdichter A II 145
 Shatejspeare und sein Ende A II 145
 „Sie kann nicht enden“ (Sonett) II 216
 Siebenjähriger Krieg 27. 59. 65 (Kriegs-
 dichtung).
 Silbermann, Joh Andl, Orgelbauer in
 Straßburg 110
 Simplicius Simplicissimus II 224
 Sizilien 289 ff 310. — II 10
 Sokrates D. 113 — II 15
 Solms, Fürstin II 214
 Sömmering, Naturforscher 262 — II 63
 Sonette II 213 214. 215 f 217*. 219. 238
 Sophokles 86 f 88 148 — II 3 8. 9 15
 87. 89. 137. 146 243. 284
 Soret, Friedrich Jakob II 330 333
 von Soubise, Prinz 28
 Späße in antiken Stil II 42
 Spener, Phil Jas 73
 Spielmann, Prof. in Straßburg 79
 Spieß'sches Volksbuch (Saus) II 180
 Spinoza 260 f — II 298 f 300 303 f 305.
 311.
 Spoleto 278
 Sposa rapita, La, eine ital Oper von
 Goethe 55
 Sprache, Die G 174.

- Textor, Anna Margaretha, geb Lindheimer
 (Großmutter) 5 7*.
 Job Nikolaus (Großoheim), Platzmajor
 in Frankfurt 28 75
 Job Joſt, Dr. jur., Advokat (Oheim)
 64 111 112.
 Johanna Maria, ſ. Melber
 Anna Chriſtine, Schweſter der Frau Rat,
 ſpäter verheiratet an Schuler 23 50
 Theocrit 93
 Theuerdant II 224
 Thomas a Kempis 74
 Thoranc, François de Thés Comte de, der
 Königsleutnant 28 f. 29* 32 34
 Thormaldſen II 305. 336
 Thouret, Architekt II 168
 Thümmel II 94.
 Tibull II 42.
 Tieck, Chriſtian Friedrich (Bildhauer) II
 273. 324.
 — Ludwig (Dichter) II 96. 284. 286 f. 288
 297.
 Tiedge (Dichter) II 218. 288
 Tiefurt 209. 249. 252. 253*. — II 19
 Tiefurter Journal 253 ff.
 Tintoretto 274 f.
 Tiſchbein, Wilhelm 238 278* ff 279* 281*
 286. 287. 288. 289. 297. 298. 309.
 Titius, Inſpektor des Naturalienkabinetts
 in Dresden II 49.
 Tizian 270. 274. 309. — II 298
 Tod des Achilles, Der G. II 89
 Torbole 269.
 Totentanz, Der G. II 246.
 Trapp (Worms) 40
 Traub II 257.
 Trauerloge G. II 174.
 Trautmann, Maler 29 f
 Trient 268.
 Trippel, Alexander, Bildhauer 279 280*.
 298. 306*
 Triſtan II 224.
 Triumph der Empfindſamkeit oder Die ge-
 ſtaltete Braut D. 250 f
 Trooſt, Engelbert 80 f
 von Türrheim, Baron (Elſis Gatte) 240
 Über allen Gipfeln G. II 346
 Über das deutſche Theater A. II 145.
 Über die Natur A 254 — II 75 f. 186 f.
 306
 Über epische und dramatiſche Dichtung von
 Goethe und Schiller A. II 87 ff. 120
 Über Kunſt und Altertum in den Rhein-
 und Maingegenden A II 263 297
 Über Lafoon A 109 — II 158. 160
 Über Philoſtrats Gemälde A II 295.
 Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der
 Kunſtwerke A II 159
 Uhland, Ludwig II 288
 Ulrich, Karoline, Chriſtianens Geſellſchafts-
 terin II 220. 267. 330
 Ulyſſes auf Phäa D., ſ. Nauſikaa.
 Unger, Verleger in Berlin II 53 61. 106
 Ungetreue Knabe, Der G. 186. 191 —
 II 131.
 Ungleichſen Hausgenoſſen, Die D. 243.
 Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten
 II 86 338
 Unzelmann, Schauſpieler 15
 — Friederike, Schauſpielerin II 139. 170
 Urania (Henriette von Rouſſillon) 118. 122.
 Urfauß 199. 260 — II 181 ff. 299
 Uz, Joh. Peter (der Dichter) II 94
 Valentinus, Baſilius, Alchimist 75
 Valle, Pietro della II 255.
 Varnhagen von Ense, Karl Aug II 40
 — Rahel II 257.
 Veit, Dorothea II 232
 Venedig 272 ff. — II 37 44 ff
 Venezianiſche Epigramme 243. — II 57.
 41. 44 ff.
 Verein der deutſchen Bildhauer A. II 295.
 Vergil 26
 Vermächtnis G. II 339
 Verona 270. 308.
 Veroneſe, Paolo 274 f
 von Verſchaffeldt, Max 280 299. — II 35*.
 34.
 Veſuv 286. 288
 Vicenza 270 f.
 Vier Jahreszeiten G. II 57.
 Viemeg, Verleger II 120.

- de Digny, Alfyed II 292
 Viktor, General II 209
 Dillemann II 292
 Dittus 285 308
 Vogel, Arzt II 347
 Vogel, Die D 251 f
 von Voigt, Christian Gottlob 217 265 —
 II 66 f 170
 von Voigts, Frau, Moysers Tochter II 12
 Volgstedtsches Haus (Goethische Wohnung)
 229
 Volkmann, Goethes Reiseführer in Italien
 271 275 276 308. 309
 Volkslieder II 294
 Volpato, Kupferstecher (Rom) 299 302
 sein Sohn 302
 Volpertshausen, Jagdhaus bei Weßlar 122
 Voltaire 66. 75 126 — II 141 (Mahomet)
 143 (Mahomet und Tancred) 153 221
 292
 Von deutscher Baukunst A 97 98 142 —
 II 225.
 Vorspiel zur Eröffnung des Weimarschen
 Theaters am 19 Septbr 1807. II 212
 Voß, Johann Heinrich 174 — II 41 60 f
 77 95 120 f 172 219 256 334
 — Heinrich der Jüngere II 41 172 176⁴ f
 268
 Vulpius, Johann Friedrich, Amtsarchivar,
 der Vater II 35
 — Christian August, sein Sohn II 35 219.
 268
 -- Ernestine, seine Tochter II 35
 -- Christiane, seine Tochter 315 — II 35* ff
 39* 49 56 f 60 62 f 165 f 168. 170.
 172 174. 177 207. 209 f (Trauung)
 212 215 220 228 249. 267. 268 ff
 (Tod) 271 308 317 f 350

 Wachstum, Sonett II 216.
 Wadenroder II 297.
 Wagner, Heinrich Leopold 162 f 166. 168
 186.
 Wahlverwandtschaften, Die 149 — II 41
 214. 215 216 222. 238 241 ff 248 323
 338. 342
 Waldberg 81.
 Waldeck, Prinz von 281 297 298
 Wall (Die beiden Billets, Lustspiel) II 54
 Walpot von Bassenheim 155
 Walter, Georg 2
 Walther von der Vogelweide 205
 Walzel II 299
 Wandelnde Glode, Die (I II 152
 Wanderer, Der (I 117 174 281 307
 Wanderers Nachlied (I 227*
 Wanderers Sturmlied (I 117
 Was bedeutet die Bewegung? (I II 259
 Was heißt mit Jungen reden? A 95
 Was wir bringen D II 172
 Weber, Joig (Urahn der Familie Tector) 4
 Wedel, Moritz von, Kammerherr 210 239
 Weiblichen Tugenden, Die (Maskenzug) 252
 Weiskersheim an der Tauber 4
 Weimar 199 203 ff 206 ff 208* 218 (Part)
 229 f 230* (Goethes Gartenhaus) 254
 255* (Goethes Haus am Frauenplan)
 — II 141* (Schillers Wohnhaus). 143*
 (Das alte Theater) 174* (Schloß) 334*
 (Goethes Garten) 347* (Fürstengruft)
 Weimarsches Hoftheater A II 109 140
 Weissagungen des Batis II 86 f
 Weiße, Christian Selig 53. 45 55 63 66
 115 — II 95
 Weiße Welt und breites Leben (I II 280*
 Welcher Unsterblichen soll der Preis sein?
 (I 254
 Wellings Opus Mago-Cabbalisticum 75
 Weltseele (I II 300
 Wend, Rektor in Darmstadt 116
 Wendler, Buchhändler (Leipzig) 61
 Wer ist der Verräter? (Novelle) II 340
 Werner, Gottlob, Bergat II 219 311 f
 Werner, Zacharias II 214 f. 216. 291
 Werthern, Gräfin auf Neunheiligen 215
 223. 224
 Werthers Leiden 20 116 119 121 122 ff
 131. 133. 139. 149. 151 ff. 161 f. (zweite
 Bearbeitung) 162 163 166 f. 171 176
 177 f 181 186. 190 195 f. 211. 223.
 251 260. 282 — II 31. 50 65. 94. 106 f
 122 124 221 f (Gespräch mit Napo-
 leon). 230. 242 262 285 299 303.
 Wette, Die D. II 228

- Wehlar 118 ff. 122^r
 Weyland 78. 80 101 f
 Widmann (Neubearbeitung des Volks-
 buches von Faust) II 181
 Wiederfinden G. II 260
 Wie herrlich leuchtet mir die Natur G. 106
 Wieland 11 14 33 (Johanna Gray) 63
 66 70. 75 87 92 114 127 f 129 131
 136 163 164 166 174 177 178 f 206
 (Erzieher Karl Augusts). 210 f 214 218
 228. 236 253. 257 285 — II 2 8 32
 50 61 66 68 78. 94. 95 221 232* (Tod)
 Wilhelm, Graf von Lippe 84
 Wilhelm Meisters Lehrjahre 14 22 33
 224 248 f 261 263 282 — II 63 87
 99 ff 107 ff 118. 121 133 198 241
 284 f. 290 337 f. 342. 344 345
 Wilhelm Meisters Wanderjahre II 214
 264 275. 304 337 ff
 Wilhelm Meisters theatralische Sendung
 (Erste Fassung) 36 197 229 249 —
 II 99 ff 110
 Wilhelm I., Kaiser II 325
 von Willemer, Familie II 256
 — Joh. Jakob II 256 ff
 — Marianne, geb. Jung II 257* ff 328
 Willkommen und Abschied G. 97. 106.
 Willst Du mich sogleich verlassen? G. II 328.
 Windelmann, Joh. Joachim 58 f. 62 92.
 97. 99. 109 279 280 283 f 307 —
 II 77 160 162 ff (Windelmann und
 sein Jahrhundert). 283 286 297
 Windelmann A. II 162 ff. 175 248 286.
 Windlers Kunstsammlung in Leipzig 46
 Winler, Prof. (Leipzig) 57.
 Wirkung in die Ferne G. II 132.
 von Wihleben, Oberhofmarschall 210
 Wolf, Friedrich August (Halle) II 60. 87 91.
 121. 163. 172 207 f 263. 264. 326 (Tod).
 Wolff, Pius Alexander, Schauspieler II 342.
 Wolfram von Eschenbach 203. — II 80.
 von Wolfskeel, Henriette II 63. 171
 Wollwarth, Henriette von (Hofdame) 250.
 Wolowsta, Casimira II 320
 von Wolzogen, Streiberr, Schillers Schwager
 II 153. 171
 von Wolzogen, Karoline, geb. von Lenge-
 feld II 67. 69 70 77 171
 Wörlitz (Park) 218 236
 von Wreden, Hofrat (Heidelberg) 198
 Wulz, Stephanowitsch II 294
 Wunderhorn, Des Knaben II 208 223 f
 Wundt, M. II 345 f
 Xenien G. 243 — II 90 ff 120 129 159
 161 168
 Xenophon 95
 Zacharia 64. 131
 Zahn (Architekt) II 295
 Zauberflöte Mozarts, Fortsetzung II 143
 Zauberlehrling, Der G. II 130 132
 Zedlig II 288
 Zehmisch, Kaufmann in Leipzig 45.
 Zeichen der Zeit D. (die Aufgeregten) II 54
 Zelter, Karl Friedrich 152 — II 86 f 174
 177 178 194 215 230 231 f 237. 248
 256. 270 274 287 298 302 318 320
 321. 326*.
 von Zieglar, Silvie II 218* ff.
 von Ziegler, Luise (Lila) 118. 122.
 von Zimmermann, Johann Georg (Arzt)
 154 198. 211 212 215 226 234. 236.
 Zinzendorf 94
 Zucchi, Maler 281. 298 299 — II 33* 45.
 — Angelika, f. Kauffmann.
 Zuneigung G. 258.
 Zu malende Gegenstände A. II 295.
 Zumsiege, Kapellmeister II 168.
 Zur Logenfeier G. II 302
 Zur Morphologie II 311
 Zweiter römischer Aufenthalt 300. 301. —
 II 20. 266.
 Zwischen beiden Welten G. (Einer Ein-
 zigen angehören usw.) 314.
 Zwei wichtige, bisher unerörterte biblische
 Stagen A. 94 f

